ACTA ETHNOGRAPHICA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

T. BODROGI, B. GUNDA, I. TÁLASI

REDIGIT

GY. ORTUTAY

TOMUS XXVII FASCICULI 1–4

AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1978

ACTA ETHNOGRAPHICA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA NÉPRAJZI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: 1054 BUDAPEST V., ALKOTMÁNY U. 21.

Az Acta Ethnographica német, angol, francia és orosz nyelven közöl értekezéseket a néprajztudomány köréből.

Az Acta Ethnographica változó terjedelmű füzetekben jelenik meg 20—30 ív terjedelemben, több füzet alkot egy kötetet. Évenként általában egy kötet jelenik meg.

A közlésre szánt kéziratok, géppel írva, a következő címre küldendők:

Acta Ethnographica, Budapest 502, Postafiók 24.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó"-nál (1363 Budapest Pf. 24. Bankszámla 215-11488), a külföld számára pedig a „Kultura" Külkereskedelmi Vállalatnál (1389 Budapest 62, P.O.B. 149. Bankszámla: 128-10990) vagy annak külföldi képviseleteinél.

Die Acta Ethnographica veröffentlichen Abhandlungen aus dem Bereich der Volks- und Völkerkunde in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache.

Die Acta Ethnographica erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band von 20—30 Bogen. Im allgemeinen erscheint jährlich ein Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

Acta Ethnographica, Budapest 502, Postafiók 24.

An die gleiche Anschrift ist jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten. Abonnementspreis pro Band: $ 36.00.

Bestellbar bei »Kultura« Außenhandelsunternehmen (1389 Budapest 62, P.O.B. 149. Bankkonto No. 218-10990) oder seinen Auslandsvertretungen.

ETHNOGRAPHIA — ETHNOLOGIA — FOLKLORE

SONDERHEFT ANLÄSSLICH DER **90.** WIEDERKEHR
DER HERAUSGABE DER
»ETHNOLOGISCHEN MITTEILUNGEN AUS UNGARN«

AUSGEWÄHLT UND MIT EINER EINLEITUNG
VERSEHEN VON GÁBOR ZSIGMOND

BIOGRAPHISCHE DATEN UND ANHANG
ZUSAMMENGESTELLT VON FERENC WINKLER

MITARBEITERIN: FRAU ZSUZSA WINKLER

Budapest, 1978

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 3—20

EINLEITUNG

1. Der vorliegende Band der »Acta Ethnographica« tilgt eine alte Schuld, wenn er an die 90. Wiederkehr der Herausgabe der ersten ungarischen ethnologischen Zeitschrift, der »Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn« erinnert und einige hervorragende Schriften daraus veröffentlicht. Dem in- und ausländischen Echo der 1887 entstandenen Zeitschrift war es zu danken, daß zwei Jahre später die Ungarische Ethnographische Gesellschaft (Magyarországi Néprajzi Társaság) gebildet werden konnte. Im Zusammenhang damit repräsentieren die in dieser Auswahl vertretenen Studien nicht nur die Hauptrichtungen der ungarischen Ethnologie jener Zeit, sondern vermitteln auch einen Einblick in die Organisation und die ersten Jahre der Geschichte der Gesellschaft. Es ist daher besonders wichtig, dem heutigen Leser ein genaueres Bild der ethnologischen, ethnographischen, statistischen, anthropologischen und soziologischen Literatur der Periode zwischen 1870 und 1910 zu bieten. So wurden einige Studien aus den Jahrgängen der »Ungarischen Revue« und der »Keleti Szemle« sowie aus einigen grundlegenden Monographien übernommen. Diese Monographien erschienen einige Jahre nach ihrer ersten Ausgabe ebenfalls in einer Fremdsprache. Zusammengefaßt: In der vorliegenden Auswahl wurden die ungarischen ethnologischen Schriften berücksichtigt, die zwischen 1870 und 1910 erschienen und vom eigenen Zeitalter als Repräsentanten der Forschung für die internationale Literatur bestimmt waren.

Der Haupttitel des Bandes »Ethnographia, Ethnologia, Folklore« weist auf die theoretische und programmweisende Studie hin, die von Lajos KATONA im ersten Jahrgang der offiziellen Zeitschrift der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft veröffentlicht wurde. KATONA legt darin den Gegenstand der ungarischen Ethnologie fest und bestimmt ihre Theorie und Methodik. Diese Abhandlung bildet eine Grenzlinie in der Geschichte der in den Bereich der ungarischen Ethnologie gehörenden Forschungen. Es ist in ersten Linie den theoretischen Schriften Lajos KATONA's und noch einiger seiner hervorragenden Forscherkollegen zu verdanken, daß die neue wissenschaftliche Gesellschaft nicht nur einen formellen Rahmen darstellt, sondern auch eine enge Ver-

bindung zwischen den am weiten Kreis der Ethnologie interessierten Forschungen schafft.

2. Dem heutigen Leser muß sicherlich erläutert werden, warum die erste ungarische ethnologische Zeitschrift in deutscher Sprache erschien. Antal HERRMANN, dem Herausgeber der Zeitschrift, fällt diese Entscheidung nicht leicht, denn die Zeit drängt bereits auf die Schaffung eines selbständigen Forums der ungarischen ethnologischen Forschungen. Die Gründe seiner Entscheidung werden von ihm in der Einleitung zur Zeitschrift erwähnt: »Da diese Zeitschrift vornehmlich für die Fachkreise des Auslandes bestimmt ist, halte ich es für überflüssig, hier eine Erörterung über Wesen und Wichtigkeit der Ethnologie zu versuchen und glaube mich an dieser Stelle kurz fassen zu können... Als ich ihre Hauptaufgabe betrachte, dem Auslande die Kenntnis des vaterländischen Folklore, der so bedeutsamen und wichtigen Offenbarungen der Volksseele heimischer Völkerschaften zu vermitteln... Endlich wünscht sie die brüderliche Eintracht, die gegenseitige Sympathie, Liebe und Achtung der Volkstämme Ungarns zu fördern...«, weiter unten setzt er fort: »Die Zeitschrift wird sich bestreben, völlig vorurteilsfrei, unbefangen, unparteiisch zu sein und sich stets der unverfälschten Wahrheit und wissenschaftlichen Objektivität befleißen. Sie wird allen Volkszweigen die gleiche Aufmerksamkeit widmen und die gleiche Würdigung widerfahren lassen.« HERRMANN ist auch davon überzeugt, daß durch den Gebrauch der deutschen Sprache die Kultur des Ungartums und der ungarländischen Nationen sowie die darauf gerichtete wissenschaftliche Forschung nicht nur dem Ausland zugängig wird. Ein praktischer Gesichtspunkt ist, daß dadurch erreicht wird, in der neuen Zeitschrift für sämtliche Nationen und Nachbarvölker ein Forum zu schaffen. Das Redaktionsprinzip ist Teil einer sehr entscheidenen wissenschaftlichen und politischen Konzeption. Lajos KATONA drückt diese — ebenfalls in der ersten Nummer — in seiner Studie »Allgemeine Charakteristik des magyarischen Folklore« aus. Zum Verständnis der Entwicklung in Ungarn geht er von den geographischen Gegebenheiten des Karpatenbeckens aus. Seine Schlußfolgerung lautet folgendermaßen: »Was Wunder, wenn die Geschichte dieses Landstriches seit ihren Uranfängen bis auf eine verhältnismäßig junge Vergangenheit in einer Musterkarte ethnologisch im höchsten Grade lehrreicher Schichtung und Verschiebung, das Bild eines im Wechsel beständigen Aus- und Niederganges herrschender und beherrschter Rassen vor unsere Augen führt, wo in ununterbrochener Reihe sich wiederholender Peripetien, auf die kaum erst begonnene Kulturarbeit früher hereingeströmter Völker der tosende Anprall neuer und abermals neuer Wellen folgt !« KATONA zählt die hauptsächlichsten Staatengebilde auf, die einen Versuch zur Stabilisierung der ständigen Veränderung unternehmen. Am Ende einer langen Reihe steht an der Wende vom 8. zum 9. Jahrhundert ein slawisches Reich, dessen Zerfall ein Vakuum hinterläßt. In dieser Zeit gelangen — am Ende einer langen Wanderung durch Asien — die Ungarn hierher.

KATONA sieht in den landerobernden Ungarn kein nomadisches Kriegervolk. Seiner Meinung nach hätte dann die militärische Eroberung in einer kurzen Macht ihr Ende gefunden. Die Erklärung sieht KATONA in der gesellschaftlichen Struktur: »Neue Lebensverhältnisse werden einem sozialen ebenso wie einem individuellen Organismus neue Lebensformen vorschreiben; und wie es auf einer Seite vom höheren oder geringeren Grade des Anpassungsvermögens, das er besitzt, abhängig ist, ob solche auf sein Gedeihen oder Verderben hinwirken werden: so ist auf anderer Seite die Höhe der Einbuße, die er an seiner ursprünglichen Eigenart erleiden wird, durch den höheren oder geringeren Grad seiner Widerstandsfähigkeit bedingt... Hätte das ungarische Volk, vor seinem definitiven Ansässigwerden in der Donau- und Theißgegend, nicht bereits auf eine längere Übergangsperiode primitiven Feldbau treibenden Halbnomadentums zurückzusehen gehabt, wäre es in seine heutige Heimat nicht mit einer in den früheren Wohnsitzen hinlänglich ausgebildeten und erstarkten Neigung zu sedentärem Leben eingezogen: nie wäre der Einführung des Christentums, zugleich mit der Begründung der monarchistischen Staatsform, von der Mehrzahl dieses sonst nicht allzu fügsamen Volkes mit beinahe beispielloser Bereitwilligkeit zugestimmt worden...«

Die zentrale Frage der ungarischen Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, besonders der Geschichtsschreibung, der Ethnographie und der Sprachgeschichte ist das Bild und der Standpunkt über das landnehmende Ungartum. Diese Frage ist im gesamten gegebenen Zeitraum auch eine politische Frage, und daher trifft ihre wissenschaftliche Annäherung immer auf sehr viele, zumeist berechtigte Vorbehalte. Es entstehen zwei einander entgegengesetzte Schulen: die kulturorientierte und die gesellschaftsorientierte Richtung. Die Hauptmerkmale der gesellschaftsorientierten Betrachtungsweise sind aus den vorangegangenen Zeilen von Lajos KATONA zu erkennen. Ihr Wesen besteht darin, daß die Entstehung und Entwicklung des Ungartums im Vergleich zu den übrigen Völkern der Welt keine Ausnahme darstellt. Unter Zurückweisung der Lehren des deutschen Historismus legt sie die Betonung auf die Entwicklung und Struktur der Gesellschaft. Dementsprechend werden von dieser Richtung die, in der schottisch-britisch-französischen Gesellschaftsphilosophie, Ökonomie und soziologischen Literatur, erreichten Ergebnisse übernommen. Ihre Hypothese: ähnlich zu anderen Völkern konnte auch das Ungartum keine monolithische Gesellschaft, kein Volk von Kriegern gewesen sein. Ihrer Auffassung nach war das Ungartum zur Zeit der Landnahme eine in Arbeitsteilung lebende Gesellschaft, die das Sammeln, die Fischerei, Jagd und den Ackerbau kannte — und daneben mit aller Sicherheit der nomadischen Tierhaltung und dem Soldatentum die größte Bedeutung zukam.

Die kulturorientierte Schule steht demgegenüber auf dem Standpunkt, daß die landnehmenden Ungarn ein nomadisches Kriegervolk bildeten. Ihre Abstammung ist auf die Hunnen zurückzuführen. Damit ist zu erklären, daß

das Ungartum ein »verwandtschaftsloses«, alleiniges und zugleich über eine expansive Kultur verfügendes Volk ist, das imstande war, zum Herrn über die im Karpatenbecken lebenden Völker zu werden. Zum Beweis dieser Behauptung werden der Charakter des Ungartums, das Alter und die Einzigartigkeit der ungarischen Sprache und Kultur nachgewiesen. Die Anschauungsweise ist am ehesten durch die puristische Philologie zu verstehen: die puristische Etymologie legt die Betonung auf die Erforschung der sog. Stammwörter und der Kreis der Stammwörter wird natürlich durch die Lebensweise des vermutlich erobernden Kriegervolkes bestimmt.

Zentralfrage wird notwendigerweise die Frage der Ethnogenese des ungarischen Volkes, d. h. die Doktrin der hunnisch-ungarischen Verwandtschaft. Jahr um Jahr kommt es deswegen zu Auseinandersetzungen. Die gesellschaftsorientierte Richtung hält es nicht für ausreichend, ihre Behauptung auf Grund der Erfahrungen der allgemeinen Gesellschaftsentwicklung, auf deduktive Weise zu beweisen. So wird die Idee der »Verwandtschaftslosigkeit« der ungarischen Sprache in den Mittelpunkt gestellt. Die gesellschaftsorientierte Richtung erstellt mit Hilfe der vergleichenden Sprachgeschichte die geschichtliche Rekonstruktion der ungarischen Sprache. Diese Rekonstruktion verlegt die ungarische Sprache in die Familie der finnisch-ugrischen Sprachen. All dies beweist auf induktive Weise, daß die Kultur des Ungartums Ergebnis einer Entwicklung ist und nicht Überbleibsel einer »uralten, autochtonen« Kultur. Die finnisch-ugrische Theorie ist heftigen Angriffen ausgesetzt. Nicht nur die Philologie, sondern auch die Religionsgeschichte nimmt zur Frage Stellung. In den Jahren um 1850—60 entsteht in der Philologie die historisch-ethnographische Schule. Ihre führende Persönlichkeit ist Pál HUNFALVY.

3. Auf Grund des Gesagten wird verständlich, warum in der vorliegenden ethnologischen Auswahl Pál HUNFALVY's Dissertation »Die ungarische Sprachwissenschaft — Historischer Überblick« aufgenommen wurde. Aus dem Überblick von HUNFALVY geht hervor, daß die Werkstatt der ungarischen Ethnographie die vergleichende sprachgeschichtliche Forschung ist. Hier entsteht diejenige wissenschaftliche Mentalität, die die pankulturellen Ideen, die kulturelle Diskriminierung, später den Sozialdarwinismus und den Rassismus zurückweist. Die Freiheit von Vorurteilen wird auch zur Grundeigenschaft der immer selbständiger werdenden geschichtlichen Ethnographie. Die Verbindung zwischen der Sprachgeschichte und der geschichtlichen Ethnographie wird dadurch verstärkt, daß sich die führende Persönlichkeit der Finnugristik entschließt, die erste geschichtlich-ethnographische Monographie zu verfassen.

Pál HUNFALVY's Arbeit unter dem Titel »Die Ethnographie von Ungarn« erscheint im Jahre 1876. Darin legt er in großen Zügen die ungarische Ethnogenese dar, die wichtigsten ethnischen Fragen der Geschichte vor der Landnahme sowie die Grundfragen der ethnisch-kulturellen Umwandlung nach der Landnahme. Seine Hypothese in einem Satz: die Geschichte aller Völker, so

auch des Ungartums ist nichts anderes als die Geschichte der sich historisch ständig ändernden Beziehungen. Neben den mit immer neueren Völkern aufgenommenen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungen bewahrt auch das Ungartum treu seine grundlegenden Züge. Dieses wechselseitige System der Beziehungen ist in der ungarischen Geschichte jedoch nicht vorübergehend, sondern besteht ganz bis zum 19. Jahrhundert. Dementsprechend bestimmt er die Aufgabe der ungarischen geschichtlichen Ethnographie auf folgende Weise: »Die Ethnographie von Ungarn behandelt der Natur der Sache gemäß sämtliche Volksstämme, welche auf dem Gebiete der ungarischen St. Stephanskrone wohnen. Nachdem aber der jetzige Zustand nur das Produkt vergangener Zeiten ist, so muß sich diese Ethnographie auch mit der allgemeinen Geschichte dieser Völker beschäftigen.« Von den Kategorien Volk-Nation stellt er folgendes fest: »Bei meiner Auffassung von Volk und Nation haben die anthropologischen oder vielmehr zoologischen Beschreibungen nur geringen Wert. Nicht die Formen des Schädels, noch das Wachstum der Haare oder die Farbe der Haut machen den Menschen oder ein Volk; sondern nur allein dessen Sprache und soziales Wesen. In meiner Ethnographie fand also die Darstellung dessen, in welcher Gestalt uns die Natur den Menschen zeigt, nur spärlichen Raum, desto mehr Rücksicht schenkte ich der Erscheinung des Menschen in der *Geschichte*, d.i. seiner Darstellung durch sich selbst.«

Die auf die Ergebnisse der allgemeinen Soziologie und der vergleichenden Sprachgeschichte begründete Ethnographie legt in großen Zügen die Geschichte des ungarischen Ethnikums dar. Die geschichtliche Rekonstruktion klärt letzten Endes die diachronischen bleibenden Elemente des Ethnikums und betont weniger die Merkmale des gegebenen geschichtlichen Zeitalters — so der Gegenwart —, dessen erreichbare materielle Manifestationen. Die sich im Kreis des Historismus bewegende Traditionenforschung, in erster Linie die Untersuchung der als alt betrachteten bäuerlichen Kultur, entwickelt sich unabhängig von der geschichtlichen Ethnographie. Das größte Hindernis ihrer Entwicklung besteht in den Mängeln der Bauernkunde des 19. Jahrhunderts. In den 1880er Jahren geraten das bäuerliche Leben und die bäuerliche Kultur — parallel zur Entfaltung des osteuropäischen Populismus — in ein neues Licht. Zeichen dieser Wende ist die Bauernforschung des bekannten ungarischen Naturwissenschaftlers Ottó HERMAN in der Mitte der 1880er Jahre. HERMAN entdeckt im Laufe seiner zoologischen Forschungen die traditionelle bäuerliche Arbeit, die Fischerei. Die Fischereiwerkzeuge werden jedoch von Ottó HERMAN nicht ihrer selbst wegen untersucht, sondern in der Gesamtheit der Arbeitsverrichtung. Seine induktiven Forschungen bringen zugleich auch greifbare Beweise für die geschichtliche Ethnographie. Was HUNFALVY auf deduktive Weise von dem in der komplexen Gesellschaft lebenden Ungarntum zur Zeit der Landnahme behauptete, das wird von HERMAN mit der Kraft der Gegenstände bewiesen. Die

Aufdeckung der Fischerei als Urbeschäftigung widerlegt auch unmittelbar die Theorie vom nomadischen Kriegervolk. Pál HUNFALVY empfängt verständlicherweise die Fischereimonographie von Ottó HERMAN mit großer Zufriedenheit. Er schreibt folgendes: »In diesem höchst interessanten Bilde, das uns die Resultate der Forschungen HERMAN's darbieten, fällt vor allem der Zug auf, daß die Fischerei die Urbeschäftigung der Ungarn war, und daß sie jedenfalls aus einer solchen Gegend hergekommen sind, wo sie Fischfang treiben konnten. Und hieraus ergibt sich, daß die Auffassung, wonach ein jeder Ungar ohne Ausnahme von Kriegsbeute lebte, eine sehr einseitige ist ... Die Arbeitsteilung ist das erste Gesetz jeder entstehenden Gesellschaft. Darum brauchen wir auch keinen plötzlichen Sprung vom Kriegerleben ins seßhafte Fischerleben anzunehmen.«

Das Objektmaterial der Fischereiforschungen von Ottó HERMAN regt die ethnographische Museologie an. János JANKÓ stellt in seiner Studie »Die ethnographische Abteilung des ungarischen Nationalmuseums« folgendes fest: »Das Interesse für Ethnographie durchdrang nun immer weitere Schichten. Die wirkliche Bedeutung der Sammlung Ottó HERMAN's trat erst dann recht zu Tage, als er die Resultate seiner mit dieser Sammlung verbundenen Forschungen in seinem Werke ... veröffentlichte (1887); da wurde es klar, daß HERMAN eigentlich eine ganze Schicht des ungarischen Volkes entdeckt und in der Urbeschäftigung dargestellt hat, deren eindringende Erforschung sich für die ungarische ethnographische Wissenschaft als eine Aufgabe ersten Ranges erwies.«

In diesem Zusammenhang weist János JANKÓ auf die Bedeutung der bei den finnisch-ugrischen Völkern durchgeführten ethnologischen und philologischen Feldarbeit hin: »Als sich das Interesse für Ethnographie verbreitete und man das Bedürfnis fühlte, die Ethnographie zu kultivieren, war es ganz natürlich, daß auch REGULY's Geist auferstand. 1888 griff der junge Karl PÁPAI ... nach dem seit 40 Jahren ruhenden Wanderstabe REGULY's und ging, um ethnographische Forschungen anzustellen, mit bescheidenen materiellen Mitteln zu den Wogulen und Ostjaken, durchwanderte ihr ganzes Gebiet von Tobolsk bis Obdorsk, von Samarovo bis Tomsk, sammelt ... beträchtliches Material und beschafft für die ethnographische Abteilung eine aus etwa 480 Stücken bestehende ethnographische Kollektion... Ein Jahr später, 1889 macht sich Béla VIKÁR nach Finnland auf; er wollte die finnische Sprache studieren, sah aber ein, daß er die konkreten Begriffswörter der finnischen Sprache nur dann vollkommen verstehen kann, wenn er zugleich die Gegenstände studiert, welche mit diesen Wörtern bezeichnet werden. Von diesem Grundsatz ausgehend, drang er in die Erforschung der finnischen technischen Ethnographie ein ...«

Ähnlich zu der Forschung der Urbeschäftigungen des ungarischen Bauerntums bringt auch die finnisch-ugristische Feldforschung tiefgreifende

Veränderungen in der ungarischen Ethnologie und Ethnographie mit sich. Die unmittelbare Verbindung mit dem Volk, das Zusammenlebenkönnen, das aufrichtige menschliche Verhältnis sind die wichtigsten Folgen dieser Forschungen. Die finnische ethnologische Forschung übt auf die ungarischen Wissenschaftler einen sehr großen Einfluß aus. In erster Linie imponiert ihnen der Puritanismus der finnischen Forscher, ihr Arbeitsvermögen und die Zusammenarbeit unter den Forschern. Die rußländischen, finnländischen und in weiterem Sinne verstandenen skandinavischen Beziehungen haben auch spürbare politische Folgen. Das zeigt sich bereits in den Sammelmethoden. Die Ideen des Populismus und der Narodnik erwecken Sympathie und erregen das Interesse für die russische und skandinavische Literatur. Dem ist zuzuschreiben, daß die ungarischen Finnugristen mit zahlreichen ausgezeichneten Übersetzungen vor die Leser treten. Sie werden auch zu den Vorläufern der Ibsen-Kultur.

4. Die Erforschung der materiellen Kultur und die der finnugristischen Feldarbeit folgende Veränderung der Anschauungsweise verstärken die in den folkloristischen Sammlungen bemerkbare neue Richtung. Deren erstes Zeichen tritt in der Mitte der 1870er Jahre auf und verstärkt sich in erster Linie durch die Sammlungen von Lajos KÁLMÁNY. Die Bedeutung der neueren Sammlungen wird von Lajos KATONA in seiner Studie »Die Literatur der magyarischen Volksmärchen« so zusammengefaßt: »Neben der großen stofflichen und territorialen Mannigfaltigkeit dieses Märchenschatzes hat ... den Vorzug, daß die Aufzeichnungen mit wenigen Ausnahmen auch den strengsten wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen und größtenteils nicht nur wort-, sondern auch lautgetreu dem Volksmunde abgelauscht sind. Eben darum ist zu wissenschaftlichen Zwecken in erster Reihe dieser an und für sich imposante Stock magyarischer Volksmärchen in Betracht zu ziehen. Freilich sind die meisten Stücke desselben weit davon entfernt, so zierlich abgerundete und ebenmäßige Kunststücke, wie z. B. die GRIMMschen und die in ihren Fußstapfen wandelnden magyarischen Märchen zu bieten. Umso wertvoller sind sie aber in ihrer ursprünglichen, oft fragmentarischen Art für den Forscher der Volksseele und den Sucher volkstümlicher Varianten, die auch bei den begabtesten Erzählern durch häufige Wiederholungen und Lücken, Risse und Sprünge, mit einem Wort durch den Mangel jener Gefeintheiten und jenes kunstvollen Ebenmaßes charakterisiert sind, welche nur die absichtsvoll und stilgerecht nachahmenden Darstellungen eignen.«

In der Mitte der 1880er Jahre wird auch mehrmals vorgeschlagen, es möge die Abstimmung der bis dahin auf verschiedenen Wegen vorangehenden Forschungen — der geschichtlichen Ethnographie, der Folkloristik, der Forschung der materiellen Kultur, der finnisch-ugrischen Ethnologie — verwirklicht werden. Vielversprechend ist, daß zwar unabhängig voneinander, so doch aber in allen Richtungen ähnliche Anschauungen entstehen. Unter solchen Umstän-

den erscheinen in der Herausgabe von Antal HERRMANN die »Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn«. HERRMANN wird dadurch ermutigt, daß er fast im letzten Moment denjenigen findet, der geistiger Mittelpunkt und Leiter der Unternehmung sein kann. Er gewinnt dafür den aus Graz heimkehrenden Lajos KATONA. Das 1887 erschienene Blatt schafft eine bis zu gewissem Grade fertige Lage. Obwohl sich die Organisierung der wissenschaftlichen Gesellschaft noch zwei Jahre hinzieht, werden die Anstrengungen jedoch schließlich mit Erfolg belohnt. 1889 entsteht die Ungarische Ethnographische Gesellschaft. Ihr erster Vorsitzender wird Pál HUNFALVY. Die Gesellschaft beginnt mit der Veröffentlichung ihres offiziellen Blattes, der »Ethnographia«. Damit wandelt sich auch die Funktion der »Ethnologischen Mitteilungen«, die von nun ab die Übersetzung der wichtigsten, in der »Ethnographia« erscheinenden Abhandlungen publiziert.

Die allgemeinen Zielsetzungen der Ethnographischen Gesellschaft sieht Pál HUNFALVY im Rahmen der auch von ihm vertretenen geschichtlichen Ethnographie. Gleichzeitig gewährt er der Richtung ihren Platz, die für die neue Wissenschaft eine viel umfassendere und zugleich politisch radikale Aufgabe fordert. Lajos KATONA formuliert im Namen der Richtung seine programmatische Studie. Seine Schrift, die »Ethnographia, Ethnologia, Folklore« stellt eine Grenzlinie in der Geschichte der ungarischen Ethnologie dar. KATONA beschäftigt sich zuerst mit der allgemeinen, wiederkehrenden Erscheinung der Geschichte der Wissenschaften: »Es ist eine in der Geschichte der Wissenschaften sich oftmals wiederholende, sozusagen reguläre Erscheinung, — weil sie zugleich eine Folge des natürlichen Ganges der Entwicklung des menschlichen Geistes ist, — daß neue Wissenschaftszweige gezwungen sind, eine Zeit lang um ihre Existenz zu kämpfen. Oder, da es — nach der sehr richtigen Bemerkung von WUNDT, — neue Wissenschaftsfächer im strengsten Sinne des Wortes nicht gibt, so können wir berechtigterweise nur sagen, daß die neuen Richtungen der wissenschaftlichen Untersuchung so lange als Schößlinge eines älteren Stammes treiben und wachsen, bis sie genügende Kraft und Lebensfähigkeit erlangt haben, um sich, von ihrem Stamme getrennt, selbständig fortzuentwickeln, und dann oft wieder Stämme für neue Schößlinge abzugeben.«

Betrachtet man die Geschichte der ungarischen Forschungen, so fällt es auf, daß sich die einzelnen Richtungen in verschiedenen, bereits seit langem ihre Form angenommenen Wissenschaften entwickeln. Die Werkstatt der geschichtlichen Ethnographie ist die Sprachgeschichte, die Erforschung der materiellen Kultur beginnt mit den Untersuchungen der Arbeitswerkzeuge, der Vormund der Folkloristik ist die Literaturwissenschaft und schließlich wird — wie davon später noch eingehend die Rede sein wird — die evolutionistische Erforschung der gesellschaftlichen Entwicklung auf Anregung der Ökonomie, der Statistik und der Gesellschaftsphilosophie selbstständig. Auch das Entstehen in den ver-

schiedenen Werkstätten erschwert das Finden eines gemeinsamen Nenners. Dieser gemeinsame Nenner ist KATONA zufolge, durch die Bestimmung der speziellen Aufgabe der Ethnologie zu erfassen. »Die Aufgabe der *Ethnologie* wäre also dem Bisherigen entsprechend, auf ein einzelnes Volk bezogen: *das pragmatisch-historische Studium der gesamten materiellen und geistigen Lebenserscheinungen einer durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Schicksale zu einem höheren sozialen Organismus verknüpften Menschengruppe.* Als letztes Ziel dieses Studiums ergäbe sich aus dem Vorausgeschickten: *die klare Einsicht in den Kausalzusammenhang der aufgehellten Lebenserscheinungen, und auf Basis dieser Einsicht eine aus derselben resultierende Erkenntnis von Gesetzen und bestimmenden Prinzipien,* deren ständiges Walten sowohl in den gleichzeitig zu Tage tretenden Manifestationen, als auch in den aufeinander folgenden Vorgängen einmal richtig erkannt und begriffen, notwendigerweise zu einer *Voraussicht und vernunftmäßigen Vorausbestimmung* dieser Manifestationen und Vorgänge führen muß. Aus dieser Umschreibung des Problems der Ethnologie ergibt sich zu allererst, daß das Studium jeglichen Volkes notwendigerweise zu einer Mechanik des Lebens anderer Völker, und schließlich zur Mechanik des Lebens der Universalität der ganzen Menschheit führt. Andererseits ist es klar, daß wenn wir nach den Gesetzen des Lebens einer Menschengruppe höherer sozialen Ordnung forschen, wir die eingehende Analyse der niedereren Organismen nicht umgehen dürfen, welche trotz ihrer Gleichzeitigkeit auch eine frühere Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung repräsentieren. Hierher gehört im Rahmen eines Volkes, und zugleich auch vor seine Entwicklung fallend: der *Stamm, Familie* und in letzter Analyse das *Individuum* selbst. Das Individuum kann allerdings im Rahmen der Ethnologie nur als Bestandteil des Ganzen und als Komponente der innerhalb einer Gruppe sich entwickelnden Kräfte, oder aber als eine Funktion dieser wirkenden Kräfte in Betracht kommen.«

Nach Klärung des Gegenstandes der Ethnologie, der Theorie und Methode der Forschung können KATONA zufolge die zum Kreis der Ethnologie gehörenden Wissenschaftszweige systematisiert werden. Auf Grund der obigen Festlegungen stellt er das folgende System zu den ethnologischen Forschungen auf:

»*A.* Auf ein (relativ) *autochtones* Volk bezogen:

I. Geographischer (eigentl. *chorographischer*) Teil

a) Oro-hydrographische, klimatologische u. geologische Beschreibung des Wohnsitzes.
b) Flora und Fauna desselben.
c) Kulturgeographie.

II. Antropologischer Teil

1. *Beschreibender* Abschnitt:
   a) Somatologische Anthropologie.
   b) Demographie.
2. *Pragmatischer* Abschnitt: Einfluß der unter I. beschriebenen Bedingungen auf den Körperbau, und Bedingtheit der demographischen Daten durch die äußeren Lebensverhältnisse.

III. Ethnographischer Teil

1. Beschr. Abschnitt:
   a) Wohnung.
   b) Nahrung.
   c) Kleidung, Waffen und Schmuck.
   d) Pflege des gesunden und kranken Körpers.
   e) Lebensunterhalt:
      α) Jagd und Fischerei.
      β) Viehzucht.
      γ) Feld- und Bergbau, Forstwirtschaft.
      δ) Industrie .
      ε) Handel.
      ζ) Raub- und Kriegszüge
   f) Sitten und Bräuche:
      α) Nach der Reihe der zyklischen Erscheinungen des Menschenlebens.
      β) Im Anschluß an die natürlichen und festlichen Jahreszeiten.
      γ) Sonstige Bräuche. (Traditionelles in der Ausübung politischer Rechte und Pflichten, in der Rechtspflege und Regierung, usw.)
   g) Volkstümliche Kunstfertigkeit mit Beziehung und im Anschluß auf die unter *a), b), c), d), e),* und *f)* angeführten.
2. *Pragmatischer* Abschn.: Einfluß von I. u. II. auf III.
3. *Vergleichender* Abschn.

IV. Ethnologischer Teil (im engeren Sinne dieses Wortes)

1. Beschr. Abschn.:
   a) Sprache und mündliche Überlieferung (also Folklore im oben näher begrenzten Sinne dieses Wortes.)
   b) Mythos (Volksglaube) und Religion (positiver od. konfessioneller Glaube) und die gegenseitigen Beziehungen der beiden aufeinander.

c) Sitte und Brauch im engeren Zusammenhange mit dem Volks- und Kirchenglauben; zu einem Teile schon weiter oben berücksichtigt. (S. III. 1. f.)

d) Geistiger Niederschlag der historischen Erlebnisse des Volkes.

2. Pragmatischer Abschnitt:

a) Widerspiegelung der vorstellungsbildenden Elemente sämtlicher unter I., II. und III. angeführter Bedingungen und Bedingtheiten in der Sprache, der mündl. Tradition, dem Glauben, Meinen und Wähnen, so wie in den Sitten des Volkes.

b) Folgerungen aus II. 1., III., IV. 1. *a)*, *b)* und *c)* auf den Ursprung und die verwandtschaftlichen Verhältnisse des Volkes (Spekulative Ethnologie). Zusammenhalten dieser Folgerungen mit den historischen Daten und Ergebnisse dieser sich gegenseitig ergänzenden Aufschlüsse.

3. *Vergleichender* Abschnitt.

V. Völkerpsychologischer Teil

Bedingtheit dessen, was wir unter Volksseele verstehen, von den unter I., II. und III. Lebensverhältnissen und Erscheinungen. Charakteristik dieser Volksseele an Hand der unter IV. aufgezählten Äußerungen derselben.

VI. Soziologischer Teil

Die von dem betreffenden Volke auf der Stufenleiter der gesellschaftlichen Entwicklung eingenommene Stelle, der absolute Wert seiner gesellschaftlichen Institutionen (in Hinsicht auf den Fortschritt der gesamten Menschheit); der relative Wert derselben (gemessen an dem Interesse der Erhaltung des eigenen Volkstums). Das System der aus diesen Wertschätzungen abstrahierbaren Folgerungen und allgemeinen Prinzipien. Die nach der wissenschaftlichen Einsicht feststellbare Prognosis für die Zukunft des Volkes, und die daraus eventuell abzuleitenden Vorsichtsmaßregeln (gesetzgeberische Prophylaxis).

B) Bei einem *nichtautochtonen* Volke erweitern sich die Punkte unter *A)* um folgende:

I.2. Im Falle der positiven Kenntnis der Urheimat, beziehentlich der älteren Wohnsitze, ein (womöglich der resp. Zeit entsprechendes) Bild derselben; falls aber die positiven Daten dafür fehlen, muß eine Rekonstruktion durch Folgerungen aus dem jetzigen Zustande versucht werden.

II.3. Die aus dem anthropologischen Bilde ableitbaren Folgerungen auf die Urheimat, bzw. den älteren Wohnsitz.

III.4. Folgerungen hinsichtlich des eben Erwähnten aus den ethnographischen Daten.

IV.4. a) Positive geschichtliche Daten über die Urheimat, bzw. die älteren Wohnsitze, über Wanderungen und den Einzug in das jetzige Vaterland, so wie über die Besitznahme desselben.

b) Die Belehrung die man aus dem unter IV.1. Erwähnten (Sprache, Mythos, Ethos) hinsichtlich der Urheimat bzw. der älteren Wohnsitze schöpfen kann.

Der Einfluß der älteren Wohnsitze und Berührungen auf das unter II. 1., III.1. und IV.1. Aufgezählte.

c) Positive geschichtliche und paleoethnologische Daten über die früheren Besitzer des gegenwärtigen Wohnortes, der Einfluß derselben auf die nach ihnen gekommenen Volksschichten, in antropologischer (II.1), ethnographischer (III.1) und ethnologischer (IV.1) Hinsicht.

V. Die nachweisbaren Erinnerungen an die älteren Wohnsitze, früheren Wanderungen und Berührungen in den gestaltenden Elementen der Volksseele.«

Die Ethnologie-Konzeption von Lajos KATONA gibt einen Rahmen für die bereits entstandenen und bis dahin zu anderen Wissenschaften gehörenden Forschungen. Zugleich stellt sie die Einbeziehung solcher Grundlagenforschungen zur Aufgabe, die damals in der heimischen Fachliteratur noch gar nicht existierten. So zum Beispiel die Landschaftsforschung, die Kulturgeographie und die Forschung der Volkspsychologie. In diesem festen theoretischen Rahmen erhalten die scheinbar zersplitterten, deskriptiven Forschungen einen Sinn und werden auf diese Weise zu den Quellen der induktiven Erkenntnis der ungarländischen Bauernschaft.

Hinsichtlich der Gesamtheit der ungarischen Wissenschaftsgeschichte ist es von großer Bedeutung, daß die Zielsetzung und die Systematisierung KATONA's einen Einklang schaffen zwischen den sich hauptsächlich im Kreis des Ethnikums bewegenden und den davon völlig unabhängig entstandenen evolutionistischen Forschungen. Es handelt sich um die Ergebnisse der von ihm in Punkt A/VI. erwähnten Forschungsrichtung (»Soziologischer Teil«). Um diese vorstellen zu können, muß hier die chronologische Reihenfolge unterbrochen und aus dem Jahre 1890 in die Jahre 1870—1880 zurückgekehrt werden.

5. Das Bedürfnis der Pflege der evolutionistischen Ethnologie tritt Anfang der 1870er Jahre in der Rechtswissenschaft auf. Der österreichisch-ungarisch politische Ausgleich des Jahres 1867 schafft bis zu gewissem Grad die Möglichkeit der selbstständigen ungarischen Gesellschaftsplanung. Ein Teil der in die Verwaltung einbezogenen jungen Wissenschaftler, unter ihnen Ágost PULSZKY, ist bemüht, wissenschaftlich begründete politische Institutionen zu schaffen. Diese neuen Institutionen geben der Entwicklung Ungarns allmählich einen neuen Verlauf. Sie gewährleisten die ungarischen historischen Rechte und helfen gleichzeitig, den Anschluß an die Industriegesellschaften zu finden. Diesen Gedanken folgend, gerät Ágost PULSZKY schließlich an ein Hauptwerk von H. S. MAINE, das »Ancient Law«. Er übersetzt MAINE's Werk ins Ungarische

(die Übersetzung erscheint 1875 und ist die zweite fremdsprachige Ausgabe des Werkes auf der Welt), und versieht es mit einem sehr ausführlichen Material von Anmerkungen, in denen er als erster in Ungarn die Tätigkeit von L. H. MORGAN, J. B. TYLOR, J. MCLENNAN und anderen analysiert. Die Synthese seiner Forschungen publiziert er viel später, 1885; sie erscheint 1887 in Englisch unter dem Titel »The theory of law and civil society«. Ein Kapitel daraus wird in der vorliegenden Auswahl unter dem Titel »The societies in history« veröffentlicht. Ähnlich wie MAINE untersucht auch PULSZKY die Frage der Entwicklung der Gesellschaft vom Entstehen der ersten Institutionen an und auch die geschichtliche Typisierung der menschlichen Gesellschaften wird von ihm den Institutionen, in erster Linie den politischen Institutionen zufolge durchgeführt: » . . .a review of the phenomena of universal History will mature within us the conviction that, whilst the savage populations grouped around the interest of consanguinity can, at most, rise to the level of the tribal society, the interests of local contiguity are sure to become preponderating as culture progresses, and that the conquering empires, belonging to that stage of society which has conquest for plunder as its object, subsequently furnish a wider sphere of community. The religious society gives a fresh impulse to civilization of a higher order, on the basis of which, by uniting all the previous vital aims, it becomes possible to form nations which, in their turn, open new fields for the assertion of still loftier of progres hitherto not realized, at first always by means of social co-operation, but later by the aid of institutions of the states, which are invariably the most perfect and effective organs of the consciousness of society, and of the will of the community.«

Dem Institutionalismus zufolge hängt das Fortkommen der Gesellschaft jederzeit von der Entwickeltheit der vorhandenen gesellschaftlichen Institutionen und der Wirksamkeit ihrer Maßnahmen ab. All dies schafft einen engen Zusammenhang mit der geistigen und psychologischen Entwicklung des Menschen, d. h. mit der Herausbildung der menschlichen Fähigkeit, daß der Mensch die Rationalität der von den Institutionen gegebenen Pläne einzusehen vermag. Dadurch fällt der Wissenschaft eine doppelte Aufgabe zu: die Institutionen müssen auf wissenschatlicher Grundlage geschaffen und die Menschen auf die wissenschaftliche Politik vorbereitet werden.

Die andere Schule des Evolutionismus rührt an die Frage der Statik und Dynamik der Gesellschaft. Diese Schule möchte als erste die geschichtliche Entwicklung der menschlichen Beziehungen kennenlernen und bringt darin auch die Frage nach der Entstehung der Institutionen unter. Unter den zwischen den Menschen zustandekommenden Beziehungen verlegt sie die gegenseitige Zusammenarbeit in der Arbeit an erste Stelle, geschichtlich und in ihrer ständigen Bedeutung gleichermaßen. Sie sucht meßbare und vergleichbare Erscheinungen und mißt daher, der in den 1860er Jahren verstärkt auftretenden modernen statistischen Theorie, große Bedeutung zu. Die Statistik sucht die

Zusammenhänge zwischen den durch ihre Häufigkeit dominanten Erscheinungen, Beispiel dafür ist die Studie von József SCHWICKER »Die Bevölkerung von Budapest«, in der er Zusammenhänge zwischen Urbanisation, Geburtenzahl und Einwanderung nachweist. In der Entwicklung der internationalen Statistik in den Jahren von 1860 bis 1890 nimmt die ungarische Statistik, in erster Linie die Arbeit von Károly KELETI, János HUNFALVY und Leó BEÖTHY einen vornehmen Platz ein.

Leó BEÖTHY's statistische Forschungen richten sich in erster Linie auf das wirtschaftliche Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn, theoretisch gesehen auf die Fragen von »laissez faire« und des Protektionismus. Er fertigt eine detaillierte und sorgfältige statistische Aufnahme der Jahre 1866 und 1867 an und gelangt durch seine Schlußfolgerungen zu einem neuen Problem: der Frage des Verhältnisses der unterschiedlich entwickelten Gesellschaften zueinander.

Diese Richtung beschreitet er weiter und analysiert später, wie das ungleichmäßige wirtschaftliche Verhältnis auf die innere Struktur der jeweiligen Gesellschaften wirkt. In seiner 1876 erscheinenden Arbeit »Nemzetlét« (Existenz der Nation) beschäftigt er sich bereits mit dem von der ungarischen Gesellschaft in der allgemeinen Gesellschaftsentwicklung eingenommenen Platz. Er ist der Meinung, daß im weiteren die Frage der Entstehung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft viel eingehender untersucht werden müsse. Als ihn die Ungarische Akademie der Wissenschaften 1878 zu ihrem Mitglied wählt, hält er seine Antrittsvorlesung »Über die Entstehung der Gesellschaft«. 1882 erscheint sein Hauptwerk »Die Anfänge der gesellschaftlichen Entwicklung«. Es ist die bedeutendste Schöpfung der ungarischen Ethnologie im 19. Jahrhundert. BEÖTHY vermehrt nicht einfach die große Zahl der evolutionistischen Theorien um eine neuere, sondern entwickelt die Methodik seiner theoretischen Forschungen in Kenntnis des Zustandes der ungarischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Daher weist er ein vorzügliches Gefühl für die funktionelle Rolle der einzelnen gesellschaftlichen Erscheinungen auf.

Ähnlich wie die Arbeiten BEÖTHY's erscheinen auch die Schriften von Gyula LÁNCZY in keiner Übersetzung. LÁNCZY's Forschung jedoch kann die vorliegende Auswahl indirekt auf Grund der zeitgenössischen Rezensionen darlegen. Der Artikel von Ignác KONT »Der Ursprung der Dorfgemeinschaft« vermittelt trotz seiner Kürze die Auffassung LÁNCZY's. Seine folgende Feststellung ist nicht nur für LÁNCZY, sondern auch für die Tätigkeit von Leó BEÖTHY gültig: »Da es ihm nicht um die Resultate abstrakter Philosophie, sondern praktischer Gesellschaftswissenschaft zu tun ist, verfolgt er diese Frage der Entfaltung der Individualität nicht weiter auf dem ideellen Gebiete, etwa der Erkenntnis- und Persönlichkeitstheorien, sondern sucht jene großen realen Kategorien, in welchen sich das Wesen und die Entwicklung der Individualität tatsächlich am schärfsten ausprägt.«

Im Vergleich zu Ágost PULSZKY und Leó BEÖTHY wendet LÁNCZY die Theorie und Methode des Evolutionismus kritischer an. Wie von ihm formuliert wird: er hält ihn eher für ein Prinzip, eine wissenschaftliche Weltanschauung, als schließliche Lösung. 1885 schreibt er »Über die geschichtliche Methode« und geht darin auf das Verhältnis von Evolutionismus und Historismus ein. Er stellt fest, daß die Existenz der Evolution zuallererst in konkreten geschichtlichen Situationen kontrolliert werden muß, und daß es lediglich im Besitz einer ganzen Reihe eingehender geschichtlicher Analysen möglich ist, Verallgemeinerungen für eine längere Zeitspanne aufzustellen. Er selbst macht Schluß mit seinen früheren Methoden und beginnt mit der Erforschung der ungarischen Staatsgründung.

Die gemeinsame Anwendung von Historismus und Evolutionismus nimmt zuerst in den Forschungen von Károly TAGÁNYI eine selbständige Form an. Seine 1897 verfaßte Studie, die »Geschichte der Feldgemeinschaft in Ungarn« beschäftigt sich nicht mit der Erforschung der Gemeinschaften im allgemeinen, sondern bettet diese in die Geschichte des ungarischen Feudalismus ein. TAGÁNYI schreibt darüber in der Einleitung: »Auch bei uns suchten schon einige den Ursprung des Grundbesitzes in der Feldgemeinschaft, doch erscheint dies nur als eine, im Nebel der Vorzeit tappende *Theorie* in unseren juristischen, nationalökonomischen und historischen Werken — die konkreten Daten haben vollständig gefehlt. Unterstützt durch die Fingerzeige der ausländischen Analogien, ist es mir gelungen, *diese Daten* zu sammeln, teils in bereits publizierten, teils aber in noch nicht bekannten historischen Materialien.«

6. Die erfolgreiche Abstimmung des soziologischen, ethnologischen, ethnographischen und geschichtlichen Aspektes in TAGÁNYI's Arbeit bleibt, die Literatur des Zeitalters betrachtet, eine alleinstehende Initiative. Immer mehr trennen sich die auf die ungarische Kultur gerichtete Ethnographie, die hauptsächlich auf Asien gerichtete Ethnologie und die unmittelbare politische und sozialpolitische Ziele verfolgende Soziologie. 1900 faßt die Ethnographische Gesellschaft den Beschluß, eine selbständige Arbeitsgemeinschaft für die Ostforschung zu schaffen. Die »Arbeitsgemeinschaft« gibt ein eigenes Publikationsorgan heraus, das innerhalb kurzer Zeit zu einem der angesehensten Blätter der internationalen Fachliteratur wird.

Die »Keleti Szemle« erscheint in mehreren Sprachen, zum Redaktionskollegium gehören Bernát MUNKÁCSI, Ignác KUNOS, Ármin VÁMBÉRY und Béla VIKÁR. Als Repräsentation des außerordentlich reichen Materials wurde die theoretisch-methodische Studie von György ALMÁSY »Zentralasien, die Urheimat der Turkvölker« in die Auswahl aufgenommen.

Die intensive Feldarbeit betreibende ungarische Ethnologie trennt sich nicht nur organisatorisch von der sich hauptsächlich auf ungarisches Material konzentrierenden Ethnographie. All dies ist Begleiterscheinung einer

Art von Spezialisierung, der Trennung der einzelnen Teilforschungen voneinander. Obwohl infolgedessen von der ungarischen Ethnographie ein sehr umfangreiches deskriptives Material bearbeitet wird, kommt Anfang der 1900er Jahre der Anspruch und die Möglichkeit der Synthese immer weniger zur Sprache. Die Lage wird dadurch kompliziert, daß die Mehrzahl der Wissenschaftler der Ethnographischen Gesellschaft apolitischer Einstellung sind und die Ethnologie anders interpretieren, als dies das Programm von Lajos KATONA aus dem Jahre 1890 tut. KATONA stellte zum Ziel: »Die nach der wissenschaftlichen Einsicht feststellbare Prognosis für die Zukunft des Volkes, und die daraus eventuell abzuleitenden Vorsichtsmaßregeln (gesetzgeberische Prophylaxis)« seien zu verwirklichen.

Die Planung der Zukunft der Gesellschaft wird Anfang der 1900er Jahre von der »Gesellschaftswissenschaftlichen Gesellschaft« (Társadalomtudományi Társaság) und deren Zeitschrift, dem »Zwanzigsten Jarhundert« zum Ziel gesetzt. Hier sammeln sich die radikalen, linksgerichteten Wissenschaftler, Künstler und Publizisten Ungarns dieser Zeit. Die Periode der Tätigkeit der »Gesellschaftswissenschaftlichen Gesellschaft« in den Jahren zwischen 1900 und 1906 vergeht im Zeichen der Theorie. Neben den allgemeinen soziologischen Studien wird kaum auf induktive Forschung gebaut und konkrete Verhältnisse aufdeckende Analysen sid kaum zu finden.

Die politischen Bewegungen der Jahre 1905—1906, besonders die Stärkung der Ungarischen Sozialdemokratischen Partei berühren die radikalen Soziologen inmittelbar. Die zum größten Teil aus dem 19. Jahrhundert stammenden theoretischen und methodischen Mittel erweisen sich als immer starreres Hindernis. Das trägt unter anderem dazu bei, daß ein erhöhteres Interesse gegenüber den Problemen der Gegenwart zum Vorschein kommt. Es entsteht die ungarische Dorfsoziologie, die im wesentlichen den Spuren des Amerikaners W. THOMAS folgt. Auch die Ergebnisse von DURKHEIM und MAUSS üben einen sehr großen Einfluß auf die Forschungen aus. In diesem Zusammenhang tritt die an deskriptiven Ergebnissen reiche ungarische ethnographische Literatur in ein neues Licht. Dazu trägt auch bei, daß mehrere Forschungszweige sich völlig erneuern. In erster Linie weist die Volksmusikforschung neue Möglichkeiten auf. Das Pionierverdienst auf diesem Gebiet kommt Béla VIKÁR zu, in dem bereits 1889 im Laufe der Feldarbeit in Finnland der Gedanke der Sammlung mit dem Phonographen aufkommt. Über die weitere Entwicklung dieses Sammelverfahrens berichtet er in einem Artikel »Le recueil phonographique populaire en Hongrie«. Seine Sammlung gelangt ins Ethnographische Museum, wo sie vom jungen Zoltán KODÁLY und später Béla BARTÓK gehört wird. Mit der Einschaltung von beiden nimmt die ungarische Volksmusikforschung einen bisher ungeahnten Aufschwung, was letzten Endes auch die Lage der gesamten ungarischen Folkloristik verändert.

Durch die Anwendung der induktiven Methode wird die Soziologie immer vertrauter in der Aufdeckung der synchronischen Zusammenhänge der gesellschaftlichen Erscheinungen. Die funktionelle Anschauungsweise wirkt auch auf die stagnierenden ungarischen ethnologischen Forschungen. 1909 erscheint die bedeutende Monographie Bódog SOMLÓ's »Der Güterverkehr in der Urgesellschaft« in der Ausgabe des Brüsseler Solvay-Institutes. SOMLÓ's Standpunkt in der Bewertung der ethnologischen Tatsachen stellt eine Wende in der Geschichte der ungarischen Forschungen dar. In Verbindung mit Karl BÜCHER schreibt er folgendes: »Man sieht hier sehr deutlich, wie unzutreffend jene langläufige ethnologische Methode ist, von der schon oben die Rede war, und die auch BÜCHER bewußt befolgt. Wenn man auf diese Weise aus der riesigen Datenmasse einfach herausgreifen darf, was einem primitiv zu sein scheint, oder gar das und jenes einfach für ein Überbleibsel einer hypothetischen Ur-Stufe erklären darf, ohne jede vorhergehende allgemeine Einteilung der Völker, dann läßt sich mit der Ethnologie alles beweisen, und dann kommt es trotz der ausgiebigsten Datenverwendung eigentlich doch nicht darauf an, was die Tatsachen sagen, sondern darauf, was wir a priori für wahrscheinlich halten. Es ist sicher, daß wenn wir die wirtschaftliche Entwicklung zurückverfolgen, der Weg den die Güter von der Produktion bis zur Konsumtion zurückzulegen haben, immer kürzer wird; es liegt demnach nahe, sich einen Urzustand vorzustellen, in dem die produzierten Güter überhaupt gar keinen Weg von der Produktion zur Konsumtion haben, einen Zustand in dem Produktion und Konsumtion im selben Individuum zusammenfallen, wo es überhaupt gar keine Zirkulation der Güter gibt, also einen Zustand der rein individuellen Bedürfnisbefriedigung oder der individuellen Nahrungssuche, wie ihn BÜCHER nennt. Was kann es denn noch einfacheres, noch primitiveres geben, als wenn jeder einzelne sofort roh verzehrt, was er erhascht, wenn nur ein tierischer Instinkt der Bedürfnisbefriedigung besteht, der sich räumlich auf das einzelne Individuum und zeitlich auf den Augenblick des Erbeutens beschränkt? Dieses Bild der Urwirtschaft ist aber rein spekulativ, es ist nicht die einfachste Art der menschlichen Wirtschaft, die tatsächlich bestanden hat, sondern es ist die einfachste, die primitivste Wirtschaft, die sich denken läßt. Die primitivste menschliche Wirtschaft muß aber durchaus nicht von der denkbar primitivsten ihren Ausgang genommen haben.

Der weitere Vorgang dieser Methode ist nun, daß alles Mögliche aus der ungeheuren Rumpelkammer der ethnologischen Datenmengen, was sich irgendwie als Beleg für diesen denkbar primitivsten Zustand verwenden läßt, hervorgeholt und schön zu einem Gesamtbild aneinander gereiht wird. Da man sich nicht auf die tatsächlich allerprimitivsten Völker zu beschränken braucht, die einem 'das Gesichtsfeld verengern', so findet sich Material genug, das sich in eine 'ideelle Verknüpfung' bringen läßt.«

Obwohl Bódog Somló in Verbindung mit der Erforschung der Urgesellschaft seinen Standpunkt zu allgemeinen ethnologisch-ethnographisch methodologischen Fragen zum Ausdruck bringt, berührt er dennoch unmittelbar nicht nur die Forschung der geschichtlichen, sondern auch der zeitgenössischen Zustände. Wenn auch seine Objektwahl noch immer das 19. Jahrhundert zitiert, weist sein theoretischer und methodologischer Standpunkt bereits auf die neuen Wege der Ethnologie und Anthropologie des 20. Jahrhunderts.

*

Zum Abschluß muß in erster Linie betont werden, daß die vorliegende Auswahl nur einen Querschnitt vermitteln konnte. Sie kann — aus Gründen des Umfanges — nicht die wichtigeren Publikationen der zwischen 1877 und 1881 erschienenen »Literarischen Berichte aus Ungarn« vorstellen. Herausgeber der »Literarischen Berichte« ist Pál Hunfalvy, die Fortsetzung des Blattes erfolgt 1881 in der »Ungarischen Revue«. Keinen Platz konnte die hervorragende Initiative von Adolf Strausz, die 1901 erscheinende und nur ein Jahr lang bestehende Zeitschrift »Die Donauländer« erhalten. Es hätten auch Auszüge aus den auch deutsch erschienenen Arbeiten gegeben werden können, die die Ergebnisse der Expeditionen von Béla Széchenyi, Jenő Zichy und anderen zusammenfassen.

Es ist letzten Endes auch nicht Ziel dieses Bandes, ein umfangreiches Bild zu geben, sondern es sollen vielmehr einzelne grundlegende, für die ethnologische Denkweise entscheidende Fragen der ungarischen Wissenschaftsgeschichte zwischen 1870 und 1910 hervorgehoben werden. Daraus ergibt sich, in welchen Disziplinen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (es mußte diesmal von der Periode zwischen 1780 und 1850 abgesehen werden, die z.B. hinsichtlich der Entstehung der Folkloristik von Entscheidung ist) die Forschungsrichtungen zustandekommen, aus denen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die selbständige ungarische Ethnologie entsteht. Es wird auch dargelegt, welchen Platz die Ethnologie im ungarischen politischen Denken einnimmt und in welchem Maße sich das gegebene Zeitalter in die brennendsten Fragen vertieft hat. Die wichtigste Frage in dieser Hinsicht ist die Soziale- und Nationalitätenfrage. Wie für alle mitteleuropäischen Völker ist auch für das ungarische Volk das von sich selbst und den unmittelbaren Nachbarn geschaffene Bild von einschneidender Wichtigkeit.

Gábor Zsigmond

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 21—31

ETHNOGRAPHIE VON UNGARN

Von

PÁL HUNFALVY

Vorwort des Verfassers

Die Ethnographie von Ungarn behandelt der Natur der Sache gemäß sämtliche Volksstämme, welche auf dem Gebiete der ungarischen St. Stefanskrone wohnen. Nachdem aber der jetzige Zustand nur das Produkt vergangener Zeiten ist, so muß sich diese Ethnographie auch mit der allgemeinen Geschichte dieser Völker beschäftigen. Diesbezüglich erscheint jedoch eine bestimmte Grenzlinie für geboten. Deutsche, Slawen, Juden usw. wohnen nicht bloß in Ungarn, sondern auch anderswo. Deren ursprüngliche und allgemeine Geschichte gehört also nicht in eine Ethnographie von Ungarn; diese kann sich diesbezüglich nur mit den besonderen, d. i. ungarländischen Schicksalen jener Volksstämme, welche deren soziale Bedeutung in Ungarn kennzeichnen, befaßen. Unter einen ganz andern Gesichtspunkt fällt das Magyarische Volk; denn die Erforschung von dessen Ursprung, Gestaltung und Schicksalen ist die erste Aufgabe einer Ethnographie von Ungarn. — Allein für uns ist auch das rumänische oder walachische Volk von besonderer Wichtigkeit; ja, als ein vor unseren Augen entstehendes und sich entwickelndes Volk besitzt dasselbe auch für die allgemeine Ethnographie ein lehrreicheres Interesse, als irgend ein anderes Volk, dessen Ursprung und Entwicklung man nicht in solcher Weise von Stufe zu Stufe verfolgen kann, wie das bei den Rumänen der Fall ist.

Bei meiner Auffassung von Volk und Nation haben die anthropologischen oder vielmehr zoologischen Beschreibungen nur geringen Wert. Nicht die Formen des Schädels, noch das Wachstum der Haare oder die Farbe der Haut machen den Menschen oder ein Volk; sondern nur allein dessen Sprache und soziales Wesen. In meiner Ethnographie fand also die Darstellung dessen, in welcher Gestalt uns die Natur den Menschen zeigt, nur spärlichen Raum; desto mehr Rücksicht schenkte ich der Erscheinung des Menschen in der *Geschichte*, d. i. seiner Darstellung durch sich selbst.

Ich kann mich dessen nicht berühmen, alles Charakteristische, das die Geschichte bieten mag, beigebracht zu haben; doch war ich überall bemüht, nur historisch Wahres zu geben. Aus diesem Grunde überging ich auch die eine oder die andere Ansicht, weil sie der geschichtlichen Unterlage entbehrt.

Es konnte meine Absicht nicht sein, ein vollkommenes Werk liefern zu wollen; allein ich hege die Hoffnung, daß es mir gelungen ist, hie und da die Bahn zu brechen, auf welcher ein weiteres Fortschreiten leichter möglich sein wird.

§ 16.

Wenn wir nunmehr einen Rückblick auf die ethnographische Charakteristik werfen, so bemerken wir vor allem, daß unter den Gelehrten weder in Hinsicht auf die Zahl noch auf die Abgrenzung der einzelnen Menschenstämme Übereinstimmung herrscht. Fr. Müller nimmt z. B. eine besondere *Nuba*-Raçe an, womit er »eine Reihe von Völkern begreift, die im Norden Afrikas teils zwischen den Negern, teils am Rande des Negergebietes wohnen und sich sowohl durch ihre physische Komplexion als auch durch gewisse ethnologische Merkmale von ihnen unterscheiden. Diese Völker sind weder Neger noch mittelländische Hamiten, sondern ein Mittelschlag zwischen beiden«.[1] Peschel meint dagegen: »Man hat die Fundj als eigene Raçe von den Negern absondern wollen und zwar als nubische Rasse. Unglücklicher konnte ein Name wohl nicht gewählt werden, denn Nuba oder Nobah heißen die Bewohner der Gebirgsgegenden und des flachen Landes in Kordofan, die sich in allen Merkmalen den Fundj (Fundschi) anschließen, nur daß sie noch negerhafter als Dolichocephalen mit sehr stark gekräuseltem Haare sich darstellen. Gänzlich unverständlich bleibt es aber, daß sie mit den Fulben in Westafrika in Verbindung gesetzt werden konnten.«[2]

Peschel zählt zum mongolischen Stamme nicht bloß die malayischen Völker, sondern auch die Urbewohner Amerikas, welche nach Fr. Müller und Blumenbach drei verschiedene Stämme ausmachen; auch nach Morton steht der amerikanische Stamm ganz isoliert da.

Sowohl Müller als Peschel zählen die Westfinnen und die Magyaren zur mongolischen Raçe; beide behaupten jedoch, jene Völker hätten sich der-

[1] Allgemeine Ethnographie, S. 426 ff.

[2] Völkerkunde, S. 504 ff. (Zur Seite 30 über *Neger und Alt-Ägypter.)* Als ich im September des Jahres 1874 von London nach Hause zurückkehrte, befand sich auf dem Dampfer von Dover nach Calais eine große und gemischte Gesellschaft. Mir gegenüber saß eine Negerin, welche ihr Haupt an die Kabinwand lehnte, als ob sie sich unwohl fühlte, obschon das Meer ganz stille war. Ich betrachtete lange ihre Gesichtszüge, ihre Augen und Lippen und war überrascht, darin ein vollkommenes Ebenbild einer altägyptischen Bildsäule aus dem Londoner Museum zu erblicken. Auch mein Reisegefährte fand an der Negerin dieselbe Ähnlichkeit. Ich würde es nicht wagen, dies anzuführen, wenn es nicht bei Peschel (S. 14) heißen würde: »Darwin erzählt uns, daß bei einem Besuche des britischen Museums ihm und zwei Beamten jener Anstalt, die er als urteilsfähige Richter bezeichnet, die stark ausgesprochene Negerform der Statue Amunoph III. auffiel.« Eine zweite Ähnlichkeit fiel mir auf in einem Garten bei London, wo die Mitglieder der Orientalistenversammlung einen Nachmittag zubrachten, darunter auch eine Hindufamilie: Mann, Frau und zwei Kinder. Ich wurde nicht müde, diese zu betrachten, insbesondere die Frau und die beiden (6- und 12 jährigen) Kinder; es waren vollständige ungarische Zigeunergestalten, nicht bloß nach Gesicht, Hautfarbe, Haar, Augen und den weißen Zähnen: sondern auch in den Bewegungen.

art verändert, daß sie mit der mittelländischen Raçe vollkommen übereinstimmen. Auch das ist auffällig, weshalb z. B. die Türken und Magyaren zu den bartlosen Mongolen gehören sollten, wo doch seit 300 Jahren bei den Europäern der türkische und magyarische Schnurrbart zumeist bekannt ist, und auch heute deutsche und nichtdeutsche Witzblätter ihren Lesern den Magyaren nur mit langem Schnurrbart zu präsentieren pflegen. — Im Gegensatze hiervon reihen beide Ethnographen die Hamiten, welche ebenso schwachen Bartwuchs haben wie die Mongolen, zu der mittelländischen bartreichen Raçe. Hierher gehören auch die Semiten, und doch ist der Unterschied zwischen den altägyptischen, altassyrischen und den babylonischen Gestalten, welche in den europäischen Museen aufbewahrt werden, ganz augenscheinlich.

Es ist ferner Tatsache, daß die körperlichen Kennzeichen der Raçen sehr schwankend und veränderlich sind und zwar nicht bloß bei ganzen Völkern, sondern auch bei den Individuen. Das zeigen die Schädelmessungen, die Bestimmungen der Haare u. dgl. Wie veränderlich die Farbe der Haut ist, weiß jedermann, der das ungarische Volk kennt; auch in Bezug auf den Bartwuchs kann man hier interessante Beobachtungen machen.[3] WELCKER sagt unter anderem: »Die vortrefflichen Termini ‚brachycephal' und ‚dolichocephal' sind weit mehr anatomische als ethnologische Begriffe; benützt man sie als ethnologisches Einteilungsmoment, so wird man bei konsequenter Durchführung Gruppen zerreißen müssen, die zusammengehörig sind und Heterogenes vereinigen.«[4] Dasselbe gilt auch von allen anderen Körpermerkmalen. Bei PESCHEL lesen wir (S. 522) einen Ausspruch MUNZINGER's, »daß bei genauer Beobachtung der aufrichtige Reisende nicht mehr weiß, wo der eigentliche Neger anfängt, und der Glaube an die absolute Raçentrennung schwindet mehr und mehr«. Das erscheint übrigens ganz natürlich Demjenigen, der den einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechtes akzeptiert, was nicht bloß bei BLUMENBACH, sondern auch bei MÜLLER und PESCHEL der Fall ist; und es muß diese Anschauung jeder Anhänger der DARWINschen Deszendenztheorie annehmen. Die Stabilität der Körpermerkmale könnte nur dann als Regel gelten, wenn, wie z. B. MORTON behauptet, der getrennte Ursprung

[3] Mir scheint daß in Ungarn die Lebensweise Einfluß auf den Bartwuchs habe. Bei dem viel im Freien lebenden Landmanne, mag er welcher Nation der Sprache immer angehören, sind dichte Bärte selten, dagegen um so stärker bei den im Zimmer arbeitenden Handwerkern, namentlich in den Städten. Es ist keine seltene Erscheinung, daß des Bauern Sohn, der z. B. das Schusterhandwerk erlernt hat, starken Bartwuchs aufweist, indeß der Vater nur schwachbärtig gewesen; selbst der vermöglichere Landwirt, der mit Pflug und Sense weniger hantiert, nimmt nicht bloß an körperlichem Umfange zu, sondern erfreut sich auch eines strotzenden Bartwuchses.

Vielleicht kann man auch anderwärts ähnliche Wahrnehmungen machen. Prof. Dr. VÁMBÉRY brachte von seiner Reise nach Innerasien, von Kungrat (an der südlichen Spitze des Aralsees) einen jungen Menschen mit, welcher nur schwachen Bartansatz zeigte. Dieser Kungrate lebt gegenwärtig als Diener an der Akademischen Bibliothek in Budapest und besitzt heute Bart und Schnurrbart wie jeder Eingeborene des Landes. Und doch sollte nach der Ethnographie ISAK MOLLAH nur schwachen Bartwuchs haben.

[4] »Kraniologische Untersuchungen« im »Archiv für Anthropologie«. I., 129.

und die Unveränderlichkeit der Raçen feststünde. Bei der entgegengesetzten Ansicht ist es allerdings mißlich, die Körpermerkmale als ausschlaggebend zu betrachten, wie das PESCHEL tut,[5] der gleichwohl an einer anderen Stelle erklärt, daß »niemand die Schwäche der Ansicht von der Unveränderlichkeit der Raçenmerkmale besser fühle als derjenige, welcher versucht hat, die Völker zu beschreiben; denn nicht ein einziges Kennzeichen ist strenges Alleingut irgendeiner Menschenraçe«.[6]

MÜLLER überläßt daher die Raçenfrage ganz richtig der Anthropologie, die den Menschen wie das Tier nach seinen natürlichen Eigenschaften betrachtet; wogegen die Ethnographie mit dieser Frage nichts zu tun habe. Denn diese — die Ethnographie — faßt den Menschen »als ein zu einer bestimmten, auf Sitte und Herkommen beruhenden, durch gemeinsame Sprache geeinten Gesellschaft gehörendes Individuum«.[7] In seiner »Ethnographie« nahm indes MÜLLER ebenso wie PESCHEL dennoch die anthropologischen Kennzeichen auf. Aber gerade das ausgezeichnete Werk des Letzteren macht es deutlich, daß die Raçenmerkmale sozusagen nur in angemessener Entfernung recht wahrnehmbar sind, in der Nähe jedoch verschwinden und andere, unkörperliche Merkmale, insbesondere die Sprache, mehr und mehr hervortreten. So lesen wir bei PESCHEL,[8] daß die Frage, ob das Volk der *Fulbe* (nach MÜLLER »Fulah«) zu den Negern gehöre oder nicht, bloß durch die Sprache entschieden werden könne; ebenso erklärt er von den semitischen und mongolischen Völkern, daß man diese nur nach den Sprachen klassifizieren könne.[9] Wahr ist freilich, was PESCHEL sagt, daß die sprachliche Verwandtschaft, selbst die nähere Übereinstimmung noch kein untrüglicher Beweis eines gemeinsamen leiblichen Stammbaumes sei, denn sonst müßten »die vormals slawisch, jetzt deutsch redenden Völkerschaften östlich der Elbe von jeher Germanen, es müßten die englisch sprechenden Neger der Vereinigten Staaten Angelsachsen, die spanisch redenden Indianer Mittel- und Südamerikas Blutsverwandte Calderon's sein«.[10]

Aber, so fragen wir, macht denn die leibliche Abstammung der Menschen die Nation?

[5] Völkerkunde, S. 481.
[6] Völkerkunde, S. 14.
[7] Allgemeine Ethnographie, § 1.
[8] Völkerkunde, S. 522.
[9] Ibidem, S. 412.
[10] Ibidem, S. 31. (Zur S. 33 über »*Nation*«.) In Ungarn kam in den Gesetzen das lateinische »natio« zur Geltung; so heißt es im G.-A. 61: 1741: »Regnorum Dalmatiae, Croatiae, Sclavoniae filii nativi sub *denominatione Hungarorum* complecuntur. Accedente benigna S. R. Majestatis resolutione, communi Statuum et Ordinum voto ultra compertum et statutum est, ut praefatorum regnorum regno Hungariae connexorum filii nativi sub denominatione Hungarorum, quod officia et beneficia Ecclesiastica et Secularia etiam comprehensi intelligantur.« — Unter dem Ausdruck »ungarische Nation« verstand man damals den *Adel*, sobald von der Verleihung von Bistümern oder anderen einträglicheren Ämtern die Rede war. Später bezeichnete dieses Wort das politisch gleichberechtigte Volk.

§ 17.

Der Mensch wird geboren wie das Tier; alsdann erlernt er eine Sprache, was das Tier nicht tut; durch diese Sprache wird der Mensch nicht bloß Mitglied einer bestimmten Gesellschaft und Nation; sondern er wird auch teilhaftig all dem Schicksale, das diese Gesellschaft, diese Nation seit Jahrhunderten erlebt, erfahren, getan, gelitten und auch gehofft hat. Die Spuren davon sind in der Sprache niedergelegt und werden den Nachkommen getreulich überliefert. Sie finden sich in den ersten Worten, die das Kind lallt, wie in den Märchen und Sagen, denen der Knabe mit Wonne lauscht; sie finden sich in den Geschichten, die der Jüngling lernt, wie im Glauben, in dem er herangewachsen ist; sie finden sich in der Literatur, die den Mann erfreut, oder in der Arbeit, die den Landmann, den Handwerker, den Kaufmann usw. und die Seinigen ernährt. — Die Geburt ist also nur der Anfang des Lebens, nicht sein Inhalt und die Würde des Menschen liegt nicht in seinem Geborensein, sondern darin, daß er sich selbst und dann auch andere erziehe; daß er sich ans Lernen und Arbeiten gewöhne und sodann Andere unterrichte und zur Arbeit anhalte; daß er sich entwickle und auf die Entwicklung seiner Mitmenschen Einfluß nehme. Mit einem Worte: die Bestimmung des Kulturmenschen ist, aufzunehmen, was Gesellschaft und Nation ihm bieten; dann aber auch seinerseits das Erbe dieser Gesellschaft und Nation zu bereichern. Noch mehr! Die Geburt vermag den Menschen keineswegs derart zu beschränken, daß er außer seiner Muttersprache, die er in der Kindheit gelernt, nicht noch eine oder auch mehrere Sprachen sich aneigne und dadurch nach eigenem Willen auch in eine andere Gesellschaft treten, das Glied einer anderen Nation werden könnte. Dieser Fall kommt unzähligemal namentlich in gemischtsprachigen Ländern vor. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas z.B., wo im Laufe der Zeit, vielleicht auch schon jetzt, der Neger in seinem ganzen Fühlen und Denken, in seinem Wirken und Hoffen mit dem Weißen übereinstimmt, sollte er da nicht zur anglo-amerikanischen Nation gehören dürfen? Die Geschichte der Zivilisation, ja der Menschheit bejaht diese Frage.

Was will die *Ethnographie* oder *Ethnologie?* Nach der Abstammung bedeutet das griechische Wort ethnos Volk; graphien schreiben, beschreiben; logos Vernunft, Ursache usw. »Ethnographie« wäre also nach dem Wortlaute *Volksbeschreibung*, die Darstellung der Ursachen (des Ursprunges, der Herkunft) des Volkes. Hält man sich strenge an diese Wortbedeutung, so wäre »Ethnographie« jene Wissenschaft, welche die Völker nach ihrem Wesen beschreibt; die »Ethnologie« aber würde nachforschen, wie ein Volk entstanden, geworden ist. Gewöhnlich faßt man aber die Bedeutung beider Ausdrücke in Eins zusammen und versteht darunter jene Wissenschaft, welche sowohl der Entwicklung der Völker nachforscht, als auch deren Wesen beschreibt. In diesem Sinne wird auch das deutsche Wort »Völkerkunde« gebraucht.

Im Deutschen hat man für das griechische »ethnos« die Bezeichnungen *Volk* und *Nation*. Der Begriff des »Volkes« ist umfaßender als der der »Nation«. Das deutsche »Volk« begreift alle Menschen deutscher Abstammung in sich, mögen diese auch sonst (in politischer Hinsicht) den verschiedensten Nationen angehören. Der Begriff des »Volkes« bezieht sich überhaupt mehr auf die *natürlichen* Merkmale, auf den genetischen Charakter, der mit dem Lande, mit der Natur desselben im Konnex steht. Zur Bezeichnung der natürlichen Abkunft wird auch das Wort »Nationalität« gebraucht und ist hierbei das hauptsächlichste unterscheidende Kennzeichen die *Sprache*. Die »Nation« ist ein sozialer Begriff; er bezeichnet die Menschen, welche in *politischer* Gemeinsamkeit, innerhalb der Grenzen eines bestimmten Staates denselben bürgerlichen Gesetzen unterworfen sind. So kennt Ungarns Gesetz in *politischer* Hinsicht nur *eine* Nation, die aber in *natürlicher* Beziehung in eine Reihe verschiedener Volksstämme oder Nationalitäten zerfällt, bei denen das unterscheidende Merkmal, wie erwähnt, vor allem die Zunge ist. Die Deutschen in Ungarn bilden z.B. in politischer Beziehung einen integrierenden Bestandteil der politisch einheitlichen *ungarischen Nation;* in Bezug auf die natürliche Abstammung und Verwandtschaft, namentlich mit Rücksicht auf ihre Sprache gehören sie zum deutschen Volke.

Das »Volk« wird durch Sprache, Religion und Sitte gebildet; unter diesen Faktoren nimmt die Sprache den ersten Platz ein, wie schon die Benennung »Muttersprache« andeutet. Die Sprache ist die eigentliche Gestalterin des Volkes, ist dessen Lebensbaum. Auf welche Weise die Stamm- oder Ursprache entsteht, durch welche Modifikation oder Abzweigung die besonderen Idiome bildet, die jedoch trotz aller Abweichung dennoch einen gemeinsamen Zentralpunkt, eine gemeinschaftliche Grundlage besitzen, das läßt sich ebenso schwer bestimmen, als der Ursprung der Sprache überhaupt. Wir müssen uns mit der Anerkennung der Tatsache begnügen, daß jeder besondere Sprachstamm geworden; doch kann jede entstandene Sprache umständlich beschrieben werden, wodurch man einen richtigen Begriff von ihr empfängt. Menschen, die eine besondere Sprache gemeinsam sprechen, bilden ein besonderes Volk, dessen Keim gewiß auch auf dem Wege der gemeinsamen leiblichen Abstammung entstanden ist und sich gemehrt hat.

Allein ein Volk vermehrt sich nicht bloß auf dem natürlichen Wege der Fortpflanzung und schwindet nicht bloß durch das Absterben seiner Glieder: sondern es vergrößert sich auch durch äußerlichen Anschluß oder nimmt ab durch Lostrennen. Die Sprache wird nicht mit dem Menschen geboren; er lernt diese erst später von seinen Eltern, von seiner Umgebung; ja mit der Veränderung der früheren Genossen kann er von seinen neuen Gefährten auch eine neue Sprache erlernen, dadurch sich von seinem Muttervolke trennen und ein neues Volkstum annehmen. Auf diesem Wege des Anschließens vergrößert sich das russische Volk auf Kosten der Finnen und Tataren; dagegen verlieren

die beiden letztgenannten Völker in demselben Maße durch die Lostrennung ihrer Volksangehörigen. Dasselbe war der Fall bei den ehemaligen Slawen am rechten Elbufer, die ihr slawisches Volkstum aufgegeben und das Deutschtum angenommen haben. So vermehrte sich auch das walachische Volk, indem sich dem rumänischen Stamm allmälig bulgarisches, serbisches, kumanisches und magyarisches Element einverleibte und geht diese Absorbierung auch heute noch fort. Wer die Völker nur nach ihrer natürlichen Vermehrung betrachtet der kennt das eigentliche Volksleben nicht. Die Ursachen des Anschlusses an ein anderes Volk sind mannigfaltig; mag es jedoch die höhere Kultur oder die größere Kraft oder die bedeutendere Zahl sein, das Resultat bleibt stets dasselbe.

Mit dem besonderen Sprachidiom gestaltet sich zugleich die besondere Religion. Das Tier lebt nur in der Gegenwart; sobald der Mensch aber zu denken, also zu sprechen beginnt, erinnert er sich der Vergangenheit und sein Wünschen überschreitet die Gegenwart, er hofft und fürchtet für die Zukunft, mit einem Worte: er verlangt auch das zu wissen, was er nicht sieht; die Ursache dessen zu erforschen, was sinnlich nicht wahrnehmbar ist. Der Mensch wird nach Aristoteles zum Wissen geboren; deshalb verschafft er sich auch möglichste Wissenschaft über sein eigenes Wesen. Die Bewegung von Sonne, Mond und Sternen, der Wechsel der Jahreszeiten, das Tierleben des Waldes wie der Fisch im Wasser erregten seine Aufmerksamkeit, seine Bewunderung. In allen diesen Dingen und Erscheinungen ahnte er eine Macht, die größer und einsichtsvoller ist als er selber und die er entweder in Furcht oder Liebe erkennt und anbetend verehrt. Der redende Mensch gelangt unbedingt zur Religion oder er könnte den tierischen Zustand niemals verlassen. Der religiöse Glaube erzieht das Individuum, das Volk, die Menschheit. In den einzelnen Sprachen sind also die religiösen Ausdrücke und Benennungen die ursprünglichsten Äußerungen des Volksgeistes und deshalb auch in der Ethnographie von großer Bedeutung. — Sobald aber ein Volk später mit anderen Völkern in Berührung kommt und von denselben beeinflußt wird, ändern sich auch seine religiösen Anschauungen und Ausdrücke; allein das Volk selbst besteht fort, solange es seine Sprache bewahrt; seinen neuen Glauben impft es auch seiner Sprache ein.

Das Volk mit besonderer Sprache und eigentümlicher Religion besteht unbedingt aus mehreren Familien, die schon nach einigen Generationen zu einer zahlreichen Gemeinschaft heranwachsen, wenn auch kein Anschluß von außen sie vermehren sollte. Da entstehen alsdann Verhältnisse zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern, Herr und Knecht, selbst zwischen Fürst und Volksgemeinde und diese Verhältnisse werden auch durch die Verschiedenheit der Lebensweise noch gesteigert. Anders wirkt ein die Fischerei und die Jagd, anders die Beschäftigungen der Viehzucht und des Ackerbaues. Diese natürlichen Verhältnisse rufen die sozialen Bildungen hervor, welche sonach jeder-

zeit den naturgemäßen Bedürfnissen entsprechen werden. Die gesellschaftliche Urverfaßung ist also der dritte Faktor zur Gestaltung eines Volkes. Sobald das Volk alsdann mit anderen Völkern in Berührung kommt, wird sich auch seine soziale Verfaßung ändern; ja es ist möglich, daß es die fremde Verfassung vollständig annimmt; aber das Volk existiert so lange, als es seine Sprache bewahrt; denn es nimmt auch die Benennungen der neuen Verfassung in seine Sprache auf.

»Zur Bestimmung der Stammverwandtschaft eines Volkes müssen, nach SCHAFARIK,[11] drei Quellen *gleichermaßen* die Beweggründe darbieten: die natürliche körperliche Beschaffenheit, der grammatische Bau der Sprache und die Geschichte.« Faßt man jedoch diese drei Momente bei der Beschreibung irgend eines neueren Volkes strenger ins Auge, so ergibt sich, daß nur allein die *Sprache* den Ausschlag gibt; denn die körperliche Beschaffenheit und die Geschichte können mit anderen Völkern gemeinschaftlich sein. So unterscheidet sich z.B. die leibliche Konstitution des walachischen Volkes nicht im Geringsten von der körperlichen Beschaffenheit der Slawen, namentlich der Bulgaren; ihre Geschichte haben ferner die Walachen gemeinsam mit den Bulgaren und jenen Völkern in Siebenbürgen und Ungarn, die zur orientalischen Kirche gehören. Es bleibt demnach nur allein die Sprache übrig als die Quelle zur Bestimmung des Romanentums der Walachen; die Sprache ist die einzige Erhalterin ihrer Nationalität; die Sprache ist das Magazin jener Kultur, welche das Volk sich eben durch seine Sprache erworben und in derselben niedergelegt hat. Dasselbe gilt von allen europäischen Völkern, mögen sie nun einen selbstständigen politischen Körper bilden, denselben Glauben bekennen oder aber verschiedenen politischen Staatsverbänden angehören und in unterschiedliche Glaubensbekenntnisse geteilt sein, wie z.B. heute das große Volk der Deutschen und der Slawen.

Rückblick

Schon vor der Römerzeit wohnten verschiedene Völker im heutigen Ungarn und zwar in dessen östlichen Teilen oder in Siebenbürgen anfänglich die Agathyrsen, dann die Daker; in den nordwestlichen Teilen die Bojer, in den südwestlichen die Pannonier. Auf die Bojer folgen die Quaden; zwischen diesen und den Dakern nehmen die Jazyger Platz. Die Römer unterwarfen sich erstlich die Pannonier, dann die Daker; römisches Leben, römische Kultur entstand sowohl in Pannonien als in Dacien. Dagegen auf dem Gebiete der Quaden und Jazyger herrschte Roms Adler niemals. Die Römer verließen Dacien schon um das Jahr 270 nach Chr. G., indem sie die Legionen und die

[11] Slawische Alterthümer, I., p. 293.

nach römischem Recht lebenden Bewohner daraus wegführten. Seitdem herrschten über die ursprünglichen Einwohner oder die daselbst verbliebenen fremden Ansiedler die Goten, die Hunnen, die Gepiden und Avaren; vermischt unter denselben mochten vielleicht schon in der Hunnenzeit auch Slawen vorkommen, welche dann unter den Avaren stets zahlreicher werden, so daß auch die Avaren, deren Hauptstärke nicht in diesem Teile des Landes war, ebenfalls slawisiert werden konnten. Wären zu irgendeiner Zeit auch Bulgaren hinzugekommen (was ungewiß ist), dann würden diese als den Avaren ethnographisch näher stehend sich eher mit diesen als mit den Slawen amalgamiert haben; denn die Bulgaren haben nur südlich der Donau das Slawentum angenommen. Nach dem Untergange der Avaren treffen wir in Siebenbürgen nur Slawen; allein die Geschichte derselben vor der Einwanderung der Magyaren ist unbekannt.

In Pannonien wurde die Römerherrschaft durch Attila unterbrochen, nicht beseitigt; denn nach dem Untergange des hunnischen Reiches lebte sie wieder auf und die Goten besaßen Pannonien über Gutheißung der Römer. Auch die Langobarden wurden vom römischen Kaiser hierher berufen; erst die Avaren vernichteten den Einfluß der Römer. Wie sehr aber auch bis dahin die römische Wehrkraft geschwunden war, das zeigen am deutlichsten die Länder jenseits der Save, wohin Kaiser Heraklius zum Schutze gegen die Avaren Kroaten und Serben ansiedelte. Wenn schon in diesen Gebieten die römische Wehrkraft und die nach römischen Gesetzen lebende Bevölkerung zum Schutze gegen die anstürmenden Barbaren nicht ausreichend war, so mußte beiden in Pannonien schon bis zur Ankunft der Avaren um so mehr gesunken sein.

Die Quaden und Jazyger verschwinden zur Zeit der Hunnen; denn diese neuen Ankömmlinge hausen hauptsächlich im ehemaligen Jazygerlande. Nach den Hunnen saßen aber nur germanische Volksstämme, als: Wandalen, Heruler und Langobarden zwischen der Donau und Theiß; sowie zwischen der March und dem Sajó.

Damals hatten Kroaten und Serben ihre Wohnsitze noch im Norden und Osten der Karpaten. Sie umgingen sodann das Gebirge und gelangten an die östliche Donau und dieser und dem Savefluße entlang zogen sie nach dem Westen. Aber ein geringer Teil von ihnen zog auch über die Karpaten herein. Während der Avarenherrschaft verbreiteten sich also über Ungarn und Siebenbürgen Slawen oder genauer »Slowenen«, zu denen auch Kroaten und Serben gehören. Darum finden wir in der fränkisch-deutschen Periode in dem Fürstentume Priwinas und Kozels, oder im alten Pannonien, Slowenen; darum waren auch die Mährer Rastislaws und Swatopluks Slowenen und ist es sehr glaublich, daß auch die Slawen in Siebenbürgen Slowenen gewesen sind. Das Christentum gelangte von den bayrischen Deutschen zu den pannonischen und teilweise auch zu den mährischen Slowenen; allein bis zu den

Slowenen an der Theiß und in Siebenbürgen, also in alten Dazien, reichte die bayrisch-deutsche Mission nicht. Methodius und seine Schüler lehrten sowohl in Pannonien als in Mähren in slowenischer Sprache und in dieser Sprache setzten letztere ihr Bekehrungswerk auch bei den transdanubischen Bulgaren fort.

Nun kommen die Magyaren und nehmen das heutige Ungarn in Besitz. Die vorgefundenen Slowenen verschmelzen mit ihnen, so daß sie gänzlich verschwinden. Denn die heutigen Slowaken in den nordwestlichen Landesteilen sind eine jüngere, tschechische Bevölkerung; auch die Ruthenen im Norden sind spätere Einwanderer. Die Wenden (Winden, Slowenen) im westlichen Ungarn jenseits der Donau sind wohl auch spätere kroatische Gäste. Nur an der Save ist das alte Slowenentum verblieben, und zwar als Kroaten und Slawonier. Siebenbürgen nahmen die Magyaren von diesseits, vom eigentlichen Ungarn aus in Besitz. Die besitzergreifenden Magyaren und die daselbst vorgefundenen Slowenen konnten das Land aber lange nicht ausfüllen; deshalb siedelten die ungarischen Könige sowohl im Mutterlande wie in Siebenbürgen Deutsche an. Als die Magyaren sodann das Christentum annahmen, wendeten sie sich nicht der orientalischen, sondern der abendländischen Kirche zu; Magyaren und Slowenen, mochten diese mit jenen verschmolzen sein oder nicht, wurden sämtlich Katholiken, so daß selbst die Bekenner der orientalischen Kirche (denn wir haben Kunde von griechischen Klöstern) zum Katholizismus übertraten, wie das auch bei den Kumanen nicht bloß in Ungarn, sondern auch in der Moldau-Walachei der Fall war; haben sich doch auch Bulgaren und Serben häufig an die römischen Päpste gewendet. Die Herrschaft der abendländischen Kreuzritter in Konstantinopel spornte die orientalische Kirche zu größerem Eifer an. Denn bei den Völkern waren jetzt römische Kirche und lateinische Eroberer identisch geworden. In dieser Zeit begannen die Walachen oder Rumänen ihre Wanderungen über die Donau nach Kumanien und Siebenbürgen, sowie in die östlichen Teile Ungarns. Sie kommen hierher als Hirten (denn ein solches Volk wandert am leichtesten); ihr Erscheinen ist deshalb kaum bemerkbar und da sie anfänglich den Boden nicht bebauten, so sind sie auch zehntfrei. Das walachische Volk entstand aber unter den Bulgaren oder unter slawischen Stämmen überhaupt; seine Priester waren nur Slawen und die slowenische Sprache und Schrift wurde zur Kirchensprache der Rumänen. Desgleichen kamen auch die Ruthenen vielmehr als Hirten denn als Ackerbauer nach Ungarn; ihr Los und ihre Stellung glich also vollständig dem der Walachen. — Die letzte große Einwanderung eines Volksstammes war die der Serben, die zugleich eine organisierte Hierarchie der orientalischen Kirche mitbrachten. Bis dahin war es auch leichter, die Ruthenen und Rumänen in den Schoß der römischen Kirche zu bringen; die serbische Hierarchie war schon in Folge ihrer erhaltenen Privilegien eine Schutzwehr gegen die kirchliche Union. Die nichtunirten Walachen gelangten darum auch

unter die serbische Hierarchie.[12] Ein Rückblick auf die neueste Geschichte ist überflüßig; da wir Alle Zeugen derselben gewesen.

Viele, namentlich unter den slawischen Schriftstellern, finden es auffällig, daß nicht auch die Magyaren unter den Slawen slawisiert worden sind, wie dies bei den Bulgaren und mit den skandinavischen Russen der Fall war, oder daß die Magyaren nicht ebenfalls die Sprache der früheren Bewohner angenommen haben, wie dies die Goten, Langobarden, Franken, Normannen usw. taten. Wir sehen darin nichts Absonderliches. Denn die in Ungarn vorgefundenen Slowenen waren weder so zahlreich noch so zivilisiert, die Magyaren hingegen weder an der Zahl so gering noch an der Kultur so tief stehend, wie jene Schriftsteller es sich einbilden. Man kann allerdings die Menge der einwandernden Magyaren nicht besonders hoch ansetzen; dennoch waren sie auch darin den Slowenen überlegen. Das Zahlverhältnis zwischen diesen beiden Völkern war ohne zweifel ein ganz anderes als das zwischen den Russen oder den Bulgaren und den betreffenden Slawen. In Bezug auf die Kultur überragten die lateinischen Völker jedenfalls ihre Unterjocher weit mehr als dies bei den Slowenen in Hinsicht auf die Magyaren der Fall war. Allein trotzdem wären die Magyaren vielleicht dem gleichen Schicksale jener Eroberer verfallen, wenn sich nicht andere Völkerankömmlinge verwandter Herkunft (die Kabaren, Petschenegen, Kumanen) den Magyaren angeschlossen und deren Zahl vermehrt hätten, so daß die übrigen Völkerstämme Ungarns *zusammen* die Magyaren an Zahl allerdings übertrafen, daß die Magyaren jedoch jedem einzelnen dieser Stämme gegenüber zu jeder Zeit der Zahl nach überlegen waren.

Das Volk Ungarns ist sprachlich gemischt (polyglott); allein keiner seiner Stämme kann sich rühmen, daß er der Eingeborene, der *Autochtone* dieses Landes wäre. Alle ohne Ausnahme sind Fremdlinge, Einwanderer. Wenn man aber die Kroaten, welche die Nachkommen der von Kaiser Heraklius hierher gerufenen Kroaten sein können, ausnimmt, so sind unter allen übrigen Nationen des Landes die *Magyaren die ältesten Bewohner desselben.* Nahezu 1000 Jahre sind es, seitdem dieses Land den Namen »Ungarn« führt; eine solch ununterbrochene Kontinuität der Geschichte findet man in unserem Lande nicht, so weit das Gedächtnis Klios in das Dunkel der Zeiten zurückreicht.

[12] Vgl. Note 675: »Diu nos in perdifficili tantae rei consultatione fuimus, quod instabile et infidum ejus gentis ingenium pluribus exemplis edocti valde vereremur«, sagt die Bulle. (‡ Über die Vorgeschichte des Kreuzter gr.-kath. Bistums vgl. SCHWICKER, »Zur Geschichte der kirchlichen Union« etc., woselbst die »wiederholten Rücktritte« der gewaltsam bekehrten Griechisch-Orientalischen und die gesamte propagandistische Tätigkeit der amtlichen Organe aktenmäßig geschildert wird. ‡)

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 33—55

DIE UNGARISCHE SPRACHWISSENSCHAFT

HISTORISCHER ÜBERBLICK

Von

PÁL HUNFALVY

Die augenscheinliche Isoliertheit unserer Nation und die auffällige Verschiedenheit ihrer Sprache von den Sprachen aller anderen Nationen, in deren Mitte sie sich befindet, mußten sehr bald zur Bildung eigener historischer Hypothesen und zur Aufstellung besonderer linguistischer Ansichten Veranlassung geben. Gleich in den ältesten Chroniken machte sich die Hypothese geltend, daß die Ungarn von den Hunnen abstammen; und sie ward von einer anderen Hypothese unterstützt, welche die Székler in Siebenbürgen für direkte Überbleibsel der Hunnen Attilas erklärte. Nun ist aber die Sprache der Székler, einige geringe Provinzialismen abgerechnet, identisch mit der Sprache der eigentlichen Ungarn oder Magyaren; folglich, glaubte man, müßten auch *diese* Nachkommen der alten Hunnen sein. Man pflegte den geschichtlichen Verlauf so darzustellen, als wäre das Erscheinen der Hunnen im alten Pannonien der erste Auszug aus dem mythischen Scythien, das Auftreten der Avaren der zweite, endlich die Einwanderung der Magyaren unter der Anführung des Almus und seines Sohnes Árpád der dritte Auszug gewesen; wobei die Analogie des Auszuges der Israeliten aus Ägypten nicht außer acht gelassen wurde. Unter dieser Form kam die Hunnen-Hypothese aus den Chroniken in das Geschichtswerk des BONFINIUS (Rerum Hungaricarum Decades), der am Hofe des Königs MATTHIAS CORVINUS lebte, sowie in die ungarische geschriebenen Geschichten des CASPAR HELTAI und des STEPHAN SZÉKELY, welche um die Mitte des XVI. Jahrhunderts schrieben. Die genannte Hypothese fand auch Aufnahme im Rechts-Codex des STEPHAN v. VERBŐCZ (Tripartitum Opus juris Consuetudinarii Inclyti regni Hungariae), welcher unter VLADISLAUS II., Matthias' Nachfolger, verfaßt und approbiert, bis in die neueste Zeit als Rechtsregel und Rechtsquelle gegolten hat. Kein Wunder also, daß die Hunnen-Hypothese in der landläufigen Auffassung so tiefe Wurzeln geschlagen hat; sie konnte dies um so mehr, als sie auch der nationalen Eitelkeit zu schmeicheln schien. Attila, die Geißel Gottes, König der Ur-Magyaren, — welch' großartiges Bild! Übrigens ist dergleichen kindische Eitelkeit nicht ausschließlich Eigentum der Ungarn; sie findet sich überall wieder, bei großen und kleinen Nationen, mit

dem einzigen Unterschiede, daß ihr Stammheros hier Attila, dort Arminius, anderswo Dschengis-Chan usw. heißt.

Leider konnte man keine Argumente aus der Sprache der Hunnen aufweisen, denn diese, ja selbst die Sprache der späteren Avaren, ist uns absolut unbekannt; aus einigen Nominibus propriis aber läßt sich keine Sprache konstruieren, oder auch nur sicher erraten, wenn nicht anderes Material hinzutritt. Die Rückschlüsse aus der ungarischen Sprache auf die hunnische konnten demnach nur ins Leere geführte Schläge sein.

Nach einer nicht ganz unverbürgten Nachricht hat schon der berühmte JANUS PANNONIUS († 1472) eine ungarische Grammatik geschrieben. Da wir diese nicht kennen, so ist für uns die des JOANNES SYLVESTER PANNONIUS, gedruckt 1539 in Sárvár-Újszigeth, in der vom Grafen THOMAS NÁDASDY errichteten Typographie, die älteste. Das Buch ist eine ungarisch-lateinische Grammatik (Grammatica Hungaro-Latina), welche beide Sprachen parallel behandelt. Der gelehrte Verfasser findet nun mehrfach Veranlassung, den Unterschied zwischen der ungarischen und lateinischen Sprache zu bemerken und zugleich die Ähnlichkeit der ersteren mit der hebräischen hervorzuheben, namentlich bei der Bildung der Nomina mit den Possessiv Suffixen (ungarisch atyá-m, atyá-d usw., hebräisch ab-i, ak-eka usw. statt *mein* Vater, *dein* Vater, *meus* pater, *tuus* pater usw.) und beim Verbum, wenn dieses nebst dem Subjekt auch das Objekt ausdrückt (ungarische lát-*l*-ak = ich sehe dich, lát-*já*-tok — ihr sehet ihn, es, sie usw. im Hebräischen das Verbum mit Suffix, z. B. ketala-ni — er hat mich geschlagen). SYLVESTER übersieht freilich *den* Unterschied, daß im Hebräischen das Objekt-Suffix als Encliticum an die volle Verbalform tritt, im Ungarischen aber das Objekt nicht als Suffix angehängt, sondern vor das Subjekt-Suffix gestellt und in der Verbalform einverleibt wird (das Objekt *l* = dich, *ja* = ihn, es, sie steht vor dem Subjekt *k* = ich, *tok* = ihr). Auch an anderen Stellen bemerkt SYLVESTER das gleiche Verfahren der ungarischen und hebräischen Sprache und behauptet demzufolge mit Zuversicht die Ähnlichkeit oder Verwandtschaft (affinitas) der beiden. Diese Ähnlichkeit konnte auch den nachfolgenden Grammatikern nicht entgehen, und indem sie die Sprachen in orientalische und occidentalische einteilten, mußten sie die ungarische zu den orientalischen rechnen, wie es STEPHAN KATONA GELEJI 1645, GEORG CSIPKÉS KOMÁROMI 1653 und so fort alle anderen tun. »Die ungarische Sprache«, so äußert sich der Erstere, »ist eine orientalische, denn sie ist eine Ursprache und hat, so weit ich weiß, mit keiner anderen Verwandtschaft, außer mit der hebräischen.« — Wir sehen also, daß die Hypothese der Abstammung der Magyaren von den Hunnen, welche die Chroniken und die Geschichtsbücher aufrecht hielten, und die linguistische Ansicht über die Ähnlichkeit und Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit der hebräischen, welche von SYLVESTER angefangen alle ungarischen Grammatiker teilten, ganz friedlich nebeneinander herliefen und sich im

Grunde auch nicht widersprachen. Hatte man doch Árpád von Attila, die Hunnen und Magyaren von Hunor und Magor, beide aber von Nimrod, dem Jäger des Herrn, und diesen endlich von Japhet abgeleitet, und somit den Stammbaum von Árpád bis Noe ohne die geringste Unterbrechung aufgestellt; was war demnach natürlicher, als die sich aufdrängende Ähnlichkeit der beiden orientalischen Sprachen, der ungarischen und der hebräischen.

Neben den eigentlich grammatikalischen Werken entstanden auch lexikalische Arbeiten. Gabriel Pestinus Pannonius gab schon 1538 in Wien eine »Nomenclatura sex linguarum, Latinae, Italicae, Gallicae, Bohemicae, Ungaricae et Germanicae« heraus, welche bis 1619 von verschiedenen Redacteuren ungefähr achtmal wiederholt wurde. In Calepinus weit verbreitetem »Dictionarium undecim linguarum«, (Basel, 1590) erschienen zuerst auch die polnischen, ungarischen und englischen Wörter und Redensarten. Der unbekannte Verfasser des ungarischen Teiles besaß eine umfassende Kenntnis des ungarischen Wortschatzes. Calepinus wurde bis 1682 immer wieder aufgelegt. Eben so des Hyeronymus Megiserus »Thesaurus Polyglottus« seit 1603; — Albert Molnár vom Semtz gab 1604 zu Nürnberg ein »Lexicon Latino-Hungaricum« heraus, welches bis 1708 ebenfalls mehrmals, auch mit der griechischen Sprache vermehrt, erschien. Da die genannten Lexica allesamt im Auslande gedruckt wurden, so konnte ihre Verbreitung daselbst um so leichter stattfinden.

Die historische Hypothese, gestützt auf sprachliche Studien, begann in demselben (XVII.) Jahrhunderte die üppingsten Zweige zu treiben, und zwar vor allem durch die Gelehrsamkeit des Christophorus Franz Otrokocsi. Als evangelischer Prediger zu Rimaszécs, war er auch einer von denjenigen, welche 1673 vor das außerordentliche Gericht des Kardinals Kolonich nach Preßburg zitiert und zur Galeerensklaverei verurteilt, aus derselben aber durch die Vermittlung der holländischen Generalstaaten befreit wurde. Es war dies die traurige Periode der Religionsverfolgungen, durch welche der Protestantismus auch in Ungarn ausgerottet werden sollte, wie es seit 1622 in Böhmen und in den anderen österreichischen Erbländern geschehen war. Otrokocsi hielt sich nun lange Zeit in Holland und England auf, wo ihm die Mittel der damaligen Gelehrsamkeit zu Gebote standen. 1693 gab er zu Franeker sein Werk »Origines Hungaricae« heraus, in welchem er »*den wahren Ursprung und das Alter der ungarischen Nation aus den alten Monumenten und Sprachen ans Licht brachte*«. Auf hebräische und griechische Wörter, die er durch ähnlich klingende ungarische Ausdrücke erklärt, stützt er seine Beweise, die jeden des Ungarischen unkundigen Leser in Staunen versetzen, dem Ungarn aber höchst plausibel erscheinen mußten, wenn er hinter der Wortspielerei wahre Gelehrsamkeit vermutete. Aus dem hebräischen ur (leuchten) wird nicht nur das ungarische *úr* (Herr), sondern auch das klassische Hera und heros erklärt. Megara ist ebenso viel wie das Wort *magyar* und Ias ist = *jász*, die ungarische

Benennung der Jazyger zwischen der Donau und Theiß, deren Hauptort Jász-Berény heißt. Die uralten Chones sind die nachherigen Hunnen; auch Herkules war ein magyarischer Held sowie Ilium eine ungarische Veste und Helena die Fee Ilona in den ungarischen Märchen. Nach der Sprachverwirrung kamen, laut OTROKOCSI's Wissen, die Ungarn an den Jaxartes, von da in das westliche Asien, nach Ägypten, Griechenland und endlich nach Pannonien; sie hatten demnach unter allen Völkern die glänzendste Vorgeschichte, was der gelehrte Mann mitunter durch eben so ergötzliche wie überraschende Worterklärungen beweist. Bemerkenswert ist dabei der Umstand, daß OTROKOCSI von anderweitigen Nachrichten nicht die geringste Kunde hatte, was auch von den früher erwähnten Grammatikern STEPHAN KATONA und GEORG CSIPKÉS KOMÁROMI gilt. Es scheint, daß der literarische Verkehr unter den damaligen Gelehrten, trotz ihres Lateinschreibens, doch sehr gering gewesen sein muß, und daß Bücher, in dem einen Lande geschrieben und gedruckt, nicht leicht in dem anderen bekannt wurden.

Seit AENEAS SYLVIUS oder Papst Pius II. und MATTHIAS CORVINUS, der mit dem Großfürsten von Moskau, IWAN dem Schrecklichen, in einer gesandtschaftlichen Verbindung stand, war die Kunde verbreitet, daß es im Nordosten Rußlands ein Volk gebe, dessen Sprache von den Magyaren verstanden werden könne; ja daß MATTHIAS sogar Kundschafter dahin gesandt habe, um diese Leute zur Übersiedlung nach Pannonien zu vermögen. Und hätte der König länger gelebt (er starb 1490), so berichtet uns BONFINIUS, so würde er seine Absicht gewiß ausgeführth aben. — SIGMUND HERBERSTEIN war Gesandter des deutschen Kaisers MAXIMILIAN am Hofe zu Ofen unter VLADISLAUS II., dem Nachfolger des MATTHIAS, und unter LUDWIG II., der 1526 bei Mohács fiel. Derselbe HERBERSTEIN war dann auch Gesandter in Moskau, 1516 und 1529, und gab 1556 in Basel eine Beschreibung Rußlands heraus (»Rerum Moscovitarum Commentarii«), zu der er die Vorrede in Wien 1549 geschrieben hatte. In dieser Beschreibung schildert HERBERSTEIN auch die transuralische Provinz Juharien, aus welcher die Ungarn hergekommen, Pannonien eingenommen und unter der Anführung *Attila*s einen großen Teil Europas besiegt hatten. »Man sagt mir«, so fährt HERBERSTEIN fort, »daß die Juharier noch heute mit den Ungarn dieselbe Sprache reden, ob es aber an dem sei, weiß ich nicht, denn ich konnte keinen Menschen aus jener Gegend erhalten, mit dem mein ungarischer Diener gesprochen hätte.« Dies wußten nun weder die ungarischen Grammatiker noch OTROKOCSI; sie kannten demnach die Decades des BONFINIUS, die seit 1568 mehrmals herausgegeben worden waren, und nicht die Commentarien HERBERSTEIN's. Um so erklärlicher war es, daß OTROKOCSI auch von einem anderen Umstand keine Kenntnis erhalten hatte. Die Ähnlichkeit der ungarischen und finnischen Sprache hatte bereits AMOS COMENIUS bemerkt. Der in vielen Ländern gekannte Pädagoge hatte nämlich von OXENSTIERNA den Auftrag erhalten, auch das schwedische Schulwesen zu

reformieren. Da war es ihm wohl unmöglich, nicht auf das Finnische aufmerksam zu werden, da die finnischen Soldaten einen Hauptbestandteil der siegreichen schwedischen Armeen ausmachten. Dann wurde er von SIGMUND RÁKÓCZI nach Sárospatak berufen, wo er einige Jahre (bis 1657) lehrte. Hier mußte COMENIUS mit dem Ungarischen bekannt werden. Ein Mann, wie dieser, der den Unterricht auf die Anschauung und die Muttersprache basierte, war sehr geeignet, den Unterschied und die Übereinstimmung der Sprachen aufzufassen; unseres Wissens ist er der Erste, welcher auch die Ähnlichkeit der ungarischen und finnischen Sprache hervorgehoben hat. Allein das hatte nicht die geringsten Folgen für unsere Sprachwissenschaft; nur auf Umwegen erfuhr man hier etwas davon, und zwar, wie wir nachher sehen werden, indem man sich die Freiheit nahm, die bemerkte Ähnlichkeit zu bezweifeln.

Ein berühmter Zeitgenosse OTROKOCSI's war der Schwede OLAV RUDBECK, der die gotische (d. h. die skandinavische) Sprache zur Aufhellung dunkler Stellen der Heiligen Schrift zu verwenden wußte und eine Analogie zwischen der gotischen und chinesischen, sowie zwischen der finnischen und ungarischen Sprache fand.[1] RUDBECK kannte das Ungarische nur aus den Wörterbüchern des CALEPINUS und MEGISERUS, hatte aber eine nicht unklare Vorstellung von den Gesetzen der Lautveränderungen, so daß seine aufgestellten finnischen und ungarischen Wortvergleichungen fast immer zutreffen. Durch diese veranlaßt fand er beide Sprachen einander so nahe stehend, daß er sie für verwandt ansehen mußte. Allein seine gotischen, hebräischen und chinesischen Worterklärungen atmen doch denselben Geist, wie diejenigen OTROKOCSI's. RUDBECK fand alles gotisch, wie OTROKOCSI alles magyarisch. Der jüngere RUDBECK, ein Sohn des älteren, trat in die Fußstapfen seines Vaters und behauptete, daß die Lappen unmittelbare Nachkommen Japhets seien, die zuerst Skandinavien bevölkert hätten. Wir sehen also, wie die linguistischen Ansichten der ungarischen Grammatiker ungefähr dahin zielten, wohin der jüngere RUDBECK geleitet wurde; aber die Verbindung der finnischen und der ungarischen Sprache war den Ersteren noch immer unbekannt.

MATTHIAS BÉL, ein vielgenannter Historiker, hatte wohl Kunde von der Entdeckung RUDBECK's, als er 1718 sein Werk »De veteri literatura hunnoscythica exercitatio« in Leipzig herausgab; denn in seinen genealogischen Deduktionen spricht er nicht nur von Nimrod, sondern auch von Fennus, dem Stammvater der Finnen. Auch LEIBNITZ trat der Meinung bei, daß die Finnen Verwandte der Magyaren seien, worüber BEYER in St.-Petersburg etwas Genaueres von BÉL zu erfahren wünschte. Keiner von beiden war jedoch ein Sprachkenner; BÉL lernte nicht das Finnische und BEYER nicht das Magya-

[1] Der lange Titel des Buches lautet: »OLAVI RUDBECKII Specimen usus linguae Gothicae in eruendis atque illustrandis obscurissimis quibusdam Sacrae Scripturae locis; addita analogia linguae Gothicae cum Sinica, nec non Finnicae cum Ungarica. Upsaliae, 1717«. Das Buch gab sein Sohn OLAV RUDBECK junior heraus.

rische; aber um desto längere Zitate senden sie einander aus den lateinischen Scribenten, die auch nicht mehr gewußt hatten als sie selbst. BÉL läßt alles über sich ergehen (in seinem »Apparatus ad historiam Hungariae«), wenn nur die Hunnen als Stammväter der Magyaren unangetastet bleiben.

Und sie blieben unangetastet auch von STRAHLENBERG's sehr bekanntem Buche: »Das Nord- und Ostliche Theil vonE uropa und Asia, insoweit solches das gantze Russische Reich mit Siberien und der großen Tartarey in sich begreiffet. Stockholm, in Verlegung des Autoris, 1730.« STRAHLENBERG war in der Schlacht bei Pultawa in russische Gefangenschaft geraten und nach Siberien abgeführt worden, wo er dreizehn Jahre lang lebte und frei herumreisen durfte. So geschah es, daß er sich unter den Wogulen, Ostjaken, Samojeden, ferner unter vielen tatarischen und mongolischen Völkern aufhalten und die Materialien zu seinem Buche sammeln konnte. Auch war ihm die einschlägige Literatur nicht fremd; so zitiert er unter Anderem BÉL's Arbeit »De vetere literatura Hunno-Scythica. Lipsiae, 1718«; es waren ihm gewiß auch RUDBECK und der in Petersburg lebende BEYER bekannt. STRAHLENBERG teilt die Völker im Norden Europas und Asiens in sechs Stämme; den ersten nennt er den *Ujgurischen* und rechnet zu ihm die Mordwinen, Tscheremissen, Permier, Wotjaken, die Wogulen, Ostjaken und die Barabaischen oder die Völker der Ebene am Zusammenfluß des Oby und Irtisch; dann die Lappen, Finnen, Esten, die wenig übriggebliebenen Liven und die Ungarn. Hieher gehörten auch die Hunnen; alle aber bildeten einst nur *ein* Volk. Der zweite Stamm ist der *Türkisch-Tatarische*, zu welchem STRAHLENBERG die Baschkiren, Kirgisen, Türken, Tschuwaschen uam. rechnet. Der dritte Stamm ist der Samojedische usw. Wir sehen hieraus, daß STRAHLENBERG bereits im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts die betreffenden Völker so abteilte, wie man sie auch heute abteilen muß. In seiner »Gentium boreoorientalium Harmonia linguarum« stellt er die Zahlwörter der Székler, Finnen, Wogulen, Ostjaken zusammen, in denen er den stärksten Beweis der Zusammengehörigkeit findet. Diese Völker bilden nach STRAHLENBERG denjenigen Zweig, dessen Vorfahren die Hunnen waren. Daß er die Székler als Urmagyaren betrachtet, verdankt er BÉL's »hunno-scythischer Literatur«, in welcher behauptet wurde, daß die hunnische Schrift sich bei den Siebenbürger Széklern erhalten habe. Das Interessante und sozusagen Epochemachende für unsere Sprachwissenschaft war in STRAHLENBERG's Werke der Umstand, daß es das erste Buch war, welches die Ahnung von der Zusammengehörigkeit der Finnen, Ungarn, Wogulen, Ostjaken usw. durch Wortverzeichnisse zur positiven Gewissheit gebracht hat.

Fünfzehn Jahre nach dem Erscheinen des STRAHLENBERGschen Buches (1745) machte der ungarische Piarist DESERICIUS eine schöne Entdeckung in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom; er fand die Erzählung des Dominikanermönches JULIANUS, der mit einigen Brüdern aus Ungarn das unbekannte

Land aufzusuchen gegangen war, aus welchem die Magyaren hergezogen waren. Die Dominikaner reisten über Asans Bulgarien nach Konstantinopel, von da zu Schiff nach Lichien, Alanien; nach vielen Beschwerden kam der allein am Leben gebliebene JULIANUS nach Großbulgarien an der Wolga. Hier traf er ein Weib, das aus jenem Lande stammte, welches JULIANUS suchte, und das ihm den Weg dorthin anzeigte. So orientiert fand denn JULIANUS wirklich jenseits der Wolga ein Land, die sogenannte *Magna Ungaria*,mit dessen Einwohnern er sprechen konnte und die über seine Ankunft unendlich erfreut waren. Nach hinlänglichen Erkundigungen kehrte JULIANUS in die Heimat zurück, um seine Entdeckung bekannt zu machen, aber auch zugleich von dem herandrohenden Völkersturme der Tataren oder Mongolen Nachricht zu bringen. Einen kürzeren und geraderen Weg nehmend kam JULIANUS durch das Land der Mordwinen in das Gebiet der russischen Fürsten und endlich über Galizien nach Ungarn, wo er am zweiten Weihnachtsfeiertage (26. Dezember 1237) eintraf. Das ist das »Factum Magnae Ungariae«, welches auch durch PLANO CARPINI, den gesandten INNOCENTIUS IV. an den mongolischen Großkan 1246, bestätigt wurde. Von diesem Lande hatten AENEAS SYLVIUS und MATTHIAS CORVINUS Kunde; zu HERBERSTEIN's Zeiten scheinen sich aber die ethnographischen Verhältnisse zwischen der Wolga, Kama und Irtisch bereits so sehr verändert zu haben, daß man nicht mehr dort, sondern viel nördlicher, in Juharien, ungarisch redende vermutete. Die »Magna Ungaria«, die man sich im Südwesten von Juharien denken muß, war damals bereits tatarisiert; auf eine solche Sprachänderung deutet auch die Sage, daß die Baschkiren einst ein finnisches Volk gewesen und nachher die tatarische Sprache angenommen hätten.

DESERICIUS, dem wir die Entdeckung des höchst interessanten Schriftstückes über die »Magna Ungaria« verdanken, schrieb auch ein großes Werk »De Initiis ac Majoribus Hungarorum« (»Von den Anfängen und den Vorfahren der Ungarn«), dessen Druck bereits in Rom begonnen hatte, als er vom Papst BENEDICT XIV. in geistlichen Angelegenheiten nach Bukarest gesandt wurde. Da DESERICIUS glaubte, daß sein Buch in seiner Abwesenheit nicht gut gedruckt werden könnte, so nahm er das Manuscript mit sich. Nach Beendigung seines Geschäftes kehrte er von Bukarest in seine Heimat zurück, aber mit gebrochener Gesundheit. Die Herausgabe seines Buches überließ er demzufolge seinem Freunde MARTIN BIRÓ, Bischof von Veszprém, der es dann auch in vier Quartbänden herausgab (Ofen, 1748, 1753 usw.). Die Nachricht über Großungarn erschien im ersten Bande. Aber trotz seines Fundes blieb DESERICIUS auf dem alten, bereits ausgetretenen Wege, von der Genesis und Herodotus angefangen Alles zusammenstellend, was man in den griechischen und lateinischen Autoren über die Scythen, Amazonen, Hunnen, Avaren usw. findet. Mit gelehrter Mühe beweist er, daß die Hunnen in keiner Verbindung mit den Finnen stehen, und daß die Ungarn nicht aus HERBERSTEIN's Juharien gekom-

men seien, denn die Stammsitze der Hunnen müsse man am Kaspischen Meere suchen. Von den Sprachen, auf die es hier angekommen wäre, hatte DESERICIUS so wenig Kenntnis, wie BÉL und OTROKOCSI. Es genügte aber, den Ruhm der hunnischen Magyaren nicht durch die finnische Verwandtschaft verdunkelt zu sehen.

Der Jesuit MAXIMILIAN HELL, Astronom in Wien, wurde von CHRISTIAN VII., König von Dänemark, zur Beobachtung des Vorüberganges der Venus 1769 nach Wardöhus gesandt; HELL nahm seinen Gehilfen JOHANN SAJNOVICS aus Torda in Siebenbürgen mit. Die beiden Freunde lebten fast ein Jahr lang in Finnmarken. HELL hatte außer seinen astronomischen Beobachtungen auch Interesse für Ethnographie und eiferte SAJNOVICS zum Studium der lappischen Sprache an. Die Hilfsmittel waren LEEM's dänisch geschriebene Bücher über die Lappensprache, die astronomischen Freunde verstanden aber das dänische nicht. Es mußten also dänische Missionäre helfen, die auch lateinisch sprachen. SAJNOVICS ermüdete oft; aber HELL wollte durchaus die Gelegenheit ausnützen. Endlich erlangte SAJNOVICS einige Kenntnis der Sprache und nun war er eifrig an der Arbeit; denn es erwachte in ihm die Überzeugung, daß wir nie eine bestimmte Ansicht von der Übereinstimmung der beiden Sprachen erhalten können, wenn sie nicht entweder von einem geborenen Lappen in Ungarn oder von einem geborenen Ungarn in Lappland untersucht werden (linguae enim Ungarorum et Lapporum convenientiam, nisi aut natus Lappo inter Ungaros, aut Ungarus inter Lappones inquirat, definitam nunquam habebimus). Auf seiner Rückreise trug nun SAJNOVICS der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen seine »Demonstratio Idioma Ungarorum et Lapponum idem esse« vor, die dann zu Anfang des Jahres 1770 daselbst, und noch in demselben Jahre zu Tyrnau mit einigen Zusätzen abgedruckt wurde. SAJNOVICS sagt mit vollem Rechte, daß die beiden Sprachen im Grunde identisch sein können, ohne daß der Lappe den sprechenden Ungarn und umgekehrt verstehe, denn die Sprachen spalten sich in Dialekte, die mit der Zeit mehr und mehr verschieden erscheinen; auch die Sprache der Lappen habe mehrere Dialekte, namentlich einen Berg- und einen Küstendialekt. Er findet aber die Identität des Lappischen und Ungarischen in der gleichen Aussprache oder vielmehr Betonung der Wörter darin, daß in beiden Sprachen dieselben Wörter vorkommen, was SAJNOVICS mit vielen Beispielen und namentlich auch mit den Zahlwörtern beweist; darin, daß eine Ähnlichkeit bei den Suffixen und Bildungssilben der Wörter stattfindet, wobei die Pronomina und die von denselben abstammenden Possessivsuffixe in Betracht kommen; darin, daß die Hilfszeitwörter und die Konjugation der Verba höchst übereinstimmen; endlich darin, daß auch Andere vor ihm, als RUDBECK, STRAHLENBERG u. A. die Ähnlichkeit mit der finnischen und dieser mit der ungarischen Sprache bemerkt und ausgesprochen haben. In der Tyrnauer Ausgabe teilt SAJNOVICS noch Einiges aus HELL's Briefen mit, den das ethnographisch-linguistische

Problem außerordentlich beschäftigte, und der in Karelien das Urvaterland sowohl der Hunnen als auch der Finnen vermutete, — wozu freilich nur eine Wortdeutung (Karjelia soll heißen: Kar-jel = Brachium und Signum, Zeichen der Tapferkeit) Veranlassung gegeben zu haben scheint.

Sajnovics sprach die Hoffnung aus, daß künftighin die Desericius einer anderen Meinung sein werden, wenn sie seine Demonstratio studieren. Diese Hoffnung erfüllte auch wirklich der Jesuit Georg Pray, ein verdienstvoller Historiker Ungarns.

Unmittelbar nachdem Bíró den Desericius in Ofen herausgegeben hatte, erschien in Paris das große vierbändige Werk von Deguignes »Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mongols et des autres Tatares occidentaux usw., Paris, 1756—1758«, welches nach chinesischen Quellen die Geschichte dieser Völker von den ältesten Zeiten angefangen behandelt und die Hunnen selbst in der Nachbarschaft Chinas entstehen und von daher an die Wolga gelangen läßt. Diese Ansicht oder Entdeckung hatte der erwähnte Pray in seinen »Annales veteres Hunnorum, Avarorum et Hungarorum ab anno ante natum Christum CCX and annum Christi CMXCVII. Vindobonae 1761« adoptiert, in welchen er sich noch ziemlich ablehnend über die finnische Verwandtschaft äußerte. Wohl kannte er die Behauptung Eccard's (Comment. rerum Francicarum, lib. XXXI.), daß die Ungarn und Finnen verwandte Sprachen hätten, was der berühmte Pädagoge Johann Amos Comenius, wie wir oben erwähnten, bereits um 1657 erkannt habe. Dadurch aufmerksam gemacht, hätte ein Hamburger Arzt, Martinus Fogelius, das Finnische mit dem Ungarischen zusammengestellt und sein Manuscript befände sich in der königlichen Bibliothek zu Hannover. Eccard selbst habe mit höchstem Fleiße die ungarische Sprache mit der finnischen, estnischen, livischen, lappischen, samojedischen und ostjakischen verglichen und überall gemeinschaftliche Harmonie gefunden (invenique ubique harmoniam communem). Diesem will nur Pray nicht recht trauen; er weiß nicht, ob Martinus Fogelius und Eccard's hinlängliche Kenntnisse in den genannten Sprachen hatten; er hält es vielmehr mit Stiltingus, dem Biographen des Heiligen Stephan in den Acta Sanctorum der Bollandisten, welcher das finnische und ungarische Vaterunser vergleichend, jene vermeinte Harmonie nicht bemerken konnte. Pray selbst teilt (pag. 320 l.) ein estnisches Lied mit, an dem er durchaus keine Ähnlichkeit mit dem Ungarischen entdecken kann. Doch gibt er so viel zu, daß die Finnen einst Grenznachbarn der Kabaren, die sich, wie bekannt, mit den Ungarn in Südrußland vereinigten, gewesen sein mögen. So schrieb Pray 1761.

Nun erschien die Demonstratio des Sajnovics, welche den Historiker eines Anderen belehrte. Pray durfte den Behauptungen Sajnovics's glauben; auch die Mitteilungen, welche er überdies von Hell erhielt, der ein ausführliches Werk über die finnisch-ungarische Frage zu publizieren gesonnen war

(was aber unseres Wissens unterblieben ist), konnten ihn darin nur noch mehr bestärken. Seine veränderten Ansichten legte er auch in den »Dissertationes historio-criticae in Annales Veteres Hunnorum, Avarorum et Hungarorum, Vindobonae, 1774«, einem vorzüglichen und stets beachtenswerten Buche, nieder und trachtete nun auch gegen SCHLÖZER, welcher in seiner »Allgemeinen Nordischen Geschichte« (Halle, 1771) die Hunnen aus der Reihe der finnischen Völker ausgeschlossen wissen wollte, die Zusammengehörigkeit der Finnen, Ungarn und Avaren mit den Hunnen vollkommen glaubwürdig zu machen. Wenigstens über die nahe Verwandtschaft der Finnen mit den Ungarn kann, nach PRAY, kein Zweifel mehr aufkommen. Allein bereits STEPHAN KATONA, der Verfaßer der »Historia Critica Hungariae« (42 Bände, von 1778—1817), läßt in seinem ersten Bande (»Historia Critica primorum Hungariae ducum«, Pest, 1778), also vier Jahre nach dem Erscheinen der PRAYschen Dissertationes, die finnische Frage abseits liegen, indem er geographisch bloß bis zur »Magna Ungaria« zurückgeht und die hunnische Verwandtschaft sehr wenig, die finnische aber gar nicht berührt.

War auch die Behauptung, daß die Sprache der Lappen identisch mit der ungarischen sei, nicht haltbar: so hatte doch SAJNOVICS so Triftiges vorgebracht, daß die Sprachforscher, anstatt sich an die Schwächen der Demonstratio zu klammern, vielmehr das Lappische und Finnische genauer hätten studieren sollen, als dies dem Mathematiker SAJNOVICS möglich gewesen. Allein daran dachte niemand, im Gegenteil, PAUL BEREGSZÁSZI meinte den rechten Weg gefunden zu haben, wenn er, HAGER gegenüber, der mit ebenfalls wenig Kenntnis SAJNOVICS durch »Neue Beweise der Verwandtschaft der Ungarn mit den Lappen, Wien, 1793« hatte ergänzen wollen, ein Buch schrieb »Über die Ähnlichkeit der hungarischen Sprache mit den Morgenländischen, Leipzig, 1796«, welches alle Enden Asiens und Europas linguistisch durchstöbert, wie es andere Scribenten historisch getan hatten. Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch, Persisch, Türkisch, Kurdisch, Pehlvisch, Sanskritisch, Hindostanisch, Chinesisch und Armenisch, Walachisch und Böhmisch, Deutsch und Albanesisch usw., alles liegt auf demselben Plan, alles ist verwandt mit dem Ungarischen. Die Methode, welche SAJNOVICS so ziemlich getroffen hatte, wurde wieder verlassen; für BEREGSZÁSZI und seine Jünger war die Demonstratio vergebens geschrieben. Doch darf man dasselbe nicht von SAMUEL GYARMATHI sagen, der es sich zur Aufgabe machte, die Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit dem Finnischen *grammatikalisch* zu beweisen (»Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Finnicae originis grammatice demonstrata, auctore SAMUELE GYARMATHI, medicinae doctore, Göttingae, 1799«).

GYARMATHI verglich zuerst das Schwedisch-lappische und das Finnische mit dem Ungarischen — er übersah aber ganz, daß *die* lappische Sprache, welche SAJNOVICS behandelt hatte, verschieden ist von der Schwedisch-lappischen, — dann, und zwar auf SCHLÖZER's Rat, wie GYARMATHI es selbst in

einem Briefe an CHRISTIAN ENGEL 1798 eingesteht, verglich er das Estnische und darauf das Wogulische, Wotjakische, Tscheremissische usw., endlich schloß er noch tatarische und slawische Wortverzeichnisse an. Ein so großes Sprachgebiet läßt sich in kurzer Zeit unmöglich derart bemeistern, daß man durch die Schale in das innere der Sprachen dringen und sich vor der Täuschung durch den äußeren Schein bewahren könnte. Trotz aller Mißgriffe war GYARMATHI's Arbeit sehr verdienstvoll, bedauern muß man jedoch, daß die ausländische Wissenschaft ausschließlich von ihm Notiz genommen und sich sozusagen bis auf den heutigen Tag mit ihm begnügt, den eigentlichen Begründer der ungarischen wissenschaftlichen Grammatik aber, NIKOLAUS RÉVAI, ganz übersehen hat. Und doch erschien der erste Band von dessen Grammatik bereits 1803 (der zweite 1806), also nur vier Jahre nach GYARMATHI's Buch und zwar eben alls lateinisch. Allein dieses erschien in Göttingen und füllt nur 387 Seiten; die zwei Bände der RÉVAIschen Grammatik aber kamen in Pest heraus und zählen 976 Seiten. Doch mag vielleicht weniger der Unterschied des Umganges, als die Verschiedenheit der Druckorte dem GYARMATHIschen Werke zum Vorteile, dem RÉVAIschen dagegen zum Nachteile vor dem gelehrten Auslande gereicht haben.

RÉVAI findet die Mittel zur vollständigen wissenschaftlichen Behandlung der Grammatik zuerst in der Kenntnis sowohl der alten als der neuen ungarischen Sprache, indem die Forschung die alte Sprache in möglichst weit zurückgreifender, die neue aber in möglichst alles Bestehende umfaßender Weise behandelt; dann im Studium der orientalischen, namentlich der hebräischen und der ihr zunächst stehenden Sprachen; endlich in der genauen Erforschung der nördlichen Sprachen, der lappischen, finnischen und estnischen, die der ungarischen verwandt sind; im Verlaufe des Werkes berücksichtigt er aber auch das Wogulische, Ostjakische, Permische usw. RÉVAI huldigt nur darin seiner Zeit, daß er auch auf die hebräische Sprache zurückblickt; wir dürfen aber nicht vergessen, daß er lange vor BOPP's Auftreten geschrieben hat (er starb 1807). Sonst ist er von allen Vorurteilen frei und verfährt nach der historischen Methode, die erst nach seinem Tode durch die Aufnahme des Sanskritstudiums zu allgemeiner Geltung gekommen ist. Um die Kenntnis der ungarischen Sprache zu vervollständigen, gab er in demselben Jahre (1803) den ersten Band seiner »Antiquitates literaturae Hungaricae« heraus, einen wahren Schatz an Stoff und mustergültiger Methode. Der tüchtige Mann konnte jedoch weder die Grammatik vollenden, noch die Antiquitates fortsetzen; es fehlten ihm hiezu die Mittel und die Gesundheit, obgleich er erst in den Fünfzigen stand (er war 1749 geboren). Es ist vielleicht nicht uninteressant, wie RÉVAI sich über die Sprachverwandtschaft äußert. »Man pflegt, so schrieb er, aus der Verwandtschaft der Sprachen auf die der Nationen zu schließen und so deren Ursprung zu ergründen. Auf diese Weise wurde unser Ursprung seit Langem von den Scythen hergeleitet; nun in neuerer Zeit wird er auf die Finnen zurück-

geführt. Dies nehmen Einige übel (quidam indigne hoc ferunt), denn sie halten eine solche Wiege für zu niedrig; außerdem scheint auch die Herkunft der Ungarn aus dem Oriente sich mit jener nördlichen Verwandtschaft nicht zu reimen. Um also unsern orientalischen Ursprung zu wahren, stellen Andere die Verwandtschaft der vielen orientalischen Sprachen entgegen. Aber auch das mißfällt gar Manchen, die nicht gerne von den Juden abstammen wollen (quod ab Hebraeis deduci abhorreant). Meine Meinung ist aber folgende. Die hebräische Sprache, wie wir sie in den heiligen Büchern vorfinden, ist wohl nicht die älteste, sondern vielmehr schon ein Abkömmling einer Sprache aus vorhergehender Zeit. Aus dieser Zeit scheint Manches auch in unserer Sprache herzurühren, wenn wir sie mit der hebräischen vergleichen; denn viele unserer Wörter haben eine einfachere Form. Wir stammen also nicht von den Hebräern ab. Was aber die finnischen Völker anbelangt, so halte ich dafür, daß sie und die Ungarn von demselben Urstamme herkommen, welcher sich jedoch im Oriente in mehrere Zweige gespalten hat, von denen die meisten durch mannigfache Schicksale bereits unterdrückt worden sind. Nur den Ungarn und Finnen wurde ein besseres Los zu Teil; diese rückten zeitig in den Norden, wo sie ungestörter blieben, jene kamen nach manchen Begegnissen im Oriente in ein milderes Klima Europas. Ungarn und Finnen stammen also nicht von einander ab, sondern beider Abkunft hat dieselbe gemeinschaftliche Wurzel.«

RÉVAI war es nur von 1802 bis 1807, seinem Todesjahre, vergönnt, als Professor der ungarischen Sprache und Literatur an der Landesuniversität in Pest zu wirken, und seine nächsten Nachfolger auf diesem Lehrstuhle scheinen den Geist RÉVAI's kaum geahnt zu haben. Die Schriftsprache und die Orthographie bildete sich wohl nach seiner Grammatik; aber die *Adminicula* zur historischen Erforschung, wie sie RÉVAI genannt hatte, nämlich das Studium der finnischen Sprachen, unterblieb gänzlich. STEPHAN HORVÁT galt eine Zeit lang für den geistigen Erben seines Meisters; er selbst bekennt sich in einem Briefe an den Historiker CHRISTIAN ENGEL als einen Schüler RÉVAI's und ENGEL's. »Deine Anerkennung meiner historischen Kenntnisse soll mich zu stets größerem Eifer anspornen«, so schreibt HORVÁT 1812, »damit ich Dir auf dem geschichtlichen Felde ein würdiger Schüler werde. Wie RÉVAI einst mein sprachliches Wissen befördert hat, so sei Du für die Geschichte mein RÉVAI; ich will nichts unterlassen, um nach Deiner Weisung fortzuschreiten.« Allein die Art und Weise, wie Horvát sein sprachliches und historisches Wissen verwertete, würde wohl kaum die Billigung ENGEL's erfahren haben, RÉVAI aber hätte sich darob, wie man sagt, im Grabe umwenden müssen.

STEPHAN HORVÁT schrieb mancherlei; 1825 gab er »Skizzen aus der ältesten Geschichte der ungarischen Nation« (»Rajzolatok a magyar nemzet legrégibb történeteiből«) heraus. Die Scythen oder Ungarn kommen aus Nubien

[2] Briefe an Chr. ENGEL, mitgeteilt von FRANZ KUBINYI im »Magyar Akadémiai Értesítő« von 1855, Seite 157.

und Abyssinien; noch heute kann man auf der Landkarte Afrikas die Heimat der Magyaren, Kumanier, Petschenegen usw. leicht auffinden. Nach Ägypten gezogen, erbauten sie dort die Pyramiden, und HORVÁT dankt der Vorsehung, daß es ihm gestattet worden, nach vielen tausend Jahren die Schrift der Parther — denn auch diese waren Magyaren — an einer ägyptischen Mumie zu lesen. Herkules, Alexander der Große usw. sind Vollblutmagyaren; überhaupt füllt diese Nation die ganze alte Geschichte aus; sie waren überall. Was in der hebräischen, in der finnischen Sprache an die magyarische erinnert, das kam aus dieser in jene. Auch in der Heiligen Schrift wimmelt es von magyarischen Namen und Magyarismen, aber nicht sowohl im Originaltexte, als vielmehr in der Vulgata des h. Hieronymus, der ein jazygischer Gelehrter (jász tudós) gewesen. Übrigens ist ja auch der Psalmist David ein Székler und der Apostel Paulus ein Parther, also auch ein Ungar gewesen. — In solcher Weise fährt STEPHAN HORVÁT mit vollem Ernste und großem linguistischen und historischen Pathos fort, die Geschichte der Nation und Sprache zu skizzieren, und liefert ein kaum je erreichtes, aber gewiß nirgends übertroffenes Spezimen gelehrter Verrücktheit. Und doch war HORVÁT sonst ein höchst achtenswerter Mann, der als Professor — er dozierte von 1833 an Diplomatik, Heraldik, von 1837 an ungarische Sprache und Literatur an der Landesuniversität — großen Einfluß auf die Jugend übte. Daß aber sein Geist weder Sprachwissenschaft noch historische Kritik fördern konnte, liegt auf der Hand. Er starb 1846. »Seinen Tod betrauerte das Vaterland, welches in ihm einen feurigen Verbreiter der ungarischen Sprache und Nationalität, einen Vorkämpfer der Literatur, einen Erforscher der Nationalgeschichte, mit einem Worte, einen unermüdeten Gelehrten verloren hat.« So schreibt 1856 ein Biograph der ungarischen Schriftsteller.[3] Daß bei uns ein RÉVAI auftrat, war ein nicht gehofftes Glück; daß aber auch nach ihm noch OTROKOCSI's Geist mit anderen sieben schlimmeren in STEPHAN HORVÁT fahren konnte, war ein wirklich nicht erwartetes Unglück, dessen Wirkung und Folgen unberechenbar sind. Und dennoch haben wir HORVÁT vielleicht etwas Gutes zu verdanken.

ANTON REGULY (geboren 1819) lebte als Student in St. HORVÁT's Hause und aß an seinem Tische. Der Wandertrieb erwachte in ihm (ob durch HORVÁT erregt?) und 1839 reiste er nach Hamburg, nach Kiel, Kopenhagen und Stockholm. Hier machte man ihn auf Finnland aufmerksam; er reiste also nach Abo, lernte im Innern des Landes das Finnische, ging weiter nach Lappland und kehrte 1841 nach Helsingfors zurück. Über Estland reiste er dann nach Petersburg, wo er durch seine Kenntnis der finnischen Sprachen die Aufmerksamkeit der Petersburger Akademiker Von BAER, FRAEHN, KUNIG u. A. auf sich zug und ihre Zuneigung und Freundschaft gewann. Das Lesen von Büchern, wie FISCHER's »Geschichte Sibiriens«, GYARMATHI's »Affinitas«, KLAPROTH's »Asia

[3] F. FERENCZY, »Magyar írók, életrajz-gyűjtemény«. Seite 198.

polyglotta«, erweckte in ihm den Gedanken, im nördlichen Ural die Wogulen und Ostjaken zu besuchen und unter ihnen ihr Sprache zu studieren. Die großmütige Unterstützung der Petersburger Gelehrten machte es ihm möglich, am 9. Oktober 1843 von Petersburg über Moskau, Nischni-Nowgorod, Kasan in den Ural zu reisen (die Geldsendungen von Pest langten spät an und waren auch nicht hinreichend). Ebenso sicherten ihm die Empfehlungsbriefe von Petersburg eine freundliche Aufnahme auf den STRUGANOVschen Gütern daselbst und anderswo. Von Solikamsk und Usolje reiste er nach Werchotur, Bogoslovsk und Wsevolods-Blagodack, wo er auf den Gütern der WSEVOLACK gut aufgenommen, auch Wogulen zu seiner Belehrung erhielt. Nach dreimonatlichem Aufenthalt daselbst reiste er nach Tobolsk, dann nach Pelim, wo er wieder zwei Monate weilte. Dem Pelimfluß stromaufwärts folgend reiste er zu den nördlichen Wogulen an die Taps-ja, große Sosva und in den nördlichsten Ural, wo er sich längere Zeit bei einem Wogulen TJÓBING aufhielt und die besten wogulischen Texte niederschrieb. Auf diese Weise bereiste REGULY so ziemlich das ganze Wogulengebiet. Von daher zog er zu den Ostjaken und kam am 27. September 1844 in Obdorsk an. Am 10. Oktober verließ er Obdorsk und nach einem Ausfluge bis an die Meerenge von Waigatsch reiste er nach Beresov, wo er bis zum 3. Februar 1845 weilte und von den Jassak (Pelzwerktribut) bringenden Ostjaken eine große Anzahl ostjakische Texte aufzeichnete. Aus den Ural- und Oby-Gegenden über Perm und Kasan zurückkehrend, hielt er sich noch längere Zeit in den Wolgagegenden auf, wo er bei den Mordwinen, Tscheremissen und Tschuwaschen neue Studien trieb und Sammlungen machte. Mit reicher Beute beladen kehrte er nach Petersburg zurück, wo er 1846 eine ethnographisch-geographische Karte des nördlichen Uralgebietes, entworfen auf seiner Reise, lithographieren ließ. Allein seine Gesundheit war untergraben, Gräfenberg half wenig, und REGULY siechte auch in Pest, so daß er kaum etwas arbeiten konnte. Er starb am 23. August 1858; sein Nachlaß kam in die Sammlungen der Akademie. Bis 1848 hatte man nur einige Reiseberichte von ihm: die Sprachwissenschaft selbst erwartete noch immer die Resultate seiner Forschungen.

REGULY trat, wie wir gesehen haben, am 9. Oktober 1843 von Petersburg aus seine Reise nach dem nördlichen Ural an; einen Tag früher, am 8. Oktober 1843, hielt der Freiherr JOSEPH VON EÖTVÖS in Pest, in der XII. feierlichen Jahressitzung der ungarischen Akademie der Wissenschaften, die Denkrede auf ALEXANDER KŐRÖSI-CSOMA.[4]

REGULY wollte jene Völker kennenlernen, welche, dem klaren Fingerzeige der Sprachen zufolge, unzweifelhafte Stammverwandte der Ungarn sind; KŐRÖSI-CSOMA dagegen beabsichtigte nicht bloß die Sprachverwandten der

[4] S. »A magyar tudós társaság évkönyvei« (»Annalen der ungarischen Gelehrten-Gesellschaft«), Band 7 (Buda, 1846), p. 32—51, denen die oben mitgeteilten Angaben entnommen sind.

Ungarn, sondern die Urheimat der letzteren aufzusuchen — ob dem Fingerzeige der Sprachen folgend oder bloß von jenem dunklen Drange getrieben, welcher sich gerade unorientierter Menschen zu bemächtigen pflegt, wenn sie sich für irgend einen großartigen Gedanken begeistern?

Csoma war der Sohn einer Székler Soldatenfamilie zu Egerpatak im Sepsier Stuhle. Er kam 1799 an das Kollegium der Reformierten zu Nagyenyed, 1815 an die Universität zu Göttingen, wo auch Gyarmathi studiert hatte.

Letzterer war, zufolge seiner Klausenburger Herkunst und seiner noch zu Hause gewonnenen Kenntnisse aus der »Demonstratio« des Sajnovics, frei von gewissen Vorurteilen; Kőrösi-Csoma dagegen war ein Széklerkind, und die ungarischen Kroniken hatten seit Jahrhunderten in den Széklern den Glauben genährt, daß sie die unmittelbaren Abkömmlinge der Hunnen Attilas seien. Es scheint, daß in Kőrösi-Csoma weder die »Demonstratio« des Sajnovics, noch die »Affinitas« des Gyarmathi, noch die Werke Révai's den Glauben des Széklers an seine hunnische Abkunft erschüttert haben; wahrscheinlich warfen auch seine Enyeder Professoren weder auf Gyarmathi noch auf Révai ein besonderes Augenmerk. Fernerhin geriet Gyarmathi in Göttingen unter den Einfluß Schlözer's († 1809), welcher für die finnisch-ugrische Sprachverwandtschaft eintrat; Kőrösi-Csoma dagegen hörte daselbst den Orientalisten Johi. Gottfr. Eichhorn, der, als gelehrter Forscher der arabischen und hebräischen Sprache und Literatur die Aufmerksamkeit desselben schwerlich auf die finnisch-ungarischen Völker gelenkt haben dürfte. Dazu hatte Desguignes vor kurzem in einem großen und berühmten Werke die Hunnen von den Westgrenzen des sinesischen Reiches nach den Wolgagegenden und von da nach Pannonien wandern lassen. Wir sehen gleichsam, wie sich in Csoma's Seele der Gedanke emporringt, daß er die Ursitze der Hunnen oder der Székler auffinden und damit die von Gyarmathi und anderen behauptete finnisch-ungarische Verwandtschaft widerlegen müsse.

Von Göttingen 1819 heimkehrend, weilte er eine Zeit lang des Studiums der slawischen Sprachen halber in Agram. Im Frühling 1820 trat der fast dreißigjährige Mann von Nagyenyed aus, zu Fuß, mit geringem Gepäck seine Entdeckungsreise an. Am 21. Dezember 1820 sandte er von Teheran einen Brief an seine Nagyenyeder Freunde, worin er schreibt: »Ich habe sowohl um meine eigene Sehnsucht zu befriedigen, als auch um meiner Nation meine Dankbarkeit und Liebe zu beweisen, weder Mühe, noch Entfernung und mögliche Gefahren scheuend, *zufolge jener Leuchte (?)*, welche ich in Deutschland angezündet habe, mich auf den Weg gemacht, um den Ursprung meiner Nation aufzusuchen. Der Himmel hat meine Schritte begünstigt und wenn mich nicht irgend ein großes Mißgeschick trifft, werde ich binnen Kurzem beweisen können, daß meine Überzeugung auf keinen falschen Grund gebaut war!« — Von Teheran reiste er nach Tibet. Unter den größten Entbehrungen lebte er viele

Jahre lang in Tibeter Klöstern unter Tibeter Büchern vergraben, denn er hoffte in der Tibeter Literatur Aufschluß über den Ursprung der ungarischen Nation zu finden. Endlich gelangte er nach Calcutta, wo er Mitglied der »Asiatic Society« wurde, aber wo ihn auch »der bitterste Augenblick seines Lebens« traf, nämlich das Bewußtsein, daß er den Ursprung der Ungarn bis jetzt fruchtlos gesucht habe. Aber nicht fruchtlos für die Wissenschaft hatte er die Tibeter Sprache gelernt, denn die »Asiatic Society« gab in Calcutta 1834 seine Grammatik und sein Wörterbuch der Tibeter Sprache heraus, durch welche Werke die Tibeter Sprache und Literatur zum ersten Mal bekannt wurde. Nachdem er sich auch die Kenntnis des Sanskrit angeeignet, machte er sich von Neuem auf den Weg. »Nach seiner Überzeugung war das Dsugur- (Dzungar-) Volk, welches nordöstlich von Lhassa in der Provinz Cham an den Westgrenzen Sinas wohnt, dasjenige, welches er sein ganzes Leben hindurch gesucht hatte und in welchem er endlich die Nachkommen unserer Vorfahren aufzufinden hoffte.« Am 24. März 1841 kam er in Dardsiling in der Provinz Sikken an, wo er am 11. April starb.

Kőrösi-Csoma hat sich durch seine Grammatik und sein Wörterbuch der Tibeter Sprache in der europäischen Wissenschaft einen Namen gemacht, aber was die ungarische Sprachwissenschaft und den Ursprung der Ungarn anbelangt, muß eingestanden werden, daß seine Überzeugung dennoch »auf falschen Grund gebaut gewesen« und demzufolge alle seine Mühe in dieser Richtung fruchtlos geblieben sei. Er ist ein betrübendes Beispiel für die Macht des Vorurteils; denn diesem allein ist es zuzuschreiben, daß Kőrösi-Csoma jene Lehre, welche er aus den Werken von Révai, Gyarmathi, Sajnovics daheim ohne jede Mühe schöpfen, und durch welche er bezüglich der Sprachen- und Völkerverwandtschaften orientiert werden konnte, außer acht lassend oder wohl gar verachtend, sich lieber dem Ungefähr überließ. So hatte denn an seiner bewunderungswürdigen Ausdauer und seiner übertriebenen Uneigennützigkeit — denn er wollte lieber hungern, als von den Engländern den verdienten Lohn annehmen — das Sonderlingtum einen größeren Anteil als die praktische Vernunft.

Die Jahre 1848 und 1849 bewirkten im ungarischen Literaturleben eine große Unterbrechung, welche indessen in mancher Hinsicht auch eine Wendung herbeiführte. Es schien im Lande die Überzeugung allgemein werden zu wollen, daß ein nationales Leben auch außerhalb der Politik möglich sei. Indessen überwog doch der Zweifel die Zuversicht; und der Zweifel ließ bezüglich der Sprachwissenschaft seit 1850 die Frage laut werden, ob Reguly nicht dasselbe begegnet sei wie Kőrösi-Csoma. Da Reguly selbst auf diese Frage nicht antwortete, wurde der Zweifel nur um so größer. Nach zweijähriger Pause begann die ungarische Akademie am 10. Juni 1850 wieder ihre Sitzungen oder ihr »gesellschaftliches wissenschaftliches Wirken«. Und schon am 18. Januar 1851 eröffnete Paul Hunfalvy daselbst seine — mehrere Jahre hindurch

sozusagen in ununterbrochener Reihe aufeinander folgenden — sprachwissenschaftlichen Abhandlungen. Indem er vor Allem die Aufgabe der ungarischen Sprachwissenschaft erörterte, gab er ein Bild des arischen, semitischen und uralaltaischen Sprachstammes, mittelst einer Charakteristik der lateinischen, griechischen und deutschen, der hebräischen und arabischen, der ungarischen, finnischen und türkischen Sprachen. WILHELM SCHOTT's Werk »Über das altaische oder finnisch-tatarische Sprachengeschlecht, 1847« zeigte ihm den großen Umfang des uralaltaischen Sprachgebietes, denn damals galt für HUNFALVY der morphologische Gesichtspunkt noch als das einzige linguistische Einteilungsprinzip. JACOB GRIMM aber hatte im ersten Hefte von A. HOEFER's »Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache« das Volksepos der Finnen, die Kalewala, besprochen. »Ich bekenne,« sagt HUNFALVY in seiner ersten Abhandlung, »daß meine Seele beim Lesen der GRIMMschen Besprechung und beim Durchblättern der finnischen Grammatik von Unmut befallen wurde. Seit SAJNOVICS und RÉVAI haben die Unserigen ziemlich viel von der Verwandtschaft der ungarischen, finnischen und lappischen Sprache gesprochen, aber unter den so Vielen, die sich darüber äußerten und zu urteilen unterfingen, gab es nicht einen Einzigen, der sich durch Lernen von Demjenigen überzeugt hätte, was den Gegenstand seiner Äußerung oder seines Urteilens bildete . . . Wie durch die Herausgabe der Kalewala das Interesse der Ausländer für die finnische Sprache erweckt worden ist, so haben die traurigen Geschicke unseres Vaterlandes das Interesse derselben für die ungarische Sprache wachgerufen. Ich täusche mich nicht, wenn ich behaupte, daß die Ordnung, in welcher unsere sprachwissenschaftlichen Studien ihren Gang beginnen müssen, auch mit dem Interesse der Gegenwart zusammentrifft; *unsere ungarische Muttersprache und die finnische Sprache sind die Gegenstände, welche bei Studium der ural-altaischen Sprachen unsere Aufmerksamkeit in erster Reihe in Anspruch nehmen* . . . Außer der finnischen Sprache müssen wir sofort auch die türkische zu Hilfe nehmen, denn indem unsere Sprache zu den finnischen Sprachen gehört, berührt sie mit einer Seite die türkisch-tatarischen Sprachen, und sonach erscheint das Ungarische als das Verbindungsglied zwischen den finnischen und türkisch-tatarischen Völkern. Es bedarf keiner tiefen Forschung, um uns zu überzeugen, daß, insolange unsere Sprachgelehrten sich nicht entschließen, die finnischen und türkischen Sprachen zu lernen, weder unsere grammatischen, noch unsere lexikalischen Werke den Anforderungen der Sprachwissenschaft entsprechen werden; *wir müssen zu der Überzeugung kommen, daß Niemand ungarischer Sprachbelehrter sein könne, der in den verwandten Sprachen nicht bewandert ist.*« — Sodann wies er die augenfällige Ähnlichkeit der finnischen Sprache mit der ungarischen durch Vergleichung finnischer und ungarischer Wörter nach. Er dissertierte ferner von vielem Anderem, wobei er immerfort bewies, daß Sprachwissenschaft ohne die Kenntnis der verwandten Sprachen überhaupt unmöglich sei.

Ihm gegenüber entwickelte der Benediktiner GREGOR CZUCZOR, ein wohl angesehener ungarischer Dichter, welcher seitens der Akademie, zugleich mit dem wegen seiner gründlichen Kenntnis der ungarischen Sprache hiezu berufenen JOHANN FOGARASSY, mit der Ausarbeitung eines großen und möglichst erschöpfenden Wörterbuches der ungarischen Sprache betraut worden war, eine ganz entgegengesetzte Ansicht, indem er demonstrierte, daß die ungarische Sprache durch sich selbst erklärt werden könne, sowie der Diamant mit seinem eigenen Staube geschliffen würde, und daß, wenn auch der fremden Sprache, also der finnischen, eine möglicherweise aufklärende Hilfsrolle zuerkannt werden dürfe, diese doch nicht mehr leisten könne, als die Hilfe der lateinischen, griechischen, Sanskrit- oder einer beliebigen anderen fremden Sprache.

Da der Kampf dieser zwei entgegengesetzten Ansichten in den akademischen Vorlesungen, welche im »Értesítő« (»Anzeiger«) gedruckt erschienen, geführt wurde und jede derselben mit Tatsachen beweisen wollte, welche die innerste Überzeugung gleichsam wirkungsvoller machen sollten, nahm die Teilnahme im zuhörenden und lesenden Publikum viel größere Dimensionen an, als dies zu RÉVAI's Zeiten die bloße Herausgabe von Büchern hätte hervorrufen können. »Die gesellschaftliche wissenschaftliche Tätigkeit«, welche Graf GEORG ANDRÁSSY gelegentlich der Wiedereröffnung der Akademiesitzungen betont hatte, zeigte hier ihre Bedeutsamkeit. Alle diejenigen, welche die ungarische Sprachwissenschaft und Ethnographie interessierte, teilten sich sozusagen in zwei Lager, in das Lager der Finnisten und dasjenige der Nicht-Finnisten. Einige verharrten in einer zuwartenden Stellung, wie JOSEF LUGOSSY, dessen sprachliche, antiquarisch-kulturhistorische Arbeiten zu den besten dieser Zeit gehörten. Dasselbe gilt von ARON SZILÁDY, einem Schüler LUGOSSY's, der in Konstantinopel türkische Studien betrieb und bald durch seine schöne Schreibweise Aufmerksamkeit erregte.

Außerhalb der Akademie erklärte sich zu allererst STEPHAN FÁBIÁN, Pfarrer zu Széplak, nachmals Domherr am Raaber Kapitel, entschieden für die Ansicht der Finnisten; sodann MANSUET RIEDL, Dozent der ungarischen Sprache an der Prager Universität, welcher bald nachher auch seine »Magyarische Grammatik, Wien, 1858« im Sinne jener wissenschaftlichen Ansicht verfaßte.

1856 begann die von PAUL HUNFALVY redigierte Zeitschrift »Magyar Nyelvészet« (Magyarische Sprachwissenschaft«) zu erscheinen; die neue Richtung erhielt also außer dem akademischen Anzeiger ein eigenes Organ. Im ersten Bande des »Magyar Nyelvészet« erschien von HUNFALVY die Analyse der objektiven Konjugation, ein eklatantes Zeugnis für die Ersprießlichkeit des Studiums der verwandten Sprachen. In demselben Bande teilte STEPHAN FÁBIÁN einen Abriß der finnischen Grammatik und unter dem Pseudonym Philofennus finnische und ungarische Volksrätsel mit. Im zweiten Bande fand

PAUL HUNFALVY bei der Darstellung der Mordwinensprache (nach GABELENTZ) und der samojedischen Konjugation (nach CASTRÉN, unter Mitbenützung der von REGULY mitgebrachten Notizen) wieder Gelegenheit, seine Analyse der ungarischen objektiven Konjugation zu rechtfertigen. ALEXANDER TORKOS, welcher die ungarische Volksmundart von Göcsej besprach, lag ebenfalls mit Eifer den finnischen Studien ob. Ferner erscheinen außer dem schon genannten MANSUET RIEDL, die Namen von ALEXANDER IMRE, Gr. GÉZA KUUN, FRANZ RIBÁRY u.m.A. im »Magyar Nyelvészet«; von 1859 angefangen tritt JOSEPH BUDENZ auf. Dieser kam ein Jahr vorher von Göttingen nach Pest und hielt sich anfänglich hier und in der Provinz, insbesondere in Debrezin auf, von wo JOSEPH LUGOSSY dessen erste ungarisch geschriebene Abhandlung in die »Magyar Nyelvészet« einsandte. Fortan wurde BUDENZ der fleißigste Mitarbeiter dieser Zeitschrift, sowie der seit 1862 an deren Stelle getretenen, ebenfalls unter der Redaktion PAUL HUNFALVY's von der Akademie herausgegebenen »Nyelvtudományi Közlemények« (»Sprachwissenschaftliche Mitteilungen«), in denen GEORG JOANNOVICS, FERDINAND BARNA, von dem wir eine Übersetzung der Kalewala haben, (Pest 1871) nebst den Erwähnten auftreten.

An der neuen Bewegung nahm REGULY keinen Anteil, indem er seiner Kränklichkeit wegen zurückgezogen lebte. Dessenungeachtet las er im Winter 1857 und im Frühjahr 1858 mit HUNFALVY die wogulischen Sagen und Lieder, um sie mit diesem vereint herauszugeben. Im Sommer 1858 aber starb er und HUNFALVY nahm am 31. März 1859 seinen Sitz als ordentliches Mitglied in der neuorganisierten Akademie mit der Abhandlung »Eine wogulische Sage« ein. Diese von HUNFALVY mit einer grammatischen Einleitung, Übersetzung und Wörterbuch herausgegebene Schöpfungssage war in der europäischen Literatur die erste, auch ihres mythologischen Inhaltes wegen bedeutende Publikation eines wogulischen Textes. Einige Jahre später (1864) gab HUNFALVY unter dem Titel »A vogul föld és népe« (Das Land und Volk der Wogulen«) die wogulischen Sagen und Lieder, die er auszulegen vermochte, mit ungarischer Übersetzung heraus, indem er zugleich die reiche Ausbeute aufzählte, welche REGULY von den Wogulen und Ostjaken heimgebracht, eine Ausbeute, wie sie niemand vor ihm gebracht und auch nach ihm niemand mehr bringen wird, da dort mit der Ausbreitung des russischen Christentums die Verhältnisse sich sehr rasch verändern und demzufolge die mündlichen Überlieferungen der Vergessenheit anheimfallen.

Der große Wert des von REGULY mitgebrachten Schatzes wurde indessen auch durch anderweitige Publikationen aufgedeckt. JOSEPH BUDENZ gab 1862 und 1863 unter den Titeln »Csuvas közlemények és tanulmányok« (»Tschuwaschische Mitteilungen und Studien«), sodann »Cseremisz tanulmányok« (»Tscheremissische Studien«) die betreffenden Notizen REGULY's heraus; 1866 ließ derselbe ein »Wörterbuch des Wald- und Bergdialektes des Tscheremissi-

schen« = »Vocabularium Ceremissicum utriusque dialecti imprimis e collectione REGULYANA« folgen; endlich gab derselbe auch »Mordwinische Mitteilungen« mit einem möglichst vollständigen Wörterbuche heraus. Alle diese sehr wertvollen Arbeiten erscheinen in den »Nyelvtudományi Közlemények«. Wenn wir hier nun noch die ebenfalls von HUNFALVY unter den Titeln: »A kondai-vogul nyelv« (»Die Sprache der Konda-Wogulen«), 1872, und »Az északi osztják nyelv« (»Die Sprache der nördlichen Ostjaken«) veröffentlichten grammatischen und lexikalischen Arbeiten nennen, so können wir sagen, daß gegenwärtig die ungarische Literatur eine unvergleichlich vollständigere Kenntnis von den Völkern der Ural- und Wolga-Gegenden besitzt, als diejenige war, welche in Europa zu den Zeiten RÉVAI's und GYARMATHI's gewonnen werden konnte. Daß dem aber so ist, haben wir zum großen Teile jenem reichen Materiale zu verdanken, welches wir in REGULY's Nachlaß besitzen. Für die ungarische Sprachwissenschaft ist demnach das Ergebnis der Reise REGULY's von demjenigen der Reise KŐRÖSI-CSOMA's ein sehr verschiedenes.

Die linguistischen und ethnographischen Ansichten erfuhren in Ungarn naturgemäß eine große Veränderung, was am deutlichsten der Umstand beweisen kann, daß 1872 an der königlich ungarischen Universität zu Budapest ein eigener Lehrstuhl für die altaische oder streng genommen finnisch-ugrische Sprachwissenschaft errichtet wurde, welchen JOSEPH BUDENZ erhielt, der an derselben Anstalt bereits drei Jahre lang als Privatdozent für dieses Fach gewirkt hatte und bis jetzt schon einen vielversprechenden Nachwuchs herangebildet hat, welcher diesen Wissenschaftszweig kultiviert.

Derselbe hat bereits in seinen »Magyar és finnugor szóegyezések« (»Magyarische und finnisch-ugrische Wortübereinstimmungen«) versucht, die betreffende Sprachvergleichung auf ein sicheres Fundament zu stellen. Seit 1872 ist er mit einer zweiten Ausgabe dieses hochbedeutenden Werkes in viel ausführlicherer Bearbeitung, unter dem Titel »Magyar—ugor összehasonlító szótár« (»Magyarisch-ugrisches vergleichendes Wörterbuch«), beschäftigt, wovon bis jetzt zwei Hefte erschienen sind. Für seine zahlreichen Zuhörer an der Universität, sowie auch für das Nicht-Universitäts-Publikum, hat er bereits Grammatiken der finnischen, der lappischen und der mordwinischen Sprache, verbunden mit Lesestücken, herausgegeben. Außer den bisher erwähnten magyarischen Arbeiten erschienen von ihm zu Anfang der siebziger Jahre in deutscher Sprache: »Ungarische Sprachstudien, I., II. Budapest.«

Das Studium der verwandten Sprachen hatte die leicht vorauszusehende Folge, daß man der ungarischen Sprache selbst eine verschärfte Aufmerksamkeit zuwandte. Nachdem die Frage des Gebrauches der ungarischen Verbalzeiten durch PAUL HUNFALVY angeregt worden, trachteten JOHANN FOGARASSY und GABRIEL SZARVAS dieselbe mittels ganzer Bücher aufzuhellen. Die magyarische Sprache besitzt nämlich ein Imperfektum, Praeteritum historicum, Perfektum, Plusquamperfektum und eine dem lateinischen »amavero«

entsprechende Zeitform; — dieser Reichtum an Zeitformen ist ohne Zweifel ein Beweis für die große Vollkommenheit der Sprache. Daß die Sprache das strengste Gefühl für diese Zeitformen besessen habe, beweisen am besten die Bibelübersetzungen, welche nach der lateinischen Vulgata gearbeitet wurden, und die bei der lateinischen Zeitform »amavi« streng unterscheiden, wo diese die Bedeutung des Praeteritum historicum und wo sie die des Perfektum hat. Aber seit der Einfluß der deutschen Sprache und Literatur auf unsere Schriftsteller sich geltend macht, ist bei diesen das Sprachgefühl getrübt worden, da die deutsche Zeitform »ich liebte« sowohl Imperfektum als auch Praeteritum historicum ist. Demzufolge ist auch der Gebrauch dieser zwei verschiedenen Zeitformen im Verschwinden begriffen. Es knüpft sich demnach an die grammatische Frage der Tempora ein bedeutendes Interesse.

Mittlerweile schritt auch das große ungarische Wörterbuch der Akademie, gefördert durch den unermüdlichen Fleiß der Redakteure Gregor Czuczor und Johann Fogarassy, immer weiter vorwärts. Nach des Ersteren Tode (1866), arbeitete Fogarassy allein weiter. Der erste Band erschien 1862, der sechste und letzte 1874.

Sowohl der Verkehr des öffentlichen und des Privatlebens, als auch die Bewegung des wissenschaftlichen Lebens, welche so vielfach mit dem Deutschtum in Berührung kommen, dann insbesondere die Tagespresse, welche, sozusagen von der Hand in den Mund lebend, eilfertig übersetzt und arbeitet, erzeugen den Übelstand, daß die ungarische Sprache von aufgegriffenen fremden Ausdrucksweisen und unrichtig gebildeten neuen Wörtern, insbesondere technischen Ausdrücken überschwemmt wird, während der echte Sprachschatz, welcher sowohl in der älteren Literatur enthalten ist, als auch in der Sprache des Volkes zwar noch lebt, aber bereits im Schwinden begriffen ist, unverwertet daliegt. Um jenen Übelstand zu beseitigen oder doch einigermaßen einzuschränken und um diesen Schatz wieder zu beleben, gibt Gabriel Szarvas seit 1871 mit Unterstützung der Akademie eine Monatsschrift: »Magyar Nyelvőr« (»Ungarischer Sprachwart«) heraus, welche die eingeschlichenen Mißbräuche im ungarischen Sprachgebrauche bespricht, anstatt der unrichtig gebildeten richtig gebildete Ausdrücke empfiehlt, und schon in ihren bis jetzt erschienenen sechs Bänden eine reiche Fundgrube unzähliger wertvoller Daten, volkssprachlicher Überlieferungen usw. bietet. Zu den eifrigsten Mitarbeitern derselben zählen außer Joseph Budenz und Gabriel Szarvas, Georg Joannovics, Georg Volf, Albert Lehr, Sigmund Simonyi uva. Für den Nachweis des Richtigen und Unrichtigen in der Sprachneuerung und überhaupt des richtigen Sprachgebrauches schrieb die ungarische Akademie einen Preis aus und teilte denselben unter die beiden Konkurrenten Emil Ponori-Thewrewk und Alexander Imre. — Eine neue wohlfeile Ausgabe der alten ungarischen Sprachdenkmäler (bisher erschienen fünf Bände) und die Ausarbeitung eines sprachgeschichtlichen Wörterbuches

(ein solches hatte FLÓRIÁN MÁTYÁS bereits 1868—1871 begonnen) ist unter der Aufsicht der linguistischen Kommission fortwährend im Gange.

Auch die türkisch-tatarischen Sprachen blieben nicht außerhalb des Bereiches der ungarischen Wissenschaft, ja sie errangen sich darin durch die bekannte Reise und die zahlreichen Bücher HERMANN VÁMBÉRY's eine hervorragende Stelle. Schon vorher hatten JOHANN REPICZKY und ARON SZILÁDY eine Reihe türkischer Urkunden aus der Zeit der Türkenherrschaft in Ungarn in magyarischer Übersetzung veröffentlicht. SZILÁDY's Hauptwerk wird indessen die ungarische Übersetzung des Shah-Name von Firdusi sein, von welcher einzelne Teile bereits erschienen sind und ein vorzügliches Übersetzertalent bekunden. Gegenwärtig arbeitet er im Auftrage der Akademie an der Redaktion des »Corpus antiquorum poetarum Hungaricorum«. Vor seiner Reise nach Mittelasien (1861) gab VÁMBÉRY nach einer türkischen Handschrift eine tschagataj-türkische Wörtersammlung »Abuska« heraus, welche BUDENZ mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitete. Der Letztere veröffentlichte 1865 eine Darstellung der Sprache der Khiwa-Tataren, zu welcher ihm der mit VÁMBÉRY aus Khiwa hiehergekommene Tatare MOLLAH ISAAK als Quelle gedient hat. 1867 erschienen bei Brockhaus in Leipzig VÁMBÉRY's »Tschagataische Sprachstudien« und 1871 in Innsbruck dessen »Ujgurische Sprachmonumente«, letztere mit Unterstützung der ungarischen Akademie. Einen sprachvergleichenden Versuch machte VÁMBÉRY mit seinen im 1870-er Jahrgange der »Nyelvtudományi Közlemények« erschienenen »Magyar és török-tatár szóegyezések« (»Magyarische und türkisch-tatarische Wortübereinstimmungen«).

Auch VÁMBÉRY, der seit einer Reihe von Jahren an der Budapester königlich ungarischen Universität als Professor der türkischen und persischen Sprache wirkt, hat durch seinen eifrigen Unterricht bereits einige ausgezeichnete Schüler herangebildet. Einer derselben ist GABRIEL BÁLINT, ein Székler, der mit Unterstützung FOGARASSY's und des ungarischen Ministeriums sich längere Zeit in Asien bei den Tataren und Mongolen aufhielt und gegenwärtig mit der Aufarbeitung des von dorther mitgebrachten Sprachstoffes beschäftigt ist.

Ein anderer vorzüglicher Schüler VÁMBÉRY's ist IGNAZ GOLDZIHER, dessen wissenschaftliche Tätigkeit sich auf dem Gebiete der semitischen Sprachen und Literaturen, insonderheit der hebräischen und arabischen, bewegt. Nach einem längeren Reiseaufenthalt in Ägypten und in Arabien heimgekehrt, hat derselbe mehrere vorzügliche Abhandlungen über arabische Literatur in der Akademie vorgelesen; in den »Nyelvtudományi Közlemények« schrieb er über die Wanderungen der Hebräer und den Mythos der Hebräer. Den letztgenannten Gegenstand behandelte er eingehender in seinem deutsch geschriebenen Buche: »Der Mythos bei den Hebräern. Leipzig, 1876. Brockhaus.«

Auf dem Gebiete der semitischen Sprachwissenschaft ist außerdem der Graf GÉZA KUUN tätig, von welchem mehrere schätzenswerte Arbeiten in den

»Nyelvtudományi Közlemények« erschienen sind: z. B. über die neuarabische Sprache (1865), assyrische Wortvergleichungen (1866), über die hebräische Partikel *eth* und über die Theorie der Wurzeln (1867), über die Zahlenverhältnisse des semitischen Nomens (1869), über ASCOLI's arisch-semitische Studien (1870) usw. Was wir aber von ihm mit dem größten Interesse erwarten, das ist eine die KLAPROTHsche berichtigende neue Ausgabe des kumanischen Wörterbuches des PETRARCA, welches Graf KUUN, der sich auch mit türkischen Sprachstudien beschäftigt, in Venedig kopiert hat.

Vereinzelt steht FRANZ RIBÁRY's Abhandlung über die baskische Sprache im fünften Bande der »Nyelvtudományi Közlemények« da, welche im vorigen Jahre ein Franzose, der zu diesem Zwecke das Ungarische lernte, ins Französische übersetzt hat.

Der klassische Sprach- und Literaturunterricht an den Gymnasien hat bisher bloß für den Schulgebrauch bestimmte Bücher zu Tage gefördert. Die Wirksamkeit der beiden ungarischen Landesuniversitäten (Budapest und Klausenburg) auf dem Gebiete der Philologie im engeren Sinne besprechen wir vielleicht später.

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 57—72

DIE VOLKSZÄHLUNG VOM JAHRE 1880 UND DEREN ERGEBNISSE IN UNGARN

Von

KÁROLY KELETI

I.

Der im Jahre 1872 in St. Petersburg abgehaltene VIII. Internationale Statistische Kongreß hatte zwei große Schöpfungen auf dem Gebiete der internationalen Statistik zu verzeichnen. Die eine war die Kreirung der Permanenzkommission, welche eine ständige Verbindung der amtlichen Statistiker anstrebte; die zweite war der von, sozusagen, allen europäischen und mehreren hervorragenden transozeanischen Staaten angenommene Beschluß, daß künftighin die Volkszählungen, wenigstens in der gebildeten Welt, in zehnjährigen Intervallen an einem und demselben Termin vorgenommen werden sollten. Hierzu wurden die mit 0 abschließenden Dezennien auserkoren, als Termin der Jahresschluß festgestellt und sollte mit Ende 1880 der Anfang hiermit gemacht werden.

Der folgende, im Jahre 1876 in Budapest abgehaltene und noch in unser Aller Erinnerung lebende IX. Internationale Kongreß fand alle amtlichen Statistiker in solch' harmonischer Stimmung, daß an der Ausführung der Petersburger Beschlüße niemand zu zweifeln wagte und die unter allen Fragen der internationalen Statistik am weitesten gediehene Frage der Volkszählung, bereits in der Versammlung der Permanenzkommision im Jahre 1874 in Stockholm von der Tagesordnung abgesetzt, in Budapest gar nicht mehr zur Sprache kam.

Für 1877 entfiel die bereits nach Rom einberufene Versammlung der Statistiker aus »diplomatischen« Gründen, doch fanden sich dieselben um so zahlreicher im Jahre 1878 in Paris bei Gelegenheit der letzten Weltausstellung zusammen. Auch hier noch herrschte Eintracht und gemeinsames Streben. Es wurden zahlreiche und ersprießliche Beschlüsse gefaßt und für die nunmehr definitiv nach Rom für 1879 einzuberufende Versammlung die Vorbereitungen zur Volkszählung des Jahres 1880, am Vorabende derselben man dann zu stehen meinte, als Hauptfrage der Tagesordnung bezeichnet.

Doch hatten die Statistiker ohne den Nihilismus und die Sozialdemokratie gerechnet und nicht in Anschlag gebracht, daß der eiserne Kanzler des Deutschen Reiches weder ein Freud der Statistik noch der Internationalität sei. Die deutsche Reichsregierung verweigerte den in Paris gefaßten Beschlüssen

ihre Zustimmung und untersagte ihren Vertretern die Teilnahme an der geplanten Versammlung in Rom; andere Staaten folgten dem Beispiele; England schwankte wieder zwischen amtlicher Statistik und jener der Statistical Society hin und her, ohne ja oder nein zu sagen; aus Rußland kam außer über nihilistische Minen und Bomben keine Nachricht, und das internationale Band, welches die strebsamen Statistiker aller Länder so eng umschlungen hielt und so schöne Resultate angebahnt hatte, war auf lange Zeit, wenn nicht auf immer zerrissen.

Die eingetretene Reaktion empfand am ersten das große Werk einer internationalen Volkszählung. Nordamerika veranstaltete die seine bereits im Juni 1880; Deutschland blieb seinem bisherigen Termin vom 3. Dezember treu; in Frankreich wurde die für den Schluß des Jahres 1880 geplante Zählung aus uns unbekannten Gründen verschoben; Schweden hielt fest an der altgewohnten Zählung der Seelsorger, eigentlich begnügte es sich mit den Matrikelauszügen; England glaubte den internationalen Ansprüchen keine Folge geben zu dürfen und setzte seine Zählung für April 1881 fest; auch Italien zählt 1881; so daß man heute kaum sagen kann, welche Staaten eigentlich dem Petersburger Beschluß noch treu blieben.

Ungarn und Österreich hielten sich streng daran, und wenn uns auch die Ergebnisse Österreichs bis zur Stunde nicht bekannt sind, so wissen wir doch, daß die Volkszählung vollzogen wurde, wenn auch die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft hierbei nicht in Anwendung gelangten. — Ungarn hat sein Möglichstes getan und wollen wir uns im folgenden mit den Resultaten, später mit der angewandten Methode beschäftigen.

Die im Gesetzartikel LII vom Jahre 1880 angeordnete Volkszählung wurde im ganzen Bereiche der Länder der ungarischen Krone vollzogen und steht das vorläufige Ergebnis nunmehr zur Verfügung. Nach diesen Daten war die anwesende Bevölkerung am 31. Dezember 1880:

	Männer	Frauen	Zusammen
In Ungarn	6 742 662	6 957 343	13 700 005
Fiume und Gebiet	9 985	11 378	21 363
Kroatien, Slavonien u. Militärgrenze	943 085	946 276	1 889 361
Zusammen	7 695 732	7 914 997	15 610 729

Vergleicht man dieses Resultat mit jenem der Zählung aus dem Jahre 1870, als die Summe der *anwesenden bürgerlichen Bevölkerung* 15 417 327 Seelen betrug, so ergibt sich eine Zunahme von bloß 193 402 Seelen, das ist von 1,25%.

Die Ursachen dieser schwachen und eben nicht normalen Zunahme finden ihre allgemeine Erklärung in den vielfachen und wiederholten elementaren Unfällen, welche Ungarn in dem letzten Jahrzehnt heimgesucht haben,

sowie in den vielen Orts traurigen volkswirtschaftlichen Verhältnissen, in welchen sich ein Teil des Landes befindet.

Nichtsdestoweniger ist es notwendig, auch jetzt schon auf einige solche besondere Ursachen hinzuweisen, welche gerade im Wege der Statistik am besten eruierbar sind, und die Ansichten hierüber unverblümt auszusprechen.

Vorher scheint es jedoch notwendig, eine weitere Zusammenstellung vorauszuschicken, aus welcher die einzelnen Gegenden des Landes und die Zu- oder Abnahme ihrer Bevölkerung besser ersichtlich wird.

Die summarische Zusammenziehung dieser Nachweisung ergibt folgendes:

Die Bevölkerung war Ende

	1870	1880	Daher im Jahre 1880	
Diesseits der Donau	1 730 628	1 751 586	+20 958	—
Jenseits der Donau	2 406 958	2 552 748	+145 790	—
Zwischen Donau und Theiß	2 138 174	2 341 195	+203 021	—
Rechtes Theißufer	1 490 696	1 425 374		—65 322
Linkes Theißufer	1 888 290	1 822 125		—66 165
Zwischen Maros, Theiß und Donau	1 753 596	1 721 823		—31 773
Siebenbürgen	2 152 903	2 085 154		—67 749
Fiume und Gebiet	17 884	21 363	+3 479	—
Kroatien-Slavonien	1 143 920	1 191 845	+47 925	—
Militärgrenze	694 278	697 516	+3 238	
Summe	15 417 327	15 610 729	+193 402	—

Aus dieser Zusammenstellung ist zu ersehen, daß die Mitte des Landes und dessen westliche Hälfte in mehr weniger starkem Verhältnisse zugenommen hat, während dessen östliche Hälfte, namentlich aber die Grenzkomitate von Norden nach Südost teils stagnierten, teils in trauriger Weise an Bevölkerung abgenommen haben.

Namentlich mehrte sich die gesamte städtische Bevölkerung, und zwar

in 25 königlich freien Städten um	146 033 Seelen
weiter in 28 Komitaten	311 311 Seelen
zusammen	457 244 Seelen
während dieselbe in 36 Komitaten	
Abnahme um	318 484 Seelen
so daß die Vermehrung im Mutterlande nicht mehr beträgt als	138 760 Seelen.

Hieraus ist ersichtlich, daß hauptsächlich lokale Faktoren auf die Abnahme der Bevölkerung wirkten, und wenn auch angenommen werden muß, daß

ein Teil der Bevölkerung der ärmeren Komitate in den wohlhabenderen Komitaten des Mittelpunktes und des Südens sich des Broterwerbes wegen aufhält, so ist doch die Vermehrung dieser Komitate intensiver, als daß dieselbe einfach aus der Abnahme jener resultieren könnte.

Hier aber wird der Nexus nur zu deutlich, welcher zwischen der schwachen Volksbewegung einzelner Landesteile und der *Kolera* der Jahre 1872—73 besteht. Erst jetzt wird es offenbar, daß unsere Bevölkerung jene Epidemie noch immer nicht überwunden hat, denn gerade dort zeigt sich die mindeste Zunahme oder geradezu Abnahme, wo die Kolera am meisten gewütet hatte. Der Beobachter kann demnach nicht umhin, seine Überzeugung dahin auszusprechen, daß die Verluste durch die Kolera-Epidemie größer gewesen sein mußten, als die damaligen Nachweise der Munizipien dies konstatierten, denn auf Grund der *Volksbewegungsdaten*, d. h. nach den Überschüssen der Geburten über die Sterbefälle war die bis Ende 1879 berechnete Bevölkerung bereits eine höhere, als dies die Zählung Ende 1880 nachwies, nämlich 13 973 166 Seelen, während diese bloß 13 700 005 Seelen eruierte.

Nachdem jedoch die Daten der Volksbewegung im statistischen Bureau direkt nach den Ausweisen der einzelnen Seelsorger aufgearbeitet werden und diesbezüglich auch die kleinste Ortschaft in genauester Evidenz gehalten wird, können die Daten derselben nur insofern von der Wirklichkeit abweichen, als die *Ein- und Auswanderungsfälle* nicht in Rechnung gebracht werden können. Nun hat zwar die Auswanderung namentlich in neuester Zeit größere Dimensionen angenommen, doch ist dieselbe nirgends so massenhaft aufgetreten, als daß sie als alleinige Ursache dieser Fakten angenommen werden könnte.

Das Beispiel einzelner Komitate, in welchen die Kolera weniger Opfer forderte, oder bessere Volksbewegungsverhältnisse bestehen, wird dies deutlicher machen. So war z.B. die Vermehrung .

	Nach den Daten der Volksbewegung	Nach der Volkszählung
Im Komitate Csanád	14 027	6 805
Im Komitate Esztergom	4 641	5 533
Im Komitate Jász-N. K.-Szolnok	19 125	18 293
Im Komitate Mosony	5 981	7 483
Im Komitate Pozsony	16 767	22 770
Im Komitate Tolna	13 768	16 708
Im Komitate Vas	26 267	34 765
Im Komitate Zala	24 623	23 669
Im Komitate Zólyom	5 069	6 698

Wo hingegen die zweijährige Kolera ärger gehaust hatte, ergeben sich außerordentliche Differenzen in der Vergleichung der beiden Daten. Zum Beispiel war:

	Nach der Volkszählung eine *Abnahme*	Nach der Volksbewegung eine *Zunahme*
In Abauj um	−8 590	+4 001
In Bereg um	−5 988	+1 859
In Fogaras um	−2 436	+3 702
In Heves um	−1 266	+8 612
In Háromszék um	−358	+5 600
In Sáros um	−6 904	+12 488 usw.

Doch findet diese auffallende Erscheinung eine weitere Erklärung auch in der großen Zahl der *zeitweilig Abwesenden*, welche in Folge des Notstandes zu Hause keine Beschäftigung finden konnten und deshalb teils in andere Komitate, teils in die angrenzenden österreichischen Länder gezogen sind, um einen Verdienst zu suchen. Dies zeigt sich am augenfälligsten in den nördlichen Grenzkomitaten, deren sonst stark fruchtbare *slowakische* Bevölkerung zeitweise abgenommen hat. Die Anzahl der zeitweilig Abwesenden wird zwar erst nach völliger Aufarbeitung des ganzen Zählungsmateriales nachweisbar sein, doch erklärt sich dieser Umstand teilweise schon jetzt aus der übergroßen Anzahl der anwesenden Frauen, gegen jene der Männer, was für das Zuhausesein der *Familie* spricht, wenn auch die Männer auf Verdienst abwesend sind.

Es wurden z. B. der Zählung konstatiert:

	Männer	Frauen	Daher Frauen
Im Komitate Trencsén	110 943	132 930	+21 987
Im Komitate Zemplén	125 758	136 026	+10 268

In den südöstlichen Grenzkomitaten ist dieses Verhältnis weniger ersichtlich, da bei den Széklern, welche diese Gegenden bewohnen, bekanntlich die Mädchen und Weiber ebenso nach Arbeit außer Land, hauptsächlich nach Rumänien wandern, wie die Männer.

Solcher Komitate gibt es nur wenige, in welchen die Abnahme der Bevölkerung eine konstante wäre.

Es kann endlich nicht ohne Bemerkung gelassen werden, daß das gegenwärtig angewendete *Zählungssystem*, so entsprechend es sich bezüglich der Ausführung, und so reich bezüglich des gelieferten Materiales auch bewährte, es eben nicht ausschließt, daß die durch die Munizipien eruierten Endsummen nach genauerem Dépouillement der Zählblätter sich noch wesentlich ändern können. Diese Voraussetzung wird durch zweifache Erfahrungen begründet.

Erstens hat das bisher aufgearbeitete Material — größtenteils nur Städte — überall, wenn auch nur ein schwaches Superplus gegenüber den ersten Nachweisungen ergeben. Zweitens wurden schon jetzt mehrere kleinere

Gemeinden und Puszten entdeckt, welche in den ursprünglichen Nachweisungen einzelner Komitate fehlten und bezüglich welcher wieder erst die Aufarbeitung des Materials ergeben wird, ob dieselben bloß in der Nachweisung fehlen, oder überhaupt aus der Zählung entfielen.

So traurig übrigens die derzeitigen Ergebnisse der 1880er Volkszählung auch sein mögen, so werden sich die Mittel zur Sanierung der Ursachen dieser Zustände für die Zukunft wohl finden lassen. Ein Factum steht fest: daß durch diese Zählung unsere Bevölkerung und deren verschiedene Verhältnisse besser zu erkennen sein werden als je bisher; nachdem ferner die nächste Aufgabe die je bessere Aufarbeitung und Verwertung des reichen Materials bildet und dies auch gewissenhaft geschieht, so wäre es gut, mit dem Endurteile über die Resultate dieser Zählung bis zu jenem Zeiptunkte zurückzuhalten, wo das ganze Material im Detail aufgearbeitet vorliegen wird.

Doch soll hiermit durchaus kein Vertuschen der ungünstigen Ergebnisse bezweckt werden. Es läßt sich eben nicht leugnen, daß Mißernten, konstant fortschreitende Verarmung der Bevölkerung, sowie die bedeutende Militärlast ungünstig auf die Vermehrung der Bevölkerung wirken. Eine geringe Zunahme der Bevölkerung war übrigens schon deshalb vorauszusehen, weil die *Trauungen* in den letzten Jahren teilweise abgenommen hatten, obwohl sich das Verhältnis neuerlich zum Besseren wendet. Während nämlich die *Anzahl derselben* im Mutterlande (ohne Kroatien und Slawonien) im Jahre 1876 noch 135 011 betrug, sank dieselbe im Jahre 1877 auf 125 064, betrug im Jahre 1878 129 346 und stieg erst im Jahre 1879 auf 140 267.

Falsch ist es jedoch, wenn man die eingangs erwähnte Zunahme per 1,25% auf 11 Jahre verteilen wollte, da die Bevölkerung Ungarns (immer ohne Kroatien-Slawonien) sich bis zum Schluß des Jahres 1871 zwar auf 13 741 650 Seelen gehoben hatte, d. h. in zwei Jahren um 180 405 Seelen oder um 1,33% zugenommen hatte, in den Jahren 1872/73 aber in Folge der Kolera derart zurückging, daß dieselbe erst 1876 den Stand von 1869 erreichte, die nunmehr ausgewiesene Zunahme also erst auf vier Jahre entfällt und einer wenn immer noch schwachen, aber doch einer Zunahme von 0,31% per Jahr entspricht.

II.

Günstiger als das ziffernmäßige Ergebnis der Zählung ist das Resultat der angewandten Methode.

Der auf der Basis der Selbstzählung angeordnete Zensus wurde nämlich im ganzen Lande mittels Zählblättchen durchgeführt und hiermit der vollgültige Gegenbeweis erbracht, als wäre eine derartige Zählmethode nur bei einer sehr gebildeten Bevölkerung durchführbar.

Einer solchen dürfen wir uns nämlich nicht rühmen; denn steht auch die magyarische und deutsche Bevölkerung Ungarns durchaus auf dem Bildungs-

niveau anderer westeuropäischer Länder, so läßt sich dies doch von der rumänischen und ruthenischen z. B. eben nicht behaupten und trifft auch bei der slowakischen nur in wenigen Komitaten zu.

Nichtsdestoweniger gelang der Versuch und ist das Gelingen, außer der wohlwollenden Mitwirkung der Munizipalbehörden, zum großen Teile den präzisen Instruktionen und der Einfachheit des angeordneten Vorganges zu verdanken.

Die Volkszählung wurde in Ungarn samt Nebenländern mit Gesetzartikel LII vom Jahre 1880 angeordnet und zu deren Durchführung die Verwaltungsausschüsse unter der Leitung der Obergespäne designiert. Außer dem aus neuen kurzen Paragraphen bestehenden Gesetzartikel wurde eine aus 44 Punkten bestehende *allgemeine Durchführungsverordnung* für die Behörden und Zählungorgane erlassen und zur Ausfüllung der Zählblättchen noch eine aus 15 Punkten bestehende *Instruktion* für die Zähler und Hausbesorger ausgegeben.

Zur Zählung selbst wurden außer den Zählblättchen (weiß für Männer, hellblau für Frauen) noch sogenannte *Haussammlungslisten* verwendet. Zur Ausfüllung wurden, wo die zu zählenden Personen selbst hierzu unfähig waren, die Hausbesitzer oder deren Vertreter, waren auch diese unfähig, die *Zählungs-Agenten* verpflichtet.

Die *Zählblättchen* enthielten folgende Fragen: 1. Tauf- und Zuname; 2. Geburtsjahr; 3. Geburtsort (Land, Komitat, Gemeinde); 4. Zuständigkeitsort; 5. Religion; 6. Muttersprache; 7. Familienstand (ob ledig, verheiratet, verwitwet oder gesetzlich geschieden); 8. Haupterwerb oder Beschäftigung (sowie Angabe des Nebenerwerbes); 9. Erwerbsverhältnis (ob z. B. Unternehmer, Gehilfe, Diener usw.); 10. ob des Lesens und Schreibens kundig; 11. ob krank (wie viele Wochen, Monate, Jahre); endlich eine Anmerkungkolonne für Blinde, Taubstumme, Geisteskranke und Idioten.

Die Zählblättchen (in Klein/Quart) waren derart eingerichtet, daß sämtliche Fragen auf die breitere linke Seite fielen, die rechte Seite aber die Bezeichnung des Komitates, Bezirkes und der Gemeinde samt Hausnummer, sowie alle Antworten enthalten mußte und derart einen Coupon bildete, welcher abgetrennt, ganz handliche Aufarbeitungskarten lieferte, während auf der Rückseite ein kurzer Auszug der Ausfüllungsvorschriften abgedruckt war.

Die *Haussammlungsliste*, in ähnlichem Quartformat, enthielt auf der ersten Seite die nötigen Instruktionen zur Ausfüllung; auf der zweiten Seite die *Personalverhältnisse*, nämlich für jede Wohnung eine Zeile und je eine Kolonne: für die Anzahl der darin wohnenden Familien oder Haushalte, die Zahl der Familienhäupter, Familienglieder und anderer sich daselbst aufhaltenden Personen, die Zahl der ausgefüllten weißen und blauen Zählblättchen und die Zahl der zum Haushalt gehörigen, aber zeitweise abwesenden Personen. Für letztere waren keine Zählblättchen auszufüllen, um alle Doppelzählungen zu vermeiden. Auf der dritten Seite waren die *Wohnverhältnisse* nachzuweisen,

ob die Wohnung sich nämlich im Erdgeschoß, in der I. oder wievielten Etage, auf dem Dachboden usw. befindet, und aus wieviel Zimmern, Kammern, Küchen etc. dieselbe bestand. — Endlich enthielt die vierte Seite einige Kolonnen zur *Viehzählung*, welche leider nicht gänzlich beseitigt werden konnte, sich aber lediglich auf die Zählung des Rind- und Schafviehes beschränkte.

Was sich aus dem auf diese Weise gesammelten *Materiale* ergibt, läßt sich am besten beurteilen, wenn wir bei einigen bisher bereits en detail aufgearbeiteten Städten die ziffermäßigen Resultate zusammenstellen.

Wir wählen hierfür vier Städte, welche auch den Sprachverhältnissen nach ein Bild der *ethnographischen Gliederung* des Landes geben, und zwar Debrecen mit rein *magyarischer*, Sopron (Ödenburg) mit magyarisch-*deutscher*, Pozsony (Preßburg) mit magyarisch-*deutsch-slowakischer* und Zombor mit magyarisch-*serbisch-deutscher* Nationalität.

III.

Betrachten wir zuerst die Resultate der *Haussammlungslisten*, so ergibt die bürgerliche *Gesamtbevölkerung* ohne Militär und Honvéd (Landwehr) in:

	Debrecen	Sopron	Pozsony	Zombor
männlich	25 248	10 900	21 375	12 049
weiblich	25 911	12 322	26 631	12 644
zusammen ...	51 159	23 222	48 006	24 693

Dieselbe wohnte und bestand:

	Debrecen	Sopron	Pozsony	Zombor
in Häusern	5 438	1 266	2 015	3 873
in Wohnungen	11 645	4 913	11 640	5 755
aus Haushalten	12 422	5 254	11 950	5 747
aus Familienhäuptern:				
männlich	10 381	4 151	8 828	4 831
weiblich	2 041	1 098	3 122	891
aus Familiengliedern:				
männlich	10 301	4 889	18 505	5 640
weiblich	20 191	8 780	17 631	10 528
aus anderen Personen:				
männlich	4 566	2 000	4 362	1 674
weiblich	3 679	2 444	5 879	1 225
außerdem waren abwesend:				
männlich	922	294	476	736
weiblich	373	172	254	195
Militär	1 098	1 014	2 643	609
Honvéd	293	64	137	95
Demnach die ganze anwesende Zivil- und Militärbevölkerung	52 550	24 300	50 786	25 397

Von den Wohnungen waren:

	Debrecen	Sopron	Pozsony	Zombor
im Keller	177	45	98	7
im Erdgeschoß	11 324	3 321	7 012	5 620
im Halbstock	33	126	233	30
in der I. Etage	96	1 147	3 023	79
in der II. Etage	13	253	1 017	6
in der III. Etage	1	8	194	—
in der IV. Etage	—	—	21	—
auf dem Dachboden ...	1	13	42	13

Diese Wohnungen bestanden aus:

Zimmern	16 829	8 844	21 935	8 798
Alkoven	113	297	184	70
Kammern	3 756	1 474	2 895	2 249
Vorzimmern	793	523	944	140
Küchen	6 804	4 063	10 095	4 754
Zusammen Piecen	28 295	15 201	36 053	16 011

Es entfallen daher auf je eine Piéce, ohne Küchen, *Einwohner:*

Einwohner:	2,4	2,2	2,0	2,2

Es würde zu weit führen und jedenfalls mehr als den uns zur Verfügung stehenden Raum beanspruchen, wollten wir alle aus den Zählblättchen ableitbaren Ziffern hier detailliert anführen.

Da es sich von selbst versteht, daß alle in den Zählblättchen enthaltenen absoluten Zahlen auch in der Zusammenstellung erscheinen, dürfte es genügen, nur jene *Kombinationen* zu erwähnen, welche einzig und allein nur mittels der Zählkartenmethode zu beschaffen sind, in ihrer Wechselwirkung aber ein um so lebendigeres Bild der Bevölkerungverhältnisse geben.

Die erste Auszählung der Blättchen geschah nach dem *Geburts-* und *Zuständigkeitsort* der anwesenden Personen und wurde nach jener Richtung aufgearbeitet, daß es ersichtlich wurde: wie viele Personen im Zählungsorte, wie viele im nämlichen Komitate, in anderen Komitaten, in der Hauptstadt, in Kroatien-Slawonien, im Fiumaner Gebiet, in Österreich und im Auslande gebo-

ren wurden oder zuständig sind und bezüglich wie vieler Personen weder der Geburts- noch der Zuständigkeitsort eruierbar war.

Um nachweisen zu können, ob die ärmeren Komitate des Landes in der Volkszahl wirklich zurückgegangen waren, oder ein Teil der Abnahme wenigstens auf die zeitweise Abwesenden zurückgeführt werden könnte, wurde das Päckchen der »in anderen Komitaten Zuständigen« noch nachträglich nach den einzelnem Komitaten ausgezählt und wird nach Abschluß der gesamten Aufarbeitung derart ersichtlich werden, wie viele Personen anderer Zuständigkeit als in den betreffenden Komitaten anwesend, gezählt wurden.

Der Vollständigkeit wegen wurden dann auch die in Österreich und dem Auslande Zuständigen nach Provinzen, respektive Ländern ausgezählt, und darf schon hier bemerkt werden, daß Ungarn den internationalen Ansprüchen der gleichzeitigen Volkszählung vielleicht am treuesten nachkommen dürfte, indem sämtliche Zählblättchen der letzten zwei Kategorien in deutscher Übersetzung kopiert und sowohl Österreich als den ausländischen Staaten derart ein genaues Verzeichnis ihrer sämtlichen in Ungarn anwesend gewesenen Untertanen zugemittelt werden wird.

Das *Alter* wurde getrennt nach Männern und Frauen, nach den einzelnen Jahren von 0 (im Jahre 1880 geboren) bis 100, dann in einer Kolonne über 100 Jahre, ferner in einer Kolonne für jene nachgewiesen, deren Alter nicht zu erheben war. Wenn es die Zeit erlaubt, soll das erste Lebensjahr auch nach Geburtsmonaten ausgezählt werden. — Trotzdem, daß in den Zählblättchen nicht nach dem Alters-, sondern nach dem *Geburtsjahre* gefragt wurde, war der bekannte Übelstand bezüglich des Überwiegens der runden Jahrzehnte: 20, 30, 50 etc. nicht zu beseitigen. Werden jedoch die Jahrzehnte zusammengezogen, um eine bessere Übersicht zu erlagen, so erlischt auch dieser Übelstand, da die runden Ziffern in den einzelnen Jahren sich alsdann ausgleichen.

Nun folgt der *Familienstand* kombiniert mit dem *Alter*, und zwar nach den Gruppen von 0—15 Jahren, 16—20, 21—25, 26—30, 31—40, 41—50, 51—60, über 60 Jahre und unbekannten Alters. Bei den *Ledigen* bekommen wir hier natürlich die höchsten Ziffern in der ersten Gruppe 0—15, und variieren dann die Ziffern bis zum 30. Jahre ziemlich gleich zwischen Mann und Weib; nach dem 30. bis zum 50. Jahre überwiegt dann, wenn auch nicht zu bedeutend, der Mann, während später wieder die Ledigen weiblichen Geschlechts die Oberhand gewinnen. — Bei den *Verheirateten* ist bis zum 40. Jahre die Frau in der Majorität; bei den *Verwitweten* durch alle Altersklassen hindurch.

Um die Verschiedenheit der Anzahl der *getrennten Ehen* auch nach dem Einfluße des Glaubensbekenntnisses prüfen zu können, wurden dieselben auch ihrer Religion nach spezifiziert ausgewiesen.

Ebenfalls in der Reihenfolge der nach dem Alter nachgezählten Einwohner wurde auch das *Können des Lesens und Schreibens* nachgewiesen und hierbei — nach dem Beispiele anderer Staaten — die ersten *sieben* Lebensjahre in

Abzug gebracht. Es ist dies ein viel zu interessantes Faktum, als daß wir uns versagen könnten, die als Beispiel angenommenen vier Städte nach ihren Ergebnissen aufzuführen.

	Debrecen	Sopron	Pozsony	Zombor
	Anwesende Bevölkerung über 7 Jahre			
männlich	21 304	8 942	18 045	9 690
weiblich	21 871	10 526	23 293	10 247
	Hiervon *können* lesen und schreiben:			
männlich	16 591 = 77,80%	7 816 = 88,07%	15 889 = 88,05%	4 266 = 44,02%
weiblich	15 647 = 71,54%	8 544 = 81,17%	16 753 = 71,91%	3 466 = 33,82%
	bloß *lesen*:			
männlich	317 = 1,48%	340 = 3,82%	210 = 1,16%	54 = 0,56%
weiblich	872 = 3,99%	385 = 3,66%	1 345 = 5,79%	228 = 2,23%
	weder lesen *noch* schreiben:			
männlich	4 396 = 20,60%	726 = 8,11%	1 946 = 10,79%	5 370 = 55,42%
weiblich	5 352 = 24,47%	1 597 = 15,17%	5 195 = 22,30%	6 553 = 63,05%

Schon aus dieser kleinen Zusammenstellung ist ersichtlich, welch bedeutendes Perzent die Zahl jener Einwohner bildet, welche in Pozsony und Sopron entsprechende Schulbildung genossen haben, wobei ein guter Teil auf die protestantisch-deutsche Bevölkerung entfällt. Doch auch Debrecen bleibt mit seiner zum großen Teil Ackerbau treibenden Bevölkerung nur wenig zurück, während in Zombor das überwiegende serbische Element die Zahl der lesen und schreiben Könnenden kaum auf die Hälfte der anderen drei Städte bringt.

Auch der Unterschied in der Schulbildung zwischen Knaben und Mädchen tritt hier ziemlich deutlich zu Tage, indem das Perzent der *bloß lesen* könnenden bei der weiblichen Bevölkerung überall überwiegt, sowie auch das Perzent der *weder* lesen *noch* schreiben könnenden bei der weiblichen Bevölkerung bedeutend stärker ist.

Noch besseren Einblick in die Qualität des Schulwesens nach Jahren zurück gibt eine folgende Tabelle, in welcher das Lesen und Schreiben können oder nicht können, nach Geschlechtern getrennt, in *Altersgruppen* nachgewiesen ist. Berechnet man hier die des Lesens und Schreibens Kundigen mit der Anzahl der in der betreffenden Jahresgruppe stehenden Einwohner, so läßt sich für jede Gemeinde von Quinquennium zu Quinquennium nachweisen, ob die

Schule im Ganzen vorgeschritten ist, stagniert hat oder aber zurückgegangen wäre. Diese Tabelle kann namentlich unseren Schulmännern (Schulinspektoren), sowie dem betreffenden Ministerium nicht warm genug empfohlen werden.

Auch die *Muttersprache* wurde mit dem Alter kombiniert, was den speziell für Ungarn besonders wichtigen Zweck hatte, zu erfahren, inwieferne *Sprachverschiebungen* stattfinden; ob nämlich die jüngere Generation eine andere Sprache als Muttersprache erkennt, und z. B. einzelne, vormals magyarische Gemeinden romanisiert, slawische magyarisiert werden, und inwieferne das Magyarische als Staatssprache Fortschritte macht. Freilich läßt sich dies alles bei einzelnen Fällen nur mittels Berechnung finden, doch das statistische Bureau liefert das Material, aus welchem die gewünschten Fragen für jede Gemeinde gelöst werden können. Auch ist dies die erste Aufnahme in dieser Richtung. Bei einer zweiten Volkszählung dürften sich schon aus dem Vergleiche der absoluten Zahlen die interessantesten Resultate ergeben.

Um diesen allerorts interessierenden Punkt des Näheren zu erläutern, dürfte die Anführung unserer vier Städte hier wieder am Platze sein. Es waren nämlich der *Muttersprache* nach in

		Debrecen		Sopron		Pozsony		Zombor	
Magyaren	m.	24 408	96,47%	2 232	20,09%	3 384	15,14%	2 372	20,56%
	w.	24 945		2 433		3 886		2 705	
Deutsche	m.	311	1,51%	7 563	70,73%	13 514	63,41%	1 261	10,82%
	w.	464		8 862		16 926		1 411	
Slowaken	m.	96	0,40%	84	0,45%	2 915	15,15%	22	0,14%
	w.	106		20		4 350		11	
Rumänen	m.	25	0,07%	2	0,01%	10	0,03%	3	0,02%
	w.	10		1		2		2	
Ruthenen	m.	7	0,02%	1	—	1	0,01%	9	0,04%
	w.	2		1		4		—	
Kroaten (Serben)	m.	4	0,01%	190	2,31%	55	0.32%	7 784	63,51%
	w.	3		346		100		7 898	
Wenden	m.	2	0,00%	7	0,04%	4	0,01%	1	—
	w.	—		1		1		—	
Armenier	m.	—	—	—	—	2	—	—	—
	w.	—		—		—		—	
Zigeuner	m.	—	—	1	0,02%	6	0,03%	12	0,09%
	w.	—		4		8		10	
andere	m.	15	0,03%	—	—	75	0,20%	7	0,03%
	w.	—		—		22		1	
Ausländischer Sprache	m.	117	0,34%	288	2,02%	628	2,40%	50	0,27%
	w.	58		181		524		17	
Des Sprechens noch unkundig	m.	263	1,15%	532	4,33%	781	3,30%	528	4,52%
	w.	323		473		800		589	

Aus dem Umstande, daß die der Sprache noch nicht mächtigen Kinder in einer besonderen Rubrik nachgewiesen und keiner der nachgewiesenen Sprachen zugezählt wurden, ist wohl deutlich genug zu ersehen, daß jede

künstliche Mache vermieden wurde und der aus Ungarn so vielfach vorgeworfene magyarische Chauvinismus hierbei nicht im Spiele war.

Vielbedeutend war es jedoch zu erfahren, *welcher Sprachen* sich die Einwohner dieses polyglotten Landes auch noch *außer ihrer Muttersprache* bedienen. Da für diese Frage im Zählblättchen vorgesorgt war, wurden auch hier interessante Resultate erzielt. Wir beschränken uns hier bloß auf die Wiedergabe jener Individuen, welche außer ihrer Muttersprache noch die magyarische *Staatssprache* sprechen. Es waren dies in:

	Debrecen	Sopron	Pozsony	Zombor
von Deutschen	600 = 77,4%	4 493 = 27,3%	6 899 = 22,6%	1 376 = 51,6%
von Slowaken	145 = 68,4%	27 = 26,0%	642 = 8,9%	16 = 48,5%
von Rumänen	29 = 82,8%	3 = 100,0%	10 = 83,3%	1 = 20,0%
von Ruthenen	6 = 66,6%	2 = 100,0%	—	7 = 77,7%
von Kroaten (Serb.)	5 = 71,4%	69 = 12,9%	23 = 14,8%	1 932 = 12,3%
von Wenden	2 = 100,0%	2 = 25,0%	—	—
von Armeniern	—	—	—	—
von Zigeunern	—	1 = 20,0%	1 = 7,1%	18 = 81,8%
von anderen	6 = 40,0%	—	29 = 29,9%	2 = 25,0%
von Ausländern	93 = 53,1%	27 = 5,7%	15 = 1,3%	14 = 20,9%
Im Ganzen	886 = 72,0%	4,624 = 26,4%	7,619 = 19,4%	3 366 = 18,2%

Dies Beispiel ließe sich nun bei allen Sprachkombinationen durchführen und wird im großen Zählungswerke, wenn auch nicht nach Perzenten, auch durchgeführt werden. Der Einfluß der herrschenden Sprache erhellt jedoch schon aus diesen wenigen Zahlen und zeigt sich am deutlichsten in Debrecen.

Um den *Bildungsgrad* der verschiedenen Nationalitäten noch näher untersuchen zu können, wird in einer weiteren Tabelle das Können des Lesens und Schreibens noch mit der *Muttersprache* und, weil die Volksschule noch zum großen Teile in Händen der Religionsgemeinschaften sich befindet, auch mit der *Religion* kombiniert.

Um endlich den Zusammenhang zwischen Sprache, respektive *Nationalität* und *Religion* einmal feststellen zu können, sind auch diese beiden Merkmale miteinander in Verbindung gebracht und werden für das ganze Land nachgewiesen.

Schließlich kommt noch die *Beschäftigung* in Frage. Auch in dieser Richtung ist gegen die Zählung von 1870 ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen. Außer, daß für die Beschäftigung der Männer und Frauen besondere Tabellen eröffnet wurden, ist bei letzteren auch auf die Beschäftigung in der Hauswirtschaft oder Nebenbeschäftigung in Gewerbe und Handel Rücksicht genommen und dürfte hiermit der Übelstand entfallen, daß ein so großer Bruchteil der Bevölkerung als »ohne bestimmte Beschäftigung« aufgeführt werden muß.

Die Hauptgruppen der Beschäftigung teilen sich wieder in den sogenannten *geistigen Erwerb:* Seelsorger, Lehrer, Advokaten, Künstler etc., ferner in die Hauptgruppen: Bergwesen, Land- und Forstwirtschaft, Gewerbe, Handel und Verkehr und körperliche Dienstleistungen. Außerdem sind ausgeschieden die Rentenbesitzer, die von Pensionen, von Almosen Lebenden, Dienstboten, Taglöhner usw., die die Schule Besuchenden unter und über 14 Jahre und diejenigen ohne bestimmte Beschäftigung. Die vier Erwerbsrubriken zerfallen wieder in: Besitzer, Pächter, selbständige Unternehmer, Angestellte, Gehilfen, Lehrlinge, Arbeiter und mitarbeitende Familienglieder.

Für *Gewerbe und Handel* ist endlich vorgesehen, daß sämtliche Beschäftigungen samt obigen Unterabteilungen nach Gruppen und Gewerben ausgewiesen werden, um als Basis der persönlichen Verhältnisse einer später auszuarbeitenden *Industriestatistik* zu dienen.

Weitere, ausführliche Tabellen enthält das Volkszählungswerk endlich betreffs der *Kranken* und *Gebrechlichen* (Blinden, Taubstummen etc.), welche wieder mit dem Alter, der Religion, der Sprache usw. kombiniert werden.

IV.

Zum Schluß sei es noch gestattet, einige Daten über den Umfang und den Vorgang der Zählung mitzuteilen.

Die sozusagen theoretischen Vorarbeiten der Zählung wurden zuerst im statistischen Landesrate besprochen und dann einem Comité zugewiesen, in welchem außer dem statistischen Bureau und Landesrate, das Ministerium des Innern, jenes für Ackerbau, Gewerbe und Handel, das kroatisch-slawonische, sowie das Landesverteidigungsministerium speziell vertreten waren. Der Gesetzesvorschlag erhielt am 18. Juni 1880 die Allerhöchste Sanktion.

Nun begann die Ausfertigung der Zählungsformulare in sechs Sprachen. Drei Budapester Druckereien beteiligten sich hieran in lobenswerter Weise, so daß bis zum September der größte Teil der Formularien fertig stand. Um die Maße des zu versendenden Materials beurteilen zu können, sei erwähnt, daß von *Zählblättchen*

9 976 000 Stück in ungarischer Sprache,
1 995 600 Stück in ungarisch-deutscher Sprache,
273 600 Stück in ungarisch-slowakischer Sprache,
2 917 200 Stück in ungarisch-rumänischer Sprache,
568 000 Stück in ungarisch-ruthenischer Sprache,
und 590 400 Stück in ungarisch-serbischer Sprache,

im Ganzen 16 321 800 Zählblättchen zu verteilen waren. Hierzu kamen 2.376 400 Stück Instruktionen zur Ausfüllung der Zählblättchen und 2 985 480 Stück Haussammlunglisten, in Summe daher 21 683 480 Stück Drucksachen.

Die Kosten derselben, sowie der Expedition hatte im Sinne des Gesetzes der Staat zu bestreiten und beliefen sich die Herstellungskosten auf 58 425 fl.

Trotz des immensen Materials, welches einem Gewichte von 81 333 Kilogramm entsprach und an 90 verschiedene Orte verteilt werden mußte, war die Expedition desselben dennoch bereits im Monate Oktober 1880 durchgeführt und die Munizipien derart in die Lage versetzt, auch ihrerseits die nötigen Vorarbeiten bis zum Beginne des Zählungstermins (1. bis 10. Januar 1881) fertigzustellen.

Was die durch die Zählung im Lande verursachten *Kosten* betrifft, welche, ebenfalls im Sinne des Gesetzes, durch die Gemeinden zu tragen waren, so kann mit Befriedigung konstatiert werden, daß bis jetzt bereits 15 Munizipien meldeten, daß die Zählung dort gar keine Kosten verursachte, sondern teils mittels amtlicher Organe, teils durch patriotische Volontärs kostenfrei durchgeführt wurde. In weiteren 8 Munizipien betrugen die Zählungskosten per 1000 Seelen unter einem Gulden; in mehreren anderen variierten dieselben zwischen 2 und 5 fl. per 1000 Seelen; doch sind leider auch einzelne Munizipien — sonderbarerweise gerade Städte — zu erwähnen, in welchen die Zählung von 1000 Seelen 20, 30 ja selbst 40 fl. Auslagen verursachte, doch werden diese auffallenden Vorkommnisse noch untersucht werden.

Jedenfalls läßt sich schon aus den aufgeführten Fällen konstatieren, daß die Zählung den Gemeinden keine besonderen Lasten aufbürdete, und muß man auch auf lokale Verhältnisse Rücksicht nehmen, so darf doch behauptet werden, daß es mit 10 bis 15 fl. per Seelen überall sein Auskommen hätte haben können.

Vom Reichstage wurden wie im Jahre 1870 150 000 fl. votiert. Hoffentlich rechnete niemand darauf, daß mit dieser Summe ausgelangt werden könnte. Bedenkt man, daß die Zählung des Jahres 1870 dem Staate (ungerechnet die den Gemeinden auferlegten Auslagen) 276 000 fl. kostete, ohne ein der diesjährigen nur halbwegs gleichstellbares Resultat weder bezüglich der Richtigkeit, noch der Reichhaltigkeit zu erzielen; daß diesmal die Gemeinden sozusagen gar keine Lasten zu tragen hatten, so dürfte die noch in Anspruch nehmende Summe von etwa 40 bis 50 000 fl. gewiß nicht zu hoch erscheinen.

Es wird nämlich das ganze Urmaterial im statistischen Landesbureau konzentriert aufgearbeitet, wobei nach kleinen Anfängen im Monat Februar, von Mitte März an sukzessive 250 Hilfarbeiter das Depouillement besorgen. Dieselben stehen in 5 Gruppen zu je 50 Personen unter unmittelbarer Leitung je eines Beamteten des statistischen Bureaus, dem noch ein jüngerer Beamter als Gehilfe zur Seite gegeben wurde. Nebenbei muß bemerkt werden, daß die Aufarbeitung des Zählungsmateriales der Hauptstadt (circa 10 000 Häuser mit 360 000 Einwohnern) durch das hauptstädtische statistische Bureau, aber nach dem Plane der Landeszählung besorgt wird.

Am Beginn wurde das ganze Material derart bearbeitet, daß nach den aus den Hauslisten gemachten Auszügen auch die Zählblättchen in 28 verschiedenen Kombinationen ausgezählt wurden. Auf diese Art waren bis Ende März 12 Munizipien — meistens Städte — vollendet. Im Laufe der Arbeiten stellte es sich jedoch heraus, daß eine Teilung der Arbeiten auch hier bessere Ergebnisse zu Tage fördern dürfte, da namentlich die Revision des Materials mit Aufarbeitung der Hauslisten beendet erscheint, und Fehler, Abgänge oder andere Anstände, durch Korrespondenz mit den Munizipien leichter behoben werden können, wenn die Nachfrage nicht verhältnismäßig zu spät nach Beendigung der Zählung erfolgt.

Es wurde demnach die gesamte Arbeitskraft dem Ausziehen der Hauslisten zugewendet, welche Arbeit bis Mitte Mai zu Ende geführt sein dürfte. Wie bedeutend der durch Übung gewonnene Fortschritt in der Arbeit ist, beweist der Umstand, daß am Anfang ein Arbeiter in täglichen sechs Arbeitsstunden kaum 100 Hauslisten aufarbeiten konnte. Später wurde das Durchschnittsminimum auf 150 per Tag gehoben und Arbeiter unter dieser Leistungsfähigkeit einfach beseitigt. Heute übersteigt der Minimaldurchschnitt bereits 200 Hauslisten per Tag und Kopf.

Dasselbe wiederholt sich beim Auszählen der Zählblättchen, wobei gute Arbeiter per Tag 1000 Blättchen in 28 Kombinationen aufzuarbeiten im Stande sind. Nimmt man den Durchschnitt, mit Rücksicht auf die Schwächeren, auf 500 per Tag, so ist bis Ende November auch das Depouillement der Zählblättchen beendigt.

Inzwischen erfolgt die Publikation des gesamten Materials nach Gemeinden in komitatsweisen Heften, während die Hauptsummen mit allen Details, aber nur komitats- und stadtweise in einem besonderen Bande veröffentlicht werden sollen, welcher, auf Grund internationalen Übereinkommens, auch in deutscher Sprache erscheinen wird.

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 73—81

DIE BEVÖLKERUNG VON BUDAPEST

Von

JÓZSEF SCHWICKER

Wir beabsichtigen die Resultate der jüngsten Volkszählung mit Bezug auf unsere Hauptstadt in einigen selbständigen Artikeln den Lesern mitzuteilen und dabei zugleich diese neuesten Ergebnisse mit den älteren Daten zu vergleichen, um aus dieser Untersuchung und Betrachtung entsprechende Schlüße zu ziehen und Nutzanwendungen machen zu können. Wir benützen hierbei die zahlreichen Publikationen des kön. ung. statistischen Landes- und des hauptstädtischen Bureaus und beginnen unsere »Studien« mit der hauptstädtischen *Volksbewegung in absoluter Hinsicht*, da die anderen statistischen Momente nach den bisherigen Publikationen über die jüngste Volkszählung noch keiner eingehenderen Betrachtung unterzogen werden können.

Die Hauptstadt Ungarns hat seit der Wiederherstellung der Verfassung und der selbständigen Regierung auch in populationistischer Beziehung einen seltenen Aufschwung genommen. Die Vermehrung der Bevölkerung in den Städten Pest und Ofen war bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts eine mäßige, wenn auch im allgemeinen eine kontinuirlich wachsende gewesen. So bedurfte es des Zeitraumes vom Jahre 1780 bis 1814, also 34 Jahre, damit die Bevölkerung der Stadt Pest sich von 19 652 auf 41 882 Seelen vermehren konnte, dazwischen lagen aber wiederholte Rückgänge (in den Jahren 1784 und 1797). Derartige Schwankungen traten bis zum Jahre 1848 noch zweimal ein: nach dem Cholerajahre 1830 (die Bevölkerung sank im Jahre 1832 von 65 494 auf 63 143, also um 2351 = 3,6%) und nach dem Überschwemmungsjahre 1838 (die Bevölkerung von Pest betrug im Jahre 1836 bereits 70 728, im Jahre 1839 nur 65 226 Seelen, der Rückgang war demnach 5502 = 7,8%). Im Jahre 1848 hob sich die Population von Pest auf 88 618; die Vermehrung von 1839 bis 1848 (d. i. innerhalb 10 Jahren) hatte 23 392 = 35,7% betragen, das macht eine jährliche Zunahme von 3,57% im Durchschnitt. Man sieht daraus, daß die rapide Volksvermehrung in Pest keineswegs bloß neuesten Datums ist.

Viel bedächtiger schritt die Bevölkerungszunahme in dem benachbarten Ofen vor sich. Diese im Vormärz als eigentliche Hauptstadt betrachtete Stadt

war im Jahre 1780, also genau vor hundert Jahren, dem Schwesterorte Pest an Höhe der Population überlegen; denn damals zählte Ofen 23 643, Pest aber bloß 19 652 Einwohner, und da diese letzteren im Jahre 1784 sogar auf 17 355 herabgesunken waren, so überragte Ofen mit mehr als 6000 Seelen Plus das unentwickelte, im Sumpf und Schmutz verwahrloste Pest. Doch schon im Jahre 1792 war Ofen überwunden und seither konnte es mit der Schwesterstadt am linken Donau-Ufer in der Entwicklung keinen gleichen Schritt halten. Im Jahre 1848 betrug die Einwohnerschaft von Pest bereits mehr als das Doppelte jener von Ofen; denn letzteres hatte mit seinem 40 500 Bewohnern seinen Populationsstand vom Jahre 1780 nicht einmal verdoppelt, während Pest den seinigen mehr als vervierfacht hatte. Dabei sei jedoch nicht verschwiegen, daß die populationistische Entwicklung von Ofen eine zwar langsamere, aber auch stätigere war. Ein Rückgang kommt in der Ofner Bevölkerung bis zum Jahre 1848 gar nicht vor.

Betrachten wir nun den Status und Entwicklungsgang in den Populationsziffern vom Jahre 1850—1870!

Nach der Inaugurierung des absolutistischen Regierungssystems war es eine der ersten Unternehmungen der damaligen Behörden, auch in Ungarn eine allgemeine Volkszählung vorzunehmen. Das Ergebnis für die heute in der Großstadt Budapest vereinigten Städte Pest, Ofen und den Markt Altofen war im Jahre 1850 folgendes:

Pest hatte	83 615 Einwohner
Ofen hatte	40 046 Einwohner
Altofen hatte	10 760 Einwohner
Zusammen	134 424 Einwohner.

Die Abnahme der Bevölkerung in Pest betrug seit dem Jahre 1848 nicht weniger als 4810 = 5,4%, in Ofen bloß 454 = 1,1%. Die stürmischen politischen Ereignisse waren demnach auf die Einwohner in Pest von weit schlimmerem Einflusse; Ofen war in Politik und Bevölkerungsstand konservativ geblieben. Die weiteren Entwicklungen der obengenannten Orte beweisen aber die unwiderstehliche Wirkung der günstigen geographischen Lage von Pest als dem natürlichen Mittelpunkte des gesamten öffentlichen Lebens in Ungarn. Wir sehen daselbst die Bevölkerung in seltener Raschheit wachsen. Im Jahre 1853 hatte sie das erste Hunderttaused (109 000) überschritten; die Zunahme von 1851—1853, also in drei Jahren betrug 25 182 = 30%, somit 10 Prozent jährlich. Dieses Wachstum (falls die grundlegenden Zahlen richtig sind) erinnert wahrhaftig an amerikanische Verhältnisse und wurde selbst von den Zunahmen der Bevölkerung in der neuesten Zeit nicht überholt; denn das neueste Wachstum von Mitte Mai 1880 bis 1. Jänner 1881 mit 7,7%, was für das Jahr unge-

fähr 12% bedeuten würde, — dieses Wachstum, sagen wir, unterliegt manchen gewichtigen Bedenken.

Auch in den folgenden Jahren hielt die rasche Volksvermehrung in Pest an; die 83 818 Einwohner des Jahres 1851 hatten sich im Jahre 1853 auf 109 000 im Jahre 1857 auf 132 651 erhöht. Die Zunahme von 1852—1857 war demnach 23 651 = 21,7% oder im Durchschnitte 5,4%, hatte also gegen die Jahre 1851—1853 ein langsameres Tempo angenommen, wie das in der Natur der Verhältnisse gelegen war. Es ist ein schon längst beobachtetes Gesetz, daß nach verheerenden Kriegs- oder Epidemiejahren die Population in unerwartet schneller Weise wächst; die Natur sucht dadurch die entstandenen Lücken auszugleichen. Dem raschen Anwachsen folgt dann eine beruhigtere Epoche. Die Bevölkerungszunahme von 1851—1857 war in Pest 48 833 = 58,2%, somit für die acht Jahre jährlich 6104 = 7,3%.

Ganz anders geartet war in dieser Zeit die Populationsbewegung in Ofen. Hier erscheint vor allem im Jahre 1851 gegen 1850 ein erheblicher Rückgang, der nicht weniger als 2093 = 5% beträgt. Sodann nahm die Bevölkerung auch hier zu; sie erstieg im Jahre 1857 die Höhe von 56 753, d. h. die Vermehrung betrug 19 800 = 52,7%, oder im Durchschnitt jährlich 2475 = 6,4%. Diese Zunahme näherte sich also jener von Pest. Einen solchen günstigen Bevölkerungszustand, der später nicht wieder eintrat, verdankte Ofen ohne Zweifel dem Umstande, daß es im Jahre 1851 zum Sitze zahlreicher zentraler Landesbehörden auserwählt worden war, wodurch die Zahl der Zivil- und Militärbeamten in erheblicher Weise vermehrt wurde.

Der Kronmarkt Altofen erfreute sich seit dem Jahre 1850 ebenfalls eines kontinuirlichen Aufschwungs. Die Bevölkerung stieg von 10 760 im Jahre 1851 auf 12 174, die Vermehrung während eines Jahres machte also 1414 =13% aus; im Jahre 1857 zählte der Markt 14 096 Seelen, war also in den sechs Jahren abermals um 1922=15,8% oder jährlich um 320 = 2,6% gestiegen. Von 1850—1857 beträgt die Bevölkerungszunahme 3336 = 31% oder jährlich im Durchschnitt 476 = 4,4%. Die Ursache jenes rapiden Wachstums der Bevölkerung von 1850 auf 1851 ist in der Anlage von Fabriken, namentlich in der Einrichtung der Altofner Schiffswerft zu suchen, worduch viele Arbeiter herbeigezogen wurden.

Es ist sehr zu bedauern, daß aus dem Zeitraume von 1857—1870 keine populationistischen Daten über Pest, Ofen und Altofen vorliegen; man würde daraus namentlich auch die Einwirkungen der Kriegs- und Cholerajahre 1859 und 1866 bemessen können.

So treten wir an das Jahr 1870 heran, in welchem die erste allgemeine Volkszählung von seiten der ungarischen Regierung durchgeführt wurde. Die Ergebnisse dieser Zählung waren für die Städte Pest und Ofen sowie für den Marktort Altofen allerdings von ungleicher Art. Für Pest bedeuteten sie einen blühenden Aufschwung, für Altofen einen fortgesetzten mäßigen Zuwachs,

für Ofen einen erheblichen Rückgang in der Bevölkerungsziffer. Es hatten nämlich

Pest	200 476
Ofen	53 993
Altofen	16 002 Einwohner

sonach gegen das Jahr 1857

Pest eine *Vermehrung* um	67 825 = 51,1%
Altofen eine *Vermehrung* um	1 906 = 13,4%
Ofen eine *Abnahme* um	2 755 = 4,9%

In den Jahren von 1857—1870 hat somit die Bevölkerung von Pest im Durchschnitt jährlich um 5217, die von Altofen um 147 zu-, die von Ofen um 212 Einwohner abgenommen. Selbstverständlich war diese Bewegung in der Zu- und Abnahme keine gleichmäßige. Die Wiedererweckung des verfassungsmäßigen Lebens hat ohne Zweifel in Pest weit größeren Einfluß ausgeübt und zu dessen Vergrößerung und Verschönerung das meiste beigetragen; denn Hand in Hand mit dem gesetzlichen Gange der Regierung und Verwaltung schritt auch das materielle und geistige Leben der Hauptstadt vorwärts.

Dies bekunden die Populationsziffern von Budapest, welche man aus dem Dezennium 1870—1881 besitzt; nach der allgemeinen Landeszählung des Jahres 1870 wurden überdies vom hauptstädtischen statistischen Bureau noch zwei Zählungen (im Jahre 1876 und 1880) in der Hauptstadt vorgenommen, die vierte und letzte Zählung geschah endlich am 1. Jänner dieses Jahres.

Stellen wir vor allem die Gesamtresultate dieser vier Zählungen in Budapest übersichtlich zusammen! Dabei sei noch bemerkt, daß durch den Gesetzartikel 36 vom Jahre 1872 die vordem getrennten Städte Pest, Ofen und der Markt Altofen zu der einheitlichen Hauptstadt Budapest vereinigt wurden; die faktische Vereinigung erfolgte am 25. Oktober 1873. Es betrug also die Zivil-Bevölkerung von Budapest im Jahre

1870	270 476 Seelen
1876	295 254 Seelen
1880 (Mai) . . .	333 880 Seelen
1881 (l. Jänner)	359 821 Seelen

Die Garnison von Budapest war im Jahre

1870	9 873 Mann
1876	13 954 Mann
1880 (Mai) . . .	10 724 Mann
1881 (l. Jänner)	10 216 Mann

Die faktische Gesamtbevölkerung stellt sich somit für das Jahr

1870 auf	280 349 Seelen
1876 auf	309 208 Seelen
1880 auf	344 604 Seelen
1881 auf	370 037 Seelen

Die Zivilbevölkerung der ungarischen Hauptstadt hatte also das zweite Hunderttausend schon im Jahre 1870, das dritte im Jahre 1880 überschritten; die faktische Gesamtpopulation (Zivil und Militär) war indessen bereits im Jahre 1876 über das dritte Hunderttausend hinausgegangen.

Nach diesem Ergebnisse der jüngsten Volkszählung hat Budapest mit Ausnahme von Wien alle sonstigen Städte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie im einzelnen weit überflügelt. Es übertrifft z. B. Prag mit 100 000, Triest mit mehr als 200 000 Einwohnern. Auch von den Städten in Deutschland zählt nur Berlin eine größere Bevölkerung als Budapest. In Italien übertrifft es nur Neapel; Mailand nähert sich unserer Hauptstadt, welche hinwiederum die altehrwürdige Roma um 90 000 Einwohner überholt hat. In Frankreich überragt selbstverständlich Paris die ungarische Kapitale; doch sonst keine andere der französichen Städte, unter denen Lyon und Marseille das dritte Hunderttausend überschritten haben. In Großbritannien ist es zunächst die Riesenstadt London, dann die Fabrikstädte Liverpool, Glasgow, Manchester und Birmingham, denen Budapest in der Volkszahl nachsteht; Dublin und Leeds haben mit ihm die 300 000 hinter sich, sind aber an der Volkszahl geringer. Kehren wir auf unserer Rundschau über den Kanal auf den europäischen Kontinent zurück, so begegnen wir in Brüssel einer Stadt, die an Einwohnern die unsrige übertrifft, um dann in dem russischen Petersburg und Moskau und in dem türkischen Konstantinopel noch jene Städte zu finden, die in der Bevölkerung höher stehen als Budapest. Unsere Hauptstadt nimmt somit nach der Größe ihrer Einwohnerzahl die *vierzehnte* Stelle unter den Großstädten Europas ein.*

An Raschheit des Wachstumes gebührt ihr aber ohne Frage ein noch mehr bevorzugter Posten, wenn man erwägt, daß von 1780—1880 (Ende) die Population von 43 295 auf 370 037 gestiegen ist, sich also in einem Jahrhundert mehr als verachtfacht hat. Noch überwältigender wird diese Zunahme, sobald man bloß die Stadt Pest allein in Betracht zieht. Diese zählte (wie oben erwähnt) im Jahre 1780 bloß 19 652 Einwohner, 1880 (Ende) aber 284 105 (Zivil)-Bewohner; d. h. die Bevölkerung von Pest hat sich in diesem Jahrhundert nahezu *verfünfzehnfacht.*

* Die Resultate der jüngsten internationalen Volkszählung stehen uns allerdings noch nicht zu Gebote; unsere obigen Daten reichen nur bis zum Jahre 1878, resp. 1877.

Betrachten wir diese Zunahme des Nähern in dem letzten Dezennium, so ergibt sich uns folgendes Resultat: Die Bevölkerung vermehre sich

vom Jahre 1870 bis 1876 um 24 778 = 9,15%
vom Jahre 1876 bis 1880 um 38 626 = 13,0%
vom (Mai) 1880 bis 1881 um 25 941 = 7,7%.

Diese Zunahme, welche in absoluter Zahl 89 345 betrug, war in diesen elf Jahren allerdings keine gleichförmige; denn

von 1870 bis 1876 = 7 Jahre, beträgt sie durchschnittlich 1,3% im Jahre; von 1876 bis Mai 1880 = 3 1/2 Jahre, schon 3,7% und von Mai 1880 bis 1. Jänner 1881 (d. i. für acht Monate) gar 7,7%. Berechnet man den Zuwachs von 1870—1880 (Ende) = 11 Jahre, so ergibt sich eine Vermehrung von 30,8% d. i. durchschnittlich für das Jahr 2,8%. Zerlegt man diese elf Jahre nach den Perioden von 1870—1876 und 1876—1881, so weist die erstere (7 Jahre) eine Vermehrung um 9,15%, oder jährlich 1,307%, letztere (4 Jahre) um 21,8% oder jährlich 5,45% auf. *Demnach wäre die Zunahme in den letzten vier Jahren relativ viermal stärker gewesen als in der Periode von 1870—1876.* Wir werden weiter unten die Stichhaltigkeit dieses Ergebnisses noch auf andere Weise zu erproben suchen.

Vorerst betrachten wir das Wachstum von Budapest nach den einzelnen Stadtbezirken, deren unsere Hauptstadt gegenwärtig zehn besitzt; drei davon (I—III, d. i. Ofen und Altofen) liegen am rechten, sieben (IV—X, d. i. Pest) am linken Ufer des Donaustromes. Darnach waren im Jahre

Bezirk	1870	1876	1880	1881/1. Jänner
I. (mit Extrav.)	26 080	23 800	26 070	26 958 Einw.
II. (mit Extrav.)	22 074	21 115	22 768	24 163 Einw.
III. (mit Extrav.)	21 846	20 318	22 306	24 595 Einw.
IV. (mit Extrav.)	24 952	24 838	26 629	28 878 Einw.
V. (mit Extrav.)	21 760*	27 320	30 566	33 229 Einw.
VI. (mit Extrav.)	73 760	43 981	54 044	56 929 Einw.
VII. (mit Extrav.)		49 656	56 572	61 526 Einw.
VIII. (mit Extrav.)	41 831	52 919	59 367	64 058 Einw.
IX. (mit Extrav.)	20 189	24 489	27 209	30 240 Einw.
X. (mit Extrav.)	4 353	6 818	7 966	8 789 Einw.
Pester Extravillan und Schiffe	13 631	—	353	456 Einw.
Zusammen	270 476	295 254	333 880	359 821 Einw.
Militär	9 873	13 954	10 724	10 216 Mann
Hauptsumme:	280 349	309 208	344 604	370 037

* im Jahre 1870 ohne Extravillan.

Anmerkung. Das Extravillan der einzelnen Bezirke hatte im Jahre 1881 (1. Jänner) folgende Bevölkerung: I. 3107, II. 55, III. 442, V. 1933, VI. 1663,

VII. 2137, IX. 1076, zusammen 10 413. Die innerstädtische Zivilbevölkerung von Budapest beträgt also 349 408 Seelen.

Im Vergleich mit dem Jahre 1870 haben sämtliche Stadtbezirke von Budapest eine Zunahme der Bevölkerung aufzuweisen; doch ist diese Vermehrung im Einzelnen von sehr verschiedener Stärke; und zwar beträgt sie im

Bezirk	I	878	=	3,3%
Bezirk	II	2 089	=	11,3%
Bezirk	III	2 749	=	12,6%
Bezirk	IV	3 926	=	15,7%
Bezirk	V	9 536	=	44,0%
Bezirk	VI }	44 695	=	60,6%
Bezirk	VII }			
Bezirk	VIII	22 227	=	53,1%
Bezirk	IX	10 051	=	49,7%
Bezirk	X	4 436	=	101 9%

Am niedrigsten steht also die Vermehrung in der Festung (Bezirk I), am höchsten in Steinbruch (Bezirk X), dort beträgt sie bloß 3,3%, d. i. durchschnittlich 0,3% im Jahre, hier 101,9%, d. i. 9,2% im Jahre. Die »Festung« ist das Prototyp eines Ämterviertels; die große Anzahl der verschiedenen Bureaus hindert daselbst die Populationszunahme wie auch jeden Aufschwung in Handel und Verkehr. Überhaupt hält die Zunahme auf der Ofner Seite bescheidene Grenzen ein; d. h. sie beträgt durchschnittlich kaum ein Perzent jährlich. Ebenso zeigt auf dem linken Ufer (auf der Pester Seite) die innere Stadt (Bezirk IV) noch die mäßige Steigerung mit 15,7% oder 1,5% im Jahresdurchschnitt. Um so rapider geht es dann in den nächsten Bezirken. Die Leopoldstadt (Bezirk V) hat bereits 44,0% oder durchschnittlich 4% im Jahre Wachstum, die Franzstadt (Bezirk IX) 49,7% oder 4,5% jährlich, die Josefstadt (Bezirk VIII) 53,1% oder 4,82% jährlich, die Teresienstadt (Bezirk VI und VII) gar 60,6% oder 5,5% jährlich; endlich Steinbruch (Bezirk X) 101,9% oder 9,2% im Jahre.

Das Hauptkontingent der Bevölkerungszunahme fällt sonach auf die Bezirke V—X und hier wiederum insbesondere auf VI—X. Diese Tatsache ist für die Hauptstadt von wesentlicher Bedeutung, denn sie beweist, daß die Mehrzahl der zugekommenen Einwohner den »kleineren« und »kleinen« Leuten (den Gewerbsleuten, Fabrikarbeitern, Tagwerkern, etc.) zuzulegen ist; die so rasch angewachsenen Stadtteile werden vorwiegend von dieser Bevölkerungsschicht bewohnt. Dieser Umstand darf jedoch nicht überraschen, er bestätigt nur die auch sonst gemachte Wahrnehmung, daß Budapest zur merkantilen und industriellen Großstadt geworden ist und in Folge dessen auch die charakteristischen Eigentümlichkeiten einer solchen (insbesondere den rasch zunehmenden Arbeiterstand) aufweist.

Die überraschend schnelle Zunahme der Bevölkerung von Budapest in neuester Zeit (wie wir gesehen) hat in der Vergangenheit dieser Stadt manche ähnliche Züge aufzuweisen, weshalb diese große Vermehrung in relativ kurzer

Zeit nicht unmöglich erscheint. Entschieden zweifelhaft bleibt nur die angebliche Zunahme der Bevölkerung vom Mai 1880 bis 1. Jänner 1881. In diesen acht Monaten soll nämlich die Population der ungarischen Hauptstadt um nahezu 26 000 Seelen sich vermehrt haben, so daß auf dem Monat im Durchschnitt über 3000 Seelen kämen. Eine derartige Steigerung der Bevölkerungsziffer hätte in Europa kein Beispiel und es muß hier bei der Zählung irgend ein Irrtum mitunterlaufen sein. Nach dem vorliegenden Material läßt sich der Punkt, wo dieser Irrtum geschehen ist, noch nicht erkennen.

Aber auch sonst liegen einige Daten vor, die mit der offiziell mitgeteilten absoluten Bevölkerungszunahme nur schwer vereinbar sind. Wir meinen vor Allem die *konstanten Geburts- und Sterblichkeitsziffern*. Man erwäge! Nach dem jüngsten Ausweis des hauptstädtischen Oberphysikats stellt sich das Verhältnis der Geburten und der Todesfälle in den letzten sieben Jahren (1874—1880) wie folgt heraus:

	Wurden lebend geboren	Starben	Geburtenüberschuß
1874	13 141	12 870	271
1875	13 429	12 046	1,383
1876	13 662	12 181	1,481
1877	13 160	12 633	527
1878	12 895	12 663	232
1879	13 045	12 016	1,029
1880	13 354	12 217	1,137

Was zeigen diese Ziffern? Vorerst lehren sie, daß die Todesfälle seit dem Jahre 1874 in erfreulicher Weise (wenn auch mit periodischen Schwankungen) abgenommen haben, daß somit die Sanitätsverhältnisse unserer Hauptstadt in den letzten sieben Jahren besser geworden sind. Aber sie lehren auch eine Abnahme der lebend Geborenen seit dem Jahre 1876, und vorzüglich dieser Umstand ist es, der sich mit der obigen Bevölkerungszunahme nicht vereinbaren will. Wenn seit dem Jahre 1876 die Bevölkerung von Budapest um 64 567 Seelen, d. i. um 20,7% zugenommen hat, wie kommt es, daß im Jahre 1880 die Geburtsziffer um 308 = 2,3% *geringer* sein konnte als im Jahre 1876?

Wir wollen für diesmal darauf verzichten, anderweite Zweifel über die Richtigkeit der mitgeteilten absoluten Bevölkerungsziffer anzuführen, da wir im Verlaufe unserer Untersuchungen noch öfter auf diesen Gegenstand zurückkommen müssen. Nur noch *eine* Bemerkung sei uns gestattet.

Obige Daten über die Geburts- und Todesfälle in der ungarischen Hauptstadt beweisen, daß von 1874 bis Ende 1880 der Geburtenüberschuß insgesamt nur 6060 Seelen beträgt. Die natürliche Zunahme von Budapest macht also seit 1870 (da 1872 und 1873 passive Cholerajahre gewesen) kaum 2,3% aus; auf das Jahr gibt das eine durchschnittliche Vermehrung von bescheide-

nen 0,3%. Da jedoch die amtlichen Ziffern das Wachstum unserer Hauptstadt seit dem Jahre 1870 mit 89 345 angeben, so ist klar, *daß Budapest einzig und allein der großen Zuwanderung von außen* (aus der Provinz und vom Auslande) *her seine rasche Populationssteigerung zu verdanken hat.*

Auch diese Tatsache erinnert an amerikanische Verhältnisse, wo die eigenständige Bevölkerung nur langsam zunimmt, das rasche Wachstum der Einwohnerschaft nur eine Folge der Einwanderung ist. Scheidet man die natürliche Mehrung der Budapester Bevölkerung seit 1874 von der zugewanderten, so erhält man dort 6060, hier 58 507 oder: *der natürlichen Vermehrung kommen 9,3%, der Zuwanderung aber 90,7% zu.* Aus diesem großen Prozentsatze der »neuen« Bevölkerung in der Hauptstadt erklären sich dann auch manche soziale Erscheinungen. Leider fehlt eine genaue Kontrolle über diese Zuwanderungen, und doch wäre dieselbe im Interesse einer richtigen Wertschätzung der Elemente, die in solcher Menge sich der Hauptstadt zuwenden, sehr notwendig. Durch die in neuester Zeit erfolgte Errichtung eines staatlichen Meldungsamtes wird übrigens in Zukunft auch diesem Bedürfnis entsprochen werden.

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 83—88

ALS VORWORT

ANTAL HERRMANN

Da diese Zeitschrift vornehmlich für die Fachkreise des Auslandes bestimmt ist, halte ich es für überflüssig, hier eine Erörterung über Wesen und Wichtigkeit der Ethnologie zu versuchen und glaube mich an dieser Stelle kurz fassen zu können. Der Titel der Zeitschrift deutet auch die Umrisse ihres Programms an; auf welche Weise dessen Durchführung beabsichtigt wird, läßt sich in großen Zügen wohl aus der Zusammenstellung dieses Heftes erkennen, das zugleich Prospekt und Probenummer sein will und die erste öffentliche Anzeige dieser Zeitschrift enthält. Ganz genau ihr Gebiet abzustecken und ihre Ziele zu fixieren, wird mir selbst wohl erst nach Ablauf einer gewissen Probezeit, ich könnte sagen: eines Noviziates, möglich sein, wenn ich, jetzt nur noch ein Pfadfinder, selbst sicherer orientiert sein werde, da die meiste Belehrung aus dieser Zeitschrift ich selber zu schöpfen hoffe.

Als ihre Hauptaufgabe betrachte ich, dem Auslande die Kenntnis des vaterländischen Folklore, der so bedeutsamen und wichtigen Offenbarungen der Volksseele heimischer Völkerschaften zu vermitteln, indem die Zeitschrift bestrebt sein wird, authentisches und charakteristisches Material zu liefern und auch dessen primäre Bearbeitung, sozusagen: aus erster Hand, streng objektiv zu versuchen, um so mit der Zeit die sicheren Grundzüge eines realen lebenstreuen Bildes der zum großen Teil unbekannten, oft mißverkannten ethnologischen Verhältnisse unseres Vaterlandes zu bieten. Dann will sie hierzulande zum Sammeln einschlägigen Materials anregen und Gelegenheit zu dessen Mitteilung geben, sowie zur Verallgemeinerung des Interesses für Ethnologie und zur Rettung volkstraditioneller Schätze beitragen. Endlich wünscht sie die brüderliche Eintracht, die gegenseitige Sympathie, Liebe und Achtung der Volksstämme Ungarns zu fördern, indem sie in einer allen Gebildeten des Reiches verständlichen Sprache das Poetische, das Edle und Ideale in jeder Volksseele bevorhebt und darauf hinweist, daß alle Volkszweige dieses durch die heilige Stefanskrone beschirmten Vaterlandes, durch die Jahrhunderte der gemeinsamen geographischen und historischen Verhältnisse und der intimsten

Wechselwirkungen zum Teil auch ethnologisch verflochten, sich zu einer im Völkerwalde deutlich abgegrenzten, mächtig grünenden, zusammenstrebenden Baumkrone vereinigen.

Durch diese Krone weht bedeutsam der Hauch der Jahrhunderte in unzähligen Mythen und Traditionen, und aus den Zweigen hallt uns, vielstimmig und volltönend, reiche, wonnige, echte Volkspoesie entgegen. An solcher Dichtung ist kein Land der Erde reicher als Ungarn. Und wie interessant, wie lehrreich sind diese Offenbarungen des Volksgeistes der verschiedenen Stämme in ihren unendlich mannigfachen Berührungen und Wechselwirkungen!

Aber auch bei uns ist schon die Axt der Aufklärung an die Eiche des Volksglaubens gelegt, die Kultur rodet im Walde der Tradition, um für die Wissenschaft den Boden urbar zu machen, der Dampfflug der Zivilisation kehrt Blumen und Unkraut des eigentümlichen Volkslebens gleicherweise tief unter die Scholle. Schule, Zeitung, Eisenbahn nivellieren auch bei uns und verwischen das Eigentümliche und Individuelle. So ist z. B. bei dem einen Volke die Quelle der echten urwüchsigen, mundartlichen Volkspoesie schon ganz versiegt, bei dem anderen ist sie getrübt. Es ist höchste Zeit zu sammeln und zu retten.

Aber auch zu sichten und zu läutern. Mancher Zug, für sich schon fragmentarisch, dunkel und unverständlich, ist aus dem Gesamtbilde der Gegenwart des Volkslebens und aus verwandten Zügen, mit denen er etwa noch lose zusammenhängt, vielleicht noch zu erklären, während er in nächster Zukunft schon ganz zur verblichenen, farblosen Vergangenheit werden kann.

Den hier angedeuteten Aufgaben entsprechend wird der Inhalt unserer Zeitschrift sein:

1. Charakteristische und bedeutende ungedruckte Erzeugnisse der Volksdichtung (Lieder, Balladen und dergl., Märchen, Rätsel, Sprichwörter und Sprüche, Redeweisen, Spiele usw.) in kritisch redigiertem, mundartlichem Text der betreffenden Originalsprache, samt deutscher Übersetzung; (rhythmische, wörtliche) dann Verdeutschung schon gedruckter, besonders vorzüglicher Volksdichtungen.

2. Volksüberlieferungen, Mythen, Volksglauben und Gebräuche, Sagen und Besprechungen, volkstümliche Kunst usw.

3. Auf Ungarn Bezügliches in der Dichtung und Tradition anderer Völker.

4. Dialekt-Studien, besonders über die weniger bekannten Mundarten (der Zigeuner, Armenier, Bulgaren, Wenden, Albanesen, Móczen u. dgl.).

5. Bemerkungen, Fragen, Erörterungen, Aufsätze, Studien über den Folklore sämtlicher Stämme Ungarns und seiner Nebenländer, sowie über die Ethnologie der Völker, die einst hier gelebt haben (mit Hauptrücksicht auf die im weitesten Sinne vergleichende Behandlung).

6. Systematische Bibliographie und kritische Besprechung der ungarischen und der auf Ungarn bezüglichen ausländischen neuen und älteren ethnologischen Literatur; Biographie inländischer Ethnologen.

7. Proben von Kunstübersetzungen solcher Werke heimischer Kunstdichter, in denen sich die Volkspsyche besonders unmittelbar und charakteristisch und der eigentlichen Volkspoesie kongenial offenbart.

8. In Musikbeilagen besonders charakteristische, vorzügliche unedierte Original-Volksmelodien, Sing- und Tanzweisen; später aber, so bald als möglich, auch erläuternde Illustrationen.

9. Ein regelmäßiges Beiblatt ungarischer Sprache, enthaltend: gemeinfasslich gehaltene, orientierende Artikel zur Verbreitung allgemeiner ethnologischer Kenntnisse; möglichst systematische allgemeine Bibliographie und Übersicht der neueren und älteren Hauptwerke der ethnologischen Gesamtliteratur, besonders Anzeige und Besprechung des ethnologischen Inhaltes der uns zugeschickten neueren und älteren Bücher und Zeitschriften; eventuell ein Resumé der bedeutenderen Artikel des Hauptblattes.

Von den drei Hauptgebieten der Ethnologie werden wir besonders Poesie und Brauch der Völker berücksichtigen; doch wird in unseren kritisch rezensierten Texten heimischer Dialekte, darunter solcher, die dem Sprachforscher des Auslandes sonst wohl sehr selten in authentischer Form zugänglich sind, dann in unseren Aufsätzen über ungarländische Idiome, auch der Linguist für seine Zwecke Brauchbares und Wertvolles finden.

Die Zeitschrift wird sich bestreben, völlig vorurteilsfrei, unbefangen, unparteiisch zu sein und sich stets der unverfälschten Wahrheit und wissenschaftlichen Objektivität befleissen. Sie wird allen Volkszweigen die gleiche Aufmerksamkeit widmen und die gleiche Würdigung widerfahren lassen. Wenn doch der magyarische Stamm, wenigstens im Raumverhältnis unserer Spalten, bevorzugt erscheint, so rührt das nicht so sehr daher, weil der Redakteur und seine bisherigen Hauptmitarbeiter eben dies Element am genauesten kennen und ihnen das meiste Material darin zur Verfügung steht, sondern findet seine naturgemäße Erklärung darin, daß das magyarische Element wie mit seiner staatlichen, so auch mit seiner ethnologischen Existenz auf Ungarn angewiesen ist, während die übrigen Volksteile auch außerhalb dieses Landes nähere Stammverwandte haben und bei ihnen auch ethnologische Vertretung finden. Hauptsächlich in Betracht aber kommt hierbei, daß das magyarische Element auch in folkloristischer Hinsicht praeponderant ist, den eigentümlichen Habitus seiner Volksseele nicht nur im Staatsgeiste zum Ausdruck gebracht, sondern zum Teile auf die Volksseele der übrigen Völkerschaften übertragen hat, die ihrerseits auch nicht unwesentlich auf den ethnologischen Typus der magyarischen Raçe zurückgewirkt haben.

Dies gebührendermaßen berücksichtigend, wird unsere Zeitschrift bemüht sein, die charakteristischen Merkmale und speziellen Eigentümlichkeiten

jeder Völkerschaft und Volksfraktion in vollstem Maße zu berücksichtigen, hervorzuheben und geltend zu machen; besonders den Stammverwandten im Auslande gegenüber ,die zum Teile konsequent das Bestreben zeigen, alle trennenden Unterschiede zu verwischen, alle ethnologischen Grenzpfähle umzustürzen und die Völkerindividualitäten vom Moloch wüster, form- und farbloser, längst überlebter Stammesgemeinschaft verschlingen zu lassen.

Im Ganzen und Großen bin ich mir der Schwierigkeiten der Herausgabe dieser Zeitschrift als meines vollständig privaten Unternehmens bewußt und weiß es, welch bedeutende Opfer an Geld und Zeit, Mühe und Arbeit es mich kosten wird. Ich selbst hätte am sehnlichsten gewünscht, daß eine berufenere Autorität, irgend eine berühmte Kapazität die Initiative ergriffen hätte. Da aber Gefahr im Vorzuge zu sein scheint und keine Aussicht vorhanden ist, daß von kompetenter Seite etwas Ähnliches ins Werk gesetzt werden, und da dasjenige, was inländische Zeitschriften, auch deutsche, sowie manche ausländische auf ungarische Ethnologie bezügliches publizieren, — mag es so vorzüglich und bedeutend, ja epochemachend sein, eben weil es zufällig, nicht systematisch und zerstreut erscheint, — den wichtigen Interessen der heimischen Ethnologie unzweifelhaft nicht genügt, hab ich mich nach reiflicher Überlegung entschlossen, dies Unternehmen zu wagen.

Unerlässlich und unersetzlich sind von den Grundbedingungen eines derartigen Unternehmens vor allem Sinn und Begeisterung für die Sache, unermüdlicher Eifer und ein gutes Stück Opfermut, und diese sind vorhanden. Im übrigen aber wird sich die Sache schon durch die reiche Fülle des kostbaren Stoffes wohl selber Geltung verschaffen, ein weiteres werden die Mitstrebenden tun, auf deren Unterstützung ich sicher rechnen kann. Die bedeutendsten Forscher heimischen Folklores haben ihre Mitwirkung zugesagt, für die Sprache und Volkskunde jeder einzelnen Völkerschaft kann ich mich auf die ständige Mitarbeit hier in der Hauptstadt wohnender, durchaus kompetenter Fachreferenten stützen; die reichsten Kollektaneen öffentlicher Anstalten und der eifrigsten, glücklichsten und berufensten Sammler, unerschöpfliche Fundgruben der Schätze heimischen Folklores, stehen mir zur Verfügung; hierzu kommt noch eigenes reiches Material, das ich bisher aufgespeichert habe und auf den planmäßig in jeden Sommerferien zu unternehmenden größeren Studienreisen noch zu sammeln sicher hoffe. Ich rechne darauf, daß dies patriotische, für jede Nationalität gleich ersprießliche, gemeinnützige Unternehmen an jedem Forscher und Sammler in der Heimat einen eifrigen Mitarbeiter finden wird, und daß auch seitens der Fachkreise des Auslandes die »Ethnologische Mitteilungen« aufmerksam und sympathisch berücksichtigt und mit wertvollen Berichtigungen, Ergänzungen und anderen Beiträgen bereichert werden.

Ich werde bestrebt sein, meine Zeitschrift allen bedeutenden Ethnologen des In- und Auslandes, deren Adresse mir bekannt ist, zukommen zu lassen,

und bitte, mich von jeder Anzeige und Besprechung meiner Zeitschrift gefälligst verständigen zu wollen, damit ich mir die Belehrungen zu Nutze machen und etwaige Mißverständnisse aufhellen könne. Fachmänner, die meiner Zeitschrift eine aufrichtige, selbstlose, objektive, gewissenhafte und eingehende Kritik, (mag sie noch so streng sein) angedeihen lassen, werde ich als die schätzbarsten Mitwirker an meinem Werke betrachten und sie werden an mir einen dankbaren und gelehrigen Schüler finden. Mit Rücksicht darauf, mit welchen Schwierigkeiten die Zusammenstellung einer ethnologischen Fachbibliothek verbunden ist, erhoffe ich eine weitere wesentliche Unterstützung von den Verfassern, Redakteuren und Verlegern von Büchern, Zeitschriften und Aufsätzen ethnologischen Inhaltes, die ich ergebenst bitte, ihre werten Publikationen meiner Zeitschrift in Tausch und zur Besprechung gütigst zukommen lassen zu wollen. Dem gegenüber erbiete ich mich bereitwilligst und uneigennützigst zur stets dienstfertigen Vermittlung von ungarische Ethnologie betreffenden Aufklärungen, Arbeiten und Drucksachen.

Auf materielle Unterstützung meines Unternehmens rechne ich besonders seitens der öffentlichen Bibliotheken und Anstalten, der verwandte Zwecke verfolgenden Vereine und Gesellschaften und wohlhabender Bibliophilen.

Nicht so sehr zur Entschuldigung als zur Erklärung vieler, besonders formaler, zum Teil auch mir nicht verborgener Mängel dieses ersten Heftes, das kein Schaustück und Muster sein will, und dem hoffentlich viele gediegenere nachfolgen werden, bitte ich die hier ganz außergewöhnlichen Schwierigkeiten des auch sonst immer schweren Anfanges zu berücksichtigen. Die unentbehrlichste Fachliteratur steht mir noch nicht zur Verfügung, manches Wichtige habe ich nicht nachschlagen können; auch fehlt mir noch ein allgemeiner ständiger interner Mitredakteur; dem allen läßt sich allmälig abhelfen. Meinen gleichstrebenden Stamm-Mitarbeitern, die dies erste Heft auf die selbstloseste und zuvorkommendste Weise mit ihren wertvollen Beiträgen so reich ausgestattet haben, meinen innigsten Dank, auch im Namen der gemeinsamen Sache!

Zum Schlusse möcht' ich noch anerkennend bemerken, daß mir als einem übrigens ganz vermögenslosen Beamten die Herausgabe dieser Zeitschrift nur so ermöglicht worden ist, daß der Druckereibesitzer die Herstellung nicht als Geschäftsangelegenheit, sondern als Sache gemeinnütziger Ambition betrachtet.

Die »Ethnologischen Mitteilungen« erscheinen monatlich (Juli und August ausgenommen) vorläufig in 3—4 Bogen starken Heften. Sollte sich aber die materielle Unterstützung als eine — aufrichtig gestanden, vorläufig nicht erhoffte — ergiebige erweisen, so wird sich der Umfang der Zeitschrift bedeutend vergrößern, ohne Erhöhung des Pränumerationsbetrages, wenigstens für die Abnehmer des ersten Jahrganges, die ich als Mitbegründer meines Unternehmens betrachte. Der Preis unserer Zeitschrift ist ein für Publikationen

verwandten Faches außergewöhnlich billiger; das Monatsheft mit der Musikbeilage, — deren Wert allein den Preis des Ganzen übersteigt — wird durchschnittlich mit 60 kr. ö. W., 1 Mark, oder etwa 1 1/3 Franc berechnet und beträgt die Pränumerationsgebühr für die 5 Hefte des ersten Jahrganges für das Inland und gesamte Ausland 3 fl. ö. Währ., 5 Mark oder 7 Francs, welcher Betrag an die Administration der »Ethnologischen Mitteilungen« oder an die Verlagsbuchhandlung des Victor Hornyánszky in Budapest, Akademiepalais, zu senden ist.

Auf Wiedersehen im September. Budapest, Mitte Juni, 1887.

Prof. Dr. Anton Herrmann

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 89—94

ALLGEMEINE CHARAKTERISTIK DES MAGYARISCHEN FOLKLORE

LAJOS KATONA

I.

Einleitung

Den mittleren, zur Quelle und Mündung nahezu symmetrischen Lauf der Donau und den Ganzen ihres größten Nebenflusses entlang, dehnt sich weit und breit ein Becken aus, das nordwestlich an die Spitze, im Süd-Osten an den stark eingebogenen Schaft des sichelförmigen Karpatenzuges, westlich an die letzten Ausläufer der Alpen und im Süden an den Balkan grenzend, mit einem ausgestreckten Arme nahe an die Adria reicht, während es mit dem anderen, nur scheinbar abgetrennten im Süd-Osten die Gestade des Schwarzen-Meeres berührt. Durch Lage und Beschaffenheit zu einem hochwichtigen Bindeglied zwischen Orient und Occident geeignet, war dieses Becken, mit seinen beiden Annexen im NW. und SO., seit jeher dazu bestimmt, einen Tummelplatz des buntesten Völkergewirrs abzugeben. Ein günstig verzweigtes Flußsystem, gebildet von den vier Hauptströmen des flachen Landes und den zahlreichen zentripetalen Wasserläufen der allmählig steigenden Peripherie, — der Holz- und Mineralreichtum der letzteren, die auch sonst eines wenigstens mittelmäßigen Nährbodens nirgends entbehrend, nur mit einigen Spitzen ihrer äußersten Kämme über die Durchschnittshöhe des Mittelgebirgs hinausragt, besonders aber die in unserem Weltteile ihresgleichen suchende Ertragsfähigkeit des Tiefbeckens: alle diese Vorzüge, vereint mit dem unschweren Zugang des Landes, waren sie nicht im höchsten Maße danach geartet, dasselbe vor dem in der Gesittung vorangeeilten Westen in den Ruf eines lohnenden Arbeitsfeldes zu bringen, es aber zugleich mit allen verlockenden Reizen einer begehrenswerten Beute für die östlichen Nomadenschwärme auszustatten? Was Wunder, wenn die Geschichte dieses Landstriches seit ihren Uranfängen bis auf eine verhältnismäßig junge Vergangenheit in einer Musterkarte ethnologisch im höchsten Grade lehrreicher Schichtung und Verschiebung, das Bild eines im Wechsel beständigen Auf- und Niederganges herrschender und beherrschter Raçen vor unsere Augen führt, wo in ununterbrochener Reihe sich wiederholender Peripetien, auf die kaum erst begonnene Kulturarbeit früher hereingeströmter Völker der tosende Anprall neuer und abermals neuer Wellen folgt! — Obwohl nun, dem ehernen Willen der Natur gemäß, das Ergebnis eines derartigen Zusammenstoßes immer zu Gunsten des lebens-

fähigeren und somit des Überlebens auch würdigeren sich gestalten mußte, so geschah es doch wieder nur im Sinne ebenderselben Naturgesetze, die den Sieg des stärkeren fordern, daß auch der schwächere Teil, während seines allmähligen Zurückweichens, den vordringenden beträchtlich umgewandelt und an die eigene Art geglichen hat. — Schon die allererste (?), noch gleichsam vor der Schwelle historischer Zeiten erfolgte Überflutung einer früheren Einwohnerschaft des erwähnten Gebietes durch eine spätere kann als wertvoller Beleg für das soeben gesagte geltend gemacht werden. Auf den ethnologisch kaum bestimmbaren Untergrund vorgeschichtlicher Raçen, folgt als die erste uns einigermaßen bekannte Bevölkerung der Donau- und Theißebene: eine Keltenschicht, — die das Geschick der westlichen Glieder ihrer langen Kette teilend, der nördlichen Ausbreitung des römischen Reiches einer, so wie dem südwärts drängenden Germanen- und Slawentum andererseits in ethnischer Beziehung rasch zum Opfer fällt, in anthropologischer aber nach beiden Seiten hin einen äußerst zähen Widerstand leistet; indem sie die angestammte Sprache gar bald gegen die mehr oder weniger umgestaltete ihrer Bezwinger eintauscht, vieles von der Gesittung dieser aufnimmt und des eigenen Volkstums rasch verlustig wird, — hierfür aber auf einen jeden über sie gelagerten Menschenschlag ein Beträchtliches von ihrem unverwüstlichen Typus überträgt. Kaum hatten erst im Westen Germanen, im Osten Slawen, — die letzteren wohl stark mit turanischen Elementen vermengt, die Grenzwälle des Cäsarenreiches eingerissen und die Kelten, die ihnen vor Hunderten von Jahren zu diesem Werke die Wege geebnet, in immer engere und unzugänglichere Gebiete zurückgeworfen, — als mit den Hunnen, in unmittelbarer Folge auf die letzten Nachzügler der indogermanischen Völkerbewegung, der über ein Jahrtausend währende Zudrang uralaltaischer Stämme nach Europa, in größerem Maßstabe als bis dahin, beginnen sollte. Von kurzer Dauer und — trotz oder gerade wegen ihrer weltumgestaltenden Fernwirkung — von keinem tiefergehenden Einfluß auf den engeren Machtkreis, wo sie am längsten dauerte, kam die Hunnenherrschaft nicht dazu, die geographisch doch unverkennbar vorgezeichnete politische Individualität des Donau- und Theißgebietes zu begründen. Was früher der römischen Staatsweisheit ebensowenig wie später den unleugbar großen, aber einseitigen Fähigkeiten eines Attila gelang: das war wohl eine Aufgabe, deren Lösung während einer raschen Folge ephemerer Okkupationen durch West- und Ostgoten, Longobarden und Gepiden nicht einmal angebahnt werden konnte. Den Avaren erst war es vorbehalten, aus den zahllosen heterogenen Resten der ihnen vorangegangenen Völkerschwärme ein festeres Gefüge staatlicher Zusammengehörigkeit, wenigstens versuchsweise herzustellen und damit die erste Grundlage eines späteren, mit mehr Glück unternommenen Baues vorzuzeichnen. — Wenn auch keineswegs in dem Grade, wie die gleichzeitigen, durch analoge Merkmale zur völligen Identifizierung verleiteten westeuropäischen Chronisten und die zum größten

Teil wohl nur auf diese zurückzuführende magyarische Tradition es meint, — doch immerhin verwandt mit den Hunnen und Avaren, weil gleich diesen zur großen uralaltaischen Völkerfamilie gehörig: ist das *ungarische* Volk, welchem die Ausführung jenes Baues vom Schicksale zugemessen war. Nachdem es gegen Ende des IX. Jahrhunderts, das eben in seiner Kristallisation begriffene mittelslawische Reich zersprengt hatte,[1] schickte sich zuerst auch dieses Volk an, den abenteuerlichen Kometenlauf seiner stammverwandten Vorgänger zu wiederholen, bis es nach hundertjährigem Tasten und schon nahezu verhängnisvollem Schwanken, in Kreuz und Krone mit anerkennenswerter Klugheit jene Talismane zu finden wußte, die ihm, um den Preis mancher Züge seiner Ursprünglichkeit, sein weiteres Verbleiben in Europa garantieren konnten.

Neue Lebensverhältnisse werden einem sozialen ebenso wie einem individuellen Organismus neue Lebensformen vorschreiben; und wie es auf einer Seite vom höheren oder geringeren Grade des Anpassungsvermögens, das er besitzt, abhängig ist, ob solche auf sein Gedeihen oder Verderben hinwirken werden: so ist auf anderer Seite die Höhe der Einbuße, die er an seiner ursprünglichen Eigenart erleiden wird, durch den höheren oder geringeren Grad seiner Widerstandsfähigkeit bedingt. Soll aber der Übergang von älteren zu neuen Lebensformen einen für den Organismus günstigen Verlauf nehmen, so darf er nicht überstürzt und muß von einer — dem Exponenten der gegenseitigen Verhältnisglieder entsprechend — längeren oder kürzeren Reihe vermittelnder Stadien angebahnt werden, wenn je nach dem Übergewicht der Anpassungs- oder Widerstandstendenz desselben, nicht die Existenz nur zum hohen Preise ihrer wesentlichen Erscheinungsform bewahrt, oder aber durch ein krampfhaftes Festhalten der letzteren, nicht die erste geopfert werden soll. Hätte das ungarische Volk, vor seinem definitiven Ansässigwerden in der Donau- und Theißgegend nicht bereits auf eine längere Übergangsperiode primitiven Feldbau treibenden Halbnomadentums zurückzusehen gehabt, wäre es in seine heutige Heimat nicht mit einer in den früheren Wohnsitzen hinlänglich ausgebildeten und erstrakten Neigung zu sedentären Leben eingezogen: nie wäre der Einführung des Christentums, zugleich mit der Begründung der monarchistischen Staatsform, von der Mehrzahl dieses sonst nicht allzu fügsamen Volkes mit beinahe beispielloser Bereitwilligkeit zugestimmt worden; nie hätte mit Hilfe eben dieses Entgegenkommens die wiederholte Auflehnung einer störrischen Minderheit, ohne größeren Schaden des jungen Staatswesens so wie ohne einen namhafteren Beistand fremder Waffen, können unterdrückt werden. Daß aber die Magyaren diese für ihr Volkstum äußerst gefährliche

[1] Franz Salamon tritt zwar dieser, seit Palacky allgemein verbreiteten Annahme mit entschiedenem Mute entgegen und meint, es wäre im XIX. Jahrhundert ebenso spät über dieses Unglück zu klagen, wie es im IX. noch zu früh gewesen wäre. (Budapest története II. 76.)

Krise zugleich ohne eine größere Schmälerung des nationalen Selbstbestimmungsrechts und vor allem ohne den unersetzlichen Verlust ihrer Sprache überdauern konnten; das ist — wie aus dem lehrreichen Beispiele der ursprünglich ebenfalls uralaltaischen Bulgaren ersichtlich — neben einem zäheren Festhalten der Eigenart wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß Ungarns erster König sich mit glücklicher Wahl für das *römische* Christentum entschied. Denn waren auch im Gefolge der Stefanskrone und des apostolischen Kreuzes geistliche und weltliche Kulturträgerd eutscher, italienischer und westslawischer Abkunft in schier bedenklicher Zahl nach Ungarn geströmt, — so war doch gerade im scheelsüchtigen Wettstreite der unter sich zerfallenen Bekehrer und in der harmlosen Starrheit ihrer internationalen Kirchensprache, die verhältnismäßig beste Garantie der gefährdeten Nationalität zu finden. Daß aber das ungarische Volk auch unter diesen günstigen Umständen in kurzer Zeit eine große Umwandlung hat durchmachen müssen, das ließ sich bei der Mächtigkeit des heterogenen Bodens, auf dessen Oberfläche seine dünne Schicht zu liegen kam, nicht anders erwarten; um dessen gar nicht zu gedenken, wie oft, seit der Einführung des Christentums mannigfache Veranlassungen zu neuen Zuzügen fremder Elemente nach Ungarn sich gefunden haben; so daß es eigentlich ein Wunder zu nennen ist, wenn das Volk der Magyaren — obwohl bereits nach den ersten zwei Jahrhunderten seines europäischen Lebens seinen Verwandten bis zu einem Grade entfremdet, der ihm das Verbleiben in der nunmehrigen Umgebung gestatten und es zu weiterem Streben in paralleler Richtung mit den westlichen Völkern befähigen konnte — doch im Besitze mancher Charakterzüge geblieben ist, die an seine Herkunft und an ältere Stufen seiner Entwicklung gemahnen und der völligen Angleichung an seine nächsten Nachbaren bis auf den heutigen Tag im Wege standen. Die Züge dieser — durch sämtliche, wie immer geartete Manifestationen des Volksgeistes durchblinkenden — Eigenart auf die mannigfaltigen Faktoren primärer und sekundärer Erscheinungsform zurückzuführen, die auf ihre Ausbildung, Umwandlung und Erhaltung von bestimmenden Einfluß waren; aus allen räumlichen und zeitlich so auffallend verschiedenen und doch wieder im wesentlichen sich immer gleichen Offenbarungen dieser Eigenart ein möglichst vollständiges Gesamtbild zu zeichnen; das heißt, den Volksgeist, wie er nach der rezeptiven und emotionellen Seite hin, in Denken, Fühlen und Handeln sich äußert, zu prüfen, — das würde die Aufgabe einer kulturgeschichtlichen Untersuchung sein, wie sie bisher auch anderwärts nur angestrebt werden und wie überall so auch in Ungarn erst seit jener Zeit angestrebt werden konnte, die den weiteren Begriff des *Volkes* dem lange nur allzu engen der *Nation* gleichgestellt hat. Wie allerorten, so wurde auch im Ungarlande die Liebe und Pflege des Volkstums, im stürmischen Drang nach zeitgemäßen Staats- und Gesellschaftsformen aus ihrem tiefen Schlafe erweckt. »Die literarische, die gesellschaftliche und die politische Entwicklung wirken wechselseitig auf ein-

ander, verschmelzen dadurch zu einer höheren nationalen Richtung und bewirken so die Wiedergeburt Ungarns. Diese Richtung manifestiert sich augenfälliger zuerst bei Karl Kisfaludy. Seine ungarisch-historischen und gesellschaftlichen Skizzen rückten unsere Poesie dem Leben näher und zuweilen tönten von seiner Leier auch die Widerklänge unserer Volkslieder. Vörösmarty trat als der Wortführer unserer nationalen Strebungen auf; er schloß sich keiner der ausländischen Schulen an; er verkündete die Freiheit der Phantasie, die gestaltende Kraft des nationalen Elementes; er verschmelzt die alte mit der erneuten Sprache und ward so zum Begründer unserer neueren Dichtersprache. Unter dem Einflusse seiner Wirkung, inmitten unserer sozialen und politischen Wirren trat bald darauf Petőfi auf den Schauplatz, dieser originellste unserer lyrischen Dichter, der Dichter der spezifisch ungarischen Lyrik und ihm gesellte sich nach wenigen Jahren Arany zu, um das Epos und die Ballade ebenso zu gestalten, wie Petőfi das Lied gestaltet hatte.« *(Paul Gyulai* in seiner Denkrede auf Johann Arany, gelesen in der Kisfaludy Gesellschaft, am 28. Oktober 1883, — Ungarische Revue 1884, S. 95 f.) — An *Karl Kisfaludy*, den eigentlichen Begründer der nationalen Richtung in unserer Literatur, werden wir erinnert, wenn bei einer Umschau nach folkloristischen Aufzeichnungen in Ungarn, die erste derartige Sammlung von nennenswertem Umfang und Gehalt, mit seinem Namen geschmückt, — von der nach ihm benannten Gesellschaft veranstaltet erscheint. Auch ist's vielleicht mehr als ein bloßer Zufall, daß diese Sammlung, nach zweijähriger Publikationsdauer, mit dem 15ten März 1848 zum Abschluß gelangt. — *Vörösmarty* hat die beliebteste Gestalt magyarischer Märchen, die übrigens samt ihrem Namen entlehnte Tündér Ilona, zur Heldin einer an den »Sommernachtstraum« und an Tieck's Märchendramen gemahnenden anmutigen Dichtung gemacht, — wie er seiner Vorliebe für die Zauberwelt der Märchen auch dadurch Ausdruck verleihen wollte, daß er »Tausend und eine Nacht« in würdiger Form dem ungarischen Leserkreis zugänglich zu machen bestrebt war.[2] — Wie tief *Petőfi*'s Dichtung in der magyarischen Volksseele wurzelt, davon könnte nichts überzeugender reden als die Tatsache, daß viele seiner Lieder zu ihrer Quelle zurückgekehrt und wieder namenlose Volksweisen geworden sind. Was endlich *Arany* der Volkspoesie verdankt und mit welch' fürstlicher Großmut er ihr das Entlehnte tausendfach heimgezahlt, das hat Gyulai in seiner soeben erwähnten Denkrede glänzend nachgewiesen. — Derselbe *Gyulai*, der mit *Ladislaus Arany*, dem Sohne des größten magyarischen Dichters, jene von *Erdélyi* begonnene folkloristische Sammlung der Kisfaludy-Gesellschaft fortzuführen und nach allen Seiten hin zu ergänzen nicht müde wird und der neben dem unvergeßlichen *Kriza*, dem *Percy* der Székler-Balladen, wohl der ver-

[2] Auf dem Wege mündlicher Mitteilung, noch mehr aber auf dem der Pfennig-Literatur, haben die Märchen der Sultanin Sheherezade beim ungarischen Volk lange vor Vörösmarty's Übersetzung Eingang gefunden.

dienstvollste Förderer eines Strebens genannt werden darf, das auf ein feinfühliges Erlauschen und treues Wiedergeben jeglicher Äußerung des Volksgeistes ist. Eines Strebens, das in Ungarn erst seit neuester Zeit, insbesondere seit der Begründung der auch anderweitig höchst schätzbaren Zeitschrift »*Nyelvőr*«, in weitere Kreise gedrungen, aber noch lange nicht zu gebührender Würdigung gelangt ist. Und doch hätte das Interesse an derartigen Beiträgen, zur Kenntnis des eigenen Volkstums bereits in den zwanziger Jahren geweckt werden können, da unmittelbar von dem überallhin befruchtend wirkenden Beispiel der Dioskuren *Grimm* angeregt, auch bei uns ein und der andere bescheidene Versuch vorerst zu einem Sammeln der Märchen und Sagen gemacht worden und durch *Gaal*, *Mailáth*, u. A., wenigstens nach dieser Seite hin der Weg einigermaßen vorgezeichnet war. Von kundigeren und glücklicheren Nachfolgern sollte aber derselbe noch lange nicht betreten werden. — Immerhin ist in den letzten fünfundzwanzig Jahren auch auf diesem Gebiete ein erfreulicher Aufschwung zu bemerken und ist im Laufe der angegebenen Zeit eine reiche Fülle des mannigfaltigsten Stoffes aufgespeichert worden, die einer Sichtung und Sonderung ebenso bedürftig, wie einer vergleichenden Analyse würdig erscheint.

Graz. *(Ethnologische Mitteilungen 1887/1: 7—12)*

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 95—105

ÜBER DIE UNGARISCHE FISCHEREI

OTTO HERMAN'S BUCH IN LINGUISTISCHER, SOZIALER, ETHNOGRAPHISCHER UND ARCHAEOLOGISCHER BEZIEHUNG[1]

Von

PÁL HUNFALVY

I.

Den Mitteilungen Otto Herman's über die Genesis seines Buches entnehmen wir folgende interessante Stellen:

»Es fiel mir ein, daß die Fischerei eine Urbeschäftigung der Menschheit ist, daß ihre Werkzeuge, ihr Verfahren vom Standpunkte der Volkskunde, der praehistorischen Altertumskunde jedenfalls interessant sein mag; denn im Kreise der Urbeschäftigungen hält das Volk zähe an allem fest, was urtümlich ist: vielleicht kann uns hin und wieder eine Spur dorthin zurückführen, wo die geschriebene Geschichte bisher stumm geblieben ist.

»Aufgefallen ist mir auch, daß die ungarische Fischerei im Verfall begriffen ist, die Riede verschwinden allmählig, die regulierten Flüsse büßen ihre ursprüngliche Natur ein; die alten Arten und Urgeräte des Fischfanges kommen daher außer Gebrauch und mit ihnen geht ein ganzer Wortschatz verloren: es soll also gerettet werden, was noch vorhanden ist.

»Die Resultate der Forschungen können in folgendem zusammengefaßt werden:

1. Die Werkzeuge der volkstümlichen Fischerei der Ungarn weisen in vielen Beziehungen auf uralte Zeiten zurück, sind also vom Standpunkte der Volkskunde und Urgeschichte überaus wertvoll.

2. Die Fischerei ist jedenfalls eine Urbeschäftigung des ungarischen Volkes.

[1] *A magyar halászat könyve.* — Wir haben schon im 1. Hefte, Spalte 103 auf dies Werk aufmerksam gemacht. Die hier mitgeteilten Notizen von hohem ethnologischen Interesse entnehmen wir einem größeren Aufsatze *Paul Hunfalvy*'s, dessen Manuscript uns der Verfasser gütigst zur Verfügung gestellt hat und der in extenso in den Abhandlungen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften erscheinen wird. — Wir müssen dem in der Sitzung vom 13. April 1887 der ethnologischen Gesellschaft in Berlin von *H. Friedel* bei der Vorlage des Herman'schen Werkes geäußerten dringenden Wunsch nach recht baldigem Erscheinen einer deutschen Ausgabe vollkommen gerechtfertigt finden. Nur glauben wir, daß allein O. Herman selbst dazu berufen ist, die Übersetzung seines Werkes ins Deutsche zu besorgen, da die deutsche Nomenklatur auf ähnliche Weise zusammengestellt werden müßte, wie die ungarische, was eine Erforschung der Gegenden des Landes erfordert, wo Leute deutscher Zunge sich mit Fischerei beschäftigen. Vieles wird auch von auswärts genommen werden müssen, wo aber für manchen ungarischen Volksterminus das Aequivalent mangeln dürfte. (Anm. der Red.)

3. Die Blütezeit der ungarischen Fischerei fällt auf die Zeiten vor der Schlacht bei Mohács; unsere ältesten Dokumente sprechen für den entwickelten Zustand der Fischerei.

4. Die ursprüngliche Art und Weise der Fischerei ist nunmehr an sehr wenigen Orten anzutreffen.

5. In früheren Zeiten trug das ungarische Volk Sorge für seinen Fischstand.

6. Gegenwärtig herrscht diesbezüglich eine Raubwirtschaft.

7. Der ungarische Fischer ist außerordentlich erfinderisch.

8. Das Wiederaufleben der ungarischen Fischerei hängt von der rationellen Teichwirtschaft ab.

9. Die Anfänge einer echten Literatur der Fischerei sind ohne das Studium, also die Erforschung der Volkssprache nicht denkbar.

10. Eine Geschichte der ungarischen Fischerei kann ohne genaue Kenntnis der volkstümlichen Fischerei der Gegenwart nicht geschrieben werden.«

Die ungarischen Fischer sind stolz auf das Alter ihres Berufes. »Wir sind von Urzeiten her Fischer«, betonten sie oft. Einen interessanten Fall erzählt Herman. Am Gelände des Neusiedlersees sind Fischer des Dorfes Hegykő[2] lauter Stammungarn. Eine Sprachinsel unter Anderssprechenden, sind sie sich ihrer Lage voll bewußt und bewahren gar sorgfältig ihr Volkstum. Bei ihnen war die Nachricht von der Ankunft Herman's ihm selbst zuvorgekommen, mit dem Zusatze, daß er die Urungarn suche. Sie taten auch alles mögliche, um mit ihrem echten Ungartum, namentlich in der Sprache, Ehre aufzuheben. Zwei Fremdwörter mischten sich aber doch in ihr Gespräch: nämlich *lőbő* (Lauben, alburmus, ung. sonst küszhal) und *söfől* (Schiffl, sonst farosbárka). Man sah es ihnen an, daß sie dies genierte, und sie entschuldigten sich auch beim Abschied und baten Herman, es nicht zu publizieren, daß bei ihnen Ausdrücke deutschen Ursprungs im Schwange sind.

Hunfalvy betont die Wichtigkeit des Werkes für die Sprachkunde[3] und speziell für die ungarische Terminologie der Ichtyologie, deren Sprache eine überaus verschrobene ist. Und da kann Hunfalvy den Wunsch nicht unterdrücken, daß auch die Wissenschaft der Ökonomie je eher ihren O. Herman finden möge, der auch dort die unnützen Germanismen ausmerzte. Denn wenn irgendwo, so wären wir eben auf dem Gebiete der Landwirtschaft, des Ackerbaues am wenigsten auf Überflüssiges, Fremdes angewiesen.[4]

[2] Deutsch: Heiligenstein. Dieser Name führte zur wichtigen Erkenntnis dessen, daß im Worte Egyház (heiliges Haus = Kirche) das Bestimmungswort »Egy« die Bedeutung »heilig« hat.

[3] Die Volkskunde liefert der Sprachwissenschaft das wertvollste, verläßlichste Material; über manche strittige Punkte der Linguistik hat der im lebendigen Verkehr mit dem Volksgeiste stehende Folklorist mehr Recht zu entscheiden, als der stubenhockende Zunftphilologe. (Red.)

[4] Wir pflichten Hunfalvy diesbezüglich vollständig bei, besonders was die Feststellung einer echt ungarischen Terminologie auf diesem Gebiete anbelangt. Vom Stand-

Die Kenntnis des gegenwärtigen Zustandes der ungarischen Fischerei führt zu folgenden Resultaten:

Wo immer in Ungarn die Gebirge aufhören und der Waldboden vom Humus abgelöst wird, überall finden wir die ackerbauenden Ungarn. Und wo immer im Lande größere Flüsse ihre Wasser wälzen, sich Riede ausbreiten, am auffallendsten aber, wo sich mehrere Flüsse vereinigen, überall finden wir auch fischereitreibende Ungarn. Und wo diese Verhältnisse am meisten entwickelt sind, dort ist auch das Ungarntum am reinsten, am stärksten. Die Stürme eines Jahrtausendes konnten diese Plazierung nicht verschieben.

Als einzige Ausnahme könnten die Székler erscheinen, die als Bergbewohner bekannt sind. Aber auch von diesen nimmt der Stock so viel offenes, zum Teil ebenes Land ein, als es das Terrain erlaubt; auch sind sie unbestreitbar Urfischer.

Auch im Hauptbecken Siebenbürgens, in der Mezőség, gegenwärtig zumeist von Walachen bewohnt, sprechen die Namen der Fischorte hierfür, denn sie sind ungarisch.

Hinwieder je tiefer wir ins Gebirge dringen, desto spärlicher ist das ungarische Element. An einigen Punkten ist die Grenzlinie sehr scharf gezogen; so in Bereg, wo in dem Szernye-Moor am Fuße des Gebirges Ungarn fischen, den Humus Ungarn bebauen, während wir hart daneben in den Bergen die Kleinrussen finden.

Ferner finden wir in alten Dokumenten unter den königlichen Donationen oft auch die Fischerei, wobei, wenn auf die Genauigkeit des lateinischen Aktenstückes Gewicht gelegt werden wollte, immer die volkstümlichen ungarischen termini technici gebraucht werden, ein Beweis dessen, daß die Fischerei schon damals zu den Beschäftigungen des ungarischen Volkes gehörte. Diese Benennungen leben auch heute noch im Munde des ungarischen Fischers und bezeichnen die ältesten Werkzeuge und Hantierungen.

Unter solchen Verhältnissen kann weder der Historiker noch der Anthropologe oder der Ethnograph voraussetzen, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit, unter den schweren Kämpfen der Besitzergreifung und Behauptung des Landes ein zeltbewohnendes Reitervolk, das bloß kämpfen kann, sich plötzlich in ein

---

punkte der Volkskunde aber könnten wir bemerken, daß um äußerst wichtige Züge des ursprünglichen Volkslebens vor gänzlichem Verblassen zu retten, es viel dringender geboten wäre, das an charakteristischen Eigenheiten noch immer so reiche ungarische Hirtenleben nach der Methode Herman's zu erforschen. Denn dies muß sich auf immer engere Kreise beschränken und verliert sichtlich an Bedeutung für das nationale Leben, während der Bestand des Ackerbaues und daher all dessen, was damit verbunden ist, noch für längere Zeit gesichert erscheint, da Ungarn ein Agrikulturstaat und der ungarische Bauer konservativer Natur ist. Am nächsten hängt jedoch mit der Fischerei, wie auch Hunfalvy betont, die Jagd zusammen, und eine natürliche Fortsetzung des Werkes über die Fischerei wäre eines über die Jagd in Ungarn, worüber Herman schon ein reiches Material beisammen hat. Aber zur Ergänzung und Ausarbeitung fehlen ihm Mittel und Gelegenheit; eine Pflicht der Nation wäre es, diese ihm zu bieten, und eine Unterlassungssünde, wenn dies nicht geschieht. (Anm. d. Red.)

ackerbauendes verwandle, Netze auswerfe, Reusen lege, seine Kunstausdrücke gang und gäbe mache, kurz aus dem kriegerischen Nomadenzustand plötzlich in das Gegenteil überspringe. Solche Metamorphosen sind das Werk von Jahrhunderten und manches Volk muß einer solchen Umwandlung ganz zum Opfer fallen, wie in Tasmanien und Amerika.

Ein anderer Beweis ist, daß die Fischerei an der Drau ihre Grenze erreicht und die Geschichte keines Fischteiches und keiner Fischerei jenseits der Drau erwähnt. An Sprachgrenzen okkupiert das ungarische Element die Fischergegend, so bei der Draumündung. Wo an solchen Orten deutsches Element vorherrscht, ist der Deutsche zumeist Unternehmer, seine Fischer sind Ungarn.

Dies alles zusammen weist darauf hin, daß der Fischfang eine Urbeschäftigung der Ungarn ist, die sie in dieses Land schon mit sich gebracht haben. Sein Schwert und seine Tapferkeit hatten ihm eine Heimat erworben und dieselbe auch verteidigt; aber sie zu behaupten war Aufgabe der geräuschlos schaffenden Arbeit, auf die sich der Ungar gut verstand. Denn die wirkliche Grundlage der Gesellschaft ist die Arbeit und nur diejenigen Menschenrassen, beziehungsweise sozialen Zustände haben eine Zukunft, welche auf Grundlage der Arbeit entstanden sind.

Diese Grundlage kann sich unter günstigen Verhältnissen zufolge glücklicher Vermengung verschiedener Rassen steigern, maßgebend bleibt für immer die Rasse, welche schon ursprünglich, noch vor der Verschmelzung über eine erforderliche Grundlage der Arbeit und über diejenigen Bedingungen verfügte, die zum Erwerben und zur Behauptung des Erworbenen befähigen.

Die Suprematie des ungarischen Elementes erhielt sich auch nach der Vermengung, denn sie war schon ursprünglich im Besitze der drei Hauptfaktoren: der Arbeit, der Unbeflecktheit des Familienherdes und der Tapferkeit. Ein Teil der Arbeit war die Fischerei.[5]

II.

In diesem höchst interessanten Bilde, das uns die Resultate der Forschungen Herman's darbieten, fällt vor allem der Zug auf, daß die Fischerei die Urbeschäftigung der Ungarn war, und daß sie jedenfalls aus einer solchen Gegend hergekommen sind, wo sie Fischfang treiben konnten. Und hieraus ergibt sich, daß die Auffassung, wonach ein jeder Ungar ohne Ausnahme von Kriegsbeute lebte, eine sehr einseitige ist. Unter denen, die, wie man zu sagen pflegt, das Land okkupierten, gab es gewiß auch Fischer; auch die Byzantiner bemerken, daß die Ungarn in ihrem neuen Vaterlande längs der Flüsse lager-

[5] Interessant ist ein Signalapparat der Fährleute am Plattensee. Wenn die Plätte herübergelenkt werden soll, zündet man am Ufer bei Tag allerhand Unkraut an, der Rauch steigt hoch auf und gibt das Zeichen; des Nachts tut es der Feuerschein.

ten, wohl nicht nur wegen der Viehtränke, sondern auch zum Zwecke des Fischfanges.

Wir müssen also annehmen, daß die Ungarn gleichzeitig mit den abenteuerlichen Kriegszügen eine sehr entwickelte Fischerei betrieben haben. Gewiß war nicht jedermann ein reitender Held, aber ebensowenig war jeder ein Fischer. Die Arbeitsteilung ist das erste Gesetz jeder entstehenden Gesellschaft. Darum brauchen wir auch keinen plötzlichen Sprung vom Kriegerleben ins seßhafte Fischerleben anzunehmen. Gewiß ist es, daß von 907 — da der entscheidende Sieg über die Baiern die Besitzergreifung des Landes gleichsam gekrönt hat — bis 1015, dem Jahre des ersten königlichen Fischerei-Donation, der Zeitraum von 108 Jahren viel zu kurz ist, als daß ein vom Kriege lebendes, unter Zelten nomadisierendes Volk ständig seßhaft werde. Aber der Einzug der Ungarn ging auch nicht so vor sich, wie ihn die landläufige Geschichte schildert, wonach sich die Ungarn aus der Urheimat in feierlichem Zuge aufgemacht haben, in der selbstbewußten Absicht, das ihnen gebührende Erbe Attila's anzutreten; wonach sie ferner direkten Weges ohne Aufenthalt hergezogen sind und das Erbteil ihrer Ahnen mit Blut zurückgelöst haben. Nicht so geschehen die Völkerwanderungen, auch das ungarische Volk hatte lange Zeit auf dem Wege zugebracht, worüber nur die Sprache, nicht aber die geschriebene Geschichte Kunde geben kann.

In dem von O. Herman entworfenen Bilde fällt uns weiters der bedeutsame ethnographische Zug auf, daß die Fischerei in Ungarn auch heute noch vornehmlich bei der ungarischen Bevölkerung im Schwange ist, und so das Vorhandensein der Fischerei in irgend einer Gegend das Zeichen des Ungarntums ist. Wir wissen aus der Geschichte, daß das jetzt zumeist von Walachen bewohnte Moorland »Mezőség« in Siebenbürgen bis zum XIV. und XV. Jahrhundert größtenteils ungarische und deutsche Bewohner hatte, was neben anderen dortigen ungarischen Ortsnamen auch die auf Fischerei bezüglichen bezeugen. Auch in Ungarn war die ungarische Bevölkerung einstens ausgebreiteter; ein Dokument aus 1254 erwähnt einen Ort *Halász* (Fischer) als den Wohnsitz königlicher Fischer. Jetzt wohnen in der Gegend Slowaken und jener Ort heißt nun *Ribar* (slow. = Fisch).

Ein anderes interessantes Signalsystem kommt zur Geltung beim Fange des »*látott hal*« (gesehener Fisch, Pelecus cultratus, hat ungarisch sonst noch viele Namen, derunter *garda*), der im Plattensee im Herbst in zahllosen dichten Schwärmen säulenförmig hin und herzieht. Jede Fischergesellschaft hält sich einen »Bergläufer« (hegyenjáró) der am Ufer lugend das Erscheinen der Schwärme meldet und ihre Bewegungen den Fischern in den Booten mittels eigentümlicher Signale durch Schwenkungen seines Rockes und dgl. anzeigt. Hunfalvy bemerkt, vom Abt von Tihany gehört zu haben, daß wenn die Ankunft des Garda gemeldet wird, das Volk selbst von der Messe an den See läuft.

Interessant für Sammler volkstümlichen Materials ist die Bemerkung Herman's: »Im allgemeinen kann vom Ungarn, also auch vom ungarischen Fischer bemerkt werden: sobald er wahrnimmt, daß jemand seine Arbeit nach Gebühr schätzen kann, ja sich darauf gar versteht, hört seine Zurückhaltung sogleich auf und er wird mitteilsam. Besonders das Wissen kann hier das Eis brechen.«

Daß die Drau die Grenze der Fischerei gebildet habe, wie O. Herman meint, ist übrigens nicht ganz zutreffend. Er selbst zitiert Diplome aus 1280 und 1427, welche des Fischfanges jenseits der Drau Erwähnung tun.

Ethnographisch noch wichtiger erscheint dieser Zug, wenn wir bedenken, daß jene Gegenden vor den Ungarn slawische Bewohner innegehabt haben. Gewiß ist es, daß auch diese Fischfang getrieben haben, was auch, wie schon Herman bemerkt, das slawische *tona* beweist, was »Ort des Fischstriches« bedeutet, und woher offenbar das ungarische *halásztanya* stammt; später und auch jetzt bedeutet *tanya* auch den Platz der Wirtschaft des ungarischen Ackerbauers. Bei dem ungarischen Fischer heißt *tanya* jede Stelle des Flusses, wo er sein Zugnetz auswerfen kann. Die Spur einstiger slawischer Bevölkerung zeigt auch der ungarische Stadtnamen *Csongrád* (Schwarzburg). Diese Urslawen (wohl zu unterscheiden von den Slowaken in Oberungarn und den nordöstlichen Ruthenen, welche später eingesickert sind) gingen in den Ungarn auf, daher die vielen slawischen Elemente im Ungarischen.

Von dieser alten ungarischen Fischerei behauptet nun O. Herman, daß sie niemals zünftig war, daß sie auch heutigentags die freieste Urbeschäftigung ist. — Nach Varga (Szeged város története, Geschichte der Stadt Szegedin), nimmt auch O. Herman an, daß die Bevölkerung von Szeged schon ursprünglich Fischerei betrieben hat und meint, daß der Name der Stadt mit *szegje, szége* verwandt ist, welches Wort eine Art des Fischfanges bezeichnet, für die Szeged zufolge seiner Lage besonders geeignet ist.[6]

Herman gibt an, daß die Fischerei in Szeged nicht zünftig, sondern stets ein freies Gewerbe war; es gab dreierlei Fischerschaften, eine königliche, dann herrschaftliche, welche Gegenstand der Donationen waren, und die in den ursprünglichen ungarischen Niederlassungen, welche jederzeit frei waren. Hier hat der Begriff der Freiheit, offenbar zwei Bedeutungen, die Herman nicht unterscheidet und die mit dem Beispiele des Landbaues beleuchtet werden können. Bei uns darf sich jedermann Pflugschar und Zugtiere anschaffen, hierin besteht also keine Unfreiheit, aber es ist die Frage, ob er sein eigenes Feld bebaut, oder das eines andern. Und so war es auch früher. Der Ackerbau war und ist also durch kein Zunftwesen auf gewisse Individuen beschränkt,

[6] Der Ortsname Szeged, Szöged ist von szeg, szög abgeleitet, mit dem bei Ortsnamen häufigen Suffix *d*, und bedeutet: *confluens, confluentia*, Zusammenfluß, welcher einen Winkel *(szeg, szög)* bildet. Der Name rührt daher von der Vereinigung der Theiß mit der Maros her. — Das Pendant zu Szeged ist das Wort *Sziget*, z. B. Máramarossziget, der Vereinigungswinkel der Theiß und der Viza; ähnlich ist Szilágyszeg und dgl.

aber das kultivierbare Land ist nicht gemeinschaftlich, sondern eines gewissen Eigentümers. So verhält es sich auch mit der Fischerei. Jeder kann sich Fischzeug anschaffen, aber es fragt sich, ob er Fischereigerechtsame hat. Möglich, daß in früheren Zeiten die Fischerei nicht durch das Zunftwesen beschränkt war, dabei bleibt aber fraglich, ob die fischbaren Wasser jemandem gehörten oder niemandes waren. Die Zünfte konnten nur innerhalb der Stadtmauern entstehen, Fischerei und Ackerbau waren auf das freie Land angewiesen. Die Fischerei als freies Gewerbe bedeutet die Freiheit vom Zunftzwang, nicht aber die Freiheit für jeden, wo immer zu fischen.

Herman behauptet, daß in den Ursitzen der ungarischen Fischer die Fischerei jederzeit frei war. Aber in seinem ganzen großen ausgezeichneten Werke kann er keine einzige solche ursprüngliche Niederlassung angeben. Die zahlreich angeführten königlichen Diplome bezeugen eben, daß die Fischerei nicht frei war, da sie der König verleihen konnte.

Und waren denn die Fischer selbst freie Leute? Herman führt drei Diplome aus 1203, 1208 und 1235—40 an, wo die Könige »*mansiones*[7] *piscatorum*« verleihen, diese Dokumente, deren es noch mehrere gibt, beweisen, daß zur Zeit der Árpáden die Fischer ebensowenig freie Leute waren, wie die übrigen »*conditionarii*«, d. h. zum Frohndienst Verpflichteten, und daß mit ihnen verglichen, die Mitglieder der städtischen Gilden wirklich frei genannt werden können.

Ob die ungarischen Fischer zur Zeit der Herzoge (907—1000) freie Leute waren, darüber besitzen wir keine Daten; gewiß ist, daß es auch dann Herren und Dienende gab.

Freie Fischer können nur dort gedacht werden, wo die Fischerei nicht Gegenstand der königlichen Donation war, wie im Székler- und Sachsenland, im Weichbild der königlichen Freistädte, in den freien Distrikten, z. B. im Gau der 24 Zipser Städte. Hier mag anfänglich jedem Freien gestattet gewesen sein, nach Belieben zu fischen. Später aber waren die Gemeinden wohl auf die Beschaffung von öffentlichen Einkünften bedacht und verpachteten die Fischerei, diese hörte also auf frei zu sein; die Pächter aber, wenn sie freie Leute waren, verblieben es auch weiterhin.

Frei fischen, d. h. im eigenen Gewässer für sich selbst Fische fangen, ohne jemandem Pacht oder Zins zu zahlen, konnten also nur die Grundbesitzer. Diese aber waren außer dem König, den Bischöfen und Domkapiteln und den begüterten Orden, die privaten, adeligen Gutsherren, die königlichen Freistädte, die freien Distrikte, die Székler und Sachsen. Diese konnten auch freie Fischer sein; andere freie Fischer konnte es nicht geben.

[7] Nach Herman soll *mansio* nicht *Familie* sondern *Sippe* bedeuten, das sei dahingestellt, es kann auch *Hausgenossenschaft* bedeutet haben. Aber, daß es sich nicht nur auf Fischer, sondern auf allerhand Leibeigene beziehen kann, bezeugen viele Diplome. So z. B. gestattet Ladislaus IV. dem Siebenbürgischen Domkapitel auf zwei Besitzungen »sexaginta mansiones Olacorum« (Walachen) aufzunehmen.

III.

Die volkstümlichen ungarischen Fischereigeräte, meint Herman, deuten in uralte Zeiten zurück, sind also vom Standpunkte der Urgeschichte und Volkskunde überaus wertvoll. Er stellt die Spuren der Fischerei in der praehistorischen Zeit zusammen und gelangt zu dem Schlusse, daß das Fischergerät schon in seiner ältesten, primitivsten Gestalt dasselbe war, wie das gegenwärtige, nur der Stoff ist ein anderer geworden und die Form hat sich vervollkommnet. Dann macht er sehr interessante Mitteilungen über die Fischerei des Altertums, besonders in Ägypten, berührt kurz die Eisenperiode, und geht auf die Vergangenheit der ungarischen Fischerei über, handelt über ihre historischen Kunstausdrücke, und vergleicht dieselben mit den gegenwärtigen Gerätschaften und bestimmt so ihre eigentliche Bedeutung.[8]

Demnach ist nach Alb. Molnárs Lexikon: *gyalom* = verriculum, Zuggarn, Fischgarnnetz; *gyalmostó* = piscina, Weiher, Fischteich; *kátás gyalom* = Sackgarn; *tanya* = locus piscaturae; *öreg háló* = sagena, Segge; *varsa* = ansa, Fischerreuse; *vész* wäre = locus sagenarum, Ort, wo man die Garne aufhängt, aber auch = sagena, Fischgarn. Dies ist nach Herman durchaus unrichtig, es kann nur lacuna, Lache, Weiher, Tiefe bedeuten; nur in Miskolc heißt *vész* eine Art der mit einem Garn erweiterten gewöhnlichen ungarischen Flügelreuse. Aber es ist unzweifelhaft, daß dies *vész* (sonst = Gefahr, Untergang, Sturm) hier mit *vejsze* (Senkreuse) sinonym ist.

Inwiefern sind diese Ausführungen geeignet, das Dunkel der ungarischen Vorgeschichte zu erhellen? Herman behauptet, wie wir oben sahen, die Ungarn konnten nur aus einer solchen Gegend hergekommen sein, wo sie Fischerei treiben konnten. Wo haben wir diese fischreiche Gegend zu suchen? Was kann uns hierbei leiten?

Die Fischerei steht über der Jagd, aber diese ist unbedingt auch eine Urbeschäftigung, denn sie versah den Menschen mit Kleidung. Unbekleidet könnte der Fischer nur in solchen Zonen bestehen, wo kein kalter Winter den warmen Sommer ablöst. Aber die Fische bieten keine Kleidung, wohl aber das vom Jäger erlegte Wild, dessen Fell das erste Gewand des Menschen war. Eine solche Körperbedeckung hält Jahre lang, den Hunger aber fühlt der Mensch täglich; der Fischfang beschäftigt ihn daher öfter als die Jagd, diese ist aber ebenso notwendig als jener.

Wenn also die Ungarn aus einer fischreichen Gegend hergekommen sind, so können wir hinzufügen, daß diese zugleich ein Jagdgebiet gewesen sein müsse.

Nur die Sprache kann uns bei der Aufsuchung jener Gegend leiten. Diejenige Sprache, in welcher die notwendigsten Ausdrücke für Jagd und Fisch-

[8] Einige interessante Bemerkungen über Fischerei in Ungarn zur Mitte des XVII. Jahrhunderts finden sich im Ungarischen oder Dacianischen Simplicissimus, Ausgabe von Seiz, 1854. Seite 159. (Red.)

fang den entsprechenden ungarischen ähnlich sind, ist mit der ungarischen Sprache gewiß urverwandt und das Volk, welches jene Sprache spricht oder gesprochen hat, ist also dem ungarisch sprechenden Volke urverwandt.

Betrachten wir nun die auf Jagd und Fischfang bezüglichen Wörter im Wogulischen und Ungarischen. *Jajt* = ung. *íj* (Bogen); *li* = *lő* (er schießt); *ńal* = *nyíl* (Pfeil); *ńalel litä ńohs* = *nyíllal lövi a nyusztot* (mit dem Pfeile schießt er den Marder); *ńal-näl* = *nyíl nyele* (Pfeilschaft); *ńal-pänk* = *nyíl feje* (Pfeilkolben); *amp* = *eb* (Hund); *lu* = *ló* (Pferd); *lu tärm meni* = *lovon megyen* (er reitet); *näjr* = *nyereg* (Sattel); *näjring lu* = *nyerges ló* (Reitpferd). *Kul* = *hal* (Fisch); *kulp* = *háló* (Netz). Ung. *háló* ist nomen verbale (wie ajtó, olló, sarló) eines verschwundenen Zeitwortes, ebenso wie das vogul. *kulp (kulep, kulop)* dessen Zeitwort *kul* noch vorhanden ist = er schöpft, fischt mit dem Garn, *kulitem* = ich schöpfe heraus, lasse auftauchen. Die wogulische Schöpfungssage heißt: *Ma kulitem majt* = Erden-Herausschöpfungs-Sage. Die wogulische Auffassung und Anschauung bietet also hier eine überaus interessante und bisher nicht beachtete Analogie mit der deutschen. *Ku itene kum, kulitungve* = Schöpfer, Schöpfung, (sowohl »herausschöpfen«, als auch »erschaffen«). Dem wogulischen *kulp* entspricht das finnische *kulleh (Kulleen*, großes Netz zum Lachsfang); finn. *vetää kuletta* = ung. *vonni hálót* (Netz einziehen); *heittivät kulletta hoko ijön* = *hányták a hálót egész éjen* (sie warfen das Netz die ganze Nacht aus); *kulleh-kunta* = *háló-had* (Netzschar) »societas piscatorum and unum rete pertinens«. Eine solche Gesellschaft heißt ungarisch *halászbokor*.

Der Fischer braucht ein Schiff, ung. *hajó*, ebenfalls nom. verbale, wie wogulisch *kap*. (Hajó: kap = háló: kulp.) *Kap* heißt aber auch Pappel; vielleicht war ein ausgehöhlter Pappelbaum der erste Kahn der Wogulen. Auch finnisch ist *haapa (haavan)* = Pappel und *haapio* = »linter ex uno trunco populi excavata, inde navicula«.

Der größte Fluß der Wogulen heißt *As*[9] (der Alte); er wird als Kleid oder Hand gedacht, die in ihn mündenden Flüsse als *taut* oder *tajt* (Finger) vgl. ung. *ujj* = Finger und Ärmel, auch das deutsche: Arm und Ärmel. Fluß heißt *ja*, jeder Nebenfluß des *As* heißt *tautja* oder *tajtja*. Diesem *ja* entspricht ung. *jó* in Compositen als Flußnamen. So in *Sajó* (savjó, Salzfluß, bei den Gömörer Slovaken *Slana* = salzig, bei den Deutschen in Dobschau: Salzach). *Berettyó* (berekjó = Anfluß), *Tapió*, *Sijó*, *Héjő* (hévjó, warmer Fluß, so hieß früher auch der Fluß *Pecze* bei Großwardein); Küküllő (Kokelfluß).

Dem wogulischen *taut*, *tajt* entspricht das sürjenische *sos* (gleichfalls = Finger oder Ärmel), bei den Sürjenen heißen die Nebenflüsse des Ob *Sosva*. Dies *va* entspricht dem wogul. *ja*, finn. *jae* und findet sich gleichfalls in ung. Flußnamen; z. B. Bodva, Lendva, Szinva, Zagyva, Zsitva.

[9] Das As wird bei den Sürjenen zum Ob (gleichfalls = der Alte), daher der geographische Name des Stromes.

Die Ostjaken betrachten den Irtis als einen Nebenfluß des Ob und heißen ihn *Tangat*, was einne vollere Form von *tajt* ist und gleichfalls »Ärmel« bedeutet.

Die Wogulen, Ostjaken und Sürjenen sind die nördlichsten Sprachverwandten der Ungarn, die in der Vorzeit ihre südlichen Nachbarn gewesen sein mögen. Das Land der Wogulen allein war vormals so groß wie ganz Deutschland. Da konnten also diese Völker zur Genüge fischen und jagen.

Besonders am Ob finden wir ein sehr reges Fischerleben. Auch Herman beruft sich zur Beleuchtung des Urzustandes der Fischerei auf die wogulische Schöpfungssage,[10] welche sehr reich an höchst wichtigen, auf die Fischerei bezughabenden Momenten ist. Wir finden da auch den Ausdruck *uosem* (Netz) mit dem Nominalsuffix *m* vom Verbalstamm *uos* (Netz auswerfen) gebildet, welcher unzweifelhaft dem oben behandelten ungarischen *vész, vejsze* (Senkreuse) entspricht. *Uosem sunt kuali* = *vész szádjának kötele* (Senkreusen-Mündungs-Seil); *uosem-sem* = *vész szeme* (Senkreusen-Auge, d. i. Masche). Auch dieser Umstand bestärkt die Bedeutung des in der Sajógegend ung. *vész* als Netzart. Noch interessanter aber ist die weitere Analogie. Die gewöhnliche Bedeutung von *vész* ist: Tod, Gefahr. Und auch das wogul. *uos* finden wir in der Bedeutung von: verloren gehen; z. B. wiederholt in der Erzählung vom »Reichen Kaufmann«.

Es sei noch auf folgendes hingewiesen. Im Evangelium Matth., IV. 18—22. und XIII. 47 werden Fischergeräte erwähnt, für welche die griechische Sprache drei Benennungen anwendet, die vulgata hat hierfür nur zwei, während sich in den ältesten ungarischen Bibelübersetzungen an diesen Stellen *vier* Benennungen finden, welcher Umstand auch für den Reichtum der ungar. Fischersprache zeugt. Hier noch eine interessante Bemerkung. In der Stelle Matth. XIII. 47 lautet das lateinische sagena in der wogulischen Übersetzung: *jolün*, was aber vollkommen identisch mit dem ungarischen *gyalom* (Zuggarn) der entsprechenden Stelle der ung. Übersetzung ist. Dies und *uos* = *vész* sind neben den übrigen gewiß bedeutsame Zeugnisse der vorhistorischen ungarischen Fischerei.[11]

Ich habe versucht, neben dem Fischfang auch auf Momente der Jagd hinzuweisen um die Aussicht zu erweitern und zu erhellen, welche Herman's Buch der ungarischen Fischerei bietet. Die Bedeutsamkeit der Spuren der urgeschichtlichen Fischerei und Jagd wird auch durch die geographischen Altertümer gehoben, und alles zusammen weist darauf hin, daß die ungarische

[10] Herausgegeben von Paul Hunfalvy, »Egy vogul monda« (Eine Wogulen-Sage). Mitteilungen der ung. Akademie der Wissenschaften, 1859, IV. und in »A vogul föld és nép« (Land und Volk der Wogulen) aus Reguly's hinterlassenen Schriften, 1864. (Seite 119—134.)

[11] Wir wollen noch auf das ungarische Sprichwort *Megél még a jég hátán is* (er kann auch auf dem Rücken des Eises leben) hinweisen. Bezieht sich das nicht auf den Brauch der ugrischen und skandinavischen Völker, vor Wintersanbruch zum Fischfang aufs Eismeer zu ziehen? (Red.)

Nation nicht herabgeplumpst ist wie eine Sternschnuppe, deren Laufbahn in dunkle Nacht gehüllt ist und deren Ausgangspunkt wir nicht ahnen. Auch die ungarische Nation hat Altertümer, welche über das Jahr 888 zurückweisen, von welchen sich die Chronisten nicht träumen ließen; deren Beleuchtung der ungarischen Nation nicht zur Schande gereichen kann, wohl aber zur Ehre der ungarischen Wissenschaft.[12]

[12] Hierzu beizutragen ist O. Herman in hervorragender Weise berufen. Es wäre ein wahrhaft nationales Interesse, dem genialen Gelehrten eine solche Amtsstellung zu sichern, wo er sorgenlos, unabhängig und mit ungeteilter Kraft der Wissenschaft leben könnte. Am entsprechendsten Platze wäre er wohl als Leiter eines Landesmuseums für die spezielle Völkerkunde Ungarns; die Gründung eines solchen noch lang hinauszuschieben, wäre unverantwortlich. Wie wir erfahren, wird Herman durch die Generosität eines hochherzigen Maecenaten der ungarischen Wissenschaft (Semsey A.) in der Lage sein, einige Jahre dem Studium der ungarischen Ornithologie zu widmen, wozu er eine seltene Begabung besitzt. (Anm. d. Red.)

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 107—134

GESCHICHTE DER ENTWICKLUNG DER MAGYARISCHEN FISCHEREI

Von

JÁNOS JANKÓ

Im vorangegangenen Abschnitte zählten wir der Reihe nach auf, welcher Ursprung den Geräten der magyarischen Fischerei im Lichte des uns zu Gebote stehenden Materials zuzuschreiben ist. Wir sahen, daß mehr als einmal mehrere Objekte der gleichen Herkunft waren und ist ganz offenbar, daß sobald wir die nach ihrer Herkunft bestimmten Gerätegruppen im Raume und nach der Zeit gehörig anzuordnen vermögen, sich die Geschichte der Entwicklung der magyarischen Fischerei vor unseren Augen entpuppt und wir skizzieren können, welches das Geräteinventar der verschiedenen Zeitalter gewesen, wo, womit und durch wen es bereichert wurde.

Die Reliquien der ältesten Perioden der magyarischen Fischerei sind der magyarische Fischzaun und die Sumpfsteigangel. Dazumal lebten Finnen, Ostjaken und Magyaren noch beisammen. Nur besaß der magyarische Fischzaun keine Vorhöfe und wurde an der Sumpfsteigangel der Kürbis durch einen Holzklumpen ersetzt, während die Angel selber aus Holz bestand. In dieser Periode stoßen wir also bloß auf die Spuren der Sperr- und Angelfischerei.

Die Finnen schieden aus der großen uralten Gemeinschaft, wogegen Ostjaken und Magyaren noch ziemlich lange in derselben verblieben; das Andenken dieses Zusammenlebens bewahren die Bereger und raitzischen Fischzäune, die Wehren mit kehllosen Babuschenreusen und das »mét«-Netz. In dieser Periode finden wir denn auch außer der aus dem finno-ugrischen Beisammensein herstammenden Sperr- und Angelfischerei auch Spuren der Stellfischerei. Auch gab es in diesem Zeitalter schon solche Geräte, an denen man Fühlleinen anbrachte. Von diesen blieb in der magyarischen Fischerei kein einziges erhalten, der Sturmwind vergangener Jahrhunderte oder vollkommenere Geräte haben sie hinweggeweht. Endlich bewahren das Andenken dieser Periode noch zwei akzessorische Geräte, die Trampe (gübülő) und das Ruder. Das Ausscheiden der Finnen aus der finno-ugrischen Gemeinschaft war aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem Ortswechsel verbunden und zwar auch für die noch beisammen gebliebenen Ostjaken und Magyaren; daß nach den aus der finno-ugrischen Gemeinschaft gebliebenen Fischzäunen mit Seecharakter reine Flußwasserformen, d. i. solche mit Flügelleitwänden auftreten,

kann nur dann begründet werden, wenn man annimmt, daß die ostjakisch-magyarische Gemeinschaft in die Nähe der Flüße zog.

Dieses Beisammenleben der Ostjaken und Magyaren wurde sodann durch das Auftreten der Türken aufgelöst, die eine ganze Menge neuer Elemente in unsere Fischerei brachten. Von den Türken übernahmen die Magyaren die Wade, welche jedoch keine Spreizknüppel besaß und klein war, so daß sie von den Familienangehörigen gehandhabt werden konnte und die Vereinigung mehrerer zu einer Genossenschaft noch überflüssig war; hieraus läßt sich folgern, daß die Ostjaken diesen Zustand bis heute bewahrten. — Von den Türken erlernten die Magyaren noch das Sackfischen, dessen Geräte jedoch nicht das heutige, mit Eisen beschlagene Wintersacknetz war, das eigentlich in die Gruppe der Stielnetze gehört, sondern ein auf einen runden Reifen befestigter Netzsack ohne Querreifen. Von den Türken übernahmen die Magyaren auch die eisernen Fischgeräte, den Schlaghaken, die zweizackige Fischgabel, die Hausenangel; sobald sie mit den eisernen Angeln Bekanntschaft machten, wurden die primitiven einfachen und zusammengesetzten Holzangeln auf einmal überflüssig und obgleich sie die Fischart mit der Sumpfsteigangel beibehielten, vertauschten sie dennoch die hölzerne Angel mit der eisernen. Die finno-ugrische Sperr-, Stell- und Angelfischerei vermehrte sich also durch das Hinzukommen der Türken um drei ganze Gruppen, mit der Umschließ-, Steck- und Hebfischerei.

Dieser türkische Einfluß erreichte jedoch die Magyaren nicht auf einmal, sondern in mehreren Wellenschlägen und jede Welle repräsentierte einen anderen Stamm. Darauf deutet auch der Umstand hin, daß sich der türkische Einfluß nur zum Teil auf die ostjakisch-magyarische Gemeinschaft erstreckte, und der größere Teil ausschließlich die Magyaren traf. Die Wade übergeht samt der Benennung (gyalom) auf die gesamte ostjakisch-magyarische Gemeinschaft. Die eiserne Angel, den Schlaghaken und die Fischgabel übernehmen jedoch bloß die Magyaren und bilden selbe bis heute einen Bestandteil der magyarischen Fischerei. Auch die zweizackige Fischgabel besaß zwei Formen, die mit nach außen und mit nach innen gerichteten Widerhaken und in Anbetracht dessen, daß die erstere bei den Magyaren, die zweite an der Wolga erhalten blieb, müssen wir voraussetzen, daß auch dieses Anzeichen für zwei verschiedene Türkenvölker spricht und auf diese Weise die Türken zumindest in drei Wellenschlägen auf die Magyaren trafen. Hiermit stimmt nun auch das linguistische Faktum überein, das MUNKÁCSI darlegte und mit Beispielen erhärtet, daß im Magyarischen die türkischen Elemente — abgesehen von denjenigen neueren, d. i. osmanlichen Ursprunges — verschiedenen Dialekten angehörten.

Wenn von den drei türkischen Wellen auf die Gesamtheit des ostjakisch-magyarischen Zusammenseins bloß die erste einwirkte, welche die Wade mit sich brachte — die beiden anderen nicht, so folgt hieraus, daß es diese erste türkische Welle war, welche die ostjakische und magyarische Gemeinschaft

auflöste und die Ostjaken bei dieser Gelegenheit von den Magyaren so getrennt wurden, daß sich die Türken zwischen beide einkeilten. Die andere Welle berührte die Magyaren von einer anderen Seite, mehr von Süden her, war gleichfalls von großem Einfluß auf die Magyaren und ist es diese gewesen, welche die Magyaren mit den Fischgabeln mit nach außen stehenden Widerhaken bekannt machte; demgegenüber berührte jene Welle, welche die Fischgabel mit dem Widerhaken nach innen mit sich führte, die Magyaren nur ganz schwach.

Durch diese türkischen Wellen wurde jedoch nicht nur die magyarisch-ostjakische Gemeinschaft zerstört, sondern diese Völker auch zu einem Wohnortwechsel genötigt.

Die Magyaren wurden durch die erste Welle nach Süden, durch die zweite und dritte nach Westen verdrängt und nimmt man nun in Betracht, daß das Hauptverbreitungsgebiet des Schlaghakens, der zweizackigen Fischgabel und der Hausenangel auch heute noch die Wolga ist, so müssen wir, bevor wir noch die Bestimmung dieses Gebietes auch auf einem anderen Wege versuchen werden, voraussetzen, daß der Schauplatz dieser Bewegungen das Wolgagestade war. Die Ungarn verließen also das Land der Seen und wurden an die Flüße gedrängt, gelangten auf denselben bis an die Wolga und verfolgten diese sodann nach Süden. Sie ließen nunmehr den Wald hinter sich, und die öden Gegenden der Unteren Wolga beginnen von da an auch auf die Fischereigeräte ihren Stempel aufzudrücken. Statt des Holzklumpens der uralten Sumpfsteigangel griff man zum Kürbis, und brachte an der Wade, anstatt der Holzflotten aus der Zeit des ostjakisch-magyarischen Zusammenlebens die leichter erwerbbaren Binsenflotten an. Aber auch an anderen von den Türken übernommenen Geräten wurden Veränderungen vorgenommen, so an dem Sacknetz, das schon dazumal das Fühlkreuz erhielt, wie dies durch das an der Wolga bis heute erhalten gebliebene Sacknetz mit dem Fühlkreuze bewiesen wird.

Jedoch nicht nur die Türken wirkten auf die magyarische Fischerei ein, sondern auch die Magyaren auf die türkische; ein Andenken dieses Einwirkens finden wir in dem Fischzaune der Karakalpaken, dessen Benennung *kaza* die *z*-Form des ugrischen *kot*, *kota* ist, und nur durch Vermittlung der Magyaren in dieselbe gelangen konnte. Ein ferneres Andenken eben dieser Periode bewahren auch die Fühlleinen am Welsnetze der Usbegen, die eine spezifische ugrische Erfindung, auch bei der Gruppe der Sischa-Netze an der Wolga bis heute erhalten blieben, ja sogar ins südrussische übergingen und endlich bewahrt das Angedenken dieser Periode das tabaksblattförmige Ruder, das an der Wolga auch nach dem Fortziehen der Ostjaken und Magyaren erhalten blieb, und bis heute von Kasan bis Astrachan lebt, wenn nicht anders, so doch in der Form des Steuerruders. Damit will natürlich nicht gesagt sein, daß die Karakalpaken und Usbegen die türkischen Nachbarn der Magyaren waren,

obgleich NESTOR die Karakalpaken noch an der Wolga antrifft, sondern darf man hieraus höchstens so weit folgern, daß diejenigen Türken, die am Wolgagestade auf die Magyaren einwirkten, auch an der Entstehung jener Türken teilnahmen, deren Nachfolger die Karakalpaken und Usbegen, ferner die heute an der Wolga lebenden Türken sind.

In welchem Verhältnisse die Türken zu den Magyaren standen, darauf wirft das Wort *kürtő* ein Licht, welches das Andenken eines Rechtszustandes aufbewahrt. Hiernach haben diese Türken die Magyaren unterjocht und sie zu ihren Tributären gemacht, was man ganz natürlich finden muß, wenn man bedenkt, wie viel besser entwickelt auch die Fischerei der Türken war, denen das Eisen nicht nur bekannt war, sondern die es in der Gestalt des Schlaghakens, der Angel und Fischgabel auch in der Fischerei angewendet haben.

Aus all dem geht aber hervor, daß die Anwendung des Eisens in der Fischerei, die Magyaren von einem Turko-Volke, nach ihrer Trennung von den Ostjaken erlernten. Welches dieses Turko-Volk war, das die Magyaren von den Ostjaken schied, welches, das ihrer Herr geworden und ihre Fischerei durch das mitgebrachte Eisen regenerierte, darauf gibt eben die Geschichte des Eisens Antwort.

MUNKÁCSI beweist in seiner Studie über die magyarischen Metallnamen, daß die Kenntnis der Metalle und ihrer Bearbeitung in der Kultur der finnougrischen Völker kein natürlich entwickeltes Element ist; mit dem Kupfer sind sie noch in der Urzeit der gebietlichen und sprachlichen Gemeinschaft bekannt geworden und zwar durch Vermittlung der iranischen, beziehentlich nord-kaukasischen Kultur, jedoch Gold, Silber, Zinn, Blei — und was uns in diesem Falle besonders interessiert, — die Kenntnis des Eisens gelangten zum westlichen Zweige der ugrischen Völker (zu den Finnen und Lappen) durch germanische, zu den östlichen durch iranische Kultureinwirkungen, und zwar im letzteren Falle bloß durch Handelsbeziehungen. Nach MUNKÁCSI ist das Zeitalter der Kultureinwirkung des iranischen Handels keinesfalls ein späteres als das III. Jahrhundert v. Chr. In seiner selben Arbeit beweist MUNKÁCSI auch, daß die türkischen Elemente der magyarischen Sprache — mit Ausnahme einiger Fälle — schon während des besonderen Bestandes der magyarischen Sprache zu Bestandteilen derselben wurden und so ist diese magyarisch-türkische Berührung viel späteren Datums als die iranische kulturelle und sprachliche Einwirkung und war auch im VIII. Jahrhunderte n. Chr. noch nicht beendigt.

In der aufgestellten Frage bedeutet das soviel, daß die Finnen das Eisen von den Germanen kennenlernten und es dazumal, als sie sich von den Magyaren trennten, noch nicht kannten; hiermit stimmt auch das Faktum überein, daß die in Finnland, wie auch im nördlichen Teile des europäischen Rußland verwendeten Fischgabeln sich sowohl von den magyarischen wie auch von den Wolga-Formen, von welchen sie auch geographisch getrennt sind — durchaus

unterscheiden. Wenn die Finnen mit dem Eisen durch Vermittlung der Germanen bekannt geworden sind, konnten sie auch die vielzackige Form der Fischgabeln nur von diesen übernommen haben. — Aus den philologischen Erörterungen MUNKÁCSI's geht ferner hervor, daß die Magyaren mit dem Eisen zwar durch iranischen Einfluß bekannt geworden sind, dasselbe jedoch, solange sie mit den Ostjaken zusammen lebten, nicht verwendeten. In ihre Fischerei gelangte dasselbe erst dazumal, als die Magyaren, nachdem sie sich von den Ostjaken losgerissen, unter türkischen Einfluß gerieten, denn die Ausdrücke *szigony*, *szaka*, *horog* (Fischgabel, Widerhaken, Angel) sind türkisch, entstammen also einem Sonderleben der magyarischen Sprache, auch bezeichnen sie besondere Geräte, die bis heute nicht zum organischen Bestande der ostjakischen Fischerei gehören. Dasjenige Zeitalter der magyarischen Fischerei also, das noch in die Zeit des finno-ugrischen, später ugrischen Zusammenlebens fällt, ist das Urzeitalter unserer Fischerei, in welcher das Eisen nicht verwendet wurde. Das Eisenzeitalter beginnt in der magyarischen Fischerei mit dem Erscheinen der Türken.

MUNKÁCSI besagt zwar, daß der iranische Kultureinfluß auf den östlichen Stamm der finno-ugrischen Völker nicht später als im III. Jahrhunderte v. Chr. erfolgte und also die Ostjaken und Magyaren damals noch beisammen lebten, wie auch, daß die türkische Einwirkung im VIII. Jahrhundert noch nicht beendet war, bestimmt jedoch nicht, wann dieser türkische Einfluß und damit zugleich das selbständige Leben der Magyaren seinen Anfang nahm. Auf Grund der Ausführungen GÉZA NAGY's muß nun die Abtrennung der Magyaren von den Ostjaken, den Anfang der türkischen Einwirkung und damit den Beginn des besonderen magyarischen Lebens auf das III. Jahrhundert gesetzt und den Hunnen zugeschrieben werden, die als letzte Reste des innerasiatischen Reiches im Jahre 216 gänzlich vernichtet wurden. Die Hunnen waren es, welche die Ostjaken und Magyaren von einander lostrennten und deren Auszug aus Asien, in Asien selbst derartige Umwälzungen verursachte, daß derjenige Teil der Türken, der sich der auf dem Gebiete des alten Hiungnu-Reiches, am Amurlaufe, um die Mitte des IV. Jahrhundertes entstandenen Topo oder Juan-Juan Macht nicht unterwerfen wollte, nach Westen gedrängt wurde und die Hunnen, die im Jahre 347 die Wolga überschreiten, nach Europa drängend, nunmehr selbst in die Nachbarschaft der Magyaren kam. Der Auflösung der ostjakisch-magyarischen Gemeinschaft, die wir den Hunnen zuschreiben, und in das III. Jahrhundert versetzen, folgte also im IV. Jahrhunderte das Erscheinen der Türken, und damit der Beginn des türkischen Einflusses auf der Spur nach.

Nunmehr steht noch die Frage vor uns, was für türkische Völker es gewesen sein müssen, die auf die magyarische Fischerei so großen Einfluß ausübten. Aus den Fischereigeräten geurteilt, müssen wir wenigstens drei solche Völker suchen. Bei zweien derselben versucht dies MUNKÁCSI, der in seiner

über die magyarischen Metallnamen geschriebenen Abhandlung als Resultat die Lösung gibt, daß den sprachlichen Fakten zufolge, in der auf uns ausgeübten Beeinflussung, zweien türkischen Völkern eine Leitrolle zufällt. Die Sprache des einen stand dem heutigen tschuwaschischen ganz nahe und ist dies nach den Ausführungen MUNKÁCSI's das Wolga-Bulgarische, welche Sprache, so weit dies aus den erhalten gebliebenen wenigen Sprachdenkmälern hervorgeht, mit derjenigen der heutigen Tschuwaschen identisch ist und welches Volk nach der übereinstimmenden Meinung der neueren Geschichtsforscher ein hunnischer Stamm war; während das andere Turkvolk nach MUNKÁCSI die Petschenegen gewesen wären. Dieses Resultat wird auch durch zwei historische Daten bekräftigt. IBN ROSTAH sagt nämlich, daß zwischen den Gebieten der Petschenegen und Eskel-Bulgaren das »*erste* Gebiet der Magyaren lag«, was zum Teil auch durch Constantinus Porphyrogenitus bezeugt wird, der folgendermaßen schreibt: »die Patzinakiten wohnten von Anbeginn her an den Ufern der Flüsse Atil (Wolga) und Jeik (Ural), wobei sie Nachbarn der Masaren und Usen (Magyaren und Kumanen) waren.«

MUNKÁCSI bewies 1897, daß »dieselben Lauteigentümlichkeiten, durch welche die in der magyarischen Sprache auffindbaren Lehnworte charakterisiert werden, auch bei einigen slawischen Worten türkischer Herkunft gezeigt werden können«, woraus er den ethnologischen Schluß zieht, daß diese bislang in tiefes Dunkel gehüllten Völker in der Nachbarschaft der Slawen, also bei den an den nördlichen Ufern des Schwarzen Meeres wohnhaft gewesenen türkischen Stämmen der Völkerwanderungszeit zu suchen sind. MUNKÁCSI vergaß hierbei, daß er diese Türken im Jahre 1894 in den Wolga-Bulgaren und Petschenegen schon einmal aufgefunden hatte, auch zog er nicht in Betracht, daß eben durch die Wolga-Bulgaren diese türkischen Elemente schon in Mittel-Rußland unter die Russen gelangt sein konnten, also die magyarisch-türkischen und slawischen Übereinstimmungen durchaus nicht an südrussischen Boden gebunden werden müssen.

Noch müssen wir die Frage beleuchten, warum die eiserne Angel, die eiserne Fischgabel und der eiserne Schlaghaken von den Magyaren und nicht auch von den Ostjaken übernommen wurden, die mit den Türken wenigstens teilweise, gleichfalls in Berührung traten, dazumal, als sie sich von den Magyaren trennten und von den ersten türkischen Wellen berührt wurden, jedenfalls. Am Ende aller Ende war ja die uralte Kultur der Ostjaken und Magyaren bis dahin die gleiche und wenn sich die Magyaren die gewiß sehr teueren eisernen Geräte kaufen konnten, wäre dies zu demselben Preise auch den Ostjaken möglich gewesen. Diese beiden Zweige der Ugrier gelangten jedoch nach ihrer Abtrennung voneinander in sehr verschiedene Lagen. — Die Ostjaken wurden beim Auseinandergehen nach Norden gedrängt, wohin sie sich leicht flüchten konnten, da ihnen dort weder Hunnen, noch Türken den Weg verstellten. Die Magyaren hingegen waren sowohl von Nord, als auch von Ost und Süd her

umfangen, für sie gab es keine Gelegenheit zum Entfliehen, es muß also vorausgesetzt werden, daß sie sich unterworfen haben. Diese Unterwürfigkeit findet in der türkischen Herkunft der am Fischzaune angebrachten Fischkammer (kürtő) ihren Ausdruck, und läßt sich auch die schnelle Verbreitung der eisernen Fischereigeräte bei den Magyaren damit erklären. Das »Magyaren« benannte ugrische Völkerbruchstück konnte die eisernen Geräte ebenso nicht erschwingen, wie es die Ostjaken nicht konnten, und wenn sie dennoch in den Besitz derselben gelangten, konnte dies nur so geschehen, daß sie dieselben von ihren Herren erhielten, denen sie damit dienten. Die Magyaren konnten diese Unterwerfung umso leichter über sich ergehen lassen, da sie ja dadurch nur gewannen; ihre Fischereigeräte, der Fischzaun, die Sumpfsteigangel, das mét-Netz zählen alle auf den Zufall, und überlassen das Schicksal des Fischers ganz dem Ungefähr. Diese Art zu fischen ist aber auch dann elend, wenn sie in so großem Maße betrieben wird, wie dies bei den heutigen Ostjaken der Fall ist. Die Fischgabel, der Schlaghaken legen dem gegenüber die Hälfte des Glückes in die Hand des Fischers nieder; die Beute hängt hier schon von seiner Geschicklichkeit, von seinem Auge ab; und wie hoch steht diesen die Wade gegenüber, mit welcher man die Fische umschließt und die den Fischer am schnellsten zur Beute verhilft. Die Ostjaken, die sich nicht beugten, sondern flüchteten, weil ihnen hierzu der Weg offen stand, mußten aller dieser Vorteile entbehren und führt uns die Fischerei derselben in den Grundzügen ganz diejenigen Zustände vor Augen, durch welche sie auch zur Zeit der Trennung, im III. Jahrhundert charakterisiert wurde.

Die neueren Wellen der innerasiatischen Völkerwanderungen verdrängten jedoch auch die Magyaren samt ihren türkischen Herren aus dem bislang durch dieselben bewohnten Gebiete und erscheinen sie nun in der östlichen Hälfte Südeuropas, nördlich vom Kaukasus. Auch das Andenken an diese Zeit ist in unserer Fischerei durch ein Fischereigerät und eine Art zu Fischen erhalten geblieben. Das Gerät ist die Henkelreuse, deren, wenn nicht kaukasischer, doch südlicher Ursprung unbedingt sicher ist; die Fischart ist das Fischen mit der Schleuße, die in unserer Fischerei eine rein kaukasische Fischereiform ist. Damit wollen wir natürlich nicht besagen, daß die Reuse den Magyaren ehedem unbekannt war; denn im Inventar ihrer Wehrenfischerei war sie jedenfalls enthalten, sondern, daß diese Reusenform hier in die magyarische Fischerei gelangte und die breite große Mündung derselben mit solchen Vorteilen verbunden war, daß sie langsam alle anderen Reusenformen verdrängte. Wie nun diese kaukasischen Elemente in die magyarische Fischerei gelangten, ob durch Anschluß neuer Volkselemente, oder auf andere Weise, läßt sich nicht bestimmen.

Von hier gelangten die Magyaren in die Umgebung des Schwarzen Meeres, und ist es gewiß, daß wenigstens einzelne Trupps derselben bis an die Meeresküste gelangten; dort wurden sie mit den Griechen bekannt, die als Fischer

das Gebiet des Schwarzen Meeres durchstreiften und deren damaliges Zentrum das an den südlichen Küstengegenden sich ausbreitende Kherson thema war, welches der nördlichste Regierungsbezirk des damaligen Griechenlandes war, an der Spitze mit der Hauptstadt Kherson, dem heutigen Sebastopol, wo auch ein Erzbischof residierte und die Fäden des nördlichen und östlichen Handels zusammenliefen. Mit diesen Griechen standen die Magyaren in häufiger Berührung. Die ersten Beziehungen waren bloß geschäftlicher Natur, später zur Zeit Leo des Weisen standen sie einander im Kampfe gegen die Araber und Bulgaren als Bundesgenossen zur Seite, bald wieder stehen sie einander feindlich gegenüber, und zwar diesmal im Bunde mit den Bulgaren. Andenken dieser griechischen Berührung bewahrt unsere Fischerei im Billeg-Netze, in der Taupe, dem Stielnetze und dem Wurfnetze, welche die Magyaren, wenn sie dieselben im Osten kennenlernten, nur an den Küsten des Schwarzen Meeres und allein von den Griechen kennenlernen konnten, da diese Geräte weder damals noch seither in die russische Fischerei aufgenommen wurden. Der Umstand, daß die Magyaren von den Griechen nur diese kleineren Geräte übernommen haben, stimmt ganz auffällig mit der nomadisierenden Lebensweise der damaligen Magyaren überein.

Während wir als den Schauplatz der kaukasischen Einwirkung das Mittelland zwischen Don und Wolga bezeichneten, befand sich der Schauplatz der griechischen Einwirkung westlich hiervon in der Nähe von Don und Dnjeper. Und schon auf diesem Gebiete, das unsere Geschichte Lebedien heißt, und besonders an Dnjepergestade gelangten die Magyaren mit den Slawen, und zwar Russen in Verbindung.

Die Russen waren am mittleren Laufe des Dnjeper schon im IX. Jahrhundert ganz heimisch: »im Jahre 864 glitten schon 200 Schiffe der Waräger Russen den Dnjeper entlang ins Schwarze Meer hinab, wo die kühnen Freibeuter die griechischen Ufergegenden ausraubten. Und hätte nicht der Patriarch von Konstantinopel, Photius, das dort aufbewahrte Kleid der Jungfrau Maria ins Meer getaucht und durch die wunderwirkende Kraft desselben einen Sturm heraufbeschworen, so hätten sich die Russen vielleicht auch der Stadt Konstantinopel bemächtigt. Diese Stadt wurde auch seither nur durch ein Wunder von der Eroberung durch die Russen beschützt, die jetzt in die seither in ihre Hände gefallene Stadt Kiew zurückkehrten.« Daß der Verkehr der Russen auf dem Dnjeper ein ständiger war, wird auch dadurch bewiesen, »daß die russischen Kaufleute, deren Status in Bysanz erst unlängst entstanden war, schon einen ganzen Stadtteil für sich in Beschlag nahmen; sie erhandelten dort für Pelzwaren, Honig, Wachs und Sklaven, Seide, mit Gold und Silber durchbrochene Gewänder, Wein etc.

Der Charakter dieser magyarisch-slawischen Berührung geht auch aus den Nachrichten Ibn Rostah's, und Gurdêzi's hervor, denen hierbei das große Werk des zwischen 892 — 943 wirkenden Dschaihani's als Quellwerk diente.

IBN ROSTAH schreibt folgendermaßen: »(Die Magyaren) regieren über die ihnen benachbarten slawischen Völker und belegen dieselben mit schweren Abgaben. Haben sie solche (Slawen) in ihre Hände bekommen, so betrachten sie dieselben als ihre Sklaven . . . Auch überfallen sie öfteren die Slawen und begeben sich mit ihren Gefangenen an einen Hafenort des römischen Reiches, den sie *Karkh* (nach GF. KUUN: *Kertsch*, nach MARCZALI: *Kherson*) heißen . . . Sobald die Magyaren mit ihren Gefangenen unter Karkh ankommen, eilen ihnen die Römer entgegen und es entwickelt sich ein Markten. Die Magyaren übergeben ihnen ihren Sklaven und erhalten im Tausche dafür römische Goldgewebe, farbige Wollteppiche und andere römische Waren.« GURDÊZI schreibt ähnliches über die Magyaren: »Sie üben über die Slawen eine Oberherrschaft aus, belegen dieselben fortwährend mit Natural-Abgaben und halten sie für ihre Sklaven. Auch überfallen sie die Ghusen, Slawen und Russen und bringen von diesen Sklaven mit sich, die sie sodann auf das Gebiet des russischen Reiches hinüberschleppen und dort verkaufen.«

Daß die Völker, mit welchen die Magyaren hier bekannt wurden, zum Teil auch Russen waren, darauf weist schon GURDÊZI hin. Auch MUNKÁCSI deckte eine russische Schicht unseres slawischen Wortschatzes auf. MARCZALI sieht in denselben direkt Kleinrussen, indem er sagt: »Dort befanden sich in nächster Nähe derselben (der Magyaren) die Kleinrussen, deren Sprache auf die magyarische gleichfalls nicht ohne Einfluß blieb.« MARCZALI versteht unter »dort« das Etelköz, also schon nicht mehr das Land zwischen Don und Dnjeper, sondern dem Dnjeper und der Donau und ist es unbezweifelbar, daß die russischen Elemente auf die Magyaren hier den intensiven Einfluß ausübten.

Auf den Zustand der damaligen Fischerei übte das Bekanntwerden mit dem russischen Volke einen immensen Einfluß aus. Von diesen erhielten die Magyaren die Stammform des Fischzaunes vom Neusiedler-See, und unter ihrem Einflusse entwickelten sie auch ihre eigene uralte magyarische Fischzaunform, die mit Vorhöfen versehen wurde. Von den Russen erlernten sie das Aufspreizen der Wadenflügel mit den Spreizknütteln, von diesen übernahmen sie das piritty-Netz, die Flügelreusen und durch ihre Vermittelung wurden sie mit einer ganz neuen Netzkonstruktion, der dreiwandigen bekannt, von welcher sie von Umschließnetzen das Störlet- und Rapfnetz und von Treibnetzen das Turbuknetz übernahmen. Aus dem Russischen entlehnten sie: von Treibgeräten die turbukoló und botoló benannten Trampen, aus der Stellfischerei das Streichnetz (marázsa-Netz) aus der Suchfischerei das Steinnetz. Von den Russen übernahmen wir die ganze Deckfischerei, das uralte Quackfischen. Die Magyaren waren den Russen gegenüber bloß armselige Kleinfischer und nur seitdem sie mit den Russen in Berührung traten, begannen sie größere Waden zu gebrauchen, zu deren Handhabung sie eben auf russische Art Genossenschaften (bokor) organisierten, mit der Eisfischerei begannen sie

sich hier in größerem Maße zu beschäftigen, da sie von den Russen das Brecheisen, den großen Haken und das Hakenholz übernehmen.

Die magyarische Form des Quackholzes und die heutige Verbreitung desselben in Rußland, die beschränkte Anwendung der gehöften Fischzäune mit Flügelleitwänden, das Nebeneinandervorkommen des Störlet- und Rapfnetzes, die magyarische *f*-Form des Wortes botló, die Verbreitung des Busch- und Turbuknetzes bis zum Dnjeper und weiter hinaus nach Osten nicht, der weißrussische Ursprung der Deckfischerei verweisen alle mit Bestimmtheit und jeden Zweifel ausschließend dahin, daß wir alle diese Geräte allein von den Russen, und zwar einzig im Dnjepertale oder westlich davon übernommen haben konnten.

Nachdem wir nun wissen, daß die Magyaren die große Gruppe der aufgezählten Geräte von den Russen, und auch das wissen, wo sie dieselben übernommen haben, müssen wir noch die Frage beantworten, wie diese Übernahme vor sich ging. Es ist unmöglich vorauszusetzen, daß die Magyaren diese Geräte einzeln erworben haben, und ebenso die Handhabung eines jeden einzeln beobachteten, dazu die Fachausdrücke erlernten usw., sondern im Gegenteil, daß alle diese Gegenstände, so wie sie sind, samt den eigentümlichen Handgriffen und den Handwerksausdrücken, mit denjenigen Russen in das Eigentum der Magyaren übergingen, die sie ins Sklavenjoch beugten. Nur so ist es verständlich, daß z. B. alle drei, in der Fischerei gebräuchlichen Bedeutungen des Wortes *marázsa* ins Magyarische übergingen und sich im Magyarischen sowohl die *l*-, als auch die *k*- und *f*-Form des russischen Wortes für *Trampe (botló)* festsetzten, daß das magyarische *turbuk*-Netz seine Benennung ebenso von dem Treibgerät erhielt, wie der russische *botalnij peremet*, und noch eine ganze Schaar von Erscheinungen existiert, auf die wir uns bei der Beschreibung der betreffenden Geräte beriefen und die zugleich bekräftigen, daß die Slawen, von denen wir all dies übernommen haben, nicht eine einzige, sagen wir z. B. kleinrussische oder großrussische Völkerschaft war, sondern sich darunter z. B. von Norden her, auch weißrussische Elemente befanden, wie sich dies aus der Deckfischerei beweisen läßt oder nach den sprachlichen Zeugnissen sogar alt-slowenische Elemente. MUNKÁCSI skizziert das Bild der magyarisch-slawischen Berührung ganz vortrefflich, und was wir hier über die Art und Weise der Entlehnung der Fischerei-Elemente besagten, verleiht seinem Bilde nur einen neuen Ton und deshalb möchte ich, behufs Einfügung des über die Fischerei Gesagten, seine Skizze hier wörtlich anführen:

»Daraus, daß die seltenen und auch dann wortkargen Nachrichten über die vor der Landergreifung erfolgte Berührung zwischen Magyaren und Slawen bloß Kriege und blutige Feindseligkeiten erwähnen, dürfen wir noch durchaus nicht folgern, daß das Verhältnis zwischen beiden Nationen überall und immerdar solcher Natur war. Besonderer Erwägung bedürfen der orien-

talischen Quellen, daß die Magyaren die besiegten Slawen zu ihren Knechten machten, daß sie in ihrem Vaterlande am Don viel Ackerland und Heuwiesen besitzen und von ihren slawischen Untergebenen Tribut an Feldfrüchten heischen. Daß die Magyaren zu jener Zeit Viehzucht treibende Nomaden waren, deren gesamtes Vermögen aus einer Unzahl Rindern bestand, ist uns ja bekannt. Dabei dürfen wir uns aber nicht vorstellen, daß ihre Lebensweise die allereinfachste war; sie kannten das *Brot, Mehl, Weizen, Wein*, für die sie der Reihe nach aus dem Osten mitgebrachte uralte Benennungen besitzen. Eben dafür zeugen auch die Benennungen für *malen, streuen, walken*, ferner jene für *Pflug, Tenne* und viele andere in den Kreis der landwirtschaftlichen Begriffe fallende Ausdrücke. Die entwickeltere Lebensweise verlangt auch einigen Gewerbebetrieb und daß sich bei den Magyaren wenigstens auch diesbezüglich die ersten Elemente vorfanden, machen wieder die magyarischen Benennungen für *Silberschmied, Gerber, Schneider, Zimmermann* und die Composita mit *jártó, gyártó* (= Macher) unzweifelbar. Zu einer Zeit, da die ewigen Kriege und Abenteuer so zahlreiche Gelegenheiten zur Entwicklung seltener persönlicher Vorzüge, und zur Erprobung der Tapferkeit und des Mutes darboten, was natürlich zum Herrenleben führte, läßt sich durchaus nicht daran erkennen, daß die freiheitliebenden, auf ihre Kraft stolzen und ihrer Würde selbstbewußten Magyaren sich mit Viehzucht, den schwierigeren Gewerben und überhaupt mit den geringeren häuslichen Angelegenheiten persönlich beschäftigt, oder dazu ihre Familienangehörigen verhalten hätten. Zweifelsohne verwendeten auch sie, wie alle Völker gleichen Stammes zu solchen Zwecken, ihre fremden, besonders slawischen Sklaven, deren Anzahl sich mit der Größe des Vermögens und mit den Erfolgen ihrer abenteuerlichen Unternehmungen vermehrte. Es ist kein Zufall, daß das Wort der Magyaren für *Knecht (szolga)* und auch das Wort für *Dienstmann, Dienstbote (cseléd)* slawisch sind, denn wenn sie auch ihre eigenen Benennungen für *Wächter, Bediener (őr, inas)*, usw. hatten, so war doch die Bedeutung dieser letzteren viel milder und gelinder. Aber auch das ist kein bloßer Zufall, daß *cseléd* bloß eine Nebenform des Wortes *család* ist, es also zwei verschiedene Formen eines und desselben slawischen Wortes *čeljadt* = familia sind, die im volkstümlichen Gebrauche auch heute noch verwechselt werden (cselédség = család, Gesinde = Familie). — Das als Sklaven fortgeschleppte slawische Gesinde paßte sich mit der Zeit an das Haus ihrer Herren an und wurden, indem sie sich damit identifizierten, aus Dienern Familienglieder. In den Fuldaer Jahrbüchern ist die Klage verewigt, daß die Magyaren die jungen Weiber und ihre Kinder mit sich führen. Es ist gewiß, daß dies auch früher im Gebrauche stand, umsomehr als die Vielweibigkeit gleichwie bei den Türken auch bei den Magyaren im Gebrauche stand. Eine derartige intensive Vermengung mußte natürlich auch auf die sprachliche und ethnische Ausgestaltung der Magyaren vom großen Einfluß sein.

Schon weiter oben haben wir die dem altmagyarischen (ugrischen) Zeitalter entstammenden Fischereigeräte mit denjenigen verglichen, welche die Magyaren durch türkische Vermittelung erhielten. Es ist unnötig zu wiederholen, um wie besser entwickelt die türkische Wade und die eiserne Angel, als das magyarische mét-Netz und die einfache oder zusammengesetzte hölzerne Sumpfsteigangel ist; dabei haben wir jedoch noch ersehen, daß die Türken auch solche Geräte besaßen, welche den Ostjaken und Magyaren ehedem unbekannt waren, ja die sie überhaupt nicht kennen konnten, da sie bis dahin das Eisen — die Ostjaken übrigens auch späterhin nicht — in der Fischerei nirgends verwendeten. Dasjenige türkische Volk, von welchem die Magyaren dies erlernten, kann durchaus als kein Fischervolk bezeichnet werden, wie es auch noch heute niemanden einfällt, die Karakalpaken ein Fischervolk zu nennen, obwohl bei denselben die Wade, die Fischgabel, die Angel und der Fischzaun erhalten sind. Die Türken waren dort ein Fischervolk, wo sie die Not dazu drängte, oder in den Fällen und an solchen Orten, wo sie durch den ungeheueren Fischreichtum dazu geradezu herausgefordert wurden. Können wir nun die Türken nicht als Fischervolk bezeichnen, wie könnten wir dies mit den Urmagyaren und Urostjaken tun, deren Geräteinventar vor der türkischen Einwirkung so unendlich primitiv und elend war. Auf Grund des vergleichenden Gerätestudiums und des Bewußtseins der Kraft dieses Studiums muß ich es also rundwegs ableugnen, daß die Fischerei weder zu Zeit ihres Zusammenlebens mit den Ostjaken, noch aber zur Zeit der türkischen Einwirkung eine derartige Beschäftigung der Magyaren gewesen wäre, auf Grund welcher man sie ein Fischervolk »par excellence« hätte nennen können. In diesem urzeitlichen Leben der Magyaren fiel der Fischerei durchaus keine hervorragendere Rolle zu, als im Leben jedes anderen Volkes.

HERMAN legt dem Umstande, daß die Fischerei eine Urbeschäftigung der Magyaren ist, eine derartige Bedeutung bei, daß er denselben besonders begründet: 1. durch die Art der Besiedelung; 2. durch geschichtliche Fachausdrücke; 3. durch die dokumentarisch verbürgte Geschichte und 4. durch die Urelemente der Geräte. Die Besiedlung des Landes durch die Magyaren wurde durchaus nicht durch Fischerei-Interessen vorgeschrieben, sondern durch den einzigen Reichtum der Magyaren, durch das Vieh; für dieses brauchten sie Weiden, Wiesen, und deshalb setzten sie sich im Tieflande fest. Aber auch in zweiter Linie besaßen die Flüße für sie nicht der Fischerei wegen, sondern deshalb große Wichtigkeit, da sie das Wegnetz für den Handel bildeten, auf den sie — nachdem sie noch immer ein halbnomadisches Leben führten — hier ebenso angewiesen waren, wie auf südrussischem Boden. Die Bedeutung der Fischerei in der Besiedlungsfrage, war höchstens eine solche dritten Ranges und auf keinen Fall entscheidend. Handwerksausdrücken ist die bokor genannte Genossenschaft, betrachtet man den Gegenstand selber, durchaus slawisch, gleichwie der Benennung nach auch die Reuse (varsa), die Zugstelle

(tanya), das Sacknetz (szák) slawisch benannt sind. Demgegenüber sind türkisch die Wehre (cége), die Wade (gyalom); ugrisch das Streichnetz (méthálló), der Fischzaun (vejsze). Nun aber machen Wehr, Fischzaun, Wade und das mét-Netz noch kein einziges Volk zu einem par excellance Fischervolk. Die dokumentarisch verbürgte Geschichte beginnt mit dem Jahre 1001, und besitzt also für die Zeit vor der Landnahme keine Beweiskraft. Von Urgeräten aber verweisen weder die Netzsenker, noch die Knochenbeschwerer, Flotten und Netzheben nicht von dorther stammt, während von den drei ethnographischen Geräten eines griechisch, eines slawisch und eines türkisch ist. Die Beweise HERMAN'S berühren also weder die in ostjakischer Gemeinschaft lebenden, noch die unter türkischen Einfluß geratenen Magyaren, und besitzen dafür, daß sie ein Fischervolk par excellence gewesen wären, durchaus keine Beweiskraft.

MUNKÁCSI, der sowohl zu Beginn, als auch in den Schlußsätzen seiner Studie besonders hervorhebt, daß die Magyareen ein Fischervolk gewesen wären, gibt sprachliche Beweise; er legt dar, daß die allgemeine Benennung für Fisch (hal), die einzelnen charakteristischen Körperteile desselben und auch die Namen von 18 Fischgattungen ugrischen Ursprunges sind; was jedoch bloß so viel beweist, daß sie diese Fische kannten. In dieser Frage beweist das Geräte, und sahen wir, daß die nicht fischfangenden türkischen Völker auch heute noch bessere, vollkommenere und zahlreichere Geräte besitzen, als die Ostjaken heute und die Magyaren zur Zeit der ugrischen Gemeinsamkeit. MUNKÁCSI führt jedoch auch zwei geschichtliche Beweise vor, mit denen wir gleichfalls abrechnen müssen. — IBN ROSTAH besagt »daß die Madsgaren — unter welcher Benennung bei ihm die an den beiden nördlichen Nebenflüßen des Schwarzen Meeres wandernden Magyaren vorkommen — mit Eintritt der Winterszeit an den ihnen zunächst gelegenen Fluß hinabziehen und sich dort der Fischerei hingebend, während der ganzen Winterszeit hindurch verbleiben, da es zu dieser Zeit für sie angenehmer ist, an den Flüßen als anderswo zu leben.« — Der andere historische Zeuge MUNKÁCSI's ist REGINO, Abt von Prüm, der als Zeitgenosse Árpád's über die Magyaren folgendes schreibt: »Dieselben durchwandern die Wüsteneien der Pannonier und Avaren und erwerben sich ihre tägliche Speise durch Jagd und Fischerei ... auf Gold und Silber sind sie weniger begierig als andere Sterbliche, sondern sie befleißen sich der Tätigkeit der Jagd und Fischerei.« Die beiden historischen Zeugen schreiben jedoch schon über die in Südrußland und in Ungarn abenteuernden Magyaren und können sich also diese Angaben durchaus nicht weder auf die Zeit des ostjakisch-magyarischen Zusammenlebens, noch auf die Periode des türkischen Einflusses erstrecken.

Wenn man nunmehr auch diejenigen Geräte der Magyaren, die sie sowohl vom ugrischen, wie vom türkischen Teil mit sich an das Dnjepergestade gebracht haben, den Geräten der dort aufgefundenen Slawen und Russen gegen-

überstellt, so müssen wir uns gestehen, daß in eben dem Maße, als für die Magyaren die Bezeichnung »Fischervolk« nicht paßte, diese auf die Russen umsomehr angewendet werden kann. Denken wir zurück, wie entwickelt das System der russischen dreiwandigen Netze ist, eine wie entwickelte Organisation die Russen zur Handhabung der großen Zugnetze ausbildeten, wie vollkommen die Grundidee des Quackholzes ist und um wievel besser die Ruthenreusen durch Netzreusen ersetzt werden, so müssen wir uns gestehen, daß die Fischerei der Russen keinen so zerfahrenen Charakter aufweist, wie diejenige der Magyaren, sondern derselben eine lange Zeit währende, stetige Entwicklung voranging und weder die Magyaren, noch die Türken, sondern die Russen das Fischervolk waren. Nimmt man nun noch das Verhältnis, in welchem Magyaren und Russen dazumal miteinander lebten, und welches MUNKÁCSI auch darauf Antwort gibt, woher der Ruf der Magyaren als Fischer kam. Offenbar von denjenigen Slawen und Russen, die sie als Sklaven verwendeten und die für sie und statt ihrer fischten, da die Magyaren sich nie selber mit Fischerei befaßten, wenigstens nicht in dem Maße und mit solchen Geräten, daß man sie als ein par excellence Fischervolk hätte betrachten können.

Slawen und Russen jedoch erscheinen, sobald sie am Horizont der Geschichte auftauchen, sogleich als ein typisches Fischervolk. Auf preußischem Boden sind Slawen (Alt-Wenden) die Vorfahren der deutschen Bewohner, die hauptsächlich und beinahe ausschließlich Fischer waren und es auch unter deutscher Oberhoheit verblieben und als sie selber schon ganz ins Deutschtum verschmolzen waren, dennoch nicht spurlos untergingen, da ihr Volkstum in jenen Geräten erhalten blieb, welche die Deutschen von ihnen übernommen hatten. Der russische Akademiker v. BAER, der als erster die Geschichte der russischen Fischerei skizziert, zeigt recht interessant, wie sich die russischen Fischer auf solchen Gebieten, wo sie zuerst erscheinen, auszubreiten pflegten; wie die Slawen von den Wasserscheiden ausgehend in die einzelnen Täler herniedersteigen, und in denselben von Schritt zu Schritt vorwärts, bis zur Mündung dringen; dieses Ausbreiten entlang der Täler ist eine hervorragende Eigenschaft der echten Fischervölker und äußerst selbstbewußt; der Fischer weiß, daß je mehr er den Fluß hinabsteigt und je näher er der Mündung kommt, desto größer der Fischreichtum der Gewässer ist; dieser Gedanke führte die Russen entlang des Dwina-Tals bis zur Küste des Polar-Meeres, dieser führte sie entlang des Dnjepers, Don und der Wolga, und ist dies die echte Verbreitungsart der wahren Fischervölker. v. BAER betont, daß diese Ausbreitung und Ansiedelung die Russen nicht nur von den Germanen unterscheidet, welche die Ufer ihrere fischreichen Flüsse, die Weichsel, die Oder, das ganze Quellgebiet und rechte Ufer der Elbe so leicht aufgaben und all das nicht bloß deshalb, um den Slawen auszuweichen, sondern weil die Fischerei für sie wertlos war, und sie die Bekriegung und Beraubung der Ackerbau treibenden Völker für lohnender fanden; sondern es unterscheidet sie auch von

den türkischen und mongolischen Völkern, die am Uralflusse angelangt, diesen nicht bis zur Mündung verfolgten, sondern denselben überschreitend, dasselbe Vorgehen auch an der Wolga am Don und am Dnjeper befolgten, deren Ausbreitungslinie also immerdar die durch die Fischervölker verfolgten Straßen und Täler kreuzte. Die Magyaren verfolgten auf ihren Wanderungen den selben Weg, und dies allein genügt zu beweisen, daß sie nie ein Fischervolk waren.

Davon, daß die Magyaren in ihrer Urheimat kein Fischer-, sondern ausschließlich ein Jägervolk waren, liefert HERODOTUS einen klassischen Beweis. Im IV. Buche seiner »Melpomene« findet sich nämlich die folgende Beschreibung: »Überschreitet man die Tanais, so wohnen dort mehr keine Skythen; sondern die erste Provinz ist die der Sauromaten, die fünfzehn Tagesreisen von der Maiotis aufwärts diese Gegend bewohnen, in der weder ein fruchtbringender noch ein anderer Baum zu sehen ist. In der hierauf folgenden zweiten Provinz wohnen die Budinen; diese Gegend ist überall dicht mit Bäumen bewachsen. Hinter den Budinen folgt nach Norden zuerst eine sieben Tagesreisen breite Wüstenei. Von dieser etwas nach Osten zu wohnen die Thyssageten, ein zahlreiches und eigentümliches Volk, das von der Jagd lebt. In nächster Nähe zu diesen hausen in derselben Provinz diejenigen Leute, die Jyrka-nen genannt werden. Auch diese leben von der Jagd, die sie auf folgende Weise betreiben. Sie besteigen, um einem Anstand zu gewinnen, irgend einen Baum, deren es in der dortigen Gegend in großer Menge gibt. Jeder hat aber auch sein Pferd, das darauf abgerichtet ist, auf dem Bauche zu liegen, damit es niedriger erscheine. Auch steht ein Hund in Bereitschaft. Erblickt jetzt der Jäger vom Baume aus ein Wild, so schießt er auf dasselbe, springt dann auf das Pferd und verfolgt die Beute, wobei der Hund ihren Spuren folgt«.

WILHELM TOMASCHEK, der diese Zeilen des HERODOT einem gründlichen Studium unterwarf, gelangte zu dem Endschluß, daß die hier erwähnten Budinen die Wotjaken, die Thyssageten die Wogulen und die Jyrka-nen die Magyaren gewesen sind. Dieser Schluß TOMASCHEK's wurde seither auch durch MUNKÁCSI und GÉZA NAGY bestätigt. Was HERODOTOS über die Magyaren besagt, ist doppelt interessant, erstens, weil daraus hervorgeht, daß die Magyaren schon damals Pferde und Hunde besaßen, zweitens, weil er in diesem Falle, in welchem er besagt, daß die Magyaren Jäger waren, sogar die Art zu jagen beschreibt, ohne jedoch die Fischerei mit einem einzigen Worte zu erwähnen. Daß er derselben im Leben der Magyaren wirklich eine so große Rolle zugefallen, wie der Jagd, hierüber nichts gewußt hätte, ist durchaus unwahrscheinlich.

Die Fischerei gewann auch bei den Ostjaken und Wogulen erst später die Bedeutung, die ihr bei denselben heute zukommt. Daß jedoch in der Urzeit die Fischerei auch bei diesen bloß eine Rolle zweiten Ranges innehatte, geht aus der uralten Mythologie der Wogulen hervor, was auch schon HERMAN auffiel,

und er, obwohl er es sich nicht erklären konnte, dennoch für genügend charakteristisch fand. — HERMAN bemerkt hierüber: »Die Wogulen besitzen ein uralte Mythologie, die über den Schöpfungsgang, die geistige Entwicklung des Menschen spricht und viel Wahres enthält. In derselben ist Numi Tarom der Lehrer der Menschen, der sie auch das Jagen und Fischen lehrt; ja sie sogar das Wild und die Fische zu erschaffen heißt; *charakteristisch genug ist, daß die Fische später erschaffen werden, als das laufende und fliegende Wild.*« Natürlich später, da ja die Fischerei viel später ein ethnischer Bestandteil des wogulischen Volkes wurde.

Hiermit haben wir nun die russische Einwirkung und deren Bedeutung für die magyarische Fischerei gehörig hervorgehoben und übergehen nunmehr zu demjenigen Teile der Entwicklungsgeschichte, auf die Neuzeit derselben, die sich schon hier in diesem Vaterlande abspielte.

Nachdem die Magyaren das Land zwischen Dnjeper und Donau, d. i. Etelköz verlassen hatten, überstiegen sie die Karpaten, und nahmen das neue Vaterland, das heutige Ungarn in Besitz. Als viehzuchttreibendes Volk bezogen sie hauptsächlich die Tiefebene, und da sie genug Sklaven besaßen, die sich aufs Fischen verstanden, ist es nur natürlich, daß sie auch den Fischreichtum der Gewässer ausnützten. Die russischen Sklaven vermagyarisierten sich sodann, ihre Kinder wurden schon als Magyaren geboren, verblieben nach wie vor, bei der Fischerei, und zwar anfangs als Sklaven, später als Leibeigene, und bildeten als solche eine Schicht des magyarischen Volkes. Die Kriegsgesellen, die angestammten Magyaren, betrieben die Fischerei bloß aus Herrenpassion, und nur in der Form, die ihrem Blute entsprang, in der Form der Jagd. Das Angedenken hier ist in der Angabe HERMAN's vorhanden, daß die Magyaren die Fische mit Pfeilen schossen.

Was für eine Art zu fischen die Magyaren bei den in diesem Vaterlande unterjochten Völkern vorfanden, ist unbekannt, und lassen sich hierauf kaum einige Rückschlüsse machen. Analysiert man die gesamten, durch HERMAN vorgeführten Fischereigeräte, so fanden wir mit Ausnahme der Stechgabeln kein einziges derartiges Gerät, das man nicht mit Fug und Recht in irgendeine der Fischereien des Ostens oder Westens hätte einverleiben können; ein solches Element, von dem vorausgesetzt werden müßte, daß die Magyaren dasselbe hier fanden und hier von der ihnen vorangegangenen Bevölkerung übernommen hätten, gelangte nicht zum Vorschein; alles in allem die Netzsteine und Netzflotten zeigten solche Eigenschaften, die wir in den russischen Fischereien nicht auffinden konnten, und sich bislang auch in den westlichen Fischereien nicht finden ließen; indem diese — besonders die Netzsenker — auch in unseren heimischen archaeologischen Funden vorkommen, und es daher vorausgesetzt werden kann, daß die Magyaren die Formen dieser letzteren von den zur Zeit der Völkerwanderung hier vorgefundenen Völkern übernommen haben. Wenn es Netzsenker gab, mußte es auch Netze gegeben haben, was für eine Form

jedoch dieselben besaßen und in welches System, in welche Gruppe sie gehörten, davon finden sich weder an unseren Geräten, noch anderswo Spuren.

Die Neuzeit der magyarischen Fischerei wird durch die deutsche Einwirkung charakterisiert und an der Hervorrufung derselben mögen sowohl die deutschen, schwäbischen und sächsischen Kolonisten des XIII., wie des XVIII. Jahrhundertes, der dazwischen fallenden 500 Jahre, wie auch die übrigen Jahrhunderte ganz gleichweise teilgenommen haben. Durch sie wurden die Geräte zum Forellenfange, das Székler Streich- oder marázsa-Netz verbreitet, diese brachten ferner von kleineren Netzen die Trommelreuse, die Netzreuse von Magyar-Velence, das Scheeren-, Schweif- und Scharrnetz, den Keitel; sodann das große Zugnetz, das Pipola-, Piszkés, das Zweimannetz von Umschließnetzen, das Treibnetz, die westliche Form des Wurfnetzes, die Schlingenfischerei, die Fischgabeln zum Hauen von der Site, zum Spießen und Umfassen, und den Dreizack mit sich.

Jedoch nicht nur diese Geräte gingen von den deutschen Kolonisten in die magyarische Fischerei über, sondern die Magyaren brachten unter deutschem Einflusse auch an ihren schon vorhandenen Geräthen mancherlei Verbesserungen an. So sorgten sie für eine bessere Beschwerung der Spreizknüttel, in der Eisfischerei lernten sie die Bezeichnung der Ecklöcher, womit sie auch das sechseckige Zugfeld übernahmen, welche Form dasselbe Resultat mit viel weniger Mühe und schneller sichert, als das kreisrunde Zugfeld, da man die Leitstange nicht bei jedem Loche besonders zu treiben braucht, sondern es genügt, dieselbe an den vier Ecken in die gehörige Richtung zu lenken. Gleichfalls in der Eisfischerei übernahmen sie auch die Eisaxt und die Gabel zum Stangentreiben.

Der deutsche Einfluß war übrigens auch andererseits auf die Entwicklung der magyarischen Fischerei von günstiger Wirkung, da er zur Erfindung neuer Geräte führte. So entstand das Scheerennetz von Szeged, das Székler Wiegennetz, die Hechtreuse von der Mostonga, der mit Pferdetibien beschwerte Wirr-Keitel und das mit ungarischen Fühlleinen versehene Anstandnetz. Der Reihe nach Beweise für die Erfindungsgabe der magyarischen Fischer.

Endlich fanden sich im Gerät-Inventar der magyarischen Fischerei auch zwei solche Geräte, — die, wenn sie nicht durch die Deutschen zu uns gebracht wurden — wahrscheinlich litauischen Ursprunges sind, das Truppnetz und die Trampe. Würde sich die litauische Herkunft bewahrheiten, so könnten diese Geräte kaum anders zu uns gekommen sein, als mit den Ruthenen des litauischen Herzogs Theodor Korjatovitsch, unter welchen sich ebenso Litauer befinden mochten, als sich unter den Siebenbürger Sachsen auch Deutsche befanden.

Ich halte es nicht für unmöglich, die durch deutschen Einfluß zu uns überkommenen Fischereigeräte auch chronologisch und ethnographisch genauer

zu bestimmen. Wir sahen hierfür auch Beispiele. Das Székler Streichnetz erhielten wir des Genaueren aus dem Schwarzburgischen; über die Trommelreuse ließ sich bestimmen, daß wir dieselbe zwischen 1763—1768 übernommen haben, bei dieser Gelegenheit dürfen wir aber in dieser Richtung nicht weitergehen, da wir hierzu weder die magyarische, noch die deutsche Fischerei genügend kennen.

Im Vorhergehenden versuchten wir die Geschichte der Entwickelung der magyarischen Fischerei zu skizzieren, wie es sich aus dem vergleichenden Studium der Objekte ergab. Ich habe damit den Weg bezeichnet, den die magyarische Ethnographie zu befolgen hat, wenn sie sich selbst verstehen, selbst erkennen will. Die vaterländischen Ethnographica müssen aufgesammelt werden, doch darf man dabei nicht beharren, da man dann alles für magyarisch hält, wir uns selbst täuschen und betrügen, reißen wir den nationalfärbigen Schleier immerhin von den Augen, da es dieser war, der auch die Walachen, zum Fälschen ihrer Geschichte bewog; lernen die Umgebung, in der wir leben und lebten, kennen, und suchen sowohl die westlichen, wie auch die östlichen Quellen unserer Ethnographie auf, um klar zu sehen, um die Wahrheit zu sehen. Die zweitausendjährige Geschichte, die ich hier skizzierte, lehrt uns eines, daß die Magyaren, was sie auch waren, von woher sie auch kamen und wohin sie auch gingen, immer lernten und das Gute übernahmen. Diese Tugend führt auch einen politischen Namen: Assimilationsfähigkeit. Der ungarische Staat kann seinen tausendjährigen Bestand dieser Assimilationskraft verdanken, und diese muß gestärkt, entwickelt werden, wenn wir unsere tausendjährigen Rechte noch ein weiteres Jahrtausend hindurch sichern wollen.

Die Uralische Urheimat der Magyaren

Die drei Worte, die ich als Titel dieses Kapitels niederschreibe, bezeichnen das interessanteste, am meisten anziehende und verlockendste Problem der magyarischen Wissenschaft. Wen würde es nicht interessieren, wo auf dieser Erde die Wiege der Magyaren schaukelte, im sonnendurchströmten Osten, oder droben im hohen Norden, wo der Winter länger als der Sommer und es mehr Nächte als Tage gibt. Und da diese Frage so überaus interessant und anziehend ist, haben sich viele damit beschäftigt, Geschichts- und Sprachforscher, Archaeologen und Antropologen, all' das jedoch, was uns diese bisher darboten, ist Theorie, die sich als wahr, jedoch auch als Irrtum erweisen kann. Was auch an Daten in dieser Frage bislang zu Tage kam — angefangen vom zitierten Abschnitte des HERODOTUS, — wurde von den Fachleuten immer und immer wieder benützt, umsonst! Das Resultat war jedesmal ein anderes und liegt hierin die Kritik der gesamten bisherigen Forschungen. TOMASCHEK stellt die Magyaren des HERODOT, die Jyrka-nen im V. Jahrhundert vor Christi in das

Gebiet zwischen die Flüsse Tobol, Ischim und Irtysch. Nach IBN ROSTAH lag, wie wir sahen, »die erste Gegend der Magyaren« zwischen den Bulgaren und Petschenegen, welche letztere nach CONSTANTINUS PORPHYROGENITUS zwischen der Wolga und dem Uralflusse wohnten. Zieht man den zwischen diesen und HERODOT liegenden großen Zeitunterschied in Betracht, so müssen wir, wenn beide Daten richtig sind, voraussetzen, daß die Magyaren von Norden nach Süden gelangten. — Demgegenüber gibt jedoch GÉZA NAGY für die Wanderung der ugrischen Völker die entgegengesetzte Richtung an und zeigt auch MUNKÁCSI, daß die Wogulen und Ostjaken an ihre heutigen Wohnplätze von Süden her gelangten. Aus den Forschungen SMIRNOW's dessen Materiale hauptsächlich die geographischen Benennungen bildeten, geht hervor, daß die Ostjaken, Permjaken und Syrjänen keine Urbewohner der Gegenden von Perm und Wjatka sind, wie auch, daß die tschudisch-wogulischen Völkerschaften auf permisches Gebiet bloß im V —VII. Jahrhundert eindrangen und zwar von Südwesten her. Es ist nicht mein Ziel und meine Aufgabe an dieser Stelle die bezüglich der Urheimat der Magyaren existierenden Meinungen anzuführen, zu kritisieren und in Übereinstimmung zu bringen, auch weiß ich, daß die Lösung dieser Frage derzeit weder mir, noch jemandem anderen gelingen wird, doch will ich bestrebt sein, anstatt dessen die Frage von einer solchen Seite zu beleuchten, die bisher unversucht blieb, deren Stärke ich in der Gewißheit der naturhistorischen Fakten auffand und die in diesem Buch deshalb Raum finden kann, weil sie zur Fischerei gehört.

Während HERMAN über die Magyaren bloß soviel bemerkt, daß sie von einer fischreichen Gegend herkommen mußten, zeigt MUNKÁCSI, daß diese nicht die Küste irgendeines nahen Meeres sein konnte, und sich zwischen der Urheimat und dem Meere eine an Sümpfen reiche Gegend befunden haben mußte; sodann schließt er seine Zeilen mit folgenden Worten: »Anderweitige naturgeschichtliche Forschungen, so die vergleichende Übersicht des Ursprunges der Magyarischen Pflanzennamen in Verbindung mit den Notizen der ältesten Geschichtsquellen können auch zu einer genaueren Bestimmung der geographischen Lage dieses Gebietes führen«. Leider hat sich MUNKÁCSI dieser wundervollen Aufgabe bislang noch immer nicht unterzogen und kann dies auch nicht meine Aufgabe sein, der ich kein Sprachforscher bin. Wer jedoch auch immer sich diese Aufgabe stellt, muß nach Bestimmung des Ursprunges der magyarischen Pflanzennamen auch deren geographische Verbreitung in Betracht ziehen.

Dies führte mich auf den Gedanken, die magyarischen Fischnamen und die geographische Verbreitung der durch dieselben bezeichneten Fischarten einem eingehenderen Studium zu unterziehen. Jedoch schon bei dem ersten Schritte stieß ich auf ein Hinderniss und dies war die Erscheinung der Begriffsveränderung, auf welche bei Verhandlung der Fischnamen schon MUNKÁCSI aufmerksam machte und die »darin besteht, daß in verwandten oder auf ein-

ander einwirkenden Sprachen, derartige Worte in phonetisch ganz übereinstimmenden Formen vorkommen, was ihre Bedeutung anbelangt, jedoch nicht dieselbe species bezeichnen, sondern innerhalb einer und derselben naturhistorischen Klasse oder Gruppe (Genus) voneinander abweichen«. — Das Wort *meny*hal bedeutet z.B. im Magyarischen ganz gleicherweise Lota vulgaris und Cobitis barbatula, im Loswa-Wogulischen Coregonus albula, im Wotjakischen Abramis brama, im Südostjakischen Cyprinus dobula. MUNKÁCSI erklärt diese Begriffsveränderung in der Fischerei auf folgende Weise: »Dieselbe konnte nicht nur durch die oft sogar den Fachmann verwirrende große Ähnlichkeit der Fischgattungen, sondern hauptsächlich durch die nomadisierende Lebensweise hervorgerufen werden. Ein Fischervolk, das von Fluß zu Fluß wandert, stößt immerwährend auf unbekannte neuere Fischgattungen, zu deren Benennung es natürlich die Namen der früher bekannten Species verwendet, und zwar je nachdem mit irgendeinem charakteristischen Beiworte, eventuell auch ohne dasselbe. Bei solchen Gelegenheiten kann es nun vorkommen, daß ein früher bekannter Fisch nunmehr zu einem unbekannten wird, und der Name desselben endgültig auf eine neue Species übergeht, die wiederum in einer anderen Gegend unbekannt wird und die Benennung weiter abgibt, wenn sich dieselbe nicht ganz aus dem Gedächtnisse verliert. Auf diese Art läßt es sich für gewiß annehmen, daß auf jener sich über Jahrhunderte erstreckenden Wanderung, welche die Magyaren von den siberischen Flüssen bis zum Gebiete unseres Vaterlandes unternommen, die Nomenklatur der Fische sich mehr als einmal veränderte und dies bei den verwandten Völkern während ihrer Wanderungen ebenso der Fall war; so daß wir heute kaum erwarten dürfen, daß bei lautlich identischen Benennungen auch die Bedeutungen strenge übereinstimmen«.

Diese Erklärungen MUNKÁCSI's sind zweifelsohne richtig und stehen selbe auch für die Benennungen des größeren Teiles der magyarischen Fischspecies; doch ist gewiß, daß wenn es einen solchen Fisch gibt, der morphologisch dem anderen nicht ähnlich ist, d i., welcher durch irgendein abstechendes Charakteristikum von den anderen unterschieden, und dieser Fisch ein solcher ist, den die Magyaren »von den sibirischen Flüssen bis zum Gebiete unseres Vaterlandes« ohne Ausnahme in jedem Flusse vorfanden, dessen Name von dort bis hieher ständig lebte, nie aus dem Gebrauche verschwand, also auch auf keinen anderen Fisch übergehen konnte, schon der morphologischen Unterschiede wegen nicht, es unbestreitbar ist: daß wir wenigstens eine Spur von uns haben, welche weiter beschritten werden kann. Gewiß ist noch, daß ein solcher Fisch nur unter den großen Fischen gesucht werden kann, da die für den Fischer entscheidende ökonomische Bedeutung durch die Größe des Fisches gegeben wurde.

In der magyarischen Fischerei gibt es drei große Fische: der Hecht *(csuka)*, der Wels *(harcsa)*, der Karpfen *(ponty)*; diese drei sind so groß, daß sie in wirtschaftlicher Beziehung für den Fischer von der größten Bedeutung

sind; dem Äußeren nach sind sie aber derart voneinander verschieden, daß wenn diese Fische erst mit Namen belegt wurden, diese ohne jede besondere Ursache auf keinen anderen Fisch übergehen konnten, und ging ich bei meinen weiteren Untersuchungen von der Voraussetzung aus, daß wenn die Benennung dieser Fische im Magyarischen ugrischen Ursprungs sind, diese Benennungen nur dort entstehen konnten, wo alle drei Fische in den Gewässern vorkommen. Wenn sich dieses Gebiet bestimmen läßt, so können wir auf diesem naturhistorischen Wege die Urheimat der Ugrier, oder wenigstens eines Teiles derselben nachweisen.

Betrachten wir also vor allem die geographische Verbreitung dieser drei Fische. Der Hecht (csuka) ist wirklich ein solcher Fisch, »der von den sibirischen Flüssen bis zum Gebiete unseres Vaterlandes«, ja auch über dasselbe hinaus in allen Flüssen vorkommt. Wir finden denselben im Irtysch, im Ob, in dessen gesamten Nebenflüssen, im Wolgabecken, im Dontale, im Stromnetze des Dnjeper und Dnjester, ja auch im Stromgebiete der Donau überall vor. Wenn die Magyaren aus Sibirien in diese Heimat gelangten, so mußten sie, welches immer auch von dort bis hieher ihre Route gewesen sein mochte, Hechte überall und immerdar gefunden und nach denselben gefischt — also die Kenntnis derselben nie verloren haben. — Demgegenüber ist die Verbreitung des Welses (Silurus glanis) eine ganz eigentümliche. Der Wels ist der einzige europäische Repräsentant der Siluriden, dessen übrige Verwandte in Südasien und im tropischen Afrika heimisch sind. In Frankreich, England, Spanien und Italien ist er unbekannt und wird die westliche Vorkommensgrenze durch den Rhein gebildet. Desgleichen fehlt er gänzlich aus dem Irtysch- und Ob-becken, wie auch aus jenen Wasserbecken Europas, die sich ins nördliche Eismeer ergießen. Im europäischen Rußland kommt er in den Flüssen Düna, Dnjester, Dnjeper, Don, Wolga und Ural überall vor, fehlt jedoch aus den nördlichen Nebenflüßen der Kama. Auch stoßen wir auf denselben im Schwarzen und Kaspischen Meere, im Aral-See und von da aufwärts in den Tälern des Syr-Darja, Amu-Darja und des Serafsan. In Europa ist die nördlichste Verbreitungsgrenze desselben der 60° nördlicher Breite. Die geographische Verbreitung des dritten magyarischen Fisches, des Karpfen, stimmt — wenigstens in Rußland — beinahe vollständig mit derjenige des Hechtes überein, mit dem Unterschiede, daß er dem Wassergebiete des Baltischen Meeres abgeht und die nördliche Verbreitungsgrenze desselben sich um 5° südlicher, d. i. unter dem 55° nördlicher Breite befindet, wie auch, daß er im Irtysch- und Ob-Becken gleichfalls fehlt.

Insoferne also die Benennung dieser Fische ugrischen Ursprunges ist und infolge der Größe und Bedeutung der damit benannten Fische die Übertragung auf eine oder auf die andere Fischspecies nicht vorausgesetzt werden kann, wie auch daß diese Fischnamen anderswo entstanden wären, als dort, wo die Fische wirklich vorhanden sind, läßt sich dieses Gebiet schon aus diesen Daten mit vollkommener Genauigkeit umgrenzen. Nachdem unsere geschicht-

lichen Daten beweisen, daß die Magyaren aus dem Uralgebrirge kamen, ist es wohl erlaubt, aus dem Verbreitungskreise des Welses und Karpfens *einstweilen* das Aral-Becken und dessen Wassergebiet auszuschließen. Nachdem aber bislang Wels und Karpfen an den östlichen Abhängen des Ural, also im Becken des Irtysch und Ob nirgends vorkommen, mußte sich dieses Gebiet, d. i. die uralische Urheimat der Magyaren, unbedingt westlich vom Rückgrate des Urals befinden. — Da jedoch das nördliche Vorkommen desselben westlich vom Ural durch den 55° N. B. gezogen wird, unbedingt südlich vom 55° N. Br. fallen. Vom 55° südlich und vom Ural westlich muß daher jenes Gebiet als die Urheimat der Magyaren bezeichnet werden, welches östlich des Rückgrats des Urals, nördlich die Flüße Ufa, Bjelaja und Kama, westlich von Kasan bis ungefähr Saratow die Wolga und von Süden der mittlere Lauf des Ural von Orsk bis Uralsk umschließen. In den Gewässern dieses Gebietes leben sowohl der Karpfen, der Wels als auch der Hecht, diese drei Hauptfische der Magyaren. Dieses Gebiet ist an Gewässern de facto überreich und daher auch die Bedingung HERMAN's erfüllt. Dieses Gebiet befindet sich nicht in der Nähe des Meeres (des Kaspischen Sees) da es von diesem durch die sich zwischen dem Unteren Ural und der Unteren Wolga dahinziehenden breiten Steppengürtel getrennt wird, der mit kleinen Sümpfen und Seen dicht besät ist und also auch jenen Anforderungen entspricht, welche MUNKÁCSI über die geographische Natur der Urheimat 1893 auf sprachlicher Grundlage ausstellte.

MUNKÁCSI gelangte im Jahre 1894 aus denjenigen Ortschaftsnamen, die in dem von geschichtlichen Iugrien nach Süden fallenden Gebiete vorkommen und einen dem bei HERODOT vorkommenden Völkernamen *jyrk* ähnlichen Vorderteil besitzen — der bei den bysanzischen Schriftstellern die Variation *urg*, *urog*, annimmt — zu dem Resultate, daß man ungefähr die Wüste zwischen dem Uralgebirge, den Kaspi- und Aral Seen, als die Urheimat der Ugrier betrachten muß, wo sie heute durch die Wogulen und Ostjaken vertreten sind und im Kreise Minussinsk des Gouvernements Jenissei ihr Andenken in den Namen des Sees und Flusses Madźar erhalten blieb; andererseits gelangte er südwärts zum Kaukasus, wo nach dem Derbend-namêh die um 1400 zu Grunde gegangene, heutige Ruinenstadt Madźar schon im VIII. Jahrhundert berühmt war, und wo neben dem Kuban, im Kubaner Kreise, der Berg Madźar steht.« — MUNKÁCSI nimmt jedoch durchaus nicht in Betracht, daß das durch ihn auf diese Art ausgesteckte Gebiet seinen eigenen im Jahre 1893 an die geographischen Verhältnisse des Urvaterlandes gestellten Bedingungen durchaus nicht entspricht, daß dieses Gebiet eine Wüste ist, zu allem nur zur Fischerei nicht geeignet, da doch nach ihm die Magyaren ein Fischervolk sein mußten, und diese Wüste auch den Anforderungen HERODOT's nicht entspricht, da sie nicht waldig ist, obgleich HERODOT folgendes bemerkt: »solche (Bäume) befinden sich dort in großer Anzahl, in der ganzen Gegend«. Es steht also alles, was MUNKÁCSI aus dem Worte *jyrka* des HERODOTUS ableitet, schnurstracks im

Gegensatze zu dem, was HERODOTUS daran knüpfte, und müssen wir die aus demselben gezogenen Ansichten MUNKÁCSI's über die Urheimat eben deswegen bei Seite lassen.

Diese Ortsbestimmung ist jedoch an die Bedingung geknüpft, daß die Benennungen *harcsa* (Wels), *ponty* (Karpfen) und *csuka* (Hecht) ugrischen Ursprunges seien. MUNKÁCSI legt über *ponty* dar, daß er ugrischen Ursprungs ist und im Südostjakischen in der Form *peñas* vorkommt, während dieses Wort jedoch im Magyarischen Cyprinus Carpio bedeutet, wird damit im Südostjakischen der Hecht (Esox lucius) bezeichnet. Ganz ähnlich steht es auch mit dem Worte *harcsa*. MUNKÁCSI findet als genaue Analoga desselben das wogul *sạrt*, nordwogul *sort*, Unterloswa *sart*, nordostjakisch *sōrt*, südostjakische *sārt*, *sōrt*, welche jedoch sowohl im Wogulischen, wie im Ostjakischen wiederum den Hecht — Esox lucius — bedeuten, da sie den Wels schon deshalb nicht bedeuten können, da im Irtysch-Ob-Becken dieser Fisch nicht vorkommt. — Demgegenüber ist jedoch der Name des dritten Fisches ein slawischer! Esox lucius (Hecht) wird bei allen Slawen *csuka* genannt; und ist es natürlich, daß hier die erste Frage, die auftaucht, die ist, wieso der Hecht im Magyarischen eine slawische Benennung erhalten haben konnte. MUNKÁCSI erklärt dies auf folgende Weise: »Daß diese in den Gewässern Nord-Rußlands so reichlich vorkommende Fischgattung im Magyarischen keine eigene Benennung hat, dafür läßt sich kaum ein anderer Grund anführen, als derjenige, infolge dessen auch Bär *(medve)* und Schlange *(kígyó)* mit fremden Worten bezeichnet werden und aus welcher Ursache Wolf *(farkas)* und Hirsch *(szarvas)* nicht mit einem echten Nennworte, sondern bloß mit attributiven Benennungen (farkas = der Großbeschweifte, szarvas = der Gehörnte) bezeichnet werden. Diese Tiere sind nämlich in der religiösen Vorstellung des wogulischen Volkes *jelpiñ ujit* »heilige Tiere«, deren wahren Namen sie aus Ehrerbietung oder Furcht nicht auf die Lippen nehmen. Auch der Hecht ist bei unseren Sprachverwandten ein »heiliger Fisch« *(jelpiñ χul)* und kann in Anbetracht der übrigen magyarischen Benennungen für derlei Tiere vorausgesetzt werden, daß sich die Vorfahren auch bei der Bezeichnung dieses Tieres irgend eines unbestimmten attributiven Ausdruckes (z. B. gezähnter Fisch = fogas hal) bedienten oder sie benützten irgend ein allgemeines Wort, z. B. »hal«, wie bei den Wogulen für Bär *καὶ ἐξοχήν uj*, d. i. Tier, in Verwendung stand, welches durch das besser geeignete spezialiter fremde Wort leicht verdrängt werden konnte.«

So steht die Frage der Benennung der drei Hauptfische. Offenbar geht daraus hervor, daß die Benennung des Welses *(harcsa)* und des Karpfen *(ponty)* ugrisch, die des Hechtes *(csuka)* slawischen Ursprungs ist. Den slawischen Ursprung der Benennung des Hechtes erklärt nun MUNKÁCSI so, daß dieselbe für jeden Ethnographen wahrscheinlich ist. Ziehe ich jedoch auch die Benennungen für Wels und Karpfen in Betracht, so finde ich mich durch die Erklärung MUNKÁCSI's nicht befriedigt, und zwar deshalb nicht, da wird bezüglich der

Begriffsveränderung das, was MUNKÁCSI im allgemeinen hierüber vorbrachte, bezüglich des Welses und Karpfens, deren Bedeutung für den Fischer ein so auffallend große ist, nicht annehmen können.

Das sprachliche Faktum ist, daß das Wort *harcsa-sort* im Magyarischen, Wogulischen und Ostjakischen ganz gleicherweise vorkommt und also dieses Wort, einerlei ob es bei den Ugriern entstand, oder durch Entlehnung zu denselben gelangte — bei den Magyaren schon zur Zeit vor der Trennung von den Ostjaken und Wogulen vorhanden war. Ein nennenswertes Faktum ist auch, daß dasselbe Wort sowohl im Wogulisch-Ostjakischen, als auch im Magyarischen je einen wichtigen und besonders großen Fisch bedeutet, ferner, daß wenn dieser große Fisch auch heilig war und auch noch irgend eine attributive Benennung besaß, doch dazumal, zur Zeit des magyarisch-ostjakischen Zusammenlebens, sein eigenes Nennwort hatte, was eben durch die Worte *harcsa-sort* bewiesen wird. Aus diesem würde folgen, daß zur Zeit der ugrischen Einheit, das eine Bruchstück der Ugrier den Esox lucius, das andere den Silurus glanis mit dem Worte *harcsa-sort* benannte und obwohl wir hierüber ein Beispiel in dem Worte meny-hal (Lota vulgaris) fanden, das bei einem und demselben magyarischen Volke auf dem einen Gebiete für Lota vulgaris, auf dem anderen für Cobitis barbatula gebraucht wird, widerspricht dem doch die Erfahrung, daß die Namen der großen Fische auf andere nicht zu übergehen pflegen, gleichwie die Magyaren nur Esox lucius als csuka, als harcsa nur Silurus glanis bezeichnen. Es ist also unbezweifelbar, daß das Wort *harcsa-sort* zur Zeit der Einheit der ugrischen Völker bloß einen und denselben Fisch bedeutete und die Begriffsverschiebung später erfolgte. Welchen Fisch nun dieses gemeinsame *harcsa-sort* bedeutete, ob Silurus glanis oder Esox lucius? ist die Frage, auf die wir Antwort suchen müssen.

Die Begriffsveränderung ist, wie aus den Zeilen MUNKÁCSI's ersichtlich war, mit dem Ortswechsel verbunden; verknüpfen wir also diese Worte mit demjenigen Wege, den die Magyaren zurücklegten und betrachten, inwieferne die an den einzelnen Abschnitten dieser Weglinie vorgefallenen naturhistorischen Veränderungen die Frage der Begriffsverschiebung erklärlich machen.

MUNKÁCSI besagt, daß die Magyaren ihren Weg von den siberischen Flüssen aus unternahmen, d. i. sie gingen vom Irtysch-Ob-Becken aus. Dort wohnten also die Wogulen, Ostjaken und Magyaren beieinander und benannten alle drei mit dem Worte *harcsa-sort* den Esox lucius; daß sich dieses Wort dazumal auch auf einen anderen Fisch, und eben auf den Wels nicht bezogen haben konnte, geht daraus hervor, daß im Irtysch- und Ob-Becken der Wels nicht vorkommt. In diesem Becken also ging der Bruch vor sich, die Wogulen und Ostjaken blieben in demselben Becken, zogen jedoch weiter nach Norden und da sie auf ihrem Wege überall auf Esox lucius stießen, blieb auch die ursprüngliche Benennung desselben, *sort*, bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Magyaren überschritten jedoch den Ural und fanden östlich von demselben

in den Tälern der Wolga und des Ural in jedem kleinen Zweigbächlein den *sort-harcsa* benannten Esox lucius, wurden aber dort mit einem anderen großen Fische, dem Silurus glanis, bekannt — und belegten nun, wenn die Hypothese MUNKÁCSI's richtig ist, diesen Fisch mit der Benennung *harcsa*, während der Esox lucius, den sie bislang harcsa benannten und den sie auch hier fanden, ohne Namen blieb und nur später, als sie mit den Slawen in Berührung traten, csuka benannten. Es ist dies einfach eine Unmöglichkeit und läßt sich also nicht voraussetzen, daß die Magyaren von den sibirischen Flüssen ausgehend in das Zwischenland zwischen dem Ural und der Wolga gelangten.

Unsererseits haben wir die uralische Urheimat der Magyaren zwischen die Flüsse Wolga, Ural und Kama, also an die westlichen Abhänge des Uralflusses gesetzt, und wird die Richtigkeit dieser Annahme dadurch, daß sich auf diese Weise die Begriffsveränderung des Wortes *harcsa-sort* erklären läßt, allsogleich kritisch erprobt. Zur Zeit der ugrischen Gemeinschaft kannten die auf diesen Gebieten lebenden Wogulen, Ostjaken und Magyaren drei große Fische, Cyprinus Carpio, Silurus glanis und Esox lucius. Den ersten hießen sie *ponty-peñaś*, den zweiten *harcsa-sort*, während der dritte, als heiliger Fisch, irgend eine attributive Bezeichnung führte. Als die Magyaren aus diesem zwischen Wolga und Ural gelegenen Vaterlande aufbrachen, trafen, sie auf ihrer Wanderung bis zur Theiß und der Donau überall nur auf solche Flüsse, in welchen diese drei Fische in großer Menge vorkamen, sie hatten also keine Ursache weder die Benennungen *harcsa* für Silurus glanis, noch *ponty* für Cyprinus Carpio zu vergessen oder auf andere Fische zu übertragen; nachdem jedoch Esox lucius keinen besonderen Namen besaß, übernahmen sie damals, als in den Gegenden des Dnjeper schon die Russen für sie fischten, anstatt der bisher gebräuchlichen attributiven Benennung den russischen Namen *csuka*. Es ist dies ganz natürlich. Nach der anderen Richtung hin zogen die Wogulen und Ostjaken, nachdem sie im Mittellande zwischen Wolga und Ural von den Magyaren abschieden, nach Norden und Nordosten, wobei sie den Ural überstiegen und ihre Wanderfahrten im Irtysch-Ob-Becken begannen. In diesem Becken war jedoch von den ihnen bekannten drei Hauptfischen bloß einer, der Esox lucius bekannt, der aber heilig war und als solcher keinen besonderen Namen besaß, während Silurus glanis und Cyprinus Carpio nicht vorhanden waren und daher die Bezeichnungen derselben *sort*, beziehentlich *peñas* überflüssig wurden. Als dann Esox lucius an seiner religiösen Bedeutung eine Einbuße erlitt und die Berührung mit anderen Völkern eine Benennung des Fisches mit einem Nennworte notwendig machte, wählten hierzu ganz allgemein sowohl Ostjaken, wie Wogulen das Wort *sort*, auf einem kleineren Gebiete das Wort *peñas*, da sich diese schon im Sprachschatze befanden, dieselben im neuen Vaterlande ganz überflüssig waren und sie sich dessen recht gut erinnerten, daß in ihrer Urheimat, jenseits des Ural, sowohl *sort*, wie auch *peñaś* große Fische bedeuteten. Und auch dies ist ganz natürlich.

Wir sehen also, daß sobald wir als Urheimat der Magyaren den Landstrich westlich vom Ural and südlich vom 55° N. Br. annehmen, bei voller Wahrung der Heiligkeit des Esox lucius die Begriffsveränderung von *harcsa-sort* mit ponty-peñaś ganz natürlich erklärt werden kann. Dies zugleich die Kritik dieser Ortsbestimmung.

Nach dem Gesagten müssen wir noch alles in allem mit dem Faktum abrechnen, daß nach den Darlegungen MUNKÁCSI's die übrigen Verwandten des Wortes *harcsa-sort* bei den Türken vorkommen, so im Kasantatarischen čurtan, im Kojbalischen *śortan*, im Altaitatarischen *čorton*, im Jakutischen *sordon*, im Tschuwaschischen in der Form *śurtan*, überall in der Bedeutung von Esox lucius. MUNKÁCSI besagt zwar bei der Verhandlung dieses Wortes nirgends, daß es aus dem Ugrischen ins Türkische übergegangen wäre oder umgekehrt, doch hält er schon bei der Abhandlung über das Wort *csuka* den Namen *harcsa-sort* für fremden Ursprungs und gelangte selber ihm zufolge aus den türkischen Sprachen in die ugrischen. Sprachlich bildet dies kein Hindernis, sahen wir ja doch, daß die ersten Wellen der Türken — die mit der Wade — gleicherweise auf Magyaren, Wogulen und Ostjaken einwirkten; was die Bedeutung anbetrifft, muß dennoch zugegeben werden, daß wir allein auf diese Angaben nicht bauen dürfen. In dieser Frage entscheidet, von woher jene Türken, die auf die Magyaren einwirkten, kamen: dies wissen wir jedoch nicht. Setzt man aber voraus, daß dieselben von Südosten nach dem Norden hinaufdrangen, so konnte dieses Wort in ihrer Sprache den Wels bedeuten, da dieser, wie ersichtlich war, im Aral-See und dessen Wassergebiet überall vorkommt. Daß sich die verschiedenen Bruchstücke dieser Türken später im Norden und Nordosten in Siberien zerstreuten und, nachdem sie dort den Hauptfisch ihrer südlichen Heimat, den Silurus glanis, nicht auffanden, die nunmehr überflüßig gewordene Benennung desselben auf den Hauptfisch der sibirischen Flüsse, den Esox lucius, übertrugen, ist eine analoge Erscheinung zu derjenigen, die auch bei den Ostjaken und Wogulen vor sich gehen mußte.

Demnach kann also die uralische Urheimat der Magyaren, von der aus sie ihren europäischen Wanderzug antraten, mit der Gewißheit naturwissenschaftlicher Daten derart bestimmt werden, daß dieselbe zwischen den Flüssen Ural, Wolga, Kama und Bjelaja lag. Auch wissen wir aus der Reise des Frater JULIAN, daß an diesem großen westlichen Wanderzuge nicht die gesamten Magyaren teilnahmen, sondern nur ein Teil derselben; das andere Bruchstück wurde durch die im Osten Europas gewüteten historischen Stürme nach Norden verdrängt und konnte die zweizackige Stechgabel, die wir nach TEPLOUCHOW oben beschrieben, von diesen herrühren.

Diese Ortsbestimmung mit den übrigen sprachlichen und geschichtlichen Daten in Übereinstimmung zu bringen, ist Sache der Sprach- und Geschichtsforscher, und kann es nicht meine Aufgabe sein, die hierauf bezüglichen Anga-

ben zu registrieren. Wenn ich dennoch einige beifüge, geschieht es nicht nur deshalb, weil dieselben diese Ortsbestimmung bekräftigen, sondern auch, weil denselben in der Lenkung der künftigen Arbeiten eine entscheidende Rolle zufallen kann. — Daß dieses Gebiet allen, durch HERMAN und MUNKÁCSI gestellten Anforderungen entspricht, habe ich schon erwähnt, auch sahen wir, daß das Wort die Begriffsveränderung des Wortes *harcsa-sort* erklärte und uns die Angabe TEPLOUCHOW's erklärlich macht. In der Milleniumsausgabe der Magyarischen Geschichte gibt HEINRICH MARCZALI eine Karte, auf welcher die Wanderlinien der Magyaren dargestellt sind, und zwar einerseits auf Grund der gesamten in Betracht kommenden geschichtlichen Daten, andererseits nach ANONYMUS von der südlichen Seite des Bjelaja aus, beide also aus demselben Gebiete, das auf Grund der Verbreitung der Fische auch wir als die Heimat der Magyaren bezeichneten. Im selben Werke finden wir eine andere Karte, die GÉZA NAGY plante, und auf welcher der Weg des Frater JULIAN skizziert ist. Er verlegt das Groß-Ungarn des Mönches schon an die nördliche Seite der Flüsse Bjelaja und Ufa, an die Gestade der Kama; und steht dies vollständig im Zusammenhange damit, daß die zurückgebliebenen Teile der Magyaren nach Norden zogen. Nehmen wir noch in Betracht, daß dieses Gebiet heute der Hauptsitz der Baschkiren ist, und über diese sowohl UJFALVY, als auch JOUFFEROFF ganz einstimmig besagen, daß dieselben in antropologischer Hinsicht die Verwandten der Magyaren sind; und als Dr. AUREL V. TÖRÖK die Resultate dieser Forscher revidierte, erklärte er schon im Jahre 1882, daß wer auch immer unsere östlichen Verwandten aufsuchen wollte, hierher nach Baschkirien reisen muß. Auch muß in Betracht gezogen werden, daß unter 2000 baschkirischen Ortsnamen (Flüsse, Berge, Seen, usw.), die eben von diesem Gebiete A. BESCHONOFF sammelte, schon auf die erste Übersicht und ohne, daß dies ein geübter Sprachforscher vorgenommen hätte, folgende Namen zum Vorschein kamen: *Varjas* (Варяшъ), *Budzja-Varjas* (Будзя-Варяшъ), *Alamaz* (Аламазъ), *Zigit-Cselga* (Зигит-челга), *Turcsa* (Турча), *Tuba* (Туба), *Csik* (Чикъ = граница = im Sinne von Grenze), *-tau* (тау, nach den Namen der Seen), *Buj* (Буй im Sinne von bő = weit), *Kali-Kul* (Каликулъ), *Jorosch* (Иорошъ), im Sinne von járás = Weg, z. B. Ochsenweg); den magyarischen Ursprung dieser Wörter abzuleugnen ist unmöglich.

All dies beweist dafür, daß die uralische Heimat der Magyaren wirklich dasjenige Gebiet war, das wir als solches bezeichneten und zeigt, daß die Magyaren dieses Gebiet lange bewohnten, da sich ja die Spuren bis heute erhalten haben. Ich behaupte nicht und denke es auch nicht, daß dieses Gebiet die Wiege der Magyaren war, und die Magyaren im Ural bloß auf diesem Gebiete lebten, da sich ja doch heute noch durchaus nicht entscheiden läßt, welche Elemente derselben von woher hierhe rgerieten, aber daran denke ich, daß die Magyaren des Uralgebirges — von wo immer her sie auch dahin gelangt sein mochten — auf diesem Gebiete ihre letzte, gewißlich mehrere Jahrhunderte

andauernde Rast gehalten, bevor sie die europäische Wanderung antraten, und auch darauf, daß die ugrisch-türkischen Elemente, aus deren Vermischung der Kern, der Grundbestandteil der Magyaren hervorging, sich zuerst auf diesem Gebiete begegneten und miteinander inniger vermengten.

Was wir hier gesagt, stellt uns die Bedeutung des bezeichneten Gebietes für die magyarische Urgeschichte in heller Beleuchtung dar. Ethnographische, sprachliche, geschichtliche uns archeologische Daten in ihrer Gesamtheit bezeichnen uns dieses Gebiet — indem wir die Wanderungen unserer Vorfahren von Westen aus zurückverfolgen — als dasjenige, bis wohin noch sichere Spuren führen. Dieses Gebiet müssen wir also vollständig kennenlernen und gründlich ausforschen, da nur von hier aus weitere Nachspürungen begonnen werden können. Und hierin besteht das Programm der nächsten Zukunft. Zur Lösung dieser Aufgabe, die wir als den Aufbau der magyarischen Urgeschichte bezeichnen, ist die fleißige Arbeit von Generationen, das friedliche Zusammenwirken der Völker und die eifrige Mitwirkung aller Fächer der Wissenschaft notwendig. Wenn es diesem Buche gelang, hierzu nur ein Stäubchen beizutragen, hat es seinen Zweck erreicht.

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 135—149

DIE ETHNOGRAPHISCHE GESTALTUNG DER BEVÖLKERUNG UNGARNS*

ANTAL HERRMANN

Ungarn, das Herz Europas, wird seit tausend Jahren von der ungarischen Nation als einem einheitlichen und unteilbaren Ganzen bewohnt, dessen jeder einzelne Bürger bei gleichen Pflichten gleiche Rechte besitzt. Die einheitliche Staatsbürgerschaft erstreckt sich auch auf Kroatien, das aber in bezug auf interne Verwaltung und Kulturangelegenheiten eine besondere Autonomie genießt und auch hinsichtlich der ethnischen Gestaltung unter einen besonderen Gesichtspunkt fällt.

Aber wie das reinem, weiße Sonnenlicht durch das Prisma in die sieben Farben des Regenbogens zerlegt wird, so besteht auch die einheitliche ungarische Nation, vom Gesichtspunkte der Volkskunde betrachtet, aus sieben Volkselementen, unter die sich noch etwa ebensoviele ethnographische Nuancen mengen.

Diese Elemente verschiedenen Ursprungs haben sich zu verschiedenen Zeiten und in unterschiedlicher Anzahl in den einzelnen Gegenden des Landes niedergelassen. Hier auf dem geographisch genug einheitlichen Gebiete des ungarischen Staates nähern sich nun die Bestandteile der einheitlichen politischen Nation auch in ethnographischer Beziehung einander immer mehr. Und zwar nicht nur in dem Sinne, daß die allgemeine Zivilisation, der Fortschritt und die Verbreitung der menschlichen Bildung die Rasseneigentümlichkeiten, die Spezialitäten der ursprünglichen primitiven Kultur immer mehr verwischt und die Menschen, welche so einerseits den modernen sozialen Idealen, anderseits aber dem großen Durchschnitt immer naher gebracht werden, mehr und mehr uniformiert. An die Stelle der Rassenbesonderheiten tritt die individuelle. So werden die gesamten gebildeten Völker einander immer ähnlicher, und dieser Vorgang hat dazu beigetragen, daß die Ungarn zu einem vollkommen europäischen Volke geworden sind.

Aber in diesem Lande geschah und geschieht auch eine Umwandlung spezieller Richtung in großem Maße. Das ungarische Volk selbst hat wesent-

* Aus dem von J. v. Jekelfalussy redigierten Werke »Az ezeréves magyar állam és népe« (Der tausendjährige ungarische Staat und sein Volk), welches den einleitenden Band des Generalkataloges der ungarischen Millenal-Ausstellung bildet.

liche Wandlungen erfahren, seit es den Ursitz seiner Entstehung verlassen; er hat arische, türkische, slawische Einwirkungen empfangen und auch hier in dieser Heimat, in den Kämpfen der Landnahme raschere, dann aber allmähligere Modifikationen erlitten und solcherweise seine gegenwärtige Gestalt erhalten, auf welche die übrigen Völker dieses Landes formend einwirkend, auf die hinwieder das Magyarentum von vielfachem Einflusse war. Boden und Geschichte wirken umgestaltend auf das ursprüngliche Wesen der Rasse, auf den Typus der Abstammung ein; jedes Land bringt sein Volk hervor, welches dann durch die Geschichte gezeitigt wird. Von großem, ausgleichendem Einflusse sind das gemeinsame Vaterland, die gemeinschaftlichen Natur- und Lebensverhältnisse, die fortwährende Berührung mit einander, die Kreuzung und die mächtigen Wechselwirkungen der Kulturzustände, welche sich nicht nur anläßlich der Verschiebung der Wohnsitze, nicht nur bei der sogenannten gemischten Bevölkerung und an den Sprach- und Volksgrenzen geltend machten, sondern von der Peripherie aus auch in das Herz der dichteren Massen scheinbar unvermischter Elemente eindringen.

So entstehen die mannigfaltigen Übereinstimmungen und gemeinschaftlichen Züge im anthropologischen Typus und in der Sprache, in Tracht und Bau, in Brauch und Glauben, in allerlei Überlieferungen und endlich die Gemeinsamkeit der Gesinnung. So entwickelt sich hier eine gewisse ethnische Einheit, welcher naturgemäß das staatenbildende, magyarische Element, seit tausend Jahren hier eine historische Mission erfüllend, an körperlicher und geistiger Kraft hervorragend, an Zahl stark überwiegend, seinen Stempel aufgedrückt hat, diesem Volksmilieu, dem Resultat mannigfacher Faktoren, individuellen Charakter und Färbung verleihend. Dieses Element macht dieses Land zum Staat, dieses Völkerkonglomerat zur Nation und verleiht diesem sozialen Organismus ein in der Waage Europas entscheidendes politisches Gewicht.

Diese Gestaltung ist vom magyarischen Element nicht forciert, nicht beschleunigt worden. Ja, man könnte sagen, es hat die geeignetesten Gelegenheiten versäumt, diesen Prozeß zielbewußt zu fördern. Solange zur Konsolidierung des ungarischen Staates vor allem Blut vonnöten war, war man hinsichtlich der Quelle desselben nicht sehr wählerisch; der Begriff des blauen Blutes war noch unbekannt, jedes war gleich rot. Später meinte man auch vom Gelde *non olet*, ob man es nun dem ismaelitischen Krämer abnahm oder dem deutschen Hospes. Auch bei der materiellen Arbeit sah man auf die Hand und nicht auf die Zunge; ja, der Grundherr bevorzugte mitunter den Arbeiter, mit dem er bequemer schalten konnte, z. B. in Oberungarn den Slowaken, in Siebenbürgen den Walachen. Die Genügsamkeit dieser beiden Elemente, ihre aus ihrer zusammenhängenden Masse resultierende defensive Zähigkeit und aktive Absorptionsfähigkeit erschwerten dann die Verschmelzung besonders; ja magyarische und andere Elemente gingen in jener auf. Erst in späteren Zeiten, als die nationale Idee sich entwickelte und die Epoche der eigentlichen natio-

nalen Arbeit begann, da erwachte das magyarische Element, ja der ganze Westen, zu der Überzeugung, daß hier ein starker nationaler Staat geschaffen werden muß.

Das Volkselement, welches heute die magyarische *Rasse* genannt wird, hat sich hier in diesem Lande ausgestaltet; die ungarische *Nation*, im ethnischen Sinne, vermochte sich noch nicht völlig auszuformen. Dieser Prozeß, welcher bei den großen Kulturnationen im westlichen bereits abgeschlossen ist, ist bei uns gegenwärtig noch im Flusse. Die Ungarn waren die letzte größere Woge in der periodischen Flut der Völkerwanderungen und hatten im Becken des Kreidemeeres ein Gebiet eingenommen, auf welchem früher keine Macht von Bestand war. Nur kurze Zeit dauerte hier das Weltreich der Römer, der Hunnen, der Avaren. Auch die Ungarn waren bemüssigt, ihren Staat mit fortwährenden Kämpfen zu erhalten; keine dauernde Ruhe war ihnen vergönnt, um das Werk der endgültigen Konsolidierung zu vollenden. Dreimal mußten sie das Land sozusagen ganz aufs neue bevölkern. Und als ruhigere Zeiten eintraten, da fehlte die zentrale Kraft, die Macht der nationalen Zentralisation, der magnetische Glanz der nationalen Dynastie, der verschmelzende elektrische Strom des Hofes. Der Schwerpunkt der Staatsgewalt, der Regierung, befand sich außerhalb des Landes. Wien konsumierte nicht nur die Blüte der Kraft und Produktion der Nation, sondern entnationalisierte teilweise ihre Vornehmsten und leistete dem Magyarentum gegenüber meistens den separatistischen Bestrebungen unserer Nationalitäten Vorschub.

Unsere ethnographischen Zustände können nicht nach dem Beispiele der Deutschen, Franzosen, Italiener oder Engländer bemessen werden. Diese wurden von den Magyaren vor tausend Jahren als ausgestaltete Nationen hier angetroffen, wenn auch nicht in völlig ausgeformten Staaten. Und wenn die Entwicklungsgesetze der Organismen eine gewisse allgemeine Geltung besitzen, dann ist es nicht unwahrscheinlich, daß die großen Kulturnationen, welche uns in der Entfaltung und Kulmination der Kultur vorangegangen sind, auch im Niedergang vorangehen werden.

Im Verlaufe von tausend Jahren hat sich die ungarische Nation gebildet, hat der ungarische Staat allen inneren und äußeren Gefahren widerstehen können. Aber der Staat ist nicht nur ein Verwaltungsgebiet, die Nation ist keine bloße Wirtschaftsgesellschaft, welche zur Bestreitung der öffentlichen Auslagen Steuer zahlt, zur Verteidigung Militär stellt, und den Familien die Existenz sichert. Es ist das ein höherer ethnischer Begriff, welcher undenkbar ist ohne gemeinsame Gesinnung, Einheit der Auffassung, Identität der Ideale, in welchem die in Taten sich äußernde Einmütigkeit des Willens, gegenseitiges Verständnis, das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der vollkommenen Interessengemeinschaft und eine gewisse Gemeinsamkeit der Kultur vonnöten ist.

Indem das leitende magyarische Element für die Schaffung dieser Momente tätig ist, beschafft, festigt und sichert es die Existenzbedingungen

der Gesamtnation, des ganzen Staates. Dieses magyarische Element hat um die Mitte unseres Jahrhunderts den Boden des Vaterlandes, der zum größten Teile sein Eigentum war, zum freien Gemeinbesitz gemacht. Und indem es gegen den Ausgang des Jahrhunderts das Hauptunterscheidungsmerkmal seiner eigenen Nationalität, seine Muttersprache, die Staatssprache, zum Gemeingut der Gesamtbevölkerung macht: begibt es sich eigentlich seines letzten Vorrechtes; es nimmt den Übrigen nichts, sondern gibt ihnen, indem es mit ihnen das Hauptmittel des Vorwärtskommens in diesem Staate, die Bedingung der Bekleidung eines öffentlichen Amtes usw. brüderlich teilt. Und indem es dieses Völkerkonglomerat zu einem organischen ethnischen Ganzen, wahrhaft zu einer Nation verschmelzt, dann opfert es eigentlich zugleich den charakteristischen Typus seiner eigenen Rasse auf. Denn die ethnische Gestaltung geht heutzutage in Europa nicht mehr so vor sich (wie etwa noch in Sibirien), daß ein prävalentes Volkselement ein gewiße großes Maß ganz auflöst, sie direkt in die Gußform seines eigenen Ethnikums hineinschmelzt und ihr dann seinen mächtigen Stempel aufdrückt, so daß nur die subtilere ethnologische Analyse die heterogenen Urbestandteile zu erkennen vermag. Indem also das magyarische Element andere umgestaltet, wird es auch selber wesentlich umgestaltet. Sein Vorgehen kann daher nicht exklusive Engherzigkeit, Egoismus der Rassen*art* genannt werden: es ist dieses das vitalste Interesse eines höheren *Gattungs*begriffes, der Nation.

Diese Gestaltung gereicht den übrigen Elementen nicht zum Schaden. Dafür spricht jene bedeutsame Tatsache, daß die edelsten Bestandteile der anderen heimischen Völker sich immer spontan zum magyarischen Element hingezogen fühlten und sich mit demselben, wenigstens in der Gesinnung vereinten. Vom allgemein menschlichen Standpunkt ist nicht das erwünscht, daß die kleineren heimischen Volksfragmente und Splitter verloren gehen, oder solche Massen vermehren helfen, welche von inferiorer Kultur und von minderem Werte für die Zivilisation sind; sondern daß sie zur Kräftigung desjenigen Elementes beitragen, welches zum Heile der Kultur und Humanität eine hehre Mission erfüllt hat, und dessen auch fürderhin eine wichtige Aufgabe im Interesse der menschlichen Ideale, der Vervollkommnung der Menschheit harrt.

Aber auch speziell in Hinsicht auf das ethnische Interesse der sogenannten Nationalitäten scheint der Beistand eines kräftigen ungarischen Nationalstaates erwünscht. Nur dieser vermag ihnen die Garantien zu bieten, daß sie, dem Staate gebend was des Staates ist, auch in der Gemeinschaft der Nation den ethnischen Typus ihrer Eigenart in Sprache, Religion und sonstiger Tradition bewahren können. Sobald der ungarische Nationalstaat aufhörte, würden diese Volkselemente sofort zerspleißen, sie würden endgültig verschwinden, oder in Atavismus zurückfallend spurlos in den für Verwandte gehaltenen farblosen rohen Massen untergehen, oder sich vollständig umgestalten. Es würde z. B. nicht nur der Slowake aufhören, eine spezielle und originelle Varie-

tät zu sein, sondern der Sachse zum Walachen, dieser aber letztlich zum Russen werden. Der ungarische Patriotismus ist also nicht nur die Pflicht aller Völker des Landes, sondern zugleich das entscheidendste Interesse ihrer Rasse.

Jede unserer Nationalitäten ist ein Radius im Kreise dieser Heimat, dessen Mittelpunkt die Macht des Landes, das Blühen und Gedeihen der Nation bildet. Und indem die nicht zentrifugalen Elemente nach diesem Zentrum gravitierend vorwärts schreiten, kommen sie einander immer näher, ohne das auch nur eines derselben seine Richtung verlassen oder den Weg des anderen kreuzen müßte. Und indem sie sich so einander und dem zentralen magyarischen Elemente nähern, entfernen sie sich zugleich von ihren ausländischen Stammverwandten, mit denen sie an der Peripherie des Landes noch kohärieren. Und unter dem Einflusse der Gemeinsamkeit des Bodens und der Geschichte, der Traditionen und Institutionen tritt bei ihnen immer mehr eine volkspsychologische Wahlverwandtschaft höherer Ordnung an die Stelle der verjährten anthropologischen Blutsverwandtschaft. Ungarns natürliche und politische Grenzen werden endlich auch zu ethnographischen. Auf diesem Boden ist die ungarische Nation der tausendjährigen Geschichte organisch gediehene, gesunde, reife Frucht, deren äußere Schale die Nationalitäten sind, der innere Sammenkern aber das magyarische Element. Im Kern aber ist das Leben, die Zukunft!

Diese anspruchslosen Betrachtungen wollen durchaus nicht politischer, sondern rein ethnologischer Richtung sein; sie ergeben sich von selbst aus den Tatsachen der Zustände und wollen zur genetischen Beleuchtung unserer etwas komplizierten ethnographischen Verhältnisse beitragen.

Zur genaueren Erforschung dieser sind vielseitige, tiefgehende Studien erforderlich. Diese können als die wichtigste nationale Kulturarbeit bezeichnet werden. Sie wenden den Grundsatz des »Erkenne dich selbst!« auf den Menschen als soziales Wesen, als ethnisches Gebilde an, und dieser Grundsatz ist für die natürliche und bewußte Entwicklung und Vervollkommnung des Volksindividuums nicht minder wichtig, als beim Einzelmenschen. Die Volkskunde bestrebt sich, die Hauptwahrheiten der Probleme der Menschheit zu ergründen und ist daher nicht nur theoretisch und moralisch von der größten Bedeutung, sondern kann auch in praktischer Richtung überaus fruchtbringend sein. Ihre Resultate bilden die unentbehrliche sichere Grundlage einer rationellen Wirtschafts-, Verwaltungs-, Gerichts- und Nationalitätenpolitik, des von der Wurzel des Lebens nicht losgerissenen organischen Kulturfortschrittes. Die Gesetze z. B. sollen nicht gemacht, sondern in der Seele und im Leben des Volkes gefunden werden. Ohne genaue Kenntnis seines Wesens kann man ein Volk nicht vernunftgemäß leiten und regieren.

Infolge der Mannigfaltigkeit der Volkselemente und des Umstandes, daß bei uns der ethnische Prozeß noch bei weitem nicht abgeschlossen ist, sind diese Studien nirgends von größerer Bedeutung als bei uns. Hierbei tritt naturgemäß

das magyarische Element in den Vordergrund. Nicht nur darum, weil dieses die ungarische Nation gegründet hat und weil sein Ethnikum an und für sich das gehaltsvollste und interessanteste ist, sondern hauptsächlich darum, weil dieses Element mit seiner Existenz und seinem Wesen ganz und gar auf das Gebiet dieses Landes beschränkt ist, und sonst in der ganzen Welt keinen Platz mehr hat. Die übrigen Volkselemente hingegen reichen zumeist nur als Ansätze, als Halbinseln und Inseln in unser Gebiet herein; ihre Masse, ihr Kontinent zeigt sich außerhalb unserer Grenzen kompakter und bildet größtenteils unabhängige Staaten, in denen, nebst anderen Kulturinteressen dieser Elemente, ihre Ethnographie eine zuweilen auffällig lebhafte Vertretung findet. Die heimische Volkskunde hat sich also in erster Reihe mit dem magyarischen Elemente zu befassen. Aber sie darf die Ethnographie der übrigen Elemente nicht vernachlässigen. Denn die systematische Bearbeitung des gegebenne Gebietes erfordert eine möglichst erschöpfende Induktion, eine auf vergleichender Methode beruhende, sich auf alle Faktoren erstreckende, zusammenfassende Behandlung. Und infolge der vielfachen Verflechtung der oben angedeuteten Wechselwirkungen kann eines ohne das andere nicht erkannt, nicht verstanden, nicht unter einen höheren Gesichtspunkt gefaßt werden. Und übrigens, wenn die Indolenz oder Exklusivität des magyarischen Elemente die Pflege der Ethnographie der übrigen heimischen Volkselemente ganz ihnen überläßt, oder aber ihren ausländischen Stammverwandten, dann gerät die tendenziöse Auffaßung auf Kosten der Objektivität und der wissenschaftlichen Methode durch das Beiseitigen charakteristischer Erscheinungen, das Hervorheben des Akzidentalen und das Verdrehen von Tatsachen nicht selten auf Abwege und verursacht Unwahrheiten, welche dazu führen, daß erst die allgemeine Ansicht von diesen Elementen, dann das auf sie bezügliche Wissen, endlich aber das ethnische Wesen derselben selbst gefälscht wird. Eine aus der Suprematie des ungarischen Elementes sich ergebende noble Obliegenheit ist es, die ethnographischen Interessen der übrigen zu vertreten und zu pflegen. Ganz und gar irrig ist übrigens die Ansicht einiger unserer Politiker, daß dieses dem ungarischen Elemente und der nationalen Einheit nachträglich sei. Im Gegenteil, je prägnanter gerade die hiesigen speziellen und lokalen Eigentümlichkeiten der heimischen Volksfragmente (auch gemäß den Postulaten der anthropologischen Disziplinen) hervortreten, desto schärfer werden sich jene von der ausländischen Masse ihrer Stammverwandten abheben, dessen geringer wird bei ihnen die zentrifugale Tendenz sein, desto weniger kann diese ausgebeutet werden, und desto leichter wird über kurz oder lang das Anschmiegen an unseren nationalen Genius erfolgen.

Unsere Staatsmänner zeigen im allgemeinen noch wenig Sinn für die politische Wichtigkeit der Ethnographie. Aber es scheint, die Arbeiter auf dem Gebiete der Volkskunde und auch weitere Kreise des gebildeten Publikums kommen allmälig zur Einsicht, daß der ethnographische Charakter es ist, was

eine Nation von den übrigen unterscheidet, sie also dazu macht, was sie ist; daß die überlieferte Form und der Gehalt der Sprache und des Volksglaubens, des Brauches und der Gebrauchsgegenstände das kostbarste und ureigenste Kleinod einer Nation sind, und daß das Anlegen eines Inventars über diese Schätze und der Bergung derselben die wichtigste nationale Aufgabe ist, aber auch die dringendste, mit Rücksicht auf die alles rapid nivellierende Wirkung der allgemeinen Bildung. In der Erfüllung dieser Aufgabe zeigen sich nun nicht nur Einzelne eifrig, sondern auch Institute, Gesellschaften und besondere Zeitschriften. Auf dem Gebiete der Volkskunde wird genug emsig gearbeitet, aber das Sammeln und Forschen ist noch nicht im ganzen Lande organisiert, beruht noch nicht auf einem einheitlichen System; wenig wird noch methodisch bearbeitet, auch eine Bibliographie fehlt noch.

Die Milleniumsausstellung wird der Sache der heimischen Volkskunde gewiß eine bedeutende Förderung bringen. Die in großen Verhältnissen angelegten ethnographischen Abteilungen werden wohl in den weitesten Kreisen das Interesse für die Gegenstände der Volkskunde wecken und durch konkrete Erscheinungen und Gruppen instruktiv veranschaulichen. Der größte Teil des dort aufgehäuften Materials aber wird das Museum für Volkskunde bereichern, welches als eine Sektion des Nationalmuseums im Verlaufe einiger Jahre, Dank dem Sacheifer seines jetzigen Eifers, aus sehr bescheidenen Anfängen zu einer ansehnlichen Sammlung sich entwickelt hat. Wenn auch die kompetenten staatlichen Faktoren die Wichtigkeit der Sache würdigen werden, sind wir berechtigt zu hoffen, daß die heimische Volkskunde in kurzer Zeit den ihr gebührenden Platz unter den Wissenschaften und Institutionen einnehmen wird.

Diese allgemeinen Bemerkungen sollten gleichsam als Einleitung zu der ethnographischen Charakterisierung der einzelnen heimischen Völker dienen. Die mannigfachen Elemente und nach vielen Richtungen hin differenzierten Varietäten derselben gestatten aber in einem so beschränkten und subtilere Distinguierung ausschließenden Rahmen kaum eine Spezifisierung. Wenn wir diesen oder jenen konkreten Zug eines engeren Kreises auf das ganze betreffende heimische Volkselement generalisieren, weichen wir von der Wirklichkeit eben so sehr ab, wie wenn wir die allgemeinen Merkmale der großen Völkerrassen direkt auf die mit dieser einst in ethnischer Gemeinschaft gestandenen heimischen Volksfragmente anwenden wollen. Es mag übrigens bemerkt werden, daß unsere ethnographischen Verhältnisse überhaupt noch nicht so aufgearbeitet sind, daß daraus die sicher festgestellten Hauptergebnisse an dieser Stelle einfach nur zusammengefaßt reproduziert werden könnten; doch wollen wir uns hier vornehmlich an die Arbeiten der beiden Hunfalvy halten.

Ungarn erscheint als eine in kleinerem Maßstabe kompreß übertragene Projektion der ethnographischen Karte Europas. Die Kernmasse, das Magyarentum, welches aus Asien stammt, aber nun einen ganz europäischen Typus

zeigt, nimmt auch in ethnographischer Beziehung eine Mittelstellung zwischen den beiden in den nordöstlichsten und südöstlichsten Teil Europas hineinragenden Zweigen der Ural-Altaier, nämlich der Finnen und der Türken ein. Auf diesem Kristallkern sich ablagernd, reichen die großen europäischen Völkerrassen ins Land herein: vom Westen her Germanen, vom Norden und Süden fast alle Zweige der beiden großen slawischen Stämme, vom Südosten und vom äußersten Südwesten zwei Zweige der romanischen Völker. Außer diesen sind auch indische, iranische und semitische Elemente im Lande zerflossen.

Noch bunter wird das Bild, wenn wir nicht den gegenwärtigen Zustand berücksichtigen, sondern die historische Gestaltung, indem wir diejenigen Völker in Betracht ziehen, welche von den landnehmenden Magyaren hier angetroffen wurden, ferner jene, welche mit den Magyaren zusammen hierher kamen, endlich die, welche nach der Landnahme nach Ungarn gelangten. Diese Volkselemente sind zum Teile noch heute vorhanden; wenn sie verschwinden, sind sie im Magyarentum aufgegangen, beziehungsweise mit demselben verschmolzen, oder sie sind später von hier fortgezogen, oder sind hier untergegangen. Aber die zwei letzteren Prozesse mögen kaum so vor sich gegangen sein, daß nicht welche Überbleibsel hier haften geblieben wären.

Von jenen größeren und kleineren Volkselementen und Fragmenten, welche von den landnehmenden Magyaren auf dem Gebiete des heutigen Ungarns angetroffen worden sind, können erwähnt werden: im Gebiete des großmährischen Reiches Slawen (Slowaken, Slowenen), Avaren, im Süden Bulgaren, die alle zumeist in den Magyaren aufgefangen sind; im Teile des fränkischen Reiches, jenseits der Donau, Deutsche (Franken, Bayern), Slowenen (Wenden), beide zum Teil noch vorhanden, und Avaren; im Donau-Theißbecken und in Slawonien Serben, Kroaten, Bulgaren und Überreste von Longobarden, Gepiden, Griechen; in Kroatien Illyrer, verschiedene Slawen, Italiener; in Siebenbürgen Bulgaren und Petschenegen.

Die mit den Magyaren ins Land gekommenen Kumanen, Chasaren und Russen sind mit jenen verschmolzen; ebenso die Schwärme der später hergekommenen Petschenegen, Jazygen, Tataren, Kumanen, Bulgaren usw. Verschwunden sind die mobilen Ismaeliten und andere. Die seit dem XII. Jahrhundert nach Ungarn gelangten Volkselemente hingegen haben sich zumeist erhalten und ihr Volkstum bewahrt.

Nichtsdestoweniger nimmt der Kern der Nation, die *Magyaren*, in großen dichten Massen das Herz des Landes ein. Bezüglich der Abstammung der Magyaren hat die Wissenschaft noch nicht endgültig entschieden. Es ist ein ural-altaisches Volk; der Sprache nach mehr zu den Ugriern hinneigend, im übrigen Ethnikum aber zu den Türken. Seine Zahl mag nicht groß gewesen sein, als es dieses Land in Besitz nahm, wo es weder auf festere Staatengebilde, noch auf stärkeren Widerstand traf. Es okkupierte vornehmlich die zwei Tief-

ebenen, dieses Terrain entsprach seiner Natur, seiner Lebensweise und seiner in der Urheimat entwickelten Neigung zur Steppe am besten; und auf diesem besonders fruchtbaren Boden fand es eine sehr spärliche Bevölkerung vor. Dicht besetzte es auch das annehmliche Hügelland jenseits der Donau. Gegen das nördliche Hochland hin breiteten sich die wahrscheinlich von Kumanen abstammenden Polovezen aus, Siebenbürgens östlichen Teil besetzten die Székler. Wie die Székler Siedlungen entstanden sind, ist zwar nicht ganz klargelegt, die Theorie des hunnischen Ursprungs aber ist bereits in den Hintergrund getreten.

Das zusammenhängende, geschlossene Magyarentum wurde von Norden her durch die Slowaken zurück nach innen gedrängt, von Südwesten und Süden durch die Kroaten und Serben, am meisten aber von Südosten durch die Walachen, welche das Magyarentum auch durchbrachen, indem sie die Masse des Tieflandes von den Széklern trennten; doch werden diese durch eine ununterbrochene Kettenreihe von magyarischen Flecken mit jener verbunden. Hier schreitet die magyarische Revindikation langsam und schwer vorwärts, besonders von den Städten ausgehend. Die in die Tiefebene sich herablassenden Slowaken gehen schon leichter in den Magyaren auf, welche hinwieder von der Tiefebene aus gegen Südungarn zu, das Terrain zurückzugewinnen anfangen, wobei sie auch von den Deutschen unterstützt werden; dagegen ist das Zurücksiedeln nach Slawonien mit vielen Schwierigkeiten verbunden.

Auch infolge dieser Verschiebung der topographischen Lage wird die magyarische Rasse immer gemischter, und ihr anthropologischer und volkspsychologischer Typus ist nicht scharf zu bestimmen; es zeigen z. B. die Székler und die Polovezen zahlreiche besondere Eigentümlichkeiten. Insofern bei allen diesen Besonderheiten die bisherigen mangelhaften und nicht systematischen Beobachtungen es gestatten, könnte die magyarische Rasse im allgemeinen folgendermaßen gekennzeichnet werden: Die Statur ist mittelmäßig, der Schädel über mittelgroß, der Kopf kurz, gedrückt, das breite Gesicht ist oval, sich mehr nach oben verengend und zeigt scharfe Züge; die Nasenwurzel ist schmal, eingebogen, die Nase ist kurz, schmal und hoch; der Mund feingeschnitten, das Kinn oval, Augen und Ohren klein, die Stirn offen, gewölbt, das Haar meist dunklerer Färbung; der Schnurbart genug stark (einen Backenbart trägt der Bauer selten), das Auge ist dunkel oder hell, der Teint bräunlich (bei den Frauen der höheren Stände oft blendend weiß, dazu funkelnde Augen und schwarzes Haar). Nacken und Rumpf sind mittellang und breit; der Brustkorb vorne breit, an den Seiten gewölbt. Der Nabel liegt hoch; das Becken ist groß, hoch, mittelbreit. Die Hüften sind breit. Die Hände sind mittellang, der Oberarm lang und nicht dick; die Hand kurz und breit, der Handrücken kurz, der Daumen sehr kurz, der Mittelfinger mittellang, die Füße lang, die Schenkel und Waden wenig entwickelt, der Rist breit. Der Gang ist ruhig, die Haltung stattlich; die ganze Erscheinung verrät Kraft und Gelenkigkeit.

Noch schwieriger ist es, die psychischen Eigenschaften des magyarischen Volkes zu bestimmen und zu generalisieren. Für Züge des echten magyarischen Charakters werden gehalten: der ruhige Ernst, die Offenherzigkeit, der nationale Stolz, die Großmut, schwärmerische Freiheits- und Vaterlandsliebe, Gastfreundschaft. Der Magyare pflegt heftig, leidenschaftlich, gewalttätig, aber nicht hinterlistig, nicht zänkisch, nicht kriecherisch — sangwinisch, aufwallend, aber nicht zäh, nicht ausdauernd (Strohfeuer) zu sein; seine Grundstimmung ist ernst, oft melancholisch (er vergnügt sich weinend), aber seine Gefühle sind wandelbar: in der Erregtheit neigt er zu Ausschreitungen. Im allgemeinen ist er moralisch und religiös, aber nicht fanatisch, nicht intolerant. Seine Denkweise ist nüchtern, sein Urteil richtig, er faßt schnell auf. Er ist anständig, höflich, von vornehmen Manieren und aristokratischer Gesinnung. Er interessiert sich für die öffentlichen Angelegenheiten, politisiert gern, spaltet sich in Parteien; in neuerer Zeit neigen sich manche zur Leichtlebigkeit und moralischen Gehaltlosigkeit hin. Der Magyare ist gescheit und überaus arbeitstüchtig, wenn aber die Arbeit nicht dringend ist, macht er sich's gern bequem. Die liebste Beschäftigung ist ihm die Landwirtschaft und Viehzucht; auch aufs Handwerk verlegt er sich, hat aber für den Handel wenig Neigung. Darum konnten hier die Volkselemente von kommerziellem Geiste: die Ismaeliten und Juden, die Griechen und Armenier so gut gedeihen.

Schon durch seine eigentümlichen Lebensverhältnisse unterscheidet sich der Székler in manchem Charakterzug vom Ungarn der Tiefebene. Man glaubt, daß der Székler im allgemeinen geweckteren Gemütes ist, mehr geschäftlichen Geist besitzt, pfiffiger, spott- und prozeßsüchtiger, anspruchsloser ist und leichter auswandert, als die übrigen Magyaren. In bezug auf Wohnung und Tracht, Glauben und Brauch, Sprache und Volkskunst gibt es noch manchen eigentümlichen Unterschied zwischen den einzelnen Gegenden. Aber hierauf einzugehen verbietet der hier gegebene Rahmen.

Mit bewaffneter Hand haben die Magyaren dieses Land erobert, zu dem sie nun ein tausendjähriges unerschütterliches historisches Recht haben. Die mit ihnen im Verbande der einheitlichen Nation lebenden Nationalitäten sind zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Rechtstiteln hierher geraten. Das bedeutendste dieser Volkselemente sind die *Deutschen*. Zum größten Teil sind sie oberdeutscher Herkunft (Teutonen: Bayern, Alemannen), zum Teil Nieder- bzw. Mitteldeutsche (Sachsen). Die nach der Vertreibung der Türken hier angesiedelten Oberdeutschen werden Schwaben genannt. Die Deutschen sind im ganzen Lande verbreitet, aber in dichteren Massen wohnen sie nur an der westlichen Grenze als Hienzen und Heidebauern; weniger dicht in Siebenbürgen und in der Zips als Sachsen, ferner in den Komitaten Tolna, Baranya, Bács-Bodrog, Temes, Arad als Schwaben. Als größere oder kleinere Inseln sind noch zu erwähnen die Gründner, Krikehäuer, Habaner, die Oberdeutschen in den Komitaten Turóc, Zemplén, Ung, Bereg, Máramaros, die Sachsen in den

oberungarischen Bergstädten, die bayrischen Kolonien im Komitat Szatmár, endlich die deutschen Siedlungen jenseits der Donau, in der Gegend von Budapest und in den Komitaten Komárom, Fejér, Veszprém. Von den oberdeutschen Kolonien blühen vornehmlich die in neuerer Zeit angesiedelten, Ökonomie betreibenden Schwaben, die sich ansehends ausbreiten. Die älteren Siedlungen, besonders die niederdeutschen, stagnieren, wie die siebenbürger Sachsen, oder sind im Niedergang begriffen, wie in Oberungarn. Unter diesen greift auf dem Lande das Slowakentum stark um sich, während die Deutschen in den Städten dem magyarischen Elemente immer mehr Platz machen und (die Sachsen in Siebenbürgen ausgenommen) auch selbst zu Magyaren werden.

Die Deutschen haben sich durch die Gründung von Städten, die Pflege von Handel und Gewerbe, die Organisierung der Gesellschaft und überhaupt durch die Verbreitung der westlichen Kultur hervorragende Verdienste erworben.

Den Deutschen kennzeichnen viele vorteilhafte Eigenschaften: Fleiß, Ausdauer, Sparsamkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Nüchterheit, anständige Wohnung, Kleidung und Nahrung, Bildung, Sinn für Fortschritt, Pflichtbewußtsein, Achtung vor dem Gesetze, Hinneigung zum Genius der Gesamtnation. Gegenüber den Elementen von separatistischen Tendenzen im Norden, Osten und Süden des Landes ist die Kräftigung der patriotisch gesinnten Deutschen ein wichtiges nationales und Staatsinteresse.

Die einzelnen slawischen Stämme umgeben das Magyarentum im Mutterlande wie eine nach Osten offene Kreiskette, deren nördliches und südliches Ende durch die Walachen gleichsam verbunden wird. Es sind das zumeist neuere Ankömmlinge, denn die slowenischen und mährischen Elemente aus der Zeit der Landnahme sind größtenteils bald verschwunden oder im Magyarentum aufgegangen. Von den Nordslawen sind es sie *Slowaken* (magyarisch *tót*, früher Benennung für sämtliche Slawen), welche in größter dichter Masse im nördlichen Hochland wohnen, im östlichen Teile desselben mit Ruthenen abwechselnd, dann durch diese ganz abgelöst; sie lassen sich fleckenweise auch in die Ebene herab (besonders im Komitat Békés), ja auch nach Südungarn. Ihre Zahl nahm besonders durch die Hussiten und tschechischen Freibeuter zu und vermehrt sich fortwährend, namentlich auf Kosten der Deutschen. Die Slowaken sind dem tschechisch-mährischen Stamm verwandt; sie sind meist hoher Statur, haben ein breites Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen; das zumeist blonde Haar lassen sie lang wachsen, tragen aber keinen Schnurr- und Backenbart. Zu ihrem aus grobem Tuch bestehenden Gewand gehören noch der breite Ledergürtel, ein breitkrämpiger Hut und Bundschuhe. Die Mädchen lieben bunten Zierat. In den nördlichen Gegenden besteht ihre Nahrung aus Haferbrot und Kartoffeln, ihre Armut steigert der Branntweingenuß. Ihre Wohnung ist ärmlich. Es sind fromme, religiöse, sanfte, untertänige, ruhige Menschen, aber oft tückisch, störrisch und in der Aufregung gar

ungeberdig. Sie lieben den Tanz und ihre wehmütigen Weisen. Ihre Auffassung ist etwas schwerfällig, aber sie sind zu aller Arbeit geeignet und fleißig. Am liebsten beschäftigen sie sich mit Viehzucht, besonders mit Schafen; in die Ebene kommen sie oft als Schnitter. In der Hausindustrie sind sie sehr geschickt, die Stickereien der Frauen sind berühmt; die Männer verfertigen viele Holzwaren, treiben Flößerei und ziehen als wandernde Handwerker durch die ganze Welt. Auch die nach Amerika Ausgewanderten kehren zumeist mit ihren Ersparnissen wieder heim. Im allgemeinen sind sie patriotischer Gesinnung; aber den gelernten panslawistischen Agitatoren ist es hie und da gelungen, das einfache Volk zu betören.

Die *Ruthenen* (Rusnyaken, Russen, Kleinrussen, Russinen) kamen im XIV. und XV. Jahrhundert ins nordöstliche Hochland, wo sie geraume Zeit ein Hirtenleben führten. Am westlichen Saume ihres Gebietes gingen Deutsche in ihnen auf, von ihnen hingegen wurden viele zu Slowaken, im Südwesten aber zu Magyaren. Auch in den Komitaten Bács-Bodrog und Szerém gibt es ruthenische Siedlungen. Die Ruthenen sind meist kleiner Statur, schwacher Konstitution; ihre karge Nahrung besteht aus Kartoffeln und Mais; sie trinken gern Branntwein, wohnen in armseligen Hütten, oft in einem Raume mit ihrem Vieh. Sie sind sehr arm, wenig gebildet, aber gut gesinnt. Dieser gut veranlagte, aber überaus vernachläßigte Menschenschlag verdiente mehr Fürsorge und ein besseres Los.

Von Nordslawen kamen im XV. Jahrhundert in die Komitate Szepes und Sáros auch *Polen*, die aber von den römisch-katholischen Slowaken kaum unterschieden werden. Auch Tschechen kommen in Gruppen in größeren Industrieetablissements vor, z. B. in Krassó-Szörény.

Unter den Südslawen stehen an erster Stelle — schon wegen ihres autonomen Kroatiens — die *Kroaten*, welche mit den *Serben* zusammen im VII. Jahrhundert von den Nordabhängen der Karpaten in das Land jenseits der Save gezogen sind und später auch das Drave-Save-Becken besetzt haben. Kroaten und Serben sind nahe Stammverwandte, waren immer Nachbarn, wanderten vereint, lebten zusammen, vermengten sich viel, so daß sie sich gegenwärtig nur mehr in bezug auf die Konfession unterscheiden; die Kroaten sind römisch-katholisch, die Serben aber — ausgenommen die gleichfalls römisch-katholischen Sokazen und Bunjewazen in den Komitaten Verőce, Pozsega, Szerém und Bács-Bodrog — sind griechisch-orientalisch. Im eigentlichen Ungarn gibt es etwa 180 000 Kroaten, Serben fast 400 000; in Kroatien-Slawonien hielt man es für angezeigt, diese beiden Volkselemente bei der Volkszählung zusammenzufassen; so zählen sie an 1 900 000. In Kroatien unterscheidet man drei Mundarten nach der Aussprache *kaj*, *čo* und *što* der Fragepartikel »was?«. Zur Kajkavac-Region gehören die nordwestlichen, zum Čokavac die Küstengegenden, zum Stokavac der Osten (sowie Bosnien, die Herzegowina usw.). Diese Sprachgebiete unterscheiden sich auch ethno-

graphisch. Die Kroaten wohnen außer Kroatien-Slawonien noch im Murwinkel, im Komitate Zala in größerer Masse und auch im Komitat Sopron sind welche. Die Serben wohnen in den kroatisch-slawonischen Komitaten (Varasd ausgenommen) mit den Kroaten vermengt; in den Komitaten Lika-Krbava und Szerém befinden sie sich in der Majorität. In größerer Zahl sind sie noch in den Komitaten Bács-Bodrog, Torontál und Temes. Die serbischen Kolonien an der oberen und mittleren Donau zeigen eine rapide Abnahme. Die Kroaten und Serben im Nordwesten sind mittelgroß, meist blond, freundlich und aufrichtig; ihr Boden ist fruchtbar. Die Küstenbewohner sind gedrungener Statur, die in den Berggegenden höher gewachsen; der steinige Boden, größtenteils von Frauen bebaut, kann sie nicht ernähren; die Männer ziehen daher als Seeleute oder im Sommer als Steinarbeiter in die Fremde. Das Volk ist fleißig, religiös, nüchtern, seine Hauptnahrung Polenta und gebratene Fische. Die Štokavacen sind meist stark brünett und neigen mehr zur Bequemlichkeit. Die Südslawen leben zum Teil noch in Hauskommunen ein patriarchalisches Leben; besonders die Frauen sind sehr arbeitsam, altern auch zeitig. Ihre Volkspoesie ist sehr reich; sie hängen gar zäh an überliefertem Brauch und an nationalen Institutionen; sie sind gastfreundlich und freiheitliebend, aber nicht sehr tolerant und ihre politische Denkweise ist nicht immer rationell und billig. Zu den Südslawen gehören noch die in den Komitaten Vas und Zala wohnenden *Wenden* und die seit dem XIV. Jahrhundert zumeist in das Komitat Temes gekommenen *Bulgaren*. Diese sind besonders geschickte Gärtner, sind tätig, aber binden sich nicht an ihren Wohnort. Die in den Berggegenden mit Walachen gemischten Krassowaner sind nicht so ordentlich und reinlich, wie die Bulgaren der Ebene.

Wie die Bulgaren ursprünglich keine slawische Rasse waren, so sind die *Walachen* (Rumänen) nicht latinisierte Daker, sondern sind im Balkan entstanden und erst vom XII. Jahrhundert an nach Siebenbürgen eingesickert. Anfangs schweiften sie in den Bergen als Hirten umher, später stiegen sie zum Teil als Leibeigene und Knechte in die Täler hinab und verbreiteten sich auch in den benachbarten Gegenden, dann vermehrten sie sich bedeutend und nahmen auch andere Elemente in sich auf (z. B. im Komitat Hunyad Magyaren). Sie sind fast über den ganzen östlichen Teil des Landes verbreitet. Ihre nationale Sprache ist in der Kirche gegenüber der slawischen Liturgie durch die siebenbürgischen Fürsten zur Geltung gebracht worden. Die Bergbewohner, besonders die die von einigen für Székler gehaltenen Motzen im Siebenbürgischen Erzgebirge, sind hoher Statur, haben ein längliches Gesicht, blonde Haare, sind ernst, arbeitsam, geschickt, findig; die an den siebenbürgischen Flüssen wohnenden sind brünett, haben ein rundliches Gesicht, ein heiteres Naturell, sind weniger emsig; im eigentlichen Ungarn haben sie eine gedrungene Statur, ein breites Gesicht und dunkle Haare. Die Frauen sind im allgemeinen zart gebaut, schlank, haben feine Züge, sind hübsch, aber altern

früh, sie sind durchgängig arbeitsam. Das walachische Volk ist überaus zäher, hartnäckiger Natur, hängt sehr an seinen Sitten und seiner Sprache, lernt schwer eine andere Sprache, ist gegen Fremde mißtrauisch, ist geduldig aber nicht versöhnlich, besitzt nicht viel persönlichen Stolz und Mut, sein Zorn aber ist zerstörend; der Rumäne ist leichtsinnig und infolge seiner Genügsamkeit gegen irdische Dinge indolent, aber religiös und zeremoniös. Das gemeine Volk schreitet in der Kultur langsam vorwärts, obwohl es viele schöne Fähigkeiten und gute Eigenschaften besitzt. Seine große Vertrauensseligkeit zu seinen Pfaffen und Führern wird von eigennützigen Agitatoren oft zu seinem Schaden ausgebeutet. Wenn die Rumänen in ihrer Gesamtheit einmal zur Einsicht gelangt sein werden, daß ihre vitalen Interessen mit denen der ungarischen Nation identisch sind, werden sie die Kulturmission der letzteren im Osten wirksamst unterstützen können.

Die in Fiume herrschenden, den venetianischen Dialekt sprechenden *Italiener* sind ein an Zahl geringes, aber infolge der Wichtigkeit ihrer Stadt nicht unbedeutendes Element.

Noch dreier Volkselemente haben wir zu erwähnen, welche das Hauptkriterium der besonderen Nationalität, die eigene Sprache, nicht oder nicht in vollem Maße besitzen, bei denen sich aber die Abstammung durch andere ausgeprägte ethnographische Züge verrät. Den übrigen heimischen Völkern gegenüber sind diese die Vertreter von drei asiatischen Völker- und Sprachfamilien: die indischen Zigeuner, die iranischen Armenier und die semitischen Juden.

Bei der Hälfte der heimischen *Zigeuner* finden wir noch das bei uns anerkannte Hauptmerkmal der besonderen Nationalität, nämlich die eigene Muttersprache, die zigeunerische. Aber auch die übrigen haben die charakteristischen Züge des zigeunerischen Ethnikums nicht abgelegt. In größeren Massen kamen sie zu Beginn des XV. Jahrhunderts zu uns. Auf Grund der Zigeunerkonskription vom Jahre 1893 kann ihre Zahl in Ungarn (ohne die Nebenländer), auf etwa 300 000 angesetzt werden, darunter an 10 000 wandernde. Viele beschäftigten sich mit Eisen- und Holzarbeiten und mit Ziegelschlagen. In der ganzen Welt sind sie hier zur größten Bedeutung dadurch gelangt, daß sie im gewissen Grade zu einem Faktor des nationalen Lebens als Ausüber der ungarischen Musik geworden sind. Dieses hat einige Musikologen zu der durchaus irrigen Meinung verführt, daß die Zigeuner die ungarische Musik geschaffen hätten. Viel Talent und manche gute Eigenschaft, welche in dieser Rasse brach liegt, könnte durch eine rationelle Regelung fruchtbar gemacht werden; so könnte zugleich für das Ungarntum dieser auf dem Wege der Walachisierung befindliche Volksstamm gerettet werden, um dessen wissenschaftliche Erforschung und soziale Besserung Erzherzog Josef sich unsterbliche Verdienste erworben hat.

Auf Spuren von *Armenier*-Kolonien treffen wir schon zur Zeit der Árpáden (z. B. in Esztergom). Eine größere Masse von einigen Tausenden kam im

XVII. Jahrhundert von der Moldau her nach Siebenbürgen, wo sie besonders in den Städten Szamosújvár und Erzsébetváros wohnen. Diese im Handel geschulten, tüchtigen, intelligenten Leute sind bereits ganz zu Magyaren geworden; doch haben sie noch einige anthropologische Sonderzüge und bekennen sich zum Teil zur armenisch-katholischen Kirche; die Mehrzahl aber ist römisch-katholisch.

Der hebräisch-deutsche Jargon eines Teils der *Juden* kann nicht als besondere Muttersprache betrachtet werden; die Juden sind schon lange keine Nationalität mehr, sondern eine Konfession. Aber ihre eben aus religiösen Gründen entsprungene Abgeschlossenheit hat diese Rasse erhalten und die Eigentümlichkeiten ihres anthropologischen und ethnographischen Typus bewahrt. Die Juden sind meist schmächtig, von schwacher Konstitution, haben pregnante Züge, schwarze Haare, eine gebogene Nase, große lebhafte Augen, enge Brust, lange Glieder. Sie sind gewöhnlich agil, tätig, gut veranlagt, sehr findig, nüchtern, selbstverleugnend, zäh, exklusiv. Schon zur Zeit unserer ersten Könige gab es hier Juden; vielleicht kamen welche bereits mit den Ungarn herein. Infolge ihrer geringen Sterblichkeit und ihres Hereinströmens aus dem Auslande nimmt ihre Zahl ungemein zu; in den an Galizien stoßenden östlichen Komitaten, dann in Ugocsa und zufolge der großen Masse der in der Hauptstadt wohnenden (der größten in der ganzen Welt), auch im Pester Komitat beträgt ihre Zahl mehr als 10% der Gesamtbevölkerung; in den östlichen und südlichen Komitaten Siebenbürgens und in Kroatien-Slawonien gibt es sehr wenige. Ihre Gesamtzahl beträgt etwa 3/4 Millionen; gute 3/5 sind magyarischer, fast 2/5 deutscher Muttersprache, der Rest gemischt. Als Handelsleute sind sie wichtige national-ökonomische Faktoren, doch wird ihr Geschäftsgebahren nicht immer für unbedingt solid gehalten. Als Grundbesitzer betreiben sie die Wirtschaft gewöhnlich sehr rationell und intensiv, als Pächter weniger. Man hofft, daß zufolge der Zivilehe ihre Abgeschlossenheit aufhören wird, ihre Rasseneigentümlichkeiten sich verwischen werden, und daß mancher Grundbesitz in das Eigentum des staatenbildenden Elements zurückgelangen wird. Bezüglich des Ausgleiches der gegensätzlichen Interessen dieser beiden Elemente bemerkt Karl *Keleti:* »Durch die Kreuzung der Ungarn und Juden würden wir dem Vaterlande im allgemeinen eine Rasse gewinnen, die, je mehr sie sich vermehrt, nur desto besser die Erhaltung dieses Landes sichern kann. Wenn Intelligenz und Kraft, Arbeitstüchtigkeit und Agilität sich vereinen, dann vermengen sich die Elemente am vorteilhaftesten zu dem Zwecke, daß eine tüchtige und reiche, starke und mächtige Nation dieses Land bewohne.« ! Das walte Gott.

(Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn 1896: 1—6, 74—80 pp.)

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 151—200

BERICHT ÜBER MEINE LINGUISTISCHE STUDIENREISE IM LANDE DER WOGULEN*

Von

BERNÁT MUNKÁCSI

Eine besondere Befangenheit bemächtigt sich meiner Seele, hochgeehrte Akademie, indem ich bei dieser Gelegenheit vor Sie hintrete, um Rechenschaft abzulegen über die Ergebnisse meiner Studienreise, welche ich in ihrem Auftrage ins Land unserer Sprachverwandten, der Wogulen unternommen habe. Nicht bloß ein einfaches wissenschaftliches Unternehmen war es, sondern zugleich eine Tat dankbarer Pietät für den unvergeßlichen Bahnbrecher unserer Sprachwissenschaft, der mit Aufopferung seines jungen Lebens jene hohe Begeisterung besiegelte, mit welcher er für das Aufhellen der Abstammung unserer Sprache und Race gewirkt hat. Es sind bereits vierzig Jahre verflossen, seit Anton Reguly von seiner Reise nach dem Gebiete des Ural und der Wolga in sein Vaterland zurückgekehrt war. Die unvergänglichen Schätze, die er mit sich gebracht, sollten in der ungarischen Sprachwissenschaft eine neue Aera eröffnen. Aber wie so vielen anderen Heroen, die für die großen Ideale der Menschheit gekämpft haben, war es auch ihm nicht vergönnt, den Triumph seiner Ideen zu erleben und gleich einem erschöpften Pilger brach er in der Mitte seiner Laufbahn zusammen, bevor er noch die Ergebnisse seiner außerordentlichen Mühe ans Ziel führen oder wenigstens sichern hätte können. Nach seinem traurigen Hinscheiden kam im Jahre 1858 sein Nachlaß in den Besitz der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, deren philologische Klasse seither eine ihrer Hauptaufgaben darin erblickt, diesen Nachlaß für die Wissenschaft in gründlichster Weise zu verwerten. Besonders richtete sich das Interesse auf das wogulische und ostjakische Sprachmaterial, weil es gerade zu dieser Zeit mit aller Bestimmtheit klar wurde, daß *diese* Sprachen in der engsten Verwandtschaft zur ungarischen stehen. Aber siehe da! als ob das Verhängnis, das Reguly sein Leben lang begleitete, auch noch an der Errichtung seines Denkmals Macht ausüben wollte; — denn jetzt kam die traurig überraschende Tatsache ans Licht, daß das wogulische und ostjakische Sprachmaterial, der schätzbarste Teil von Reguly's Sammlungen, in Folge des gänzlichen Fehlens einer Übersetzung und der Unzulänglichkeit der erklärenden

* Gelesen in der Ung. Akademie der Wissenschaften am 7. Oktober und 4. November 1889.

Anmerkungen zum größten Teile für wissenschaftliche Forschungen unzugänglich sei. Verhältnismäßig nur ein kleines Bruchstück, — welches in der sogenannten »nordwogulischen« Sprache, d. h. im Gebiete der Sossva- und Sygva-Flüsse aufgezeichnet worden war — konnte Paul Hunfalvy in seinem Standardwerke: »Land und Volk der Wogulen« *(Vogul föld és nép)* herausgeben und erklären. Demgegenüber stand alles das, was in den südwogulischen Dialekten geschrieben ist — und dies ist mehr als zwei Drittel des wogulischen Materials; — ferner das ganze ostjakische Sprachmaterial als dunkles Rätsel vor den Fachmännern, dessen Lösung, besonders was die südwogulischen Sammlungen betrifft, für ewige Zeiten unmöglich schien, weil ihre Sprache schon zur Zeit der Reise Reguly's im letzten Stadium ihres Aussterbens begriffen war. Und doch war, so weit man aus einzelnen übersetzten Titeln und hie und da verständlicheren Stellen urteilen konnte, dieses rätselhafte Sprachmaterial auch inhaltlich höchst interessant. Es schien hier ein der finnischen *Kalevala* ähnliches, große Taten der Götter und Helden in epischen Liedern umfassendes Material vorzuliegen; ferner eine große Zahl auf den Bären und dessen Kultus bezüglicher, großangelegter Volksdichtungen, bei Gelegenheit der Opfer gesungene Hymnen und Zaubersprüche, mit einem Worte die uralte, religiöse traditionelle Literatur des Wogulen- und Ostjakenvolkes, das eine reiche Quelle nicht nur für volkspsychologische (besonders mythologische), sondern auch für ethnographische, archäologische, ja innerhalb gewißer Grenzen auch für historische Forschungen zu sein versprach. Beinahe ein Menschenalter ist seither verflossen; die ungarische Sprachwissenschaft hat inzwischen eine riesige Tätigkeit in den verschiedensten Richtungen entfaltet und auch die Kenntnis der südwogulischen und ostjakischen Sprache hat sich durch die einschlägigen Arbeiten Paul Hunfalvy's, Ahlquist's und Schiefner-Castrén's bedeutend vermehrt: aber Reguly's diesbezügliche sprachliche Überlieferungen blieben bis auf die neueste Zeit ein interessantes und wichtiges Problem.

Dies Problem nach Möglichkeit zu lösen, d. h. auf Grund an Ort und Stelle persönlich vorgenommener Untersuchungen die Erklärung der Regulyschen Überlieferungen anzustreben und wenn dies gelingen sollte, dasselbe mit neuem Material zu vermehren: dies war die Idee, welche mich bei meinem Unternehmen leitete. Und Dank der gütigen Vorsehung, die ihren Segen meinen Schritten nicht entzog, kann ich heute mit Freude melden, daß dies Problem, insoweit es das Wogulische betrifft, nicht mehr existiert. Begründet war zwar die Befürchtung, daß ich die Sprache, in der Reguly die südlichen Lieder aufgezeichnet hat und in welcher seine beiden Hauptgewährsmänner Jurkin und Pachtjar sprachen, — nicht mehr am Leben finde; aber zum Glück kam ich noch zur rechten Zeit, noch in seiner letzten Stunde jenen wogulischen Dialekt vorzufinden, welcher der südliche Nachbar jener von Reguly aufgezeichneten Sprache gewesen ist und den heute nur eine einzige Familie vollkom-

men spricht. Durch die Vermittlung eines genialen Individuums, das in seinem Geiste die Kenntnis dieser und der nordwogulischen Sprache vereinigte, gelang es, Licht zu bringen in die Hieroglyphen der Regulyschen südwogulischen Überlieferungen und dieselben in die erwähnten Dialekte so zu überschreiben, daß die im ganzen Material noch vorfindlichen dunklen Stellen kaum zahlreicher sind, als in irgend einem alten ungarischen Sprachdenkmal. Ja, weiterschreitend auf dem schätzereichen Terrain des großen Vorgängers, kamen viele neue, den bereits bekannten ähnliche und zum Teil andersartige wertvolle Perlen zu Tage, welche mit Reguly's Überlieferungen zusammen das geistige Leben und die Vergangenheit des wogulischen Volkes in interessanter und großartiger Beleuchtung erscheinen lassen und besonders als Werke eines ugrischen Volkes berufen sind, vor Europas Gelehrtenwelt ein neues glänzendes Zeugnis dafür abzulegen, daß für die geistige Bildungsfähigkeit eines Volkes nicht die geographischen und ethnologischen Verhältnisse die maßgebenden Faktoren sind. Bevor ich diese Resultate selbst eingehend vorführe, sei mir vergönnt, vor der geehrten Akademie in flüchtiger Skizze die Geschichte meiner Reise, ebenso den Vorgang, durch welchen ich zu jenen Ergebnissen gelangte, darzulegen.

I.

Die Idee der auf die neuere Durchforschung der ugrischen Sprachen gerichteten Studienreisen datiert bei mir nicht aus ganz neuster Zeit. Ja, schon die Reise, die ich im Jahre 1880 mit meinem Freunde Ignaz Kunos zu den Moldauer Csángó im Gebiete des Sereth mitmachte, geschah als Vorstudie zu einem projektierten, größeren Unternehmen von ähnlicher Richtung. Und je mehr ich im Laufe der Jahre mit der Literatur der verwandten Sprachen eingehender bekannt wurde, desto klarer ward es mir, daß die Realisierung dieser Idee für den Fortschritt unserer vergleichenden Sprachforschung eine unausbleibliche Haupt- und Grundbedingung sei. Der Nachlaß Reguly's und die überaus große Mangelhaftigkeit der Literatur der wogulischen und ostjakischen Sprachen in Betracht ziehend, schien mir eine Studienreise nach den Uralgegenden von Anfang an als das wichtigste Unternehmen. Indem ich indessen die russischen Verhältnisse und jene Schwierigkeiten in Betracht zog, mit denen die Durchforschung der Sprache eines auf primitiver Kulturstufe stehenden Volkes verbunden ist: hielt ich es nicht für geraten, gleich mit dem schwersten Teile der Aufgabe zu beginnen und machte daher im Jahre 1885 nur mit einer kleineren Unternehmung einen Versuch, indem ich eine Studienreise ins Land der Wotjaken und Tschuwaschen antrat. Der freundliche Empfang, dessen ich während meiner Reise von Seiten des Wotjakenvolkes und der russischen Gelehrten überall teilhaft wurde, nicht minder die Erfahrung, daß in der Tat jeder Schritt, der auf die neuerliche Durchforschung der ugri-

schen Sprachen hinzielt, zu namhaften wissenschaftlichen Erfolgen führt,[1] erweckten in mir zu neuem Unternehmen die Lust und ich begann im Herbst des Jahres 1886 (nachdem ich mein Werk: »Volkspoetische Traditionen der Wotjaken« — Votják Népköltészeti Hagyományok, druckfertig gemacht und den größten Teil meines »Lexikons der Wotjakensprache« geschrieben hatte) mit allem Eifer die alte Idee zu verwirklichen, mich zu einer Studienreise in die Ural-Gebiete vorzubereiten. Obwohl mehr technischer Art, so waren doch die Vorkehrungen nicht gar gering, die in erster Reihe darin bestanden, daß ich aus dem Nachlasse Reguly's mit peinlicher Genauigkeit alles das kopieren mußte, was sich auf das Wogulentum bezieht. Dies war vor allem der Fall mit Reguly's großer, südwogulischer Liedersammlung, deren meiste Stücke uns in zwei Formen überliefert worden sind: in einer an Ort und Stelle vorgenommenen, ersthändigen Aufzeichnung und in einer späteren Reinschrift. Bei der Kopierung mußten beide Relationen in Betracht gezogen werden, weil dieselben häufig genug nicht nur in der Form, sondern mehrfach auch im Texte selbst voneinander abweichen, indem nämlich die Reinschrift einzelne bedeutungsvolle Wörter der Originalniederschrift, ja bisweilen ganze Zeilen wegläßt. Große Schwierigkeiten verursachten hier besonders die zwischen den Zeilen befindlichen, mit lateinischen Buchstaben geschriebenen russischen Anmerkungen, die mit ihren nach wogulischem Jargon korrumpirten Formen und den verblichenen Bleistiftzügen, statt zur Erklärung der mystischen Texte zu dienen, selber gar oft ein Rätsel für sich bilden. Eine leichtere Aufgabe war es für mich, aus dem wogulischen Nachlasse Reguly's den lexikalischen Teil herauszuschreiben, nachdem dies beinahe dem ganzen Umfange nach bereits schon vor mir Josef Budenz getan hatte, so daß ich nur eine Abschrift seiner lexikalischen Handschriften verfertigen und auf Grund eines Manuskriptenbündels von Reguly ergänzen mußte, in welchem wogulische Wörter und Redensarten nach grammatikalischer und begrifflicher Verwandtschaft gruppiert sind.

[1] Hier zu Lande ist nicht nur in der Presse, sondern auch unter den Vertretern der Wissenschaft die Ansicht verbreitet, daß bei uns der Kultus der ungarischen Sprache mit übertriebenem Eifer vorgenommen wird, ja daß in dieser Richtung die heimische Wissenschaft das ihre schon getan habe. Demgegenüber ist es genug, auf *den* Umstand hinzuweisen, daß die Literatur der Ostjaken- und Wogulensprachen — ohne deren Berücksichtigung, wie dies jeder Fachmann weiß, die ungarische Sprache kaum eine Frage hat, die gehörig beleuchtet werden könnte — so mangelhaft, zum Umfang des Stoffes gemessen so unbedeutend ist, daß wir unter anderem nicht einmal im Stande sind, aus ihr ein vollständiges Schema der Nominal- und Verbalsuffixe aufzustellen. Vom ganzen südlichen Ostjakentum, daß sich noch dazu in mehrere Dialekte teilt, haben wir kein Blättchen zusammenhängender Lektüre; und auch das wenige, was sich auf die nörlichen Ostjaken und von den fünf südlichen Wogulendialekten auf den einzigen Kondaschen bezieht, ist (mit Ausnahme von einigen Blättern der ostjakischen Texte bei Ahlquist) die durch unbrauchbare Orthographie verdorbene Übersetzung russischer Geistlicher, welche die Wissenschaft nur notgedrungen benützt, weil ihr vorderhand keine besseren Quellen zur Verfügung stehen. In dieser Hinsicht sorgt das kleine Finnland mit anderer Auffassung und Teilnahme, wo zum Zwecke der Förderung philologischer und ethnographischer Studien schon vor Jahren sich eine besondere Gesellschaft konstituiert hat, die — um nur ein Moment ihrer Wirksamkeit zu erwähnen — heuer (zum Teil mit Unterstützung der Regierung) sechs ihrer Mitglieder in verschiedenen Richtungen reisen läßt.

Im Monat Februar des Jahres 1887 war ich zur Reise schon vollständig ausgerüstet, als ich von Seiten der sprachwissenschaftlichen Kommission der Ungarischen Akademie ganz unverhofft die Verständigung erhielt, daß dieselbe mit Rücksicht auf die damals sich erhebenden politischen Stürme und anderweitige äußere Wirren, die Studienreise nach den Uralgebieten aufzuschieben wünsche und in diesem Jahre mir zur völligen Ausarbeitung der Ergebnisse meiner früheren Reise ihre Unterstützung verleihe. Ich muß gestehen, daß dieser Umstand anfangs auf mich gar niederdrückend wirkte, um so mehr, weil zufolge der Intervention des ordentlichen Mitgliedes Johann Wiedemann die Akademie zu St.-Petersburg für mich von der russischen Regierung bereits einen Schutz-Ukas erwirkt hatte, auf Grund dessen alle Gouverneure und Unterbeamten des ganzen Uralgebietes von meiner Ankunft verständigt waren; ja die Nachricht davon war schon in die russische Presse gedrungen. Diese Wendung jedoch gereichte nicht zum Schaden des Unternehmens, indem ich im Sommer dieses Jahres das wotjakische Wörterbuch vollendete, ja unter dem Titel: »Notizen zur Tschuwaschischen Sprache« (Csuvas nyelvészeti jegyzetek) einen der wichtigsten Nebenerfolge meiner früheren Reise herausgab, — so daß ich jetzt desto sorgloser mich mit der eingehenden Ausarbeitung des Programmes meiner Studienreise in die Uralgebiete befassen konnte. In dem Rahmen der mir gesteckten Aufgabe, der sich bis dahin bloß auf das Wogulische beschränkt hatte, trat jetzt auch noch das Studium der ostjakischen Sprache, zu welchem Behufe ich als Vorarbeit den dunkelsten und wüstesten Teil aus Reguly's Nachlaß, die große und durch kein einziges erläuterndes Wort unterbrochene nordostjakische Liedersammlung zu kopieren begann. Zu derselben Zeit beginnt auch mein reges Interesse für die äußeren Verhältnisse der zu erforschenden Völker, das mich gar schnell zu der Überzeugung brachte, daß eine neue Studienreise in die Uralgebiete nach dem Stande unserer Wissenschaft eigentlich zwei Richtungen verfolgen müsse: nur eine linguistische und zugleich ethnologische Forschung kann ihr vollständig entsprechen. Obwohl nämlich die Ansichten der Wissenschaft in bezug auf den Ursprung und die Verwandtschaft der ungarischen Sprache vollständig geklärt sind: ist gleichwohl die Frage nach der Abkunft des ungarischen Stammes noch ungelöst, d. h. ob in der Tat das ungarische Volk in seinen Grundelementen türkischen Ursprungs ist, wie man solches seit langher vermutet; oder ob dasselbe — was nach der Sprache zu urteilen, natürlicher erscheint — ugrischer Abstammung sei. Diese, sowie viele andere, hiermit zusammenhängende Fragen, wie z. B. nach der Urheimat der Ungarn und ihren Wanderungen, können einseitige philologische Forschungen nie in ein gehöriges Licht stellen: sondern was hier noch unbedingt erforderlich ist, das ist vor allem die anthropologische Bestimmung der zu vergleichenden Völker, ferner das eingehende, kritische Studium ihrer ethnographischen Verhältnisse, ja auf gewissen Gebieten sogar archäologische Forschung. Für die ungarische Wissenschaft ist, meiner Überzeugung nach,

neben dem philologischen das ethnologische Problem des ungarischen Volkes von nicht geringerer Bedeutung, und infolge dessen darf eine Studienreise nach den Uralgebieten, die im Auftrag der Ungarischen Akademie unternommen wird, die Beschaffung solcher Daten, die die Lösung dieses Problems befördern, durchaus nicht aus ihrem Programme weglassen. Auf so ausgedehnter Basis faßte seine Aufgabe seinerzeit auch Reguly auf, dessen tragisches Los ein überzeugender Wink dafür war, daß jener Aufgabe die Kraft eines einzigen Menschen auch bei dessen größtem Eifer nicht gewachsen ist, und daß aus diesem Grunde zu meinem Unternehmen ich mir einen Mitgenossen aussuchen muß.

Am ersten Christtage des Jahres 1887 forderte ich meinen Freund Karl Pápai auf, die anthropologischen und ethnographischen Agenden bei der Expedition nach den Uralgebieten zu übernehmen. Wenn auch Pápai mit herzlicher Freude und ohne Schwanken sich zum Anschluß an die Expedition bereit erklärte, so hielt er es doch für unwahrscheinlich, daß die Idee auszuführen sei. Die Hauptschwierigkeit verursachte, wie in unserem Vaterlande bei so manchen anderen wissenschaftlichen Unternehmungen, die Erschwingung der nötigen Kosten. Diesbezüglich konnten wir uns nicht auf die Ungarische Akademie verlassen, weil diese einerseits damals schon ihr Jahresbudget bestimmt hatte, andererseits aber auch mich nur mit Verwendung des größeren Teiles des Reguly-Fondes hatte subventionieren können. Mit einfacher Entsagung wollten wir aber doch nicht die bereits zur Verhandlung gelangte Sache fahren lassen und machten es uns zur Pflicht, jeden Schritt zu versuchen, der zu materieller oder moralischer Unterstützung führen könnte. Zwischen Zweifel und Hoffnung schwankend, verflossen uns zwei sehr mühselige und bewegungsvolle Monate, deren Resultat schließlich doch der Sieg der Idee war. Das erste aufmunternde Zeichen kam von der ungarischen Geographischen Gesellschaft, die für Pápai 100 fl. votierte; hierzu trat die Ungarische Akademie der Wissenschaften mit den aus dem Reguly-Fonde übriggebliebenen 300 fl., ferner eine von Verwandten erlangte Anleihe von 400 fl. und dann größere oder kleinere Geldsummen, die uns endlich Ende Februar in den Stand setzten, an den Antritt der Reise zu denken.

Nach so viel Widerwärtigkeiten machten wir uns, von den Glückwünschen unserer Freunde und Gönner begleitet, am 13. März 1888 auf den Weg. Nachdem wir in Warschau und Vilna kurze Haltstationen gemacht, kamen wir am vierten Tage in St.-Petersburg an, wo uns außer der Anschaffung verschiedener wissenschaftlicher Instrumente, in erster Reihe eine ungemein wichtige, den ganzen Verlauf unserer Reise beeinflussende Aufgabe erwartete: nämlich die Erwirkung des Schutzes unserer Expedition seitens der russischen Regierung. Wenn man die politischen Gestaltungen der letzten Jahre in Betracht zieht, ist es selbstverständlich, daß wir dieser Aufgabe nicht ohne Bangen entgegensahen und daß wir sehr angenehm berührt waren, als wir in Gelehrten-

und Amtskreisen überall für unsere Sache Bereitwilligkeit und freundliches Entgegenkommen fanden.

Hier muß ich mit dem Ausdruck tiefgefühlten Dankes des St.-Petersburger Akademiemitgliedes, des Herrn Wilhelm Radloff gedenken, den seither auch die Ungarische Akademie der Wissenschaften in Anerkennung seiner auf dem Gebiete der Turkologie erworbenen großen Verdienste zu ihrem Mitgliede gewählt hat, und der in erster Reihe durch seine gütige Protektion und seinen regen Eifer unseren freundlichen Empfang und die rasche Erledigung unseres Ansuchens erwirkte. Er legte unsere von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften erhaltenen Auftrags- und Empfehlungsbriefe der Petersburger Akademie vor, welche dieselben mit wohlwollendem Interesse entgegennahm und im Wege ihres Sekretariats an die Regierung die Bitte stellte, dieselbe möge für uns ein offenes Empfehlungschreiben in die Gegenden ausstellen lassen, welche wir zu erforschen beabsichtigten. Wohlwollendes Interesse brachte unserem Unternehmen auch Baron von der Ostensacken, Direktor eines Departements im Ministerium des Äußern, entgegen, der sich noch lebhaft an Reguly erinnern konnte, wie er denselben in seiner Kinderzeit öfter in den Salons seines Großvaters gesehen.[2] Als das Gesuch in seine Hände gelangte, schickte er dasselbe sofort in die betreffende Kanzlei des Ministeriums des Innern, und so geschah es, daß die so viele Bureaus passierende Angelegenheit in kaum fünf Tagen erledigt war und das erwünschte Dokument (für jeden von uns beiden gesondert ausgestellt) schon am 23. März in unseren Händen sich befand. Die deutsche Übersetzung desselben lautet:

Offenes Schreiben

Im Sinne des Befehls Seiner Majestät des regierenden Kaisers Alexander Alexandrovitsch, des Herrschers aller Russen usw. usw. wird hiermit all den Ortschaften und Personen, welche unter die Oberhoheit des Ministeriums des Innern gehören, aufgetragen, dem Vorweiser dieses Schreibens bei der Erfüllung, der ihm anvertrauten Aufgabe jede gesetzliche Unterstützung angedeihen zu lassen.

Gegeben wurde dieser Brief mit meiner eigenen Unterschrift und mit Beischluß des Amtssiegels dem Dr. der Philosophie B. M., der zum Zwecke philologischer und ethnographischer Erforschung einiger ugrischer Völkerschaften, besonders der Wogulen und Ostjaken, in den Ural reist.

Gegeben zu St.-Petersburg, am 21. März des Jahres 1888.

Seiner Kaiserlichen Majestät, meines Allergnädigsten Herrn wirklicher Geheimrat, Mitglied des Reichsrats, Senator, Minister des Innern, Chef der

[2] Es ist eine bekannte Tatsache, daß sich Reguly in den Magnatenkreisen St.-Petersburgs sehr häufig bewegte und daß diese seinem Unternehmen durch moralische Unterstützung gar förderlich waren.

Polizei, Präsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften usw. usw. Graf D. Tolstoj.

Dieses offene Schreiben, dessen Kopien mit der entsprechenden Darnachrichtung zugleich den Permer, Tobolsker und Tomsker Gouverneuren voraus überschickt wurden, war ein unschätzbares Fördernis für unser Unternehmen, indem man uns demzufolge überall als von der Regierung entsandte Beamte empfing und mit Eifer alles das erfüllte, was wir zur Erreichung unserer wissenschaftlichen Ziele für erwünscht hielten. Eine wie weit gehende Tragkraft diese Begünstigung hatte, beweist, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die Beistellung der Vorspannfuhrwerke, denn auf allen unseren sibirischen Wegen war die Einwohnerschaft verpflichtet, uns gegen die geringe Vergütung von 3 Kopeken per Werst zwei Pferde oder drei Rentiere, oder drei Leute mit Kähnen zur Verfügung zu stellen. Von nicht geringerer Bedeutung war auch das Recht, in die Matrikeln der einzelnen Distrikte Einblick nehmen und nach Belieben Kopien oder Exzerpte z. B. für statistische Daten, uns verfertigen zu dürfen. In solchen Gegenden, wo die persönliche Sicherheit zweifelhaft war, wie z. B. für Pápai bei seiner Reise nach dem oberen Ob, wurde uns ohne Entlohnung wochenlang eine Begleitwache gegeben. *Im allgemeinen muß ich auf Grund meiner Erfahrungen mit Freuden erklären, daß die russische, oder auch speziell die sibirische Beamtenwelt beiweitem nicht jenes Schreckbild ist, unter dem sie sich der Westen auf Grund bösgesinnter Quellen vorstellt; ja daß die Würdigung und Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen gar oft den Europäern als Muster gelten könnte. Aus allen möglichen wissenschaftlichen Gründen durchwandert alljährlich eine Schar ausländischer Reisender Sibirien und jeder von ihnen trifft bei den Vertretern der russischen Regierung auf Höflichkeit und Gastfreundschaft, vorausgesetzt, daß er dieselbe nicht mißbraucht.*

Die Erinnerung an unseren Aufenthalt in St.-Petersburg macht uns die hochschätzbare Gesellschaft einiger dortiger Gelehrter angenehm, mit denen wir durch Radloff in den asiatischen und ethnographischen Museen bekannt wurden und von denen hier nur erwähnt seien: der Akademiker Schrenk, der Universitätsprofessor Petri, Graf Tolstoj, der ausgezeichnete Numismatiker, ferner der Redakteur der *Archäologischen Berichte*, Baron Viktor Rosen, dem uns anzuempfehlen Herr. I. Goldziher die Güte hatte. Ihren Anleitungen zufolge fühlten wir ein lebhaftes Bedürfnis, wenn auch nur als Vorbereitung für eine spezielle Studienreise nach den Uralgebieten, in St.-Petersburg einige Wochen zu verweilen; aber die großen Auslagen des russischen hauptstädtischen Lebens standen mit unserer materiellen Lage nicht im Einklang und andererseits mußten wir den Eintritt der lauen Jahreszeit befürchten, da wir dann, wenn wir uns nicht sputen, gerade zur Zeit der Unwegsamkeit an die Ufer der Wolga gelangen könnten. Mit der größtmöglichen Hast kauften wir uns daher die nötigsten literarischen Quellen, Karten, Reisegeräte (darunter einen photographischen Apparat) ein und in der Hoffnung, daß es uns bald

vergönnt sein werde, zur Fortsetzung unserer Studien zurückzukehren, nahmen wir am 28. März Abschied von St.-Petersburg.

Unser Weg führte uns nun über Moskau nach Njischnjij-Nowgorod. Gleich hier bei unserem Übergang über den Oka-Fluß mußten wir erfahren, daß unsere auf die Reise bezüglichen trüben Ahnungen in Erfüllung gehen. Ein paar Tage vor unserer Ankunft fiel hier ein warmer Regen, dessen Wasser im Verein mit dem schmelzenden Schnee die Eiskruste der Wolga und ihrer Nebenflüsse überströmte, so daß die Reise unmöglich oder wenigstens sehr gefährlich gemacht wurde. Es führen nämlich von Njischnjij-Nowgorod nach Kasan zweierlei Wege: ein bequemer ebener »Winterweg« im Bette der Wolga und ein holperiger »Sommerweg« am rechten Ufer des Flusses. Letzterer wird zur Winterszeit ganz und gar vernachläßigt, demzufolge er mit Beginn des Frühlings, wenn er nach Zerstörung des Flußweges wieder benützt werden muß, durch die angehäuften Schneemassen für die Kommunikation sehr unbequem ist. Da wir die erst einige Wochen später beginnende Dampfschiffahrt nicht abwarten wollten, waren wir auf diesen Bergweg angewiesen, dessen 400 Werst betragende Länge wir unter unsaglichen Qualen in sechs Tagen zurücklegten. Kaum waren wir auf ungefähr 30 Werst von der Stadt entfernt, als unser Schlitten samt den Rossen in einer Schneegrube stecken blieb, so daß unser Kutscher mehrere Werst zu Fuß zurückzulegen gezwungen war, bis er Leute fand, die den Schlitten herausziehen und den Schnee wegschaufeln halfen. Mit den fortwährend strauchelnden Rossen gelang es uns nur mit Hilfe dieser Leute gegen Abend die Station zu erreichen, wo wir uns am nächsten Tag auf Anraten des Vorstehers statt des bisherigen großen und gedeckten Schlittens, zwei kleinere offene Schlitten mieteten. Mit diesen nämlich läßt sich das große Schneewassermeer leichter passieren, über das uns jetzt der Weg führte. Leute unserer Heimat können sich von der Beschaffenheit solcher Wege gar schwer ein Bild entwerfen. Der Schlitten rumpelt hier beständig zwischen 2—3 Fuß hohen mit Wasser durchsetzten Schneehaufen hindurch, so daß sein innerer Raum stets bis zur Hälfte angefüllt wäre, wenn man denselben nicht mit gestampftem Heu fest verstopfen würde. Dieses Heu bewahrt den ganzen Tag über den Reisenden vor eiskaltem Fußbad, das er doch hin und wieder auf einige Minuten genießen muß, wenn nämlich der Schlitten in einen etwas tieferen Graben des unsichtbaren Weggrundes sinkt und das Wasser über den Rand des Schlittens auf den Reisenden und sein Gepäck strömt. Peinlich war für mich bei dieser Gelegenheit besonders der Gedanke, daß meine mit großer Mühe kopierten wogulisch-ostjakischen Schriften vom Wasser durchnäßt würden. Aus diesem Grunde öffnete ich gleich auf der nächsten Nachtstation meine Kiste, die auswendig mit Rohrdecken, inwendig aber mit Wachsleinwand überzogen war, und meine übrigen Sachen ihrem Schicksale überlassend, nahm ich die durchnäßten Schriften und einige der unentbehrlichsten Bücher heraus, die ich dann in meine trockensten Unterkleider einwickelte und an den höch-

sten Teil des Schlittens band. Zum Glück begann das Wasser von der Grenze des Kasaner Guberniums an abzunehmen und dadurch auch die Gefahr für meine Schriften aber noch nicht unsere Qual.

Die Wegwächter des Kasaner Guberniums hatten nämlich den Befehl erhalten, die Straßenräumung auf den Sommer-Postwegen mit möglichster Strenge durchzuführen. So war denn von der Mitte der Straße der Schnee weggeräumt und beide Seiten des Weges entlang zu Schneebergen aufgeschaufelt. Hieraus aber entstand eine neue Qual; die Schlitten waren nämlich nicht im Stande, im tiefen Kot der Straße vorwärts zu dringen und somit gezwungen, zur Hälfte am Rande dieser Schneehügel fortzugleiten und wenn nun dieser schiefe Weg plötzlich in eine steilere Strecke überging, so flog der Reisende aus dem auch ohnehin niedrigen Schlitten heraus. Als wir endlich diese unfreiwillige Gymnastik satt hatten, halfen wir uns auf die Weise, daß wir vom hinteren Teile des Schlittens querüber nach dessen Vorderteil ein Seil spannten, an das wir uns hielten und uns also vor dem Herausfallen bewahrten. Eine andere Gefahr verursachten die brückenlosen Flüße, über deren hie und da noch befindliche Eisflächen, wie z. B. über den Sunduk-Fluß, die Überfahrt sehr unsicher und gefährlich war. Auf dem Civilj-Fluß geschah es, daß die Flut unsere Kähne zwischen Eismassen trieb, aus welcher Gefahr wir nur nach zweistündigem Kampf durch die große Kühnheit und Geschicklichkeit unserer tscheremissischen und tschuwaschischen Begleiter befreit wurden.

Am fünften Tage unserer Reise nahm der Schlittenweg ganz und gar ein Ende und wir erhielten nun Wagen, deren niedriges und überaus unbequemes Oberverdeck den Reisenden vor dem Herausfallen bewahrt. Auf der ganzen Strecke unseres schnee- und kotdurchweichten Weges konnte ich nicht begreifen, warum man uns eigentlich auf jeder Station bislang Wagen zu geben sich sträubte und warum man erklärte, daß eine Reise auf diese Art eine bare Unmöglichkeit sei. Jetzt mußte ich die Gründe hierfür gar bitterlich erfahren. Diese gehirnerschütternden und rippenreißenden Stöße, die wir auf den Schlitten nur bei tieferen Gruben zu verspüren hatten, nahmen hier auf den mit gefrorenen Kothaufen bedeckten Wegen kein Ende und nach einer halben Stunde bemächtigte sich unser eine an Lethargie grenzende Mattigkeit. Ich dachte schon daran, den noch 2—4 Meilen langen Weg zu Fuß zurückzulegen; doch schien das bei unserer außerordentlichen Erschöpfung unausführbar und es blieb nichts anderes übrig, als sich in unsere Lage zu finden. Begreiflich ist unsere große Freude, als wir endlich in einer Entfernung von ungefähr anderthalb Meilen die Türme und Minarete Kasans erblickten. Im Nu waren alle gegenwärtigen und überstandenen Leiden vergessen und nur der Gedanke an die sich nähernde Erlösung erfüllte uns Herz und Sinn. Und doch lag der gefährlichste Teil unseres Weges noch vor uns.

Während unserer bisherigen Fahrt beunruhigte mich fortwährend die unangenehme Möglichkeit, daß wir gerade zu einer solchen Zeit die Wolga

erreichen, wo die Eisdecke schon unsicher geworden oder die Überfahrt durch den Eisstoß für längere Zeit unmöglich gemacht sei. Diese Besorgnis erwies sich auch als begründet. Im Dorf Uslon, der vorletzten Station, erfuhren wir, daß man die Post schon seit drei Tagen nicht hinüberführen kann, daß das Eis der Wolga schon in Gang sei und riesige Eisschollen die Wasserfläche bedecken. Mit apathischer Resignation fügten wir uns in unser Schicksal. In der Frühe des nächsten Tages kamen fünf Fährleute mit der Meldung zu uns, daß einige Werst oberhalb Kasan das Eis angestaut sei, so daß seit ungefähr zwei Stunden nur kleine Eisstücke auf dem Wasser herumtreiben. Sie forderten uns auf, den günstigen Augenblick zur Überfahrt zu benützen, für gutes Trinkgeld würden sie den gefährlichen Versuch wagen. Lange konnten wir die Sache nicht überlegen; wir machten uns also auf und daran. Anfangs trieb unser Kahn am Ufereis entlang in einem schmalen Wasserkanal, dann schwenkten wir hinaus auf die offene Wolga und ruderten endlich ohne größeres Hindernis ans jenseitige Ufer hinüber. Jetzt mußten wir unseren Weg zu Fuß fortsetzten; wir luden unser Gepäck auf unsere und auf die Schultern unserer Leute und schleppten es bis zur nicht gar fernen Mündung des Kasankaflusses. Auf den hier angestauten, sich fortwährend bewegenden Eisschollen überzusetzen, war die Absicht unserer waghalsigen Führer, wobei man von Scholle zu Scholle springen mußte. Ein Fehltritt, der Verlust des Gleichgewichts oder ein weniger energischer Sprung hätte für uns gefahrvoll werden können; — aber die Nähe der erwünschten Ruhe spornte unseren Mut an und mit Erfolg setzten wir über.

So langten wir denn am 5. April in Kasan an. Wir waren ganz erstaunt, als wir in den ersten Minuten der Rast uns näher betrachteten. Der größte Teil des Gepäcks und unsere Oberkleider waren ganz und gar zu Grunde gerichtet, unser Antlitz vom kalten Wind voll sich häutender kupferroter Flecken und infolge der schwachen Reisezehrung und der Anstrengung auffallend abgemagert. Aber trotz unserer körperlichen Zerrüttung hob sich unser Seelenzustand und feierliche Gefühle gewannen die Oberhand. Das Wiedersehen von Kasan, dieses Mittelpunktes der ugrischen und tatarischen Völker des Wolgagebiets, dieser reichen Schatzkammer der ungarischen vergleichenden Sprachforschung und Urgeschichte, wirkte mit einer gewissen Art von Zauber auf mich. Ich fühlte mich so, wie der irrende Prinz im Märchen, der nach Bekämpfung von tausend und tausend Gefahren schließlich in seine ersehnte Feenburg gelangt: rechts und links locken ihn verführerische Schätze; doch er rührt sie nicht an, sondern strebt gradaus dem Schlosse zu, das ihn von seinem erwählten Ideale ferne hält. Jenseits des Urals war das Ideal in Gestalt der Kenntnis des Wogulen- und Ostjakenvolkes; die Schätze des dahinführenden Weges sind ja in Kasan von unseren Landsleuten Anton Reguly, Gabriel Bálint und auf meiner früheren Reise auch von mir selbst mit so vieler Liebe gesammelt worden.

Nachdem wir uns einigermaßen rangiert hatten, besuchten wir in erster Reihe meine guten alten Bekannten. Erfreulich waren meine Wiederbegegnung mit Herrn Dr. Michael Weske, dem bekannten estnischen Gelehrten, der vor einigen Jahren sich längere Zeit in unserer Heimat aufgehalten hat und von da an die Universität Kasan auf den Lehrstuhl für finnisch-ugrische Sprachforschung berufen wurde. In der neben der Universität bestehenden archäologischen, historischen und ethnographischen Gesellschaft entwickelt er dadurch eine rege und für die Wissenschaft segensreiche Tätigkeit, daß er die in Kasan sich aufhaltenden gebildetesten Vertreter der Mordwinen, Tscheremissen, Tschuwaschen und anderer Völkerschaften um sich versammelt und, dieselben in den Elementen der Sprachforschung und Ethnographie unterrichtend, sie zum Studium ihrer Sprache und ihres Volkstums, respektive zur diesbezüglichen Materialiensammlung aneifert. Durch dergleichen Arbeiten haben sich schon drei talentierte, den genannten Volksstämmen angehörende Lehrer so weit verdient gemacht, daß sie von der genannten Gesellschaft zu »Mitarbeitern« gewählt wurden: der Mordwine Kapajeff, der Tscheremisse Semjonoff und der Tschuwasche Jefimoff. Einen interessanten, fast ergreifenden Anblick bietet die Tätigkeit dieser jungen Pioniere. Also dies der erste wichtigere Versuch, durch welchen die im Osten übriggebliebenen kleinen Bruchstücke des ugrischen Stammes in den Dienst europäischer Kulturideen und besonders der Wissenschaft treten. Politiker und Gelehrte haben diese Völkerschaften schon längst in das Buch des Todes eingeschrieben; und doch beginnen auch bei ihnen Zeichen des Lebens, des Erwachens nationalen Selbstgefühles sich zweifelsohne zu offenbaren, von denen wir wenn auch keine geschichtliche Rolle, doch wenigstens Nutzen für die Wissenschaft erhoffen können, wenigstens nämlich so viel, daß auf die betreffenden Völker gerichtete Forschungen in den eigenen Söhnen die eifrigsten Vertreter finden.

Die auf das Studium der ugrischen Völker hinzielenden Bestrebungen haben einen zweiten begeisterten Förderer in der Person des Ivan Nikolajevitsch Smirnoff, des Professors der Geschichte an der Universität zu Kasan. Freisinnigkeit, europäische Denkweise, ausgebreiteter Bildungskreis und vor allem Begeisterung, mit der er nicht nur die Wissenschaft pflegt, sondern auch die Ambition bei anderen zu heben strebt, macht ihn zum Liebling der Jugend und dies knüpfte auch uns mit innigster Sympathie an seine Person. Anfangs waren südslawische Völkerschaften der Gegenstand seiner Studien und zu diesem Zwecke unternahm er zu Ende des vorigen Dezenniums eine Reise auch in unser Vaterland, deren wichtigere Resultate sein Werk: *Grundzüge der Geschichte des kroatischen Staates bis zu seiner Einverleibung in die ungarische Krone* (Очеркъ исторіи Хорватскаго государства до подчиненія его угорской корон. Казань. 1880) enthält. Nachdem er sich in Kasan niedergelassen, wandte er sich, den lokalen Verhältnissen Rechnung tragend, dem Studium der ugrischen und tatarischen Völkerschaften Ostrußlands zu. Ein

vorzügliches Resultat dieser Studien ist die Bestimmung der einstigen geographischen Verbreitung der Mordwiner, Tscheremisser, Permier und der ausgestorbenen Burtas, Bulgaren, Petschenegen usw., soweit dieselbe sich auf Grund der jetzigen geographischen Namen bei Anwendung gehöriger Kritik ermitteln läßt. Diese Untersuchungen stehen auch in Verbindung mit der ungarischen Urgeschichte, insofern nämlich im Gebiete der Wolga und Kama Ortsnamen wie *Madjar* und *Manshar* und Flußnamen mit dem Wortstamm Ugor, Jugor anzutreffen sind, aus denen sich die Folgerung ergibt, daß die Wanderungen und Stationen der nomadisierenden Ungarn sich in diesen Gegenden befanden, oder daß sich in ihnen vielleicht die Spuren der in den Kroniken erwähnten »Magna Hungaria« erhalten haben. Bei solchen prähistorischen Forschungen fördern ihn besonders seine ethnographischen und archäologischen Streifzüge, wie er solche voriges Jahr mit Unterstützung der Universität in Gesellschaft Weske's und des Kustos des Museums, Traubenberg's unter die Tscheremissen, heuer unter die Wotjaken unternommen, von denen er erstere unter dem Titel: *Tscheremissen, geschichtliche und ethnographische Skizze* (Черемисы. Историко-этнографический очеркъ. Казань 1889) bereits veröffentlicht hat. Natürlich interessierte er sich warm für unser Unternehmen, auf das er einen wohltuenden Einfluß dadurch ausübte, daß er uns mit der ethnographischen und historischen Literatur der Völkerschaften des Uralgebietes bekannt machte, ebenso mit der regen Tätigkeit, welche in Rußland östlichen Regierungsbezirken sich überall auf das Studium der diese Gegenden bewohnenden Völker und ihrer Gebiete erstreckt.

Eine dritte hervorragende Gestalt unserer Gesellschaft war Nikolaj Ivanovitsch Iljminskij, Direktor des für die eingeborenen Nationalitäten gegründeten Lehrerseminars. Wenn die Definition der Geschichtsphilosophen richtig ist, daß es Rußlands welthistorische Aufgabe ist: das Licht des Glaubens und die Bildung unter den zurückgebliebenen Völkerschaften des Nordens zu verbreiten: so besitzt die russische Nation kaum einen Sohn, der diesem Beruf anerkennenswerter nachkommt, als eben Iljminskij. Frommer, religiöser Sinn, gepaart mit tiefer Gelehrsamkeit charakterisieren seine Individualität und die Wirksamkeit seines ganzen Lebens. Er ist für die im Gebiete der Wolga und Kama lebenden Mordwinen, Tscheremissen, Wotjaken, Sürjenen, Tataren, Tschuwaschen ein wahrer Apostel, dessen segensreiche Wirksamkeit außer in der Reinigung der religiösen Begriffe sich mächtig in der Hebung der allgemeinen Bildung und in der großen Verbreitung der Schulen unter diesen Völkerschaften offenbart. Im späten Alter noch erlebte Iljminskij jene schöne Frucht seiner Wirksamkeit, daß die Vertreter jener Völker bereits in die Hallen der Wissenschaft eingetreten sind. Die Ungarische Akademie hat ihn im verflossenen Jahre zum auswärtigen Mitgliede gewählt. Dies war nicht nur eine Anerkennung seiner Werke auf dem Gebiete der Turkologie, sondern auch jenes Verdienstes, daß er in den Editionen der Missionärgesellschaft das wissen-

schaftliche philologische Prinzip, die Orthographie und den Sprachgebrauch betreffend, zum Durchbruch brachte und dadurch der vergleichenden altaischen Sprachforschung eine reiche uns schätzbare Quellensammlung zugänglich machte. Seine Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft hat ihn bei den reisenden Philologen und Ethnographen sehr beliebt gemacht, die sein Haus besuchen und von ihm die ersten Anweisungen erhalten, ja oft sogar Unterstützungen zu ihrem Unternehmen. Es ist eine bekannte Sache, daß es für Gabriel Bálint's kasanisch-tatarische Studien eine große Teilnahme an den Tag legte und auch ich kann es in erster Reihe nur ihm verdanken, daß meine erste Studienreise unter die Wotjaken und Tschuwaschen Erfolge aufweisen konnte. Auch bei Gelegenheit dieser Reise nahm ich seine Güte in Anspruch, indem ich von den Zöglingen des Institutes den sarapulschen Wotjaken Maksim Kirilloff und den malmyschschen Wotjaken Peter Wassiljeff zu mir bescheiden ließ, die während meines ganzen Kasaner Aufenthaltes zu mir kamen und mir Aufklärungen gaben über alle die fraglichen Punkte, welche ich mir bei Gelegenheit der Verfassung des *Lexikons der Wotjakensprache* noch in Ungarn notiert hatte.

In der Gesellschaft dieser Gelehrten verflossen uns angenehm und lehrreich die zwei Wochen, welche wir in Kasan bis zum gänzlichen Abziehen des Eises der Wolga und Kama und bis zum Beginn der Dampfschiffahrt zubringen mußten. An Geist und Leib gestärkt, machten wir uns am 19. April auf den Weg, dessen 1200 Werst lange Strecke wir bis zur Stadt Perm auf dem Dampfschiffe in $2\frac{1}{2}$ Tagen zurücklegten. In Perm meldeten wir uns sogleich im Regierungsamte, wo man uns verständigte, daß in unserem Interesse in dem von Wogulen bewohnten Werchoturje-Kreise Vorkehrungen getroffen worden seien. Am 23. April setzten wir unsere Reise auf der nach Jekaterinenburg und Tjumen führenden sogenannten »Ural-Eisenbahn« fort, bei deren Station Kuschwa wir den Punkt erreichten, wo die nach den Werchoturje-gebieten führende Poststraße beginnt. Dieser Ort liegt schon am östlichen Abhang des Ural und besitzt eines der ersten Erzbergwerke, an denen vorbei jetzt unser Weg bis auf eine 400 Werst betragende Entfernung zur Losswa führte. Im gelinden Frühlingsreif verging unsere Fahrt ganz angenehm bis nach Werchoturje, wo wir uns im Untergouverneursamte meldeten und die ämtlichen statistischen Ausweise der in diesem Bezirke wohnenden Wogulen erhielten. Es ist bekannt, daß diese Stadt schon auf dem Gebiete der Wogulen erbaut und daß zur Bekehrung derselben das große Kloster gegründet worden ist, das heute, als berühmter Wallfahrtsort, die größte Sehenswürdigkeit der Stadt bildet. Die ursprüngliche Bewohnerschaft der Gegend ist schon Ganz ausgestorben d. h. russifiziert, wie dies schon zu Reguly's Zeiten der Fall war; aber der Reisende Pallas fand noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts zahlreiche Wogulen im Gebiete der Tura vor, ebenso Georgi an den Ufern des südlicher liegenden Tschussowaja-Flusses. Etwas nördlicher, fortwährend zwischen Tan-

nenwäldern und parallel mit der südlichen Sosswa zieht sich der Weg gegen Bogoslowsk hinan, die zum Gebiete des genannten Flusses gehörigen Flüsse Ljalja, Lobwa, Kakwa und Turja durchschneidend. Von der alten wogulischen Bewohnerschaft dieser Gegend haben wir ebenfalls nur von Reisenden des vorigen Jahrhunderts Kunde, aber ein interessantes Denkmal bildet das in Reguly's Nachlaß befindliche, von Jurkin mitgeteilte *Luop-tit poel jēri*, dessen Verfasser sein an der Mündung des Lobwaflusses erbautes Dorf also verherrlicht:

Narä wüt'nė kēlsėm
vot kwälpä taĭlėñ pailėm
tūjä-khạtėl ōlės-kel:
tur-khul vōj šakhėrėm ätėn
khūrėm khạtél urné täu pāši;
täkwės-khạtėl ölės-kel:
šarėm vōj šạkbėrėm ätä
khūrėm khạtėl urnė täu pāśi.
Laileñ tōrem tusne
wüś känpä käniñ pạilėm
aśėχ Luop-tit poel pạilėm-khairėn
tạuleñ tōrėm tusnė
wüś känpä käniñ pạilėm
Luop tit pailėm ōsėn!

Mit den Wänden im Wasser spiegelnd
Mein dreißig Häuser starkes Dorf,
Kommt heran die Frühlingssonne:
Dein Geruch vom gebrannten Karauschenfett
Ist drei Tage lang zu riechen;[3]
Kommt heran des Herbstes Sonne:
Ranzigen Fischfetts gebrannter Geruch
Ist drei Tage lang zu riechen.
Wo da steht das füssige Göttchen
Dörflein mein mit kleinem Anger,
Mein liebes, teures Dorf an der Luop-Mündung
Wo geflügelt steht das Göttchen,
Dörflein mein, mit kleinem Anger,
Du mein Dorf an der Luop-Mündung! . . .

Mit den am Turja gelegenen Erzbergwerken (Туринские рудники) geht auch die Poststraße zu Ende und nur schmale, sumpfige Waldpfade führen weiter nach Norden, auf denen unsere Reise bei weitem nicht so unangenehm war, wir sie z. B. Sorokin, dem Kasaner Professor gewesen, der 1873 botanische Studien in dieser Gegend unternommen hat (s. Путешествие к Вогуламъ. Казань. 1873). Das am Wagramfluße liegende nette Dorf Petropawlowsk verlassend, führt unser Weg an einer herrlichen Schneekoppe des Ural, dem Djenjeshkin kamenj vorüber, und am 1. Mai erreichen wir Wsewolodo-Blago-

[3] Der Sänger will hiermit sagen, daß sowohl im Frühjahr, als auch im Herbst die Beute an Fischen so groß ist, daß man drei Tage braucht, um den vielen Fischtran auszuschmelzen.

datsk. Dies ist der Ort, wo Reguly seine wogulischen Studien begann und wo er während eines dreimonatlichen Aufenthaltes von den aus dem Losswagebiete (besonders von Jurkin) her beorderten Wogulen den größten Teil jener Liedersammlung aufzeichnete, deren Erklärung eben das Hauptziel meiner Reise bildete. Auch wir fanden hier den ersten Wogulen in der Person Trenkin's, unseres Fährmannes über die Sosswa, aber an ihm konnte höchstens mein Freund Pápai als Anthropologe seine Freude haben, indem er seine wogulische Abkunft nur in seinen Gesichtszügen, aber nicht zugleich in Sprache und Gebrauch bewahrt hatte. Im allgemeinen sind die Sosswaer Wogulen, die wir später im Losswagebiete in den Abkömmlingen der Familien Djenjeshkin und Anjissimkoff kennen zu lernen Gelegenheit hatten, ganz und gar russifiziert: ja es scheint, daß sie schon zu den Zeiten Reguly's, in dessen Nachlaße sich eben keine auf die bezügliche Nachricht befindet, sich in diesem Zustande befunden haben. Wie man uns benachrichtigte, sollten wir mit den ersten die Wogulensprache redenden Leuten in Nikito-Iwdil zusammentreffen, welcher Ort von hier 52 Werst nördlich, unter dem 60¾° nördlicher Breite am Ufer des Iwdil- (wogulisch Jiwtel) flusses seit Reguly's Zeit erbaut[4] und gegenwärtig an den östlichen Abhängen des Ural die allernördlichste russische Niederlassung ist. Am Abend des nächsten Tages erreichten wir den Ort, wo wir in unserem Wirte, dem Kaufmann Scheschin, einen für das Wogulentum und unser Unternehmen sich interessierenden Mann fanden, den die *Uralgesellschaft* zu Jekaterinenburg für die auf ihrer Ausstellung vorgelegten wogulischen Gegenstände mit einem Anerkennungsdiplom ausgezeichnet hatte. Mein ursprünglicher Plan war, meine wogulischen Studien hier zu beginnen, indem ich dachte, daß eine der vier Bettlerfrauen, aus denen damals die wogulische Einwohnerschaft des Ortes bestand, vorderhand dazu geeignet wäre.

Am 2. Mai, d. i. am 52. Tage unserer Abfahrt von Budapest, erschien die erste rechte wogulische Person in der Gestalt eines verschrumpften, zahnlosen, blinden Mütterchens vor unseren Augen. Zu nicht geringem Unternehmen bewog sie unser Hausherr: sie sollte den »Abgesandten des Kaisers« in aller Eile die wogulische Sprache lehren. Nach einem Gläschen »Herzstärkung« begann der Unterricht, dessen erstes Thema die Zahlen waren. Unsere nach wogulischen Worten schmachtenden Ohren hätte ein Zaubergesang nicht so angenehm berührt, wie das schmatzende Herplappern der wogulischen Zahlen, akwė, kitäi', χūrėm . . . eins, zwei, drei . . . Doch nicht lange dauerte die Wonne, denn unsere Dame sprang nach der Zahl *ńąlląu* »acht« gleich auf *kit-χujip-ląu* »zwölf« über und konnte sich durchaus nicht mehr auf die ausgelassenen Zahlen 9, 10 und 11 erinnern. Kurz, in einigen Stunden überzeugte ich mich, daß ich in Iwdil nicht bleiben könne. Es zeigte sich, daß die alte Bettlerin blöd sei und ihre Begleiterin näsele, die zwei jüngeren Damen aber spra-

[4] Daher seine andere russische Benennung Новое строение = »Neues Bauwerk«; wogulisch wegen seiner Lage am »grasigen Ufer« 'Nūrėm-Vōl' genannt.

chen nicht russisch und zogen die Ausarbeitung von Eichhornfüßen, wofür sie von den dortigen Händlern eine halbe Kopeke per Stück erhalten, dem Sprachunterrichte vor. Sehr niederdrückend war nun für mich die Frage: woher ich mir einen zum Unterricht geeigneten Wogulen verschaffen solle. Es blieb mir nur die Wahl übrig: entweder in die oberen losswaer Jurten zu gehen, und dies war mit einem 80 Werst langen Ritt und einer Kahnreise von 100 Werst stromaufwärts verbunden, ferner hieß es, das Gepäck zurückzulassen, von der Welt sich gänzlich zurückzuziehen usw., — oder dann zu den an der mittleren und unteren Losswa angesiedelten, Ackerbau betreibenden Wogulen zu reisen, die nach russischer Art und Weise leben, die russische Sprache vollständig inne haben, unter denen man also wohnen konnte, bei denen ich aber eine geschwächte, in gänzlichem Schwunde begriffene Sprache vorfinde und auch die nur bei den Alten, weil — wie man mich verständigte — die Generation unter 30 Jahren wogulisch nicht mehr spreche. In Betracht kam auch *der* Umstand, daß, wie behauptet wurde, im Juni zur Zeit des russischen St. Peter-Tages das gesamte oberlosswaer Wogulentum samt Weib und Hund, Kind und Kegel nach Iwdil zu wandern pflegt, indem dabei eine Sitte befolgt wird, welche in dem alten Befehle wurzelte, der sie zwang, zu diesem Zeitpunkte die Kirche zu besuchen, zu beichten und zu fasten. Zu raschem Entschluß brachte mich das unverhoffte Erscheinen eines Wogulen vom Lande, namens Nikolaj Schischoff. Er kam aus dem von der Iwdilmündung zwei Werst nördlicher gelegenen Dorfe Tą̄rėχ-poėl (russisch: Першина), um zu beichten, und als er hörte, daß hier Fremde Wogulen suchen, besuchte er uns. Ich fragte ihn natürlich mit der größten Freude aus und gar bald bemerkte ich, daß unser Mann einen bislang unbekannten Dialekt spreche, mit dem ich mich um jeden Preis bekannt machen mußte. Hierzu geeignet hielt er die Person des alten Pēršä, dessen Frau eine Wogulin sei und daher die wogulische Sprache reiner bewahrt haben könne, als die übrigen, deren Gesinde russisch sei und demzufolge, wenn sie auch wogulisch verstünden, es doch schlecht sprächen, gerade so wie er selbst. Mit diesem Pēršä zu sprechen und ihn für meine Aufgabe zu gewinnen, schien mir die erste und dringendste Sache. Nachdem also Pápai an Schischof seine erste wogulisch-anthropologische Untersuchung vorgenommen hatte, stiegen wir mit ihm in den Kahn und ruderten auf dem reißenden Iwdilfluß mit seinen überschwemmten Rieden nach Tą̄rėχ-poėl. Ich hatte von Reguly's Handschriftenkopien dasjenige Heft mitgenommen, in welchem sich das *Pēršä-jēri* (»Pēršä-Lied«) und das *Pēršä-oą̄j jēri* (»Lied der Tochter des Pēršä«), welche Lieder — wie die Titel besagen — Reguly von einem Familienmitgliede meines alten Persä aufgezeichnet hatte.

Ein interessantes Bild war es, als ich der in *Tą̄rėχ-poėl* versammelten Einwohnerschaft den Zweck meines Besuches erklärte. Es war gerade Ostersonntag. Die untergehende Sonne spiegelte sich purpurn in der Losswa ab, an deren niedrigem Ufer sich der Hauptplatz des Dorfes *Tą̄rėχ-poėl* befindet. Zum

Teil auf die Erde gekauert, zum Teil auf dort lagernden Holzblöcken sitzend umgaben mich die Männer, während in ehrerbietiger Ferne die Weiber und Kinder Platz nahmen; indessen mein Freund Pápai mit einer großen Blechkanne und einem kleinen Gläschen in der Hand die Runde machte und uns die Herzen gütig stimmte. Auf die vielen Kreuz- und Querfragen erklärte ich ihnen, der mächtige Kaiser entbiete seinen Gruß dem Volke der Wogulen, bei denen er mit Bedauern wahrgenommen habe, daß ihre Sprache und ihre Sitten im Verschwinden begriffen seien, und damit wenigstens das Andenken derselben aufbewahrt werde, so habe er seine Leute ausgesandt die dieselben aufzeichnen und ihm schriftlich vorlegen sollten. Die Auseinandersetzung, mit der ich auch bei unseren späteren Reisen unseren Zweck einzuleiten pflegte, entspricht, wie es scheint, ganz dem primitiven Gedankengang des ungebildeten Wogulen, und war ganz dazu angetan, um gleich bei meinem ersten Erscheinen Vertrauen zu meiner Arbeit zu erwecken. Interessant war die Überraschung, als ich ihnen aus Reguly's Schriften vorlas; sie konnten das nämlich durchaus nicht begreifen, wie Jemand aus der Schrift wogulisch sprechen könne, ohne jemals einen Wogulen gesehen zu haben. Auf ihre diesbezüglichen Fragen pflegte ich ihnen gewöhnlich zu erklären, daß weit von hier, weit jenseits des Urals, ein anderes wogulenartiges Volk lebe, zu dessen Söhnen auch wir gehören. Von da sei vor ungefähr fünfzig Jahren ein uns ähnlicher Mann in dieser Gegend gewesen und dieser habe die wogulischen Lieder aufgeschrieben; auch uns habe der Kaiser deshalb hergeschickt, weil wir zum anderen wogulenartigen Volke gehören und daher kommt es auch, daß wir russisch nicht so geläufig sprechen, als andere dergleichen Ziele verfolgende Reisende.

Die in Tārėχ-poėl abgehaltene Beratung stellte mich ganz zufrieden. Der alte Pēršä sprach sehr gut wogulisch sowohl, als auch russisch, und schien also ganz geeignet, um mit ihm meine wogulischen Studien zu beginnen. Ihm zuliebe beschlossen wir hieher, zu übersiedeln, wo beim Geschäftsführer eines Iwdiler Kaufmannes, Namens Schangin, uns annehmbares Quartier samt Verpflegung sich darbot. Zu meiner großen Freude erfuhr ich, daß sich hier eine intelligente Frau aufhalte, welche die Sprache der oberlosswaer Wogulen spreche und auch das Russische inne hatte; somit konnte ich also zugleich Lehrer für die mittel- und oberlosswaer Sprache bekommen. Drei Monate verflossen mir bei meinen ersten Lehrern, die großen Anteil daran haben, wenn ich mein Unternehmen erfolgreich nennen darf. Ich glaube daher, es ist motiviert, wenn ich hier eingehend ihrer gedenke.

Pēršä oder mit seinem russischen Namen: Michail Grigorič Persin ist der letzte männliche Nachkomme der alten Familie des Dorfes Tārėχ-poėl, von welcher auch sein russischer Name (Persina) herstammt. Von einem seiner Ahnen, dem Gründer des Dorfes, ist ein interessantes historisches Dokument im Regulyschen »Pēršä-Lied« erhalten, welches darüber handelt: woher und unter welchen Schicksalen er in diese seine Niederlassung eingewandert ist.

Mein Alter konnte sich, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch bestimmt, an Reguly erinnern, an den nach seiner Beschreibung mir ähnlichen jungen Mann, der zu seiner Burschenzeit den alten Jurkin und Pachtjar zu sich nach Wsewolodsk rufen ließ, die Wogulen maß, abscheeren ließ, ihre Haare untersuchte, kurz, der erste war, der sich bei ihnen zu schaffen machte. Er ist der einzige, der den mittellosswaer Dialekt noch richtig und mit vollständigem Wortapparat spricht. Mit seinem Tode stirbt auch die Sprache aus, welche im Verhältnis zur bekanntesten nordwogulischen ebenso selbständig ist, als das konda-wogulische. Es war daher für die Kenntnis der wogulischen Sprache meine Beschäftigung mit ihm ungemein wichtig; in meinen Notizen ist nämlich das einzige Andenken an diese Sprache erhalten, welche in diesen Gegenden die Ahnen der zum Teil ausgestorbenen, zum Teil russifizierten Wogulen redeten. Dreiunddreißig lange Sommertage saß ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Pĕršä beisammen, bis ich das lexikalische und grammatische Material seiner Sprache erschöpfte. Beim Ausfragen diente mir als Leitfaden die mitgebrachte Kopie von Reguly's Wörterbuch, dessen gesamte Daten ich einzeln durchnahm. Bei jedem ausgefragten Wort notierte ich mir genau die Form desselben in Pĕršäs Sprache, ebenso seine Bedeutung in wogulisch-russischem Idiom, in welchem mir es mein Dolmetsch erklärte. Bei jedem einzelnen Nomen machte ich Exkurse auf in denselben Begriffskreis gehörige Wörter; so z. B. ließ ich beim Worte »Baum« alle bekannten Baumgattungen herzählen, dann die Bestandteile des Baumes (Wurzel, Laub, Knospe usw.). Bei jedem Zeitworte notierte ich Redensarten auf, und zwar zur genaueren Bestimmung der Bedeutung auch die russische Übersetzung, auf welche Weise ich ungemein viel neues d. h. bislang unbekanntes lexikalisches Material erlangte. Einem primitiven Menschen gegenüber ist dies keine so leichte Aufgabe, wie sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Er kann nur in Sätzen sprechen und den Sinn derselben im besten Falle in freier Übersetzung wiedergeben. Die Sätze zu analysieren d. h. den Sinn eines aus dem Zusammenhange herausgerissenen Wortes durch ihn bestimmen zu lassen, ist eine überaus schwierige Sache; was aber die Beleuchtung der Funktionen der Suffixe anbelangt, oder was z. B. der Unterschied zwischen den ungarischen Formen *jár* (er geht) und *járkál* (er geht hin und her) und *járogat* (er geht öfters hin) oder den lateinischen *capio*, *capesso* und *capto* ist, das zu bestimmen, ist ein Mensch vom Schlage unseres Pĕršä in den meisten Fällen nicht fähig. Bei solchen Fragen gerieten wir gar oft in peinliche Verlegenheit: in allen möglichen Variationen mußte ich dieselbe Frage stellen, bis endlich die der Wahrscheinlichkeit nach richtige Bestimmung zum Vorschein kam. Die ethnographisch wichtigen technischen Ausdrücke der Jagd, Fischerei, Gewerbe, Kultus usw. ließ ich mir eingehend in wogulischer Sprache bestimmen, die für den fraglichen Dialekt auch als sprachlicher Text dienen können. Längere zusammenhängende Texte, z. B. Märchen oder biographische Erzählungen konnte ich beim aller-

besten Willen nicht von dem Alten erhalten, dessen außerordentliche Denkfaulheit auch die obenerwähnte leichtere Arbeit für mich ungemein erschwerte.

In der zweiten Woche des Monats Juni begann ich das Studium der oberlosswaer Sprache mit Frau Tatjana Alexejewna Sotjinowa, geborenen Salawarowa. Diese außerordentlich begabte Wogulin, der die Wissenschaft die Erklärung von Reguly's südwogulischem Nachlaß zu verdanken hat, ist in Tat-tit-paul, dem Dorfe des Jurkin geboren. Dies ist derselbe Jurkin, von dem der größte Teil südwogulischer Lieder bei Reguly herstammt. Tatjana ist auf seinen Knien erwachsen und hat das wichtige Andenken an ihn bewahrt, daß seine Sprache sowie die seiner an der oberen Losswa wohnhaft gewesenen Zeitgenossen (wie z. B. die Pachtjar's, des anderen Hauptgewährsmannes Reguly's) sowohl von Pēršäs, als auch von der Sprache der jüngeren oberlosswaer Generation sich unterschied. Dies erklärt den Umstand, warum ich nirgends dieselbe Sprache antraf, in welcher der von Jurkin herrührende wogulische Nachlaß Reguly's aufgezeichnet ist. An der oberen Losswa ging seit Reguly's, respektive Jurkin's Zeit eine Sprachveränderung vor. Statt der ursprünglichen Sprache mit südlichem Charakter kam die nördliche oder sosswaer Sprache in Gebrauch und zwar in Folge dessen, daß sich die nomadisierenden oberlosswaer Wogulen von den ansässigen und »ihren Begriffen nach« entarteten mittel- und unterlosswaer Wogulen entfernten, und sich dem ihnen in Lebensweise und Kultus näher stehenden sosswaer Wogulentum anschlossen, indem sie begannen sich ausschließlich mit diesen zu verheiraten, gemeinschaftliche Gesetze einzuhalten usw. In Reguly's Nachlaß ist also das Denkmal eines ausgestorbenen besonderen losswaer Dialektes erhalten geblieben, der seiner geographischen Lage nach ein mittlerer, gleichsam den Übergang vom sosswaer zum mittellosswaer Idiom bildender gewesen ist. Bei dieser Übergangsstellung des ausgestorbenen Dialektes konnte die darin aufgezeichneten Denkmäler am besten nur ein solches Individuum erklären, das sowohl das sosswaer (resp. das heutige nördliche losswaer), als auch das mittellosswaer Idiom inne hatte, und das nebenbei auch eine gewisse linguistische Intuition besaß, die es auf Grund zweier bekannter Idiome zur Erkennung und zum Verstehen der Formen eines dritten unbekannten Idioms befähigte. Und hierzu war Tatjana Alexejewna geschaffen. Ihr Vater, der von Wischera stammende Alexej Platonitsch Salawaroff (wogulisch: Pasär—χum-Palton-pî' Ul'ekśe), verließ noch zu Tatjanas Kinderzeit Tat-tit-paul und zog zur Verwandtschaft seiner Frau nach Tārėχ-poėl. Hier hatte Tatjana Gelegenheit, sich mit der russischen Sprache bekannt zu machen, die sie ebenfalls gut und mit korrekter Aussprache spricht, wie welche echte Russin immer, — und außerdem mit einer anderen wogulischen Sprache, welche man im Hause Pēršä's und dessen Großvaters Wolodkin, der Reguly ein humoristisches Lied mitgeteilt hat, gebrauchte. Nach dem Tode ihres Vaters, den bei einer Kahnfahrt die Fluten des Iwdil fortrissen, kam Tatjana wieder zurück nach Tat-ti-paul, wo sie von nun an im Hause

ihres Oheims Iwan Platonitsch Salawaroff erzogen ward. Hier erreichte sie ihr Jungfrauenalter, — und, merkwürdige Offenbarung des Nationalgefühls! dieses Weib, das Gelegenheit genug gehabt hatte, Vergleiche anzustellen zwischen den ansässigen und den nomadisierenden, d. h. den allmählig russifizierten und den die uralten Eigentümlichkeiten bewahrenden Wogulen, dieses Weib wendet seine Sympathien dem nicht entarteten Wogulentum zu, und wählt sich einen sosswaer Mann, den aus 'Nurėm-paul stammenden Jekim Feodoritsch Sotjinoff zum Gatten. In dem von Tat-tit-paul nördlich gelegenen *Pāχwėñ*-tit-paul lassen sie sich nieder, wo Tatjana in der Wirtschaft ihrer Jurte die uralte Lebensweise der Wogulen mit der Stufe der Zivilisation zu vereinigen strebt, auf die sich das südliche Wogulentum erhoben hat. Durch dieses Beispiel hätte sie vielleicht mit der Zeit einen wohltätigen Einfluß auf die Umwandlung der Lebensweise des ganzen oberlosswaer Volkes ausüben können, wenn sie nicht der frühe Tod ihres Gatten gezwungen hätte, diese Gegend zu verlassen, und mit ihrer kleinen Familie wieder nach *Tą̄rėχ*-poėl zurückzuziehen. Es scheint, daß sie im Dienste ihres Volkes zu einer anderen Aufgabe berufen war! Ihre Intelligenz und ihre große Kenntnis des wogulischen Lebens überraschten mich gleich bei unserer ersten Begegnung und rechtfertigten vollkommen die Zuversicht, mit der man uns auf sie aufmerksam gemacht hatte. Die komplizierte wogulische Konjugation, welche in ihrer determinierten Form besondere Endungen für den Singular, den Dual und Plural sowohl des handelnden Subjekts in seinen drei Personen, als auch des Objekts hat (wo also beispielsweise den sechs Formen des russischen Präsens 36 entsprechen), konnte sie mir wie irgendein Grammatiker ohne besondere Schwierigkeiten anführen. Solche Fragen, die ich Pēršä vergeblich gestellt hatte, pflegte ich auch an sie zu richten, und erhielt gewöhnlich eine befriedigende Aufklärung. Interessant ist die Genauigkeit, mit der sie die genaue Aussprache der wogulischen Laute bei meinem Nachsprechen kontrollierte. Wenn ich statt offenem *ä* ein mittleres *e*, wenn ich statt *χāñyi* (er steigt) ein *χāñgi*, statt *śurri* (rieselt) ein *šurri*, oder statt eines langen Vokals einen kurzen aussprach, erfolgte sofort die Zurechtweisung, und bisweilen auch dergleichen Erläuterungen: man dürfe nicht statt *māń* — *mań* sagen, denn ersteres bedeutet »klein«, letzteres aber »Schwiegertochter«; *kaśėm* bedeute »mein Bruder«, wenn du aber *kāśėm* sagst, so ist es eine Obszönität, vor der die Frauen aus der Jurte hinauslaufen (»mein Schamgürtel«). Zur näheren Erläuterung der Bedeutung der Verba pflegte sie neben der russischen Übersetzung gewöhnlich auch noch Redensarten aus der Umgangssprache anzuführen, was meine späteren Sprachlehrer keineswegs im Stande waren. Ein besonderes Vergnügen fand sie in der Erklärung mittels Synonymen, wobei sie die Meinung zu widerlegen suchte, als ob nur die Russen ein und denselben Begriff durch mehrere Wörter auszudrücken im Stande wären. »Das ist wahr, — sagte sie einmal — daß für 'lieb' der Russe sagen kann любезный, милый, сердечный; aber es läßt sich auch im Wogulischen

zärtlich tun, z. B.: *am jāt'ekem* »Liebchen«, *t'upakem* id., *posχėm* »mein lebendiges Blut«, *sim-tārsėm* »Wurzel meines Herzens«. Von unserem Standpunkte geurteilt, braucht man natürlich hierzu keine große Gelehrsamkeit, und die meisten Schulkinder sind dazu befähigt; aber auf solcher primitiven Kulturstufe, auf welcher eben die Wogulen stehen, ist ein scharfer Sinn auch dazu nötig, damit jemand einen Satz in seine einzelnen Worte auflösen könne.

Im ersten Monate unseres Aufenthaltes im Tārėχ-poėl nahm Pápai die Sotjinowa mit seinen Vorstudien der ethnographischen Verhältnisse des oberlosswaer Volkes in Anspruch. Als ich nach Beendigung meiner Arbeit mit Pēršä das Studium der oberlosswaer Sprache beginnen konnte, zeichnete ich zuerst Originaltexte auf: Sagen, Lieder, ethnographische Beschreibungen in wogulischer Sprache, von denen besonders wichtig sind: die Sage von der Erschaffung der Welt, den Opfergebräuchen und die auf die weibliche Reinigung *(māń kwol)* bezüglichen religiösen Gesetze. Bald begannen wir auch die Erklärung der Regulyschen Texte, worin ich mit Pēršä zu nichts kommen konnte. Beim ersten Vorlesen war auch der Tatjana selbstverständlich beim Hören dieser ungewohnt klingenden Texte der Sinn in ziemliches Dunkel gehüllt; aber dieses Dunkel klärte sich bedeutend beim zweiten Vorlesen, und zwar so sehr, daß, als wir zum drittenmal den Text durchforschten, wir unsere Aufmerksamkeit nur auf einzelne schwierigere Stellen zu konzentrieren hatten, d, h. aus dem Zusammenhang oder auf Grund irgend einer beigeschlossenen Anmerkung zu erraten, welches Wort oder welcher Ausdruck der betreffenden fraglichen Stelle in Pēršä's oder in der oberlosswaer Sprache entsprechen möge. Es war eine rechte Seelenfreude, als ich den ersten Regulyschen Text, das von Pachtjar mitgeteilte *Sā̮rp-ērī'*, den »Elentiergesang« vollständig verstehen, und den Anforderungen der Sprachwissenschaft entsprechend, in die oberlosswaer Sprache umschreiben konnte. Jetzt folgte nacheinander die Erklärung und Umschreibung der Sage von der mythischen Gestalt *Ēkwā-pī' pîriś* »Frauensohn Knäblein«, des *Nɑmiñ ɑ̮̄ter* »Berühmter Fürst« betitelten Heldenliedes und des *Sāt sā̮rp akw' la'il l'ūl'sėt* »Sieben Elentiere standen auf einem Fuß« benannten Schwankes, aus denen ich mir ein klares Bild schaffen konnte, einesteils von der Sprache der Regulyschen Sammlung, anderenteils vom Wesen der darin enthaltenen Dichtungsarten. So viel war mir schon damals klar, daß diese Texte weder in Pēršä's Sprache, noch in der oberlosswaer geschrieben sind; aber in meiner Unerfahrenheit hoffte ich noch, daß ich irgendwo an der unteren Losswa den genau entsprechenden Dialekt finden werde. Ja, im Vertrauen darauf, daß ich dort gar bald für die Erklärung der Regulyschen Texte einen geeigneten Lehrer finden werde, ging ich in Sotjinowa's Gesellschaft vorderhand auf andere Studien über. Hierzu bewog mich auch der Umstand, daß Mitte Juli bereits die ersten oberlosswaer nomadisierenden Wogulen erschienen, bei denen ich hinlänglich Gelegenheit zu finden hoffte, ganz neues und originelles volkspoetisches Material zu sammeln.

Ich hatte schon Gelegenheit zu erwähnen, daß die oberlosswaer Wogulen jeden Sommer einmal, zur Zeit des russischen St. Peter-Tages hierher zu wandern pflegen, um in Nikito-Iwdil zu beichten. Diese Wogulen pflegen auf dem Losswa-Fluße stromabwärts zu rudern und halten in *T'ą̄rėχ-poėl* Rast, woher sie nur zur festgesetzten Zeit in den ihnen nicht heimischen russischen Ort ziehen. Wenn wir bemerkten, daß bei der Waldlichtung vor dem Dorfe ein Kahn ansetzte, eilten wir mit Sotjinowa gewöhnlich zu ihrer Begrüßung hin. Mein Erscheinen flößte den wilden Waldbewohnern, die seit urdenklichen Zeiten daran gewöhnt sind, daß sich ihnen ein russisch gekleideter Mensch nur zum Schaden und aus Gewinnsucht nähert, keine geringe Furcht ein. Doch dieses Mißtrauen währte nicht lange; ein paar freundliche wogulische Worte — denn zu dieser Zeit war meine wogulische Sprachkenntnis schon so weit forgeschritten, — Geschenke und besonders einige Gläschen Branntwein verfehlten nie ihre Wirkung, und als gar bekannt wurde, daß mich der χān (Chan, Zar) zum Volk der Wogulen gesandt habe, schlug ihr Interesse in Wohlwollen um, so daß ich bei meinem zweiten Erscheinen das Ansuchen um Lieder und Sagen getrost stellen konnte. Nachdem ich als *ēri'-χum*, *mōjt-χum* »der Mann der Lieder, der Mann der Sagen« (d, h. Sammler derselben), oder *jäni' χum* »großer Mann« unter ihnen bekannt geworden, pflegte ich jeden Tag wenigstens einmal zu ihren aus Birkenrinde verfertigten Zelten hinaus zu gehen, zu den *sās-kwol*, wo ich auf Rentierhäuten gelagert und von mückenverscheuchenden Räuchertöpfen umgeben, den größten Teil meiner Sammlung von losswaer wogulischen Volksdichtungen niederschrieb. Beim Hersagen derselben war Sotjinowa stets die vermittelnde Dolmetscherin; denn der Mitteiler von Liedern ist nicht im Stande Worte zu diktieren, sondern sagt stets einen ganzen langen Satz oder einen Versteil in größter Hast oder gar in wortverdrehendem Gesang her, so daß ich die genaue Aussprache der einzelnen Wörter nicht erraten konnte. Sotjinowa freilich verstand das Mitgeteilte sogleich und konnte es mir langsam Wort für Wort in die Feder diktieren; auf diese Weise die Texte aufzeichnend, war es nur nötig, dieselben zuhause durchzusehen und die dunkleren Stellen mit Erläuterungen zu versehen. Die Bestandteile dieser Sammlung von losswaer wogulischen Volksdichtungen sind die folgenden: 1. Zweiundvierzig Frauenlieder *(nē-ērγėt)*, deren Hälfte die aus der Pachtjar-Sippe stammende Jewgenija Nikolajewna mitteilte. Sämtlich sind es Erzählungen ernsten Inhaltes, in denen sich das getreue Bild des wogulischen Frauenlebens spiegelt. — 2. Sechs Bärenlieder, deren eines, das von Michael Ivanitsch Ukladoff mitgeteilte *T'ą̄rėm-āγi numel va'ilėm ērγä* »Das Lied von der Herabkunft der Tochter Gottes aus dem Himmel« bloß eine Variante des von Hunfalvy herausgegebenen Regulyschen Bärenliedes gleichen Titels ist. Zwei andere gehören zu einer mir bislang unbekannten Art von Bärenliedern, zu den »Morgenliedern« *(χoli-ērγėt)*, mit denen nämlich bei Gelegenheit der Bärenspiele früh morgens der Geist des in der Jurte aufgestellten Bären geweckt

wird. — 3. Das Lied der Kämpfe der Fürsten der »Seestadt«: *Lą̄r-ūs ą̄tėrt tērniñ ērï'*, eine Variante des Regulyschen *Namiñ ą̄tėr* »Berühmte Fürsten«. — 4. Drei Heldenlieder: *pą̄χäturērγėt.* — 5. Zwei Lieder von der höchsten weiblichen Gestalt der wogulischen Mythologie, der *Kaltėś-ēkwä.* — 6. Hymnus des Göttchens: »Den Menschen erhebender Mann, der heilige Fürstensohn aus dem Dorfe *Jūtim-są̄s.* — *Ēlemχą̄lės nąñχ almėm χum, Jutim-są̄s jelpiñ ą̄tėr-pï kaj-saw.* — 7. Eine Zauberformel *(muträ-sātmil).* — 8. Zwei anekdotenartige Erzählungen, welche man bei Gelegenheit der Bärenspiele mit Birkenrindenmasken zu spielen pflegt *(tūlilėp).* — 9. Drei Sagen *(mą̄jt)* — 10. Drei Tierlieder. — 11. Siebenundachtzig Rätsel *(āmėś).* — Überdies ist eines der wichtigsten Ergebnisse meiner oberlosswaer wogulischen Studien meine reichhaltige lexikalische Sammlung, die ich mir so verschaffte, daß ich mit Sotjinowa ebenso, wie vordem mit Pēršä, die Abschrift des Regulyschen Lexikons durchnahm. Mit Erstaunen nahm ich während dieser Arbeit die grammatikalische und begriffliche Entwicklung der wogulischen Sprache wahr, ebenso ihren ästhetischen Zug, der sich in der besonderen Liebe zu tropischen Ausdrücken offenbart; — und unwillkürlich entstand in mir der Gedanke, wie geeignet auch diese Sprache für den Gebrauch europäischer Dichtungsgattungen hätte werden können, wenn sie gleich ihrer Schwester, der ungarischen, unter glücklichere Verhältnisse gelangt wäre.

Während ich in Tą̄reχ-poėl mit philologischen Arbeiten beschäftigt war, schritt auch Pápai ungemein rasch der Verwirklichung seiner Aufgabe entgegen. Nachdem er das ethnographische und anthropologische Studium der mittellosswaer ansässigen Wogulen beendigt hatte, fand er Gelegenheit, die nach uralter Weise lebenden und daher für ihn noch interessanteren oberlosswaer Wogulen zu besuchen. »Schon den vierten Sommer«, schreibt er in seiner vorläufigen Meldung an die ungarische Geographische Gesellschaft, »durchzieht das Gebiet des oberen Losswa-Flusses eine größere Expedition, deren Aufgabe es ist, den Reichtum (besonders an Erzen) des nördlichen Ural zu durchforschen, nebenbei auch die topographischen und geologischen Verhältnisse kennen zu lernen. Weil das Terrain dieser Arbeiten sich eben auf das Gebiet des schwer zugänglichen Wogulentums erstreckte, nahm ich mit Freuden das verbindliche Anerbieten des Führers der Expedition, des jungen polnischen Bergwerksingenieurs Lucius Lebedzinsky an, einige Wochen im Kreise der Expedition zuzubringen. Wir schritten im Gebiete des nördlichen Losswaflusses gegen Norden zu vorwärts, ganz bis zum Gebiete der nördlichen Sosswa. Unser Weg führte uns größtenteils auf den von der Expedition angelegten Straßen, über sumpfige Stellen. In dieser Gegend kann man im Sommer nur zu Pferd vorwärts dringen, stellenweise aber nur zu Fuß; an anderen Stellen wieder nur auf kleinen Kähnen, auf denen man stromaufwärts der reißenden Strömung wegen die Ruder mit langen Stangen zu vertauschen gezwungen ist. Diese Reise war für mich in mancher Beziehung sehr lehrreich. Sie ließ mich einen

Einblick tun in die geographische Gestaltung des Uralgebietes, sie machte mich bekannt mit der Art und Weise des hiesigen Reisens, und was die Hauptsache ist: sie brachte mich in die Nähe der echten Wogulen. Diese führen auf der Losswa, Sosswa und deren Nebenflüssen ein herumstreifendes Leben. Ihre Beschäftigung ist Fischfang und Jagd, und nur in kleinem Maße die Rentierzucht. Zur Sommerszeit treiben sie die Rentierherden auf höher gelegene Weiden des Ural; der größte Teil jedoch verläßt seine Winterquartiere, streift auf den Flüssen umher, Hab und Gut im Kahne mit sich schleppend, fischt, jagt und schlägt hie und da an den Ufern die mit Birkenrinden gedeckten primitiven Hütten auf« (*Földrajzi Közlemények* XVI. 620). Nach fünfundzwanzigtägiger Abwesenheit kehrte Pápai am 17. Juli zu mir nach Tārēχ-poēl zurück, beladen mit ethnographischen Gegenständen, zu welchem Zwecke ihm das hohe k. ungarische Kultus- und Unterrichtsministerium 600 fl. angewiesen hat. Jetzt bestimmten wir die weiteren Partien unseres Reiseprogramms. Auf Grund unserer bisherigen Erfahrungen schien es uns einleuchtend, daß wir, wie auch ursprünglich beschlossen war, nicht länger miteinander reisen können. Die verschiedenen Gegenstände unserer Forschungen forderten auch eine verschiedene Art des Reisens. Während ich meine philologische Aufgabe nur durch längeren Aufenthalt an einem Orte und besonders durch anhaltende Berührung mit einer verständigen Person realisieren konnte, setzte Pápai's ethnographische und anthropologische Aufgabe das Studium möglichst vieler Orte und Menschen voraus. Das weitere Zusammenbleiben wäre schon deshalb schwer geworden, weil wir beide bei unseren Studien auf die verständigsten Leute des Ortes angewiesen waren; diese aber konnten wir nicht gleichzeitig benützen. Wir mußten uns daher trennen, und unsere Reise so einteilen, daß unsere Wege sich je öfter kreuzten. Solche Kreuzungspunkte und zugleich Orte des Zusammentreffens sollten unserer Verabredung gemäß im August Pelym, im September Jekaterinenburg und am 1. Januar russ. Kal. Jäni' Paul (russisch: Jugra), der nördlichen Sosswa allerletztes Dorf sein, wo das Wogulentum der oberen Losswa und der oberen Sosswa am erwähnten Tage zur Jasakzahlung sich versammelt. Nachdem wir noch gemeinsam einen Ausflug nach Nikito-Iwdil zu dem seit Anfang Juli daselbst sich aufhaltenden oberlosswaer Wogulentum unternommen hatten, verließ Pápai am 20. Juli endgültig diese Station und machte sich auf den Weg in der Richtung der südlichen Losswa. Ich beschäftigte mich noch neun Tage lang mit Sotjinowa in Tārēχ-poēl hauptsächlich mit der Revision meiner Sammlungen von Volksdichtungen, den erklärenden Anmerkungen und den lexikalischen Arbeiten. Am 28. Juli erschien bei mir beinahe das ganze, hier sich aufhaltende Wogulentum zum Abschiede. Rührend war die herzliche Freundschaft, mit welcher dieses einfache, aber unverdorbene Volk von mir schied. Wie einst ihre Ahnen Reguly, so baten sie auch mich, ich möchte sie doch im Winter in ihrem Heim besuchen; ja Wasilij Kirilitsch Nomin, der Mitteiler meiner das Schamanentum betreffenden Sammlungen, versicherte

mir daß ich an der oberen Sosswa so viele Sänger finden werde, daß ich kaum im Stande wäre, ihre Mitteilungen aufzuzeichnen. Diese Aussage bewahrheitete sich später, und zwar als eine schlagende Widerlegung der hier zuhause verbreiteten Meinung, daß die Gesangskunde bei den Wogulen im Aussterben begriffen sei und nach Reguly sie niemand mehr vorfinden werde.

In der Frühe des nächsten Tages machte ich mich auf den Weg, nicht ohne Bangen den ferneren Widerwertigkeiten meines Unternehmens entgegensehend. Auf einem von Wogulen verfertigten, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehenden Kahn ruderten wir die Losswa hinab. Da das Gleichgewicht nur durch eine liegende Lage gesichert werden kann, war für mich an der Spitze des Kahnes aus Rentierfellen ein Lager hergerichtet; in der Mitte befand sich das mannigfache Reisegepäck und der Mundvorrat, am Steuerruder saß oder kniete der Fährmann, neben ihm aber lag eine aus Birkenrinde verfertigte Deckenrolle, mit der man bei Regenwetter den ganzen Kahn überspannen konnte. Nach einer Kahnfahrt von vierungzwanzig Stunden erreichten wir das erste Dorf, Latscha *(Lo̯śtit-poėl)*, das auf der Wasserstraße 120 Werst von Tā̆rė̆χ-poėl entfernt ist. In der Nähe dieses Dorfes brachte mich gegen Mitternacht der Umstand in nicht geringe Aufregung, daß aus dem Dickicht eine Bärin mit ihren Jungen hervorbrach und nicht ferne von unserem Kahne mit schrecklichem Brüllen am Ufer Posto faßte. Wohlwissend, daß der Bär ausgezeichnet schwimmen kann, griffen wir erschreckt zu unseren Gewehren; aber während wir so den Angriff erwarteten, hören wir auf einmal die Bestien mit lautem Gerumpel ins Dickicht einbrechen. In Latscha wechselte ich den Fährmann und setzte meinen Weg fort, der mit Berührung von Mitjajewa *(Jew'-tit-poėl)* zum schön gelegenen Dorfe Usmanowa oder Jewaskowa *(Or-tit-poėl)* führt. Die Einwohner all dieser Dörfer sind schon gänzlich russifiziert; das Andenken an ihre Abkunft hat nur die Tradition aufbewahrt. Dies war noch nicht ganz so der Fall zu Reguly's Zeit, der in diesen Gegenden sogar Sänger vorgefunden hat, wie dies das in seinem Nachlaß befindliche »*Ivtitt kum voarom jéri*« (»Das vom Mitjajever gemachte Lied«) und »Des Usmanischen Mädchen Anna Osipovna *jéri*« bezeugen. Das Gebiet der unterlosswaer wogulischen Sprache beginnt beim Dorfe Nā̆lėm-poėl (oder Arjä-pōl, Arja). Nicht weit davon liegt Pats-pōl (Gornije), der einzige Ort an der unteren Losswa, wo der uralte Kultus sich noch in der Verehrung des Tuχt'tit-nāj genannten weiblichen Götzenbildes aufrechterhalten hat, dem die zum Fest versammelten Wogulen im Herbst Stuten, Kühe opfern. Dieses verhältnismäßig genug bevölkerte Dorf wäre eine Station für meine unterlosswaer Studien geworden; doch ich änderte meine Absicht, weil ich vernommen hatte, daß Pápai aus dem abwärts gelegenen Dorfe Sint-jā̆-pōl eine Fußpartie nach dem nordwärts gelegenen Vol'-jā̆-(Vaglji)-Flusse unternimmt, woher er nur zwei Tage vorher zurückgekehrt war. In der Ahnung, daß diese in unseren Plan nicht aufgenommene Partie unsere verabredete Zusammenkunft in Pelym vereiteln werde, beschloß ich, Pápai

nachzufolgen, und am vierten Morgen meiner Abreise holte ich ihn im Dorfe Jāul'-tit-pōl auch ein.

Doch nicht lange dauerte die Freude des Wiedersehens; denn Pápai beendigte seine Studien der unterlosswaer Wogulen und trat schon am nächsten Tag den Weg nach den Flüssen Tawda und Pelymka an. Unser weiterer Plan war es nun, daß er vom Flusse Pelymka auf die Konda übersetze, ungefähr in der Mitte derselben in den Nebenfluß Kuma hineinfahre und zwar bis zu dessen Quelle hinaufreise, von da aber sollte er der Landkarte gemäß auf kurzem Landweg, in den Karabaschka-Fluß gelangen, auf dem er dann den Tawda-Fluß erreichen sollte. Auf diese Weise sollten wir uns am 22. August in dem auf dem Gebiete der tawdaer Wogulen gelegenen Dorfe Koschuk treffen: freilich konnten wir nicht wissen, daß am Karabaschka-Flusse keine Seele wohne und daß an der Mündung des Kuma-Flusses eine derartige Kommunikation unbekannt sei. Ich kann schon hier mitteilen, daß unsere geplante Zusammenkunft sich nicht realisierte, ja fünf Monate lang erhielt ich nicht einmal Kunde von meinem Gefährten.

Die unterlosswaer Wogulen sind schon im letzten Stadium der Russifizierung; die jüngere Generation redet nur schwach und mit geringem Wortvorrat die Sprache der Ahnen und auch so nur in den sechs folgenden Dörfern: Nāl̇ėm-pōl, Pats-pōl, Sint-jä-pōl (Sindjej), Tēl̇ėm-tit-pōl (Raschkini) Jaul'-tit-pōl und Taṗ-tit-pōl (Tanjschini). Aus letzterem Dorfe beschied Ahlquist im Jahre 1858 seinen wogulischen Dolmetsch zu sich. Ahlquist hat in dieser Gegend eine unangenehme Erinnerung zurückgelassen: statt selbst her unter die Wogulen zu kommen, setzte er sich in Pelym fest und zitierte auf amtlichem Wege seinen wogulischen Mann zu sich. Natürlich war der Schrecken groß, als in Taṗ-tit-pōl ein russischer Amtsbote erschien und einen Wogulen nach dem einige hundert Werst entfernten Pelym vor den »großen kaiserlichen Beamten« führte. Wie man erzählt, soll der entführte Wogule sich vor der Behörde auf den Boden werfend gefleht haben, man möge ihn frei lassen, denn es war gerade die Zeit der dringendsten Arbeit, nämlich Sommer; er erklärte, daß seine Familie während seiner Abwesenheit den Hungertod sterben könne; aber, wie man erzählt, war sein Flehen vergeblich, indem man ihn durch Androhung der Kerkerstrafe zum Bleiben zwang.[5] Diese unangenehme Erinnerung hatte eine gute Wirkung auf die Gestaltung meiner Sache. Als nämlich das Volk meine Absicht begriff, sträubte es sich unter verschiedenem Vorwande, mir einen

[5] Ich muß hier bemerken, daß ich für obige vielleicht durch die Volksüberlieferung übertriebene Mitteilung keine Verantwortung übernehme; vgl. übrigens diesbezüglich Ahlquist: (Eine kurze Nachricht über das Wogulische. 1858.) »Obwohl nur 150 Werst von seiner Heimat entfernt, litt der arme Mann (sein Sprachmeister) dennoch so an Heimweh, daß er bedeutend abmagerte, ungeachtet er hier auf meine Kosten besser genährt wurde, als es in seiner Heimat der Fall sein soll und auch von Zeit zu Zeit sich einen Rausch anlegen durfte, was die Wogulen über die Maßen lieben.«

Mann zur Verfügung zu stellen; da trat einer der Verständigern, Fadjej Ignatjeff Lachtjin hervor und erinnerte seine Genossen an den einstigen Vorfall in Pelym. »Dieser da«, — sprach er — »ist gerade ein solcher kaiserlicher Gesandte, wie jener es war; dieser erschien zwischen uns und bittet uns. Wenn er ohne Erfüllung seiner Bitte abreist, so wird dafür das ganze Dorf büßen; denn er wird uns alle nach Pelym beordern.« Auf Grund dieses Einfalls überlegte das Volk mein Ansuchen und nach einigen Stunden konnte ich schon mit dem damit betrauten Manne meine Sprachstudien beginnen und zwar in Gesellschaft meines obigen Fürsprechers. Sechs Tage lang von früh morgens bis spät abends befaßte ich mich mit meinem Manne, wobei es mein besonderes Streben war, die grammatischen Formen und wenigstens das Wichtigste des lexikalischen Materials mit aufzuschreiben. An das Sammeln von Texten konnte ich bei der geringen Intelligenz des Volkes und bei der Ungeduld meines Mannes gar nicht denken. Die Sprache der Erzählungen und Lieder ist in diesen Gegenden im Allgemeinen die russische; nur mit schwerer Mühe gelang es mir, von einem schwachsinnigen Alten einige Zeilen eines Bärenliedes und ein Gebetbruchstück aufzuzeichnen, welche als letzte Überreste jener alten wogulischen Nachlaß *(Sint-jä oɣi voɣrom jéri, Tällem-tit-nai, Tuχ-titt-nai, Taχting jéri)* Zeugnis ablegen. Ein an Zahl geringes Volk von primitiver Bildung kann den pathologischen Prozeß nicht ertragen, der mit Aufgebung seiner volkstümlichen Eigentümlichkeiten verbunden ist und geht darunter gewöhnlich auch physisch zu Grunde, jedenfalls aber psychisch. Lehrreich beweist diesen Satz jenes traurige Bild, welches in den Verhältnissen der unterlosswaer, oder sagen wir der Südwogulen im Allgemeinen dem Forscher sich darbietet. Der intellektuellen Bildung und Seelenfrische der ungebildeten Nordwogulen gegenüber charakterisiert die dem Einfluß der Zivilisation ausgesetzten Südwogulen Geistesschwäche und Denkfaulheit. Dort blühender Volksgesang, reiche Sagendichtung: hier höchstens einige entstellte russische Lieder. Dort reiche Mythologie, ausgebildeter Kultus und dem Herzen entspringendes religiöses Gefühl: hier, im besten Falle unverstandenes leeres Formenwesen und Aberglauben. Dort originelles Hausgewerbe: wunderschöne Lederstickereien, mit Zeichnungen versehene Birkenrindenerzeugnisse, Sehnenzwirnverfertigung, Lederausarbeitung und viele andere weibliche Arbeiten; hier könnte dem höchstens die Webekunst entsprechen, die jedoch nur höchst selten bei den Weibern angetroffen wird. Der Nordwogule ist ein geschickter Rentierzüchter, versteht die Bedingnisse der Züchtung und kann die Tiere selbst zur Sommerszeit zu Schlittenfahrten benützen; der Südwogule hat sich an das Pferd gewöhnt, aber weder im Gebiete der Losswa, noch der Konda findet sich ein wogulischer Schmied, der Hufeisen schmieden kann für ihre Pferde. Der Nordwogule ist ein geschickter und ausdauernder Jäger und Fischer; der Südwogule kann Ackerbau betreiben, aber auch den nur in so schwachem Maße, daß er trotzdem neben dieser Beschäftigung auch noch fischt und jagt und selbst das Sammeln

von Zirbelnüssen und roten Heidelbeeren ihm als Nebenerwerb dient, sein ganzes Leben doch nicht anders, als ein kümmerliches Vegetieren ist.

Es ist überflüssig zu erwähnen, daß meine Hoffnung betreffs der Erklärung Reguly's Aufzeichnungen sich an der unteren Losswa nicht verwirklichte. Erst jetzt begriff ich ganz, welch einen schätzbaren Mitarbeiter an meinem Unternehmen ich in Sotjinowa verlassen hatte, zu der, wie es schien, ich noch einmal zurückkehren mußte, vorausgesetzt daß ich den wichtigsten Teil meiner Aufgabe, nämlich die Erklärung des Regulyschen Nachlasses nicht fahren lassen wollte. Die Verwirklichung dieses Planes verschob ich auf den Winter und setzte meinen Weg weiter nach Süden fort.

II.

Am 7. August verließ ich meine unterlosswaer Studienstation: Jaul'-titpöl und durch die Mündung dieses Flusses in die Tawda gelangend, erreichte ich am 10. Pelym. Die Tawda ist eigentlich eine Fortsetzung der südlichen Sosswa, wogulisch auch »große Sosswa« *(Jäni Taît)* genannt im Gegensatze zu der oberhalb der Losswamündung fließenden »kleinen Sosswa« *(As Taît)*. Wie am Unterlaufe der Losswa und im Gebiete der »kleinen Sosswa«, so wohnten einst auch an der »großen Sosswa«, d, h, im Gebiete der Tawda, Wogulen und Reguly hat aus dieser, gleich so mancher anderen, schon gänzlich russifizierten Gegend eine wogulische Tradition in dem interessanten Bärenliede: »Der Wald des Dorfes Košmak« *(Käšméχ vuor jēri)* aufbewahrt.

Pelym (wogulisch: *Polėm ūš*) ist nach unseren Begriffen kaum mehr als ein Dorf; aber in dieser unbewohnten Gegend ist es doch ein Städtchen, das nicht nur durch seine besondere historische Rolle — als ehemalige Festung und Verbannungsort einiger Staatsgouverneure im vorigen Jahrhunderte —, sondern auch dadurch berühmt ist, daß es den Handels- und Justizmittelpunkt eines großen Gebietes bildet. Die Einwohner sind zum Teil die Nachkommen der bereits aufgehobenen Kosakengarnison, zum Teil sich rasch ablösende Beamte und Verbannte, mit deren Lebensweise ich hier zuerst Gelegenheit hatte, mich bekannt zu machen.

Nachdem ich hier meinen verzehrten Speisevorrat durch neue Einkäufe ersetzt hatte, machte ich mich auf den Weg ins Land der untertawdaer Wogulen. Daß Wogulen an der Tawda wohnen, konnte ich ursprünglich nur auf Grund von Reguly's Wörterverzeichnissen ahnen, wo bei einigen Daten auch die Bezeichnung »tawdaer« hinzugefügt ist. In Ermanglung literarischer Quellen konnte ich diesbezüglich nur zufällig etwas Sicheres erfahren, als nämlich einmal Russen aus dem Tawdagebiete nach Tārėχ-poėl kamen und nachfragten: wann ich ihre Wogulen besuchen würde. Von ihnen erfuhr ich, daß unter den zahlreichen russifizierten tawdaer wogulischen Dörfern im košuker Wolost noch sieben zu finden seien, deren Bewohner (ungefähr anderthalbhundert Familien) die

Sprache ihrer Ahnen behalten haben, und zwar in Čǫumitär-poul (russisch: Čandirî), Äχėt-pǫul (Janjičkowa), Ilpėñto-pǫul (Sajtanskoje), Utjiñ-khuli-pǫul (Kusjajewa), Säuluñ-pǫul (Jepsejkowa), Śöu-jä-pöñ-pǫul (Piljkina) und in Äli-pǫul (Gorodok). Meine Reise in diese Gegend nahm ich anfangs in einem großen gedeckten Kahne vor, wozu mir der Wolost drei Ruderer aus Pelym bestellte. Nach kaum eintägiger Fahrt erschien zu meiner großen Freude ein nach Süden fahrendes Dampfschiff, eines von denen, welche aus den an der südlichen Sosswa gelegenen Erzbergwerken und Fabriken jeden Sommer einigemal Waren nach Tjumen führen. Das Schiff hielt auf unser Winken mit Tüchern an, und nahm mich samt meinem Gepäck aufs Verdeck. Als der polnische Schiffskapitän Possenjicky erfuhr, wer ich sei und in welcher Absicht ich reise, machte er mich seiner Gastfreundschaft teilhaftig und brachte mich nicht nur an das Ziel meiner gegenwärtigen Reise, sondern führte auch mein großes Gepäck nach Tjumen, wo er dasselbe bis zu meiner Ankunft verwahren ließ.

In dem russischen Dorfe Tagilsk stieg ich vom Schiffe, indem ich nicht hoffte, daß ich in dem fünf Werst südlicher gelegenen, wogulischen Dorfe einen schriftkundigen Mann treffen würde, der meinen von der Regierung erhaltenen offenen Brief dem Volke vorlesen und gehörig erklären könnte. Hier, nämlich unter den Russen, ordnete ich vor allem durch den Starosten eine Versammlung an, dann ließ ich das erwähnte Schreiben vorlesen und forderte auf Grund desselben die Behörde auf, daß sie mich bei meiner Reise unter die Wogulen unterstützen und, wenn nötig, auch zu meinem Schutze bereit sein möge. Nach diesem Vorgehen nahm ich, damit mein Erscheinen eine amtliche Form, respektive das nötige Ansehen habe, den russischen Starosten mit mir in das wogulische Dorf Čǫumitär-poul. Das Volk empfing mich anfangs mit Schrecken; als es jedoch meine Wünsche erfuhr, beruhigte es sich und später stand es auf ganz freundschaftlichem Fuße mit mir. Im ganzen genommen weilte ich zehn Tage an diesem Orte, in welchem meine Lebensweise im allgemeinen nicht so unangenehm war, wie z. B. an der unteren Losswa. Das Volk benahm sich hier mir gegenüber ergeben und ehrerbietig; gleich nach der ersten Begegnung stellte es mir den gewünschten Mann in der Person des Mitrij Jeffimoff Kostjin zur Verfügung; ja, als ich einen Märchenerzähler benötigte, fand man für mich auch einen solchen. Auch für reinliche Wohnung und annehmbare Speisen wurde Sorge getragen; täglich brachten sie mir zu staunend billigem Preis verschiedene gute Fische und frisch erlegte wilde Enten.

Die tawdaer Sprache ist so fremdgeartet, so fernstehend von den bisher bekannten wogulischen Dialekten, daß ich in den ersten Stunden meiner Beschäftigung mit ihr des Glaubens war, daß ich in derselben eine neue ugrische Sprache entdeckt habe. Als vorläufige Charakterisierung genüge von dieser Sprache zu bemerken, daß sie in sehr vielen Fällen die ursprüngliche Lautform der Wörter im Gegensatz zum übrigen Wogulentum beibehalten hat, oder

daß z. B. den magyarischen Wörtern *eb*, *kéz* (früher: *kêz*) entsprechend wir hier die Formen *ämp*, *kät* vorfinden, im Gegensatze zu den gemeinwogulischen Formen *āmp*, *o̯amp*, *kāt*, *ko̯at*. In allen wogulischen Dialekten liegt, gleichwie im Magyarischen, der Hauptton auf der ersten Silbe des Wortes: hier ist er veränderlich, indem er auf die letzte und vorletzte Wortsilbe fallen kann. Auch bei den grammatischen Formen finden wir viele eigentümliche und lehrreiche Abweichungen, besonders bei der Verbalsuffigierung. Der Wortschatz ist zwar im großen und ganzen wogulisch, enthält aber in großer Anzahl auch solche ugrische Elemente, welche nirgends im übrigen Wogulentum enthalten sind und die wir nur im Ostjakischen und Magyarischen wiederfinden. Nebenbei interessant ist dieser Wortschatz durch die große Anzahl aus dem Tatarischen entlehnter Kulturwörter. Eine aus ungefähr 5000 Daten bestehende lexikalische Sammlung ist das Hauptergebnis meiner Beschäftigung mit dieser Sprache; überdies habe ich noch — wenn auch nicht in großer Anzahl — auch Texte, besonders Märchen und Rätsel aufgezeichnet. Die besondere, wissenschaftliche Wichtigkeit dieses Dialektes berücksichtigend, hielt ich es schon damals für notwendig, denselben auch auf einem anderen Punkte seines Gebietes, irgendwo südlicher, zu untersuchen. Die Verwirklichung dieser meiner Absicht mußte ich vorderhand aufschieben, da ich infolge der in den verflossenen fünf Monaten vorgenommenen, aufregenden Arbeiten einiger Erholung dringend benötigte. Hierzu geeignet erschien mir die Stadt Jekaterinenburg wohin mich jetzt der Weg führte.

Am 23. August verließ ich meine tawdaer Station und nachdem ich im Pfarrdorf Košuk erfahren hatte, daß ich infolge der Kommunikationsverhältnisse mit Pápai unmöglich zusammentreffen könne, nahm ich meinen Weg nach dem Tura-Fluß. Der Mittellauf desselben führt durch tatarische Dörfer, deren Bewohner — wie mein wogulischer Kutscher behauptete — die dahin verschlagenen fremden Reisenden gewöhnlich ausplündern. Damit wir dieser Gefahr entgehen, richteten wir unsere Fahrt so ein, daß wir die Aulen ungefähr um Mitternacht erreichten, durch welche wir — die Schellen von den Pferden abnehmend — still hindurcheilten und dann im Galopp weiterfuhren. Die sibirische Polizei ist in den westlichen Distrikten den ruhestörenden Elementen gegenüber nicht stark genug, so daß in Tjumen und Jekaterinenburg jedermann einen eisernen Stab mit sich führt und es auch so nicht rätlich ist, sich nachts allein auf die Gasse zu begeben. Diese Zustände finden wir ganz natürlich, wenn wir bedenken, daß Rußland den bedeutendsten Teil vom Auswurfe der Gesellschaft hierher schleudert, dem sich dann in den entlegenen Gebieten das seit urdenklichen Zeiten ans Rauben und Stehlen gewöhnte tobolsker Tatarentum würdig anschließt.

Am 26. August gelangte ich über Tjumen in Jekaterinenburg an, wo ich zwei Wochen vornehmlich mit der Sichtung und Kopierung meiner Schriften zubrachte. Da Pápai auch im Laufe dieser Zeit in dem verabredeten, gegen-

wärtigen Ort unserer Begegnung nicht eintraf, so begann ich mit Bangen die Möglichkeit zu erwägen, daß ihm irgendwo auf der Konda ein Unfall zugestoßen oder er auf den Sümpfen verunglückt sei, durch welche sein Fußweg von der Pelymka zu diesem Flusse führte. Um gründlichere Erkundigungen einzuziehen, begab ich mich voll Ungeduld nach Tobolsk, wo wir ohnehin am 16. September erscheinen mußten, um unsere russischen Päße zu erneuern. Nachdem ich vom Herrn Gouverneur Trojnjicky verständigt worden, daß Pápai in dieser Stadt nicht gewesen sei: erkundigte ich mich auf Amtswege telegraphisch beim tjumener Vizegouverneur nach ihm, bei dem sich Pápai nach seiner Rückkehr von der Konda unbedingt hatte melden müssen, um sein aus Pelym dahin überführtes Gepäck samt den ethnographischen Gegenständen zu übernehmen. Von da kam endlich eine beruhigende Nachricht, daß nämlich Pápai »nach Rußland hinausgereist« sei, was nur so hatte geschehen können, daß wir auf dem Tobol-Flusse in entgegengesetzter Richtung reisend, einander umgingen. Zur Erlangung einer eingehenderen Nachricht tat ich auch bei der Jekaterinenburger Polizei Schritte; da dies jedoch fehlschlug, blieb mir nichts anderes übrig, als im Regierungsamte einen Brief an meinen Gefährten zurückzulassen, worin ich ihn vom Plane meiner Winterreise und meinem Wunsche verständigte, mit ihm am russichen Neujahrstage beim Sosswa-Ursprung, in Jugra zusammenzutreffen. Hierauf kaufte ich die zur Winterreise erforderlichen Kleider und andere Gegenstände ein und setzte meinen Weg in der Richtung des Konda-Flußes fort. Zur Eile trieb mich die schon eingetretene Kälte, von der ich mit Recht fürchten konnte, daß sie mir meine weite Stromfahrt nach der neuen Station meiner Studien recht unangenehm machen werde.

Auf dem Irtis-Flusse nordwärts fahrend, kam ich am 20. September im Städtchen Demjansk an. Dies liegt gerade an jenem Punkte des erwähnten Flusses, der zur südlichen Biegung der Konda am nächsten ist. Von hier geradaus in das kondaer Ostjakendorf Bolčarowa reisend, beträgt die Entfernung nicht mehr als 60 Werst, während auf dem Kahne durch die Mündung der Konda aufwärts fahrend, der Umweg ungefähr 400 Werst beträgt. Natürlich lag mir sehr viel daran zu erfahren, ob der gerade Weg unter den jetzigen Verhältnissen wohl möglich sei, indem ich wußte, daß einst auch Reguly denselben unternommen. Der Postmeister von Demjansk, bei dem auch Ahlquist einige Tage lang im Quartier gewesen war, nahm sich meiner Sache mit großer Zuvorkommenheit an, indem er mir solche Leute verschaffte, die den Weg kannten. Der Aussage derselben konnte man entnehmen, daß nach verschiedenen Kahnfahrten auch ein 40 Werst langer Weg zu Fuß zurückzulegen sei, wobei man bis zum Gürtel in den mit Wassergräsern bedeckten Sümpfen versinkt, über welche die Ostjaken ihre leichten und leeren Kähne zu schleppen pflegen. Einen solchen Weg konnte ich mit einem 2—3 Zentner schweren Gepäck unmöglich antreten, und mit Rücksicht auf die mir bevorstehende schwere Aufgabe schien es ohnehin nicht rätlich, meine Kraft auf vermeidbare Reise-

schwierigkeiten zu vergeuden. Ich entschloß mich daher, den sicheren Umweg einzuschlagen, und reiste auf dem Irtis bis zum russich-ostjakischen Dorfe Basjanowa, das 30 Werst nördlich von der Mündung der Konda liegt. Dies war der letzte Punkt meiner bisherigen Reise, woher man noch irgendwie eine Nachricht in die Welt senden konnte; daher benützte ich auch die Gelegenheit — bevor ich mich in einen abgelegenen Winkel der Konda zurückzog —, um Nachrichten und Briefe in die Heimat zu senden.

Die erste Eiskruste hatte die stehenden Gewässer schon überzogen, als mein Kahn in die Konda einbog. Bei meiner gehörigen Winterausrüstung war dies weniger belästigend, als der andauernde Westwind, der es meinen Leuten unmöglich machte, stromaufwärts zu rudern. Diesem Übel pflegen sie in diesen Gegenden gewöhnlich so abzuhelfen, daß sie an den Schnabel des Kahnes einen langen Strick binden, an dem dann die Leute am Ufer den Kahn vorwärts ziehen. Auf diese ermüdende und langsame Weise gelangte ich, nach einer Fahrt von drei Tagen, am 26. September in das erste kondaer Ostjakendorf, nach *Kamėñ-pūχėt* (Kamenskija jurti), das an der Mündung des Kama-Flußes liegt. Am Abend des nächsten Tages bereitete mir im Dorfe *χḁtχḁn-pūχėt* (Krasnojarsk) mein Hauswirt eine angenehme Überraschung, der, obgleich Ostjake, schriftkundig, und was noch mehr, ein gut bestellter Handelsmann war, was beim sibirischen Ugrentum ein sehr seltener Fall ist. Von ihm erhielt ich die erste eingehende Nachricht über meinen Gefährten Pápai, der seiner Studien halber hier sich aufgehalten und ethnographische Gegenstände eingekauft und photographische Aufnahmen gemacht hat. In *Äni-Jēχė* (russisch: Bolčarowa, wogulisch: *Änjä-poul*), einem Pfarrdorfe, konnte ich statt meines bisherigen offenen Kahnes einen gedeckten bekommen, auf den ich jetzt umsomehr angewiesen war, weil sich zu dem heftigen Winde auch ein mit Schnee gemischter Regen gesellte.

Obgleich ich fünf Männer beständig beim Rudern verwendete, ging meine Reise ins Land der kondaer Wogulen doch nur langsam vorwärts. Der erste größere Ort ist das Pfarrdorf Mot-uś (Ostjakisch: Mḁχėt-voš, russisch: Naχrači), wo die Nabobs der Konda, die Familien der Popoff wohnen. Diese haben sich noch im vorigen Jahrhundert hier angesiedelt und durch redlichen Handel — trotzdem sie Russen waren — die Achtung der Ostjaken und Wogulen errungen. Von ihnen stammt auch Grigor Gawrilowič Popoff ab, der unbekannte Übersetzer des Evangeliums Mathäi und Marci, zu dessen Leben es mir hier, sowie später in Satigi gelang, einige Daten zu sammeln. Demzufolge wurde er hier in Mot-uš geboren, wo er auch nach Absolvierung des Tobolsker Seminars eine Pfarrstelle bekleidete. Sein Leben verbitterte ungemein seine eifersüchtige Frau, die ihn angeblich wegen Ehebruches beim Tobolsker Bischof verklagt haben soll. Schwere Buße traf ihn zufolge dieser Anklage: er wurde seiner Priesterwürde als Pfarrer enthoben und als Küster (ponomár) in den abgelegensten Winkel des Kondagebietes, nach Satigi, versetzt. Unge-

fähr zehn Jahre lebte er dort, seine Zeit hauptsächlich mit Unterricht und Schreiben verbringend. Wahrscheinlich in dieser Zeit verfertigte er auch seine Evangelien-Übersetzungen, zu welcher Arbeit er sehr geeignet sein mochte, weil die Kondaer Popoffs das Wogulische als ihre zweite Muttersprache von Kindheit an sprechen. Nachdem er seine Frau gleich in den ersten Jahren seiner Übersiedelung zu seinem Sohne, dem Pfarrer des Dorfes Ustj-Lamanskaja im Jišimer Kreise geschickt hatte, begann er ein Eremitenleben zu führen. Er selbst ging auf die Jagd, er selbst kochte sich die Speisen, versah selbst den Samowar und fegte auch selbst seine Stube aus. Angeblich soll er ein sehr tätiger Mann gewesen sein. Seinen dortigen Vorstand, den Pfarrer, den er an Bildung weit überragte, soll er nicht geliebt haben; hingegen benahm er sich dem Volke gegenüber stets sehr freundlich und freute sich, wenn er irgendwo etwas Gutes tun konnte. In seinem Greisenalter zog auch er zu seinem Sohne und im ehemaligen Pfarrdorfe desselben ruhen seine Gebeine.

Nach einer Kahnfahrt von dreizehn Tagen und fünf Nächten bogen wir am 6. Oktober in den Ökhėt-Fluß ein, von dessen Mündung Lous-poul (ostjakisch: Tīwėš, russisch: Leušî), das größte Dorf des Konda-Gebietes, fünf Werst entfernt liegt. Wegen seiner dichten Bevölkerung hielt ich diesen Ort für meine Studien geeignet, wo seinerzeit auch Ahlquist sich beschäftigt hatte, indem er hier (und später fortsetzungsweise in Tobolsk) mit Hilfe des schriftkundigen Lehrers Maksim Puršin die Popoffschen Evangelien des Mathäus und Marcus umschrieb. Dieser Mensch meldete sich auch bei mir; ich fand ihn aber meinem Ziele nicht entsprechend, nicht nur wegen seines stotternden Organs, sondern auch wegen seiner geringen Intelligenz und Sprachkenntnis. Im allgemeinen haben auch meine späteren Erfahrungen bewiesen, daß zur Vornahme linguistischer Studien schriftkundige Dolmetsche am wenigsten geeignet sind, was um so natürlicher ist, wenn wir berücksichtigen, daß die betreffenden in ihrem Kindesalter mit Russen sehr viel in Berührung kommen, die Sprache derselben erlernen und diese als »herrisch« wo nur möglich, gebrauchen; hingegen verachten sie, respektive vergessen sie ihre Muttersprache und alles das, was den ihrem Volke eigentümlichen, geistigen Schatz bildet. Mit dieser meiner Meinung stehe ich einigermaßen im Gegensatze zu Ahlquist, der während seiner Reise im Gebiete des Ob stets nur schriftkundige Leute suchte. Wie unzweckmäßig dies war, beweist die von ihm herausgegebene Textsammlung, in der sozusagen keine Spur von der blühend nordostjakischen Sangeskunde zu finden ist. Ich wandte mich daher lieber an die des Schreibens unkundigen, intelligenten Leute, zu deren Auswahl ich meiner Gepflogenheit gemäß das Volk zu einer Versammlung berief. — Doch war bei dieser Gelegenheit unsere Übereinkunft gar nicht leicht zu bewerkstelligen, da gerade die Hauptsaison des Fischfangs und der Jagd war, wo nämlich die Fische aus den zur Winterszeit ihnen nicht zusagenden großen Strömen nach den Quellen der kleineren Flüsse ziehen und in den Wäldern das Eichhorn und der Marder den Winterpelz anlegen.

Das Kondaer Volk beschäftigt sich nur hie und da und auch dann nur versuchsweise mit Ackerbau, so daß zur Herbstzeit die Beschlagnahme eines arbeitsfähigen Menschen für den Betreffenden mit so schweren Verlusten verbunden ist, daß er sie später im ganzen Jahre nicht mehr ersetzen kann. Mit Rücksicht auf diesen Umstand traf ich die Vorkehrung, daß ich mir auf dem Wege des »Rates« vier geeignete Männer auswählte, die in einem Zeitraum von 2—3 Tagen einander ablösend, mir zur Verfügung standen. Von diesen muß ich besonders des Wolosten tüchtigen Goloven, Nikolaj Grigorič Kartjin, erwähnen, der nicht nur durch seine eigene Mitwirkung mein Unternehmen förderte, sondern auch aus der Umgebung die Sangeskundigen herbeirief und sie zur Mitteilung aneiferte. Daß gegenwärtig auch bei solchem Vorgehen meine Studien ermöglicht wurden, kann ich außer der Zuneigung des Volkes, größtenteils dem Tobolsker Gouverneur, Herrn Trojnjicky verdanken, der die Güte hatte, für mich einen offenen Regierungsbrief auszustellen, in welchem er seinen Untergebenen »eifrige und eingehende Unterstützung« (искренное и полибишее содбистВие) meines Unternehmens zur Pflicht machte. — Meine Arbeit bestand anfangs in der Revision unserer bisherigen Kenntnisse des kondaer Wogulischen, die ich so erzielte, daß ich die Hunfalvyschen Wörterbücher der Reihe nach durchnahm, jeden einzelnen Posten der Aussprache gemäß richtig umschrieb, erklärte und, wo es nötig war, mit Redensarten rechtfertigte. So ging ich später auch mit dem Regulyschen Lexikon vor, und nachdem ich mir auf diese Weise einige Gewandtheit in der Sprache angeeignet hatte, fing ich an, Texte aufzuzeichnen. Gelegenheit hierzu bot mir der aus dem Dorfe Kūsėñ-pöul (Sapor) zu mir beschiedene Achtajeff, von dem die Variante des Liedes von der Herabkunft des Bären aus dem Himmel herrührt; ferner der alte Buranoff aus Zērės-pöul, von dem ich Betgesänge *(tōrėm-ēri)*, wunderliche und schalkhafte Possen (»Das Lied des alten, in eine Obsche Gans verwandelten Samojeden«, das »Schwägerin-Lied«, »Das Lied des Großnasigen« usw.) und eine der biblischen ähnliche, kosmogonische Sage (»Die über den alten Oatėm und dessen Frau handelnde Erzählung«) aufzeichnen konnte.

Nach zweiwöchentlicher Beschäftigung setzte ich meine Reise in nordwestlicher Richtung nach Lōχvoani-pöul (russisch: Satigi) fort. Die Kommunikation führt hier durch einen 70 Werst langen tomėn-See,[6] der von der Jewra *(Jiwr-Jō)* und mehreren anderen kleinen Flüssen genährt wird und den in beinahe zwei Drittel der Ōkhėt-Fluß durchströmt. Zur Herbstzeit wird dieser See ungemein seicht, so daß er mit großen Kähnen überhaupt unmöglich befahren werden kann; aber auch mit kleinen Kähnen geht es sehr schwer. Eine besondere Sorge von seiten des Ruderers erheischt es, daß er beständig im Bette des Flußes bleibe, wozu aber eine große Achtsamkeit erforderlich

[6] Im westlichen Sibirien nennt man russisch: *tuman*, wogulisch: *tomén* solche Seen, welche von Flüssen durchströmt werden. Solche tuman-Seen kommen häufig vor, so z. B. außer an der Konda, auch an der Pelymka und Völ'ja.

ist, indem nämlich infolge der langsamen Strömung des Flußwassers nur schwer die Stellen zu erkennen sind, wo sich der Rand des Flußes befindet und wo das Ried beginnt. Es ist ein rechtes Elend, wenn der Kahn zufällig auf einer Sandbank strandet; denn dann müssen die Ruderer im eisigen Wasser des Flusses so lange hin und her waten, bis sie irgendwo eine tiefere Stelle antreffen. Eine andere Schwierigkeit verursacht das Landen an den Stationen, weil bisweilen das Ufer aus einer Entfernung von 100 Klaftern mit dem Kahne nicht erreicht werden kann. Bei solchen Gelegenheiten legten meine Leute die Ruder gewöhnlich zu einer Art Tragbahre zusammen und schleppten mich auf dieser ans Land. Bei der Kürze der Tage war es unausbleiblich, meine Fahrt auch in die Nacht hinein zu erstrecken, in deren Dunkel ein Verirren gar leicht war. Eines Abends schwenkten meine Leute irgendwie vom Flusse ab und waren gezwungen, beinahe bis zur Morgendämmerung im Wasser herumzuwaten, bis sie Land erreichten. Drei Tage lang dauerte diese meine Fahrt, deren Ungemach noch der anhaltende Schneefall und der Mangel an Lebensmitteln vergrößerte, so daß ich als wahren Trost die Glockentöne der Satigier Kirche vernahm, die am Abend des 22. Oktober meinem in der tiefen Dunkelheit herumirrenden Kahne die Eichung wiesen. Grade zur rechten Zeit geschah meine Ankunft; denn am Morgen des nächsten Tages wäre eine Wasserfahrt infolge der sich auf Seen und Flüsse lagernden Eiskruste unmöglich gewesen.

Satigi ist in der Geschichte der Wogulen ein berühmter Ort. Hier nämlich war die Residenz der kondaer Wogulen-Fürsten, deren letzten Sohn Reguly in Tobolsk gesehen und von ihm einiges übersetzte Textmaterial erhalten hatte. Ich fand im Hause des ehemaligen Fürsten ein bequemes Quartier und einer seiner Enkel, der natürliche Sohn seiner Tochter, Ivan Timofejič Satigin, wurde mein Lehrer. In dieser Familie haben sich noch einige Reliquien (unter anderm zwei Ölbrustbilder) des letzten Fürsten und seiner Gattin erhalten, welche die Schwester eines St.-Petersburger höheren Offiziers gewesen sein soll. Die Lebensweise seiner Nachkommen unterscheidet sich von der der anderen Wogulen nur darin, daß sie etwas mehr russich ist, weil die männlichen Mitglieder der Familie schon seit einigen Generationen russische Weiber ehelichen. — Zehn Tage lang beschäftigte ich mich auf dieser Station besonders mit Sammeln von Ergänzungen des lexikalischen Materials der kondaer wogulischen Sprache. Nebenbei gelang es mir auch neue Texte zu erhalten: eine »von den unterkondaer Fürsten« lautende Heldensage, ein kosmogonisches Lied, mehrer Märchen, Frauenlieder, Tierlieder, Rätsel und eine auf den Bärenkultus bezügliche ethnographische Beschreibung.

Inzwischen trat auch die strenge Kälte ein und die Eiskruste der Flüsse war zu einer Fahrt auf derselben geeignet. Die Jewra aufwärts reisend kam ich am 2. November in Jiwr-pöul an, von wo aus man auf einem 100 Werst langen, von keinem Menschen bewohnten Tundraweg nach Pelym gelangen kann. Hier wurden wir verständigt, daß die Eisfläche der Tundra für eine Pferdelast noch

nicht stark genug sei, was daher komme, daß das unter ihr sich ausbreitende Seegras Wärme entwickle und das gehörige Gefrieren verhindere. Zur genaueren Untersuchung der Sachlage wurden vom Dorfrate Leute entsendet, die den Weg auf Schneeschuhen zurücklegend, womöglich von mir Nachrichten nach Pelym bringen und die dortige Obrigkeit in meinem Namen ersuchen sollten, mir bis ungefähr zur Mitte des Weges Wechselpferde entgegenzusenden. Inzwischen quartierte ich mich im Dorfe ein und machte neben weiteren linguistischen Sammlungen von den im Kondagebiete erlangten Texten und Notizen eine Reinschrift. Nach sechs Tagen erschien ein pelymer Russe im Dorfe, den sein Fischereikontrakt zur eiligen Ankunft hierher gezwungen hatte. Seiner Behauptung nach konnte der Weg bei gehöriger Vorsicht befahren werden, weshalb ich auch die Rückkunft meiner Abgesandten nicht abwartete, sondern mich am nächsten Tag auf die Reise machte. Meine Wogulen stellten mir aus Vorsicht eine aus vier paar Wagen und entsprechenden Leuten bestehende Karawane zur Verfügung, die die gefährlichen Stellen mit ihren eisbrechenden Piken untersuchend, nur langsam vorwärts schritt. Am dritten Tage unserer Reise begegneten wir nicht weit vom Kondinka-Flusse die pelymer Vorspanne, auf denen ich dann rasch vorwärts schreitend noch am Abend desselben Tages d. i. am 10. November, in Pelym anlangte.

Zur Beendigung meiner südwogulischen linguistischen Studien war die Durchforschung nur noch eines Stromgebietes, das der Pelymka, übrig. Den Lauf dieses Flusses aufwärts schreitend, wäre mein Übergang zum nördlichen Wogulentum sehr nahe und leicht gewesen, nämlich auf dem Wege der Tāpėsjā, eines Nebenflusses der nördlichen Sosswa, den einst auch Reguly und Ahlquist zurückgelegt hatten. Aber ein noch immer ungelöstes Problem meines Unternehmens, nämlich Reguly's wogulischer Nachlaß, machte eine andere Wegrichtung notwendig. Mit der Sprache dieses Nachlasses war ich bezüglich dessen vollständig im Klaren, daß mit Ausnahme der »Pelymsche Lieder« betilten Sammlung, jeder Teil desselben an der Sosswa aufgezeichnet worden sei. Aus anderer Gegend, besonders von der Konda herstammend, schienen zwar das *Jiwr-jēri* oder das in Jiwr-poul gesungene Bärenlied, ferner das *Khạntėñ ātėr jēri*, das »von den kondaer Fürsten« handelnde Heldenlied, zu sein: aber unter ersterem steht Regulys Notiz: »von Jurkina geschrieben«, also ist es sicher ein aus dem losswaisch redenden Jewra stammendes Lied; was aber das zweite Lied anbelangt, so steht auch seine Sprache nicht im Einklang mit dem kondaer Dialekt. Zu bemerken ist hier, daß vom zweiten Verse »des kondaer Fürstenliedes«, vom *Turāšėm voạrėm jēri* eine Variante sich in Reguly's Nachlaß befindet und zwar mit folgender Notitz: »ein pelymsches Lied von Jurkina geschrieben«,[7] woraus man schließen kann, daß die aus drei Versteilen bestehende aus-

[7] Daß ein losswaer Mensch kondaer, pelymer und jewraer Lieder kann, ist sehr verständlich, wenn wir bedenken, daß auch heutzutage die obersosswaer Jäger die Gebiete der Pelymka, Losswa und Konda besuchen, ja als Fischer auch in den Ob hinabrudern.

führlichere Variante ebenfalls aus einer anderen Gegend, speziell die Mitteilung eines losswaer Mannes ist, die er irgendwo an der Konda gelernt haben mag. Deshalb schien es mir zum Zwecke der Erklärung des Regulyschen Nachlasses geraten, noch einmal an die Losswa zu reisen, wo ich nach den im Sommer gemachten Erfahrungen, wenn auch nirgends anderswo, so in Tā̊rėχ-pöėl jedenfalls auf Erfolg hoffen konnte. Der Plan meiner weiteren Reise gestaltete sich also folgendermaßen: ich reise bis zum Gebiete der pelymer Wogulen, von wo ich nach Beendigung meiner Studien mich nach Westen wende und über die tomėn-Seen und Tundrawege des Vōl'jä (Waglji)-Gebietes setzend, zur Losswa mich wende und auf derselben nordwärts bis Tā̊rėχ-pöėl fahre. Die nördliche Sosswa konnte ich auf Grund dieses Reiseplanes nicht von der Tapėsjā, sondern vom Quellengebiete der Losswa aus erreichen.

Nachdem ich in Pelym die nötigen Einkäufe und Korrespondenzen besorgt hatte, reiste ich in fieberhafter Eile dem Norden zu. Am 13. November erreichte ich den tomėn-See der Pelymka, auf dessen nordöstlichem Zipfel die Kirche und das Pfarrhaus von Oberpelym erbaut ist. Nachdem ich mich dem Pfarrer Alexander Jevfimijeff Menjšenjin vorgestellt hatte, setzte ich die Reise nach dem Dorfe Rēkw-pöul (Sarečnaja) fort. Hier traf ich gleich am Abend meiner Ankunft in zwei wichtigen Angelegenheiten Verfügungen, indem ich erstens nachts die männlichen Bewohner der umliegenden wogulischen Dörfer sich versammeln ließ, zweitens der von hier nordwärts liegenden russischen Kolonie aufzutragen gebot, daß ich ihre seit Jahren vernachläßigte Pflicht, nämlich die Instandhaltung des zum Vōl'jä-Flusse führenden Weges, heuer auf amtlichem Wege zur Sprache bringen werde. Am 15. November in der Frühe erschienen scharenweise die Wogulen sowohl als auch die Russen und alle brachten eine Flut von Klagen vor. Ich wollte das Volk nicht gleich anfangs durch die Erklärung entmutigen, daß diese Sachen nicht in meinen Wirkungskreis gehören; ich verschob daher die Entgegennahme der Klagen auf den letzten Tag meines dortigen Aufenthalts. Jetzt aber forderte ich die Wogulen auf, mir einen Sprachlehrer zu stellėn; die Russen dagegen wies ich an, den nach Rint-poul führenden, 60 Werst langen Waldweg zu reinigen und von meiner Ankunft der Reihe nach alle Dörfer bis an die Losswa voraus zu verständigen. Wohl wissend, daß das Hauptziel meiner Reise linguistische Forschung sei, kam der Pfarrer der Umgebung zu mir und machte mich aufmerksam, daß sich unter den alten Schriften seiner Kirche auch ein wogulisches Manuskript befinde, das er auf meinen Wunsch bereit sei, zu bringen und mir zu übergeben. Natürlich freute ich mich sehr des Antrages und nach einigen Stunden lag auf meinem Tische ein vergilbtes Manuskriptenbündel, dessen Titel lautet: »Verzeichnis der Übersetzungen, welche aus russischer Sprache ins Wogulische übertragen hat der Protojijerej (Oberpfarrer) Peter Felicin mit Hilfe Ryčkows, des pelymer, und Popows, des kondaer Küsters« (»Реэстръ переводамъ съ русскаго языка на вогулское наръчие, сдъланное Протоие-

реемъ Пэтромъ Фэлицыномъ при пособии Пелымскихъ нричетниковъ Ручковыхъ и Кондинскихъ Половыхъ). Hierauf folgt das Verzeichnis selbst, eine Reihe verschiedener kirchlicher und weltlicher Übersetzungen in vierzehn Punkten (von denen der dreizehnte: »Das heilige Evangelium der vier Evangelisten«) mit folgender Unterschrift: »Kathedral-protojijerej Felicyn, am 12. November 1863.« Das übergebene Manuskript selbst enthält nur die Evangelien des Mathäus, Markus und Lukas, ferner ein drei Bogen starkes Wörterverzeichnis und andere Kleinigkeiten. Die eingehendere Prüfung wird bald ergeben, in welchem Verhältnis diese Handschrift zu den edierten Popowschen wogulischen Evangelien des Mathäus und Markus steht; vorderhand kann ich auf Grund der Vergleichung mehrerer Stellen nur soviel konstatieren, daß die beiden Übersetzungen nicht identisch sind.

Ich bemerkte noch, daß die russische Schrift des Grundtextes ziemlich altertümlich ist. Bevor ich dieses Manuskript endgültig zu mir nahm, stellte ich dem pelymer Pfarrer darüber einen Revers aus worin ich schrieb, daß dieses Werk wegen seiner unvollkommenen wogulischen Orthographie für kirchliche Zwecke, d. h. zum Vorlesen aus demselben ganz und gar ungeeignet und höchstens für den Philologen von Interesse sei. Unter den Plunderpapieren der oberpelymer Kirche — so schrieb ich weiter — würde es ohnehin zu Grunde gehen; damit es daher wenigstens für wissenschaftliche Zwecke benützt werde, so nehme ich es mit mir und werde dasselbe nach seiner wissenschaftlichen Aufarbeitung seiner Zeit dem Archiv der heiligen Synode zu St.-Petersburg einsenden, wo mehrer ähnliche Handschriften aufbewahrt werden.

In Rēkw-pöul hatte meine wissenschaftliche Beschäftigung zwei Gegenstände: Verfassung einer Wörter- und Redensartensammlung im pelymer Dialekt, ferner die unter dem Titel »Pelymsche Lieder« gruppirten Gesänge Reguly's den Ansprüchen der Philologie gemäß zu transskribieren. Letztere Arbeit war ungemein schwierig; mit Hilfe dreier Dolmetscher habe ich dieses Handschriftenmaterial wenigstens zwanzigmal durchgenommen, bis mir der Sinn der Lieder klar wurde und ich dieselben genau transskribieren konnte. Es scheint, als ob Reguly selbst seine diesbezüglichen Aufzeichnungen, die er auch später nicht revidierte, nicht verstanden habe. Hierauf deuten einesteils die im Texte bemerkbaren Lücken; ferner das Zusammenschreiben vieler *einzelner* Wörter und das Trennen ein und desselben Wortes, wie z. B. im *Khąis*-Liede: *tąutem mins* (Reguly's Aufzeichnung) = korrekt: *tąu te mines* »er ging hin«, oder *eät jett tąal jekur* (Reguly's Aufzeichnung) = korrekt: *ätiettal jekwer* »geruchloser Wurzelknoten«.

Bevor ich das Gebiet der Pelymka verließ, erschienen in der Tat die Wogulen von Neuem bei mir, damit ich sie verhöre und ihre Klagen aufzeichne. Die Beschwerden dieses Volkes scheinen von alten Zeiten her sich zu vererben, denn als Ahlquist diese Gegend bereiste, wurde auch ihm über ähnliche Zustände geklagt.

Am 22. November trat ich meine Reise der Vōl'-jä (russisch: Vaglji) zu an, welche ein zwischen Pelymka und Losswa und parallel mit diesen fließender und in die Tawda mündender Fluß ist. Auf dem tomėn-See derselben reisend, gelangte ich am dritten Tage wieder an die Losswa, nach Sint-jää-pöl. Hier machte ich mit der Erklärung der Regulyschen *Sint-jā oqj voqrem jēri* einen Versuch; aber obwohl dieses Lied zweifelsohne von einem hierortigen Gewährsmann herrührt, gelangte ich doch an diesem Orte zu keiner Erklärung. Ich setzte daher meine Reise durch die unterlosswaer russifizierten Wogulendörfer dem Norden zu fort. Hier befand ich mich schon auf dem Boden der Zivilisation, was sich auch darin offenbarte, daß man mir den größten Teil meiner Wäsche gestohlen hat. Unzählige Gelegenheit zu dergleichen hätte sich unter den ungebildeten Wogulen geboten; aber ihre Moral hat noch keinen solchen Grad erreicht.

Groß war die Überraschung meiner Bekannten, als ich am 30. November zum zweiten Mal in Nikito-Iwdil erschien. Der alte Pēršä, der sich zufällig dort aufhielt, fragte mich mit besorgter Miene, ob ich nicht etwa einiger vergessener Worte wegen zu ihnen zurückkehren mußte. Sotjinova empfing mich mit Freuden; es schmeichelte ihrem Selbstbewußtsein sehr, daß ich, so viele Länder durchreisend, keinen ihr ähnlichen Lehrer gefunden hatte und schließlich zurückzukehren gezwungen war, damit ich meine im Sommer unterbrochene Arbeit mit ihr fortsetze. Sie zu gewinnen, war diesmal ein wenig schwierig, einesteils weil sie die Beschäftigung mit den in unbekannter Sprache verfaßten Schriften für zu schwer hielt, andererseits aber, weil sie sich für den Winter anderen Leuten zu arbeiten verpflichtet hatte. Trotz alledem gelang es mir doch, sie nach einigen Tagen in ihr Dorf Tārėχ-pöėl zu senden, wo wir am 3. Dezember die Transskription der Regulyschen Lieder in die heutige nordlosswaer Sprache und die Erklärung derselben begannen. Wir nahmen zuerst die leichteren Frauenlieder vor, welche Reguly in seiner Sammlung unter dem Titel: »Vermischte Dichtungen« zusammengefaßt hat. Meine Vertrautheit mit dem gesamten südlichen Wogulentum erleichterte unsere Aufgabe im Verhältnis zu der im Sommer vorgenommenen bedeutend, und rasch schritten wir vorwärts zu den Heldenliedern und possenhaften Darstellungen. Bei den Jäger- und Bärenliedern waren wir wegen einzelner dunkler Beziehungen auf Pēršä angewiesen, der einmal ein geschickter Jäger war, einen Teil der Lieder gehört hat und auch Gelegenheit hatte, an Bärenfesten teilzunehmen. Zur Vermehrung der mittel-losswaer Texte überschrieb ich gerne einige der Regulyschen Lieder in Pēršä's Sprache. Schwieriger war die Erklärung der Opferhymnen und der Schöpfungsgesänge, deren mythische Anspielungen der heutigen losswaer Generation unverständlich sind. Ich überschrieb zwar auch diese, aber ihr Sinn stand erst dann klar vor mir, als es mir später an der Sosswa gelang, mehrere Varianten derselben zu finden und in Begleitung gehöriger Erklärungen aufzuzeichnen. Schwere Stellen und mühsame Stunden kamen

natürlich auch bei unserer gegenwärtigen Beschäftigung vor und wiederholt mußte ich Tatjana Alexejewnas Ausruf hören: »*jātėl pōjėräkėm ą̄sėn, at va'ikälėm; kwoss puñkėm jäktäln ti lātiñ at va'ikälėm*« (»du bist mein teueres Herrchen, aber ich verstehe es nicht; wenn du gleich meinen Kopf abschneidest, dieses Wort verstehe ich nicht«).

Meine Freude kann man sich denken, als ich am 31. Dezember die Transkription von Regulys gesamtem südwogulischem Nachlaße und die Revision der von Hunfalvy herausgegebenen nordwogulischen Texte beendigte und nun von der Einwohnerschaft Tā̆rėχ-pöėl's für immer Abschied nehmen konnte. Endlich waren die sieben Schlösser gesprengt, welche das verzauberte Ideal meines Unternehmens, den so viele Dezennien hindurch in Dunkel gehüllten Schatz, vor mir versperrt hatten. — Bei meiner Ankunft in Iwdil kamen dahin gerade die oberlosswaer Wogulen mit ihren Fisch- und Pelzwaren und machten sich gerne anheischig, mich auf die Sosswa nach Jäni'paul zu führen. Sie machten mich nur darauf aufmerksam, daß sie bald aufzubrechen gezwungen seien, weil ihre seit drei Tagen ungefütterten Rentiere nur in großer Entfernung von der russischen Ortschaft eine moosige Wiese zum Weiden erreichen könnten. Ich machte daher rasch meine Vorbereitungen, indem ich vor allem Brot, Rindfleisch, Branntwein, Grieß, Kleidungsstücke und kleine Geschenke für die Wogulen einkaufte und dann noch am Abend desselben Tages mich auf den Weg machte. In der Morgendämmerung erreichten wir Tat-tit-paul, wo die leeren Jurten der Jurkin- und Salavar-Familien traurige Zeichen für den Untergang des oberlosswaer Wogulentums sind. Durch das ebenfalls verlassene Pā̆χwėñ-tit-paul hindurch reisend, hielten meine Wogulen bei einer einsamen Jurte Rast und ließen ihre Rentiere auf einer nahen Mooswiese frei. Hier brachte ich den ersten Tag des Jahres zu, an welchem ich Zeuge einer wogulischen Opferfeierlichkeit sein konnte. Die Hausfrau opferte heute, ihrem alten Gelöbnis gemäß, den Göttern zwei ihrer Rentiere, ein ganz weißes dem *Numi-Tā̆rėm* (»dem hohen Himmel«), und ein gefleckte dem *Pą̄lėm-Tą̄rėm* (»dem Gott des Pelymflusses«). In der Nähe der Jurte, am Waldesrande, stand schon der »Opferplatz« *(jirχatnė kan)* bereit, auf welchen in den niedergestampften Schnee zwei gabelendige Stangen eingesteckt waren, über die eine Querstange gelegt war. An diese Querstange hängen sie die den Götzchen geweihten *(pupi̇̄nė nēγėm)* Gegenstände, die sie in einem kleinen Kistchen auf den Opferplatz bringen. Bei gegenwärtiger Gelegenheit waren es folgende Gegenstände: zwei Marderfelle, ein Leinwandhemd, mehrere Leinwandtücher und eine mit Schellenfransen versehenes Seidentuch. In der Mitte des Platzes stand der heilige Tannenzweig *(tir)*, auf dessen Spitze sich auf den Ruf des Schamanen *(ńajt)* das Götzchen niederläßt und die Wünsche seiner Gläubigen vernimmt. Zu beiden Seiten des Tannenzweiges waren auf den Schnee eine mit Branntwein gefüllte Trinkschale und eine Branntweinflasche aufgestellt. Die Opferhandlung selbst hatte folgenden Verlauf: der Schamane — Mikhaila Ukla-

doff — nahm in seine Rechte den an die Hörner der Rentiere gebundenen Strick und sich mit der Linken an das Opfergerüst stützend, rief er abschnittweise in den Himmel hinauf die in meiner Sammlung in mehreren Varianten vertretene Götterbeschwörung *(kaj-saw)*. Nach jedem Abschnitt erscholl eine furchtbar klingende, mit Fußgestampf begleitete Interjektion *hūh!* auf diese Art:

Sāt tą̄rėm ją̄χpä χą̄n . . . hūh!
sāt māt ją̄χpä χą̄n . . . hūh!
tūr jänit sampä χum . . .hūh!
Ās jänit pal'pä χum . . . hūh!

Sieben Himmel umschweifender Kahn . . . hūh!
sieben Erden umschweifender Kahn . . . hūh!
Teichgroßgeaugter Mann . . . hūh!
Ob-großgeohrter Mann . . . hūh!

Nach Beendigung dieser Gottesbeschwörung und des Gebetes erklärte er, daß *āstės*, d. h. die Schamanenzeremonie »fertig« sei — und nun folgte die Schlachtung der Opfertiere, bei deren Beginn er allein den ganzen Branntwein austrank. Jetzt trat der Gehilfe des Schamanen hervor und schlug von hinten mit dem Axthelm auf den Kopf der Rentiere, die gleich auf den ersten Hieb zusammenbrachen. Dann stach der Schamanengehilfe ein langes Messer unter der Schulter des Rentieres in das Herz desselben und fing das heraussprudelnde Blut in einer Holzschüssel auf. Nachdem das Fell der Tiere abgezogen war, folgte das Opfermahl *(puri)*. Die Festteilnehmer stürzten sich mit ihren Messern auf die noch warmen Tierkörper und deren Glieder kleinweise zerstückelnd, tauchten sie dieselben in das Blut und verzehrten so das rohe Fleisch. Nebenan ist auf dem Opferplatze ein großer Kessel aufgestellt, woher später das gekochte Fleisch als zweite Schüssel verteilt wird.

Gegen Mittag des nächsten Tages setzten wir unsere Reise fort, vor deren Antritt sich mir ein interessantes Schauspiel darbot, wie man nämlich die frei umherweidenden Rentiere zusammentreibt und mit Wurfleinen einfängt. Nach unserer Ankunft in das im Quellgebiete der Losswa gelegene Saw-paul hielten wir abermals Rast. Hier ist nämlich das Heim meiner Leute, von denen ein Teil nun in den Wald ging, um starke Wechselrentiere zur Reise auf der Sosswa zu bringen. Hierbei hatte ich zuerst Gelegenheit, praktisch das häusliche Leben und die Winterbeschäftigung des nördlichen Wogulentums kennenzulernen von dem ich bisher nur aus Sotjinowa's Beschreibungen Kenntnis hatte. Rührend war der Abschied, den meine Wogulen von der sie »nährenden Losswa, von ihrer fischreichen Losswa« *(tēpėñ Lūsm, χulėñ Lūsm)* nahmen. Es war nämlich ihre jetzige sosswaer Fahrt keine geringe Sache; sie gingen nach Jugra, um dem Vertreter des russischen Zaren die Steuer auszuhändigen, und dies ist

wahrlich in manchen Jahren mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden. Bevor sie daher diese wichtige Reise antreten, bleiben sie mit ihren Rentieren in der Mitte der Losswa stehen, legen daselbst in den Schnee Branntwein und Brezelgebäck, dann sich nach Süden kehrend, sagen sie unter Beugungen den »Heiligen des Losswawassers« *(Lūsm vit jelpin)* ihr Gebet her:

Rą̄'sä-ke: sāt rą̄ś pattanel,
vōl'ä-ke: sāt vōl' pattanel,
vit sirpä sāt ą̄ter!
ti sor-vit ą̄lne akw' śarkä-sūntnė
numėl minnė rakw-sam
tī' patîlän!
numėl minnė vōt-sam
tī' seyėmalän!
jāñkeñ rusėm, χą̄jiñ rusėm χalnė
ti mineuw:
ruś naknė ul voss pateuw,
mań'si naknė ul voss pateuw!
nan sis-ją̄räntėl.
han ma'îl-ją̄räntėl,
nē-χal, χum-χal
tayäpanė nē ul voss χą̄ntnūw,
tayäpanė χum ul voss χą̄ntnūw!
pus kātėl, pus la'îlėl voss jälnūw!
ti nājiñ paul ą̄ulėn,
ti ą̄trėñ paul-ą̄ulėn
pus kāt, pus la'ī̂l
jūw voss joχtnūw!

Wenn's Sandufer: vom Boden sieben Sandufern,
wenn's Flußkrümmung: vom Boden sieben Flußkrümmungen,
Wassergestaltig sieben Herren!
Auf den Rand branntweinvoller Schale
als in der Höhe schwebender Regentropfen
fallet her!
als in der Höhe schwebender Windhauch
kommet her!
Zu unsren eisigen Russen, schopfigen Russen
gehen wir jetzt:
nicht sollen wir in russische Sünde fallen,
nicht sollen wir in wogulische Sünde fallen!
Eurer Rückenstärke zulieb,

eurer Bruststärke zulieb,
unter Weibern, unter Männern,
anstößiges Weib sollen wir nicht finden!
anstössigen Mann sollen wir nicht finden!
Mit heilen Händen, heilen Füßen sollen wir gehen!
In dieses Weiber bewohnten Dorfes Gegend,
in dieses Herren bewohnten Dorfes Gegend,
mit heilen Händen, heilen Füßen
könnten wir nur heimkehren!

Am 7. Januar gelangten wir an den Ta'ỉt-Fluß (Sosswa), dessen erstes Dorf Jänỉ'paul oder nach der Benennung der Iwdiler Russen *Jugra* ist (nach der der Beresover Russen *Isker*). Mein Erscheinen brachte das Volk in Aufregung: Männer und Weiber drängten sich scharenweise in die mein Absteigquartier bildende Jurte, den Gesandten des Kaisers zu sehen, der dem Rufe nach die Lieder und Sagen der Wogulen aufzeichnet. Ihren freundlichen Empfang erwiderte ich mit einer kleinen Gasterei, wobei ich erfuhr, daß gewisse Sangeskundige mich bereits erwarteten, mir ihre Wissenschaft vorzuführen. Eine reiche Ernte begann für mich. Tagelang, vom Morgen bis spät in die Nacht hinein, floß das Aufzeichnen der Lieder, mit einer Unterbrechung von kaum einigen Stunden, die ich zur Bereitung der Speisen benötige. Kavrila Petoris Sontijn, ein blinder Greis, begann die Reihe meiner Gewährsmänner. Von ihm rühren her die größeren Mitteilungen: »Das heilige Lied von der Erschaffung der Erde« *(Ma tārätim jelpiñ ērỉ)*, »Die Sage von der Umgürtung der Erde« *(Ma ēntėptanė mōjt)*; »Der die Welt besehende Gottessohn« *(Mirsusnė-χum Tą̄rėm-pī̊')*, oder auch »Goldener Herr« *(Sąrńi ą̄tėr)*, oder nach einer dritten Benennung: »Weibersohns Knäblein« *(Ēkwä-pī̊' pī̊riś)*, das Lied von der Herabkunft aus dem Himmel und der Erziehung der also genannten mythologischen Gestalt; ferner ein an ebendenselben gerichtetes Gebet; ferner ein Gebet an »den Wasserheiligen« *(Vit-jelpiñ sātmilä)*, ein Bärenwecklied, ein Bärenschwurlied *(Rēs-pą̄χ peltañ-χuj mā'ės ērγėm uj-ńultäspi ērỉ')*, ein Bären unterrichtendes Lied, der Schwank des lahmen Mannes und mehrere Tanzlieder. Von einem seiner Verwandten, dem in Anjä-paul wohnenden Anjissim Kirilič Sotjin rühren her: eine schöne Variante des Liedes von der Herabkunft des Bären aus dem Himmel, das Lied von der Erlegung des Bären durch den »die Welt schauenden Gottessohn«, das *χūpēri-χū ērỉ'* betitelte Bärenschwurlied, die dramatischen Stücke von der Tochter des Bergkoboldes *(Urmis-χum-āγi tūlỉlėp)* und von dem ans Götzchen nicht glaubenden Jäger *(Kańśiñ-ą̄tėr χumin pỉ' tūlỉlėp)*. Eines der schönsten Stücke meiner Sammlung ist die Mitteilung des Ilja Pilipič Tasmanoff aus χal-paul: »Der Mann mit den Birkenrindenbundschuhen, d, h, das Lied von der Herabkunft des männlichen Bären aus dem Himmel«, dessen Aufzeichnung beinahe einen ganzen Tag

dauerte. Der brave Vassilij Kirilič Nomin, der nach unserer losswaer Bekanntschaft im Sommer, das sosswaer Volk im Vorhinein mir geneigt gestimmt hatte, lieferte auch jetzt einige wortvolle Stücke zu meiner Sammlung; so: »Das Lied von der, Erde und Himmel bedeckenden Feuerflut« *(Māi tą̄rmi' są̄sχatilėm ēri')*, ein Gebet des »Die Welt schauenden Gottessohnes«; ein Lied vom Ursprung des Elensternbildes (großen Bär), der Milchstraße und des Siebengestirns *(Są̄rp-saw ēri')*.

Am Vorabend des russischen Neujahrstages kamen — alter Gewohnheit gemäß — die den Jasak einhebenden Beamten, der Sortingjäer Pfarrer und die mit ihnen reisenden russischen Geschäftsleute an; mit ihnen kam zu meiner außerordentlichen Freude auch mein Gefährte Karl Pápai. Jetzt erst konnte ich erfahren, wo er sich seit Mitte Sommers herumgetrieben. Einen Tag nach meiner Abreise langte er in Tobolsk an, wo er seine Geschäfte im Regierungsamte verrichtete und dann auf einem der den Irtis und Ob befahrenden Dampfschiffe nach Tomsk reiste. Nachdem er von hier aus seine vorläufige Meldung der Ungarischen Geographischen Gesellschaft eingesandt hatte, fuhr er den Ob abwärts ins Gebiet der ostjakischn Samojeden. Hier erwartete er die Eröffnung des winterlichen Schlittenweges und stellte indessen hauptsächlich über das Verhältnis der Samojeden zu den Ostjaken Forschungen an. Inzwischen gelangte er auch zu interessanten Daten aus dem geistigen Leben dieses Volkes, indem er ihre religiösen Gebräuche und in russischer Sprache auch den Inhalt mehrerer Heldenlieder und Sagen aufzeichnete. Das Studium des ugrischen Ostjakentums begann er an einem bedeutenden Nebenfluß des Ob, am Vasjugan, wo er sich über einen Monat hindurch beschäftigte. Auch hier schenkte er den Heldenliedern besondere Aufmerksamkeit; aber neben diesen sammelte er noch einiges auf die Sprache bezügliche Material, besonders Kulturwörter und zwei Texte. An den Ob zurückkehrend, begegnete er in der Umgebung des Pfarrdorfes Joganskoje herumschweifenden Tungusen, die ihm neues und interessantes Material zu seinen Forschungen boten. Von den Surguter Ostjaken gelangte er langsam zu den Ostjaken im Beresover Gebiete, die Ende Dezember sich an gewissen Orten zur Jasakzahlung zu versammeln pflegen. Diese Versammlungspunkte waren für seine anthropologischen Studien besonders geeignete Orte, weshalb er sich jetzt dem den Jasak einhebenden Sasedatjel anschloß und mit diesem zum Ursprung des Sosswa gelangte. — Das russische Neujahr wurde durch unsere Wiederbegegnung auch für uns ein Festtag, an dem sich uns nach langer Zeit wieder Gelegenheit bot, über unsere entfernte gemeinsame Heimat, unsere gemeinsamen Gefühle und Bestrebungen in unserer Muttersprache zu sprechen.[8]

[8] Den Tag unserer Wiederbegegnung in Jugra macht noch eine dramatische Vorstellung merkwürdig, welche ich in der mein Absteigquartier bildenden Jurte am Abend vor den versammelten Russen und Wogulen aufführen ließ. Mein Gehilfe dabei war Nomin, der die verkleideten und in Birkenrindenmasken erschienenen Darsteller durch seine Weisungen dirigierte. Die Gegenstände der Vorstellung waren dem Leben entnommene

Nach einem kleinen Ausflug, den wir in das bei der Verzweigung der kleinen und großen Sosswa erbaute Dorf χ̮ān-paul, zum Materialien- und Speisenmagazin der Uralexpedition unternahmen, — verließen wir am 18. Januar Jäni'-paul. Unser Weg führte uns nun an den Sakw-jā-Fluß (russisch: Sigva oder Ljapa), an dessen Lauf wir aufwärts reisend zum Pfarrdorfe Sukėr-jä-us gelangten, welches die allernördlichste wogulische Niederlassung ist. Hier schied ich von meinem Gefährten, dem sich an diesem Orte außer bei den Wogulen auch noch bei den Syrjänen und Samojeden Gelegenheit zu Studien bot, und gelangte nun allein wieder zurück an die Sosswa. Inzwischen blieb ich des Liedersammelns halber an einzelnen Orten der Sakw-jā stehen, besonders in Muuñ-kēs, χ̮ārėm-paul und Soma-paul. Aus den Ergebnissen meines dortigen Sammelns ragen besonders hervor: »Die heilige Sage von der Gestaltung der Erde« *(Mātēlėm jelpiñ mōjt)*, ferner das Lied des Kriegsgottes in *Muuñ-kēs (χ̮ānt-tū̮rem ū̮jkä tērniñ ērγä)*. Als ich an die Mündung der Sakw-jā gelangte, war es für mich interessant die Rückerinnerung des Volkes an Reguly zu hören, der bekanntlich den größten Teil seiner nordwogulischen Sammlung im Gebiete dieses Flusses angelegt hatte. Man erzählte mir, daß als er von der Tapės-ja her ankam, das gesamte Wogulentum der Sakw-jā im Unterlaufe dieses Flusses fischte, wo unter den wogulischen Birkenrindenzelten auch für ihn ein geräumiges Zelt aufgestellt war. Wie behauptet wird, soll er lange Zeit an diesem Orte gewohnt haben,[9] während welcher Zeit er besonders Lieder, Sagen und Fischerausdrücke aufzeichnete. Auch noch das blieb in der Erinnerung der Leute haften, daß er seine Gewährsmänner sehr achtete und einem derselben ein Rentierkalb als Belohnung für seine Mühe schenkte.

Der sosswaer und sigwaer Weg war der mühevollste Teil meiner wogulischen Studienreise. Und hier kann ich bei weitem nicht die Kommunikationsmittel beschuldigen; denn mit Rentieren geht meiner Ansicht nach die Reise viel angenehmer und schneller von Statten, als mit Pferden oder auf Kähnen. Auch die Rauhigkeit der äußeren Temperatur ist für den Reisenden kein großes Übel, denn zur Abwehr derselben stehen Schutzmittel reichlich zur Verfügung; aber uns europäischen Reisenden macht im Winter einen längeren Aufenthalt unter den nördlichen Wogulen die Jurte und die darin befolgte Lebensweise unerträglich. Als ich im Herbste auf der Konda reiste und von Schnee und Wasser todmüde meine Nachtstation erreichte, stand mir wenn nichts anderes,

---

Possen, Teufeltänze und ein ernstes Stück: das Lied von der Herabkunft des Bären aus dem Himmel. Das letztere gaben drei Personen ohne Masken, die zu dieser Gelegenheit ihre besten Kleider anzogen, eine Kappe aufs Haupt setzten und einen Gürtel um den Leib legten. Das Lied mit seiner gezogenen und gefühlvollen Melodie sang nur der Mittlere, der inzwischen seine beiden Kameraden an der Hand hielt und mit ihnen zugleich die Hände schwingend vor dem Bärenkopfe Verbeugungen machte.

[9] Diese Beschreibung kann sich nicht auf Ahlquist beziehen, der von der Tapės-jā herkommend, die Sosswa nur durcheilte und so viel wir wissen, in die Sakw-jā nicht einbog. Übrigens weiß das Volk auch, daß jener Lieder sammelnde Mann seinen Weg hierauf dem Ural zu genommen hat, der demgemäß nur Reguly sein kann.

so doch eine gut geheizte Stube, ein angenehmes Lager und ein einladender Samowar stets zur Verfügung. Hier konnte ich mich ausziehen, meine Kleider trocknen und nach nächtlicher Ruhe an Geist und Leib gestärkt meine Reise fortsetzen. Alles das ist bei den nördlichen Wogulen nicht möglich. Dieses Volk hat sich noch nicht bis zur Kenntnis des Ofens erhoben. Seine aus Balken zusammengefügte Winterwohnung, die mit einfacher Baumrinde gedeckt ist und statt durch ein Glasfenster nur durch eine dicke Eistafel (bisweilen gar an der Dachöffnung angebracht) ihr Licht erhält, — ist ein in entlegenem Winklel angebrachter offener Herd, der *śąul* berufen, zu erwärmen. Bei der in Nordsibirien zur Winterszeit herrschenden 35—50 Grad hohen Kälte hat ein solcher Herd eine gar schwache Einwirkung auf die Erhöhung der Wärme in der Stube, besonders in der Nacht, wo niemand dastehen kann, um Feuer anzulegen und dasselbe fortwährend zu unterhalten. So lange ich in den Jurten zu leben gezwungen war (und dies dauerte einen ganzen Monat hindurch), konnte ich mich nachts nie entkleiden; ja beim Niederlegen mußte ich mich ebenso sorgfältig anziehen, als wenn ich eine weite Reise anträte, — und trotz alledem war in den Stunden nach Mitternacht wegen des starken Frostes das Schlafen rein unmöglich. Wenn ich nach geistiger Ermüdung des ganzen Tages mich in siebenfache Kleider angezogen auf die Erde niederlegte, konnte der Schlaf keine so wohltuende Wirkung haben, wie in ähnlichen Fällen auf der Konda, und nach mehrwöchentlicher anstrengender Arbeit begann sich bei mir Erschöpfung und große Aufgeregtheit zu zeigen. Dies beförderten auch noch die erbärmlichen Nahrungsverhältnisse, die besonders nach Verzehrung meiner eigenen Lebensmittelvorräte gar fühlbar wurden. Diese Umstände bewogen mich, im Untergebiete der Sakw-jā das Sammeln von Liedern einzustellen und geradeaus in meine Raststation zurückzukehren. Ich machte mich daher in der Richtung der unteren Sosswa auf den Weg und das Pfarrdorf Sortiñjä-ūs passierend, gelangte ich am 30. Januar in Berjosow an.

Meine Studienreise im Lande der Wogulen hatte somit ihr Ende erreicht. Ich durchzog sozusagen sämtliche von diesem Volke bewohnte Gegenden: die Losswa, Tawda, Konda, Pelymka, die nördliche Sosswa und Sigwa, zeichnete zu jedem Dialekt eine gehörige Menge grammatikalischen und lexikalischen Materials auf, enträtselte Reguly's südwogulischen Nachlaß und sammelte selbst von den geistigen Schätzen der Wogulen. Jetzt war noch der zweite Teil der ausgesteckten Aufgabe, die Studienreise unter die Ostjaken übrig. Schon bei meiner Ankunft in Berjosow stand es klar vor mir, daß ich diesen Teil meiner Aufgabe keinesfalls in seinem ganzen Umfange lösen könne. Die physische Anlage des europäischen Reisenden kann in einem Zuge die vielen Mühseligkeiten nicht ertragen, welche mit einer nacheinander folgenden und den ganzen Kreis der Aufgabe erfassenden wogulischen und ostjakischen Studienreise verbunden sind. Die nördlichen Ostjaken muß man überdies an drei Punkten beobachten: in den Gegenden von Berjosow und Obdorsk, ferner am

Kasîm-Flusse; die südlichen Ostjaken wieder an sechs Punkten: unterwärts Samarow, in der Gegend von Surgut, an den Flüssen Konda, Vaš-jugan, Vach und Irtisch. Selbst Reguly konnte die ganze Aufgabe in einem Zuge nicht lösen, denn seine Gesundheit verließ ihn, als er das Studium der nördlichen Ostjaken beendigt hatte, und zu den südlichen Ostjaken konnte er gar nicht gelangen. Ahlquist teilte seine ugrische Studienreise sogar in drei Teile, jedesmal mit einer Unterbrechung von mehreren Jahren. Erschwert hätten für mich die ostjakische Aufgabe auch Reguly's ostjakische Lieder. Wenn ich bedachte, wie große Mühe mich die Erklärung des südwogulischen Nachlasses gekostet hatte, wo den meisten Texten obendrein Notizen beigefügt waren, wo mir ein ausführliches lexikalisches Material und verständliche wogulische Texte zu Hilfe kamen; wenn ich bedachte, daß ich im ganzen Wogulentum nur eine einzige Sotjinowa gefunden hatte: so zog ich die Möglichkeit in Zweifel, ob es wohl gelingen werde, die ohne jedes erklärende Wort versehenen ostjakischen Texte zu enträtseln. Auf Grund dessen glaubte ich denn, daß zur gründlichen Durchforschung der ostjakischen Sprache, mit besonderer Rücksicht auf die Enträtselung der Regulyschen Lieder, vorderhand eine vorbereitende und nach Jahren eine zweite eingehendere Studienreise nötig sei. Die Aufgabe der gegenwärtigen Vorbereitungsreise war daher: möglichst reichliches lexikalisches Material und Texte auf je einem Gebiete der nördlichen und südlichen ostjakischen Dialekte zu sammeln. Diese vorläufige Wörter- und Textsammlung erleichtert dann sehr die spätere, eingehende Dialektforschung und die Enträtselung von Reguly's ostjakischen Liedern; wie denn die ähnliche wogulische Aufgabe durch das Vorstudium von Reguly's handschriftlichem Lexikon und der von Hunfalvy herausgegebenen nördlichen Texte bedeutend erleichtert worden war. Demzufolge setzte ich den Plan meiner weiteren Tätigkeit also fest, daß ich meine sibirische Reise bis in den Herbst fortsetze und außer in Berjosow auch noch in Obdorsk und Atlîm Stationen halte. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt!

Nach den ersten Verrichtungen in Berjosow begann ich vor allem die sosswaer und sigwaer Sammlung und die dazu gehörigen Erläuterungen abzuschreiben. Jetzt erst fühlte ich so recht die Folgen der angestrengten Arbeit der letzten Monate und mit ernstem Bangen blickte ich in die Zukunft, ob sich wohl nicht auch an mir Reguly's Schicksal vollziehen werde. Wie soll ich jetzt meine neue Aufgabe beginnen? Wenn die physische Kraft mich verläßt, so bin ich nicht im Stande, selbst *die* Erfolge für die Wissenschaft zu verwerten, die ich in der Tat erreicht hatte. Die übertriebene Hingabe der forschenden Leidenschaft, die unmäßige Überspannung der Kräfte bei den Pflegern der Wissenschaft, sei sie auch sympathisch —wie bei der echten Tragik —: in ihrem Grundwesen ist sie vom Standpunkte des Interesses der Wissenschaft selbst doch nur Leichtsinn und Unvernunft, wie es Unvernunft ist, wenn der Taucher sich auf den Meeresboden hinunterläßt, um Perlen zu suchen und

nicht daran denkt, daß er auch zum Aufsteigen Kraft benötigt. Wie große Selbstverleugnung es mich auch kostete, in Rücksicht auf meine Erschöpfung mußte ich diesmal ganz auf meine ostjakische Studienreise verzichten. Die Sichtung meiner nordwogulischen Sammlung verschob ich auch vorderhand und trachtete während meines ferneren Aufenthaltes in Berjosow, diese Sammlung ohne besondere Anstrengung durch neues Material zu vermehren. Hierzu gaben besondere Gelegenheit die auf dem Gebiete von Berjosow in Erdhütten *(mā-kwol)* wohnenden Wogulen, die von der unteren Sosswa und Sigwa her übersiedelt sind. Der Erfolg dieser Nachlese ist: aus dem Kreise der Gottesbymnen »das Lied des Alten vom Sosswa-Mittellauf« *(Ta'ît-kwot'l ą̄jkä tērniñ ērγä)*, »das Lied des Alten vom Sosswa-Oberlauf« *(Ta'ît-tą̄l'èχ ājkä tērniñ ērγä)*, »das Lied des an der Sakw-jā-Mündung herrschenden Gottessohnes« *(Sakw-sūnt Tą̄rėm-pi' ą̄jkä tērniñ ērγä)*, »das Lied des Alten vom Mittel-Ob« *(As-kwot'l ājkä tērniñ ērγä)*, »das Lied des Alten aus dem Dorfe Tēk« *(Tēk-ą̄jkä tērniñ ērγä)* und »des pelymer Gottes Lied« *(Polėm-tarėm (tērniñ ērγâ)*. Von den Gottesbeschwörungen, respektive Gebeten habe ich aufgezeichnet das »des die Welt schauenden Gottessohnes« *(Mir.susnė-χum, māśtėr kāstėne sātiliñ kaj-sąwä)*, das Gebet des »sieben Teufel Herr« genannten Pasėt-Götzchens *(Pasėt-pupi' sāt mēnkw ą̄jkä kaj-sąwä)* und zwar in zwei Varianten, ferner das Gebet des »Götzchens aus dem Lą̊piñūs oder Lopmūs Dorfe« und des auf dem Pelym-Flusse herrschenden Götzchens. Mehrere interessante Bärenlieder, Schwänke, Teufelstanzlieder und Rätsel gelangten hierbei in meine Sammlung.

Während dieser meiner Beschäftigung arbeitete Pápai an der Beendigung seiner ostjakischen Studien. Nachdem er von der Sakw-jā nach Berjosow zurückgekehrt war, reiste er auf dem Ob abwärts und Stationen in der syrjänischen Ortschaft Mushi, in der ostjakisch-russischen Ortschaft Kuševat haltend, gelangte er bis nach Obdorsk, wo er Gelegenheit hatte, auch Samojeden zu treffen. Mit einer ganzen Fuhr ethnographischer Gegenstände kehrte er von seiner Reise zurück, zu deren Einkauf, sowie überhaupt zur Fortsetzung seiner Winterreise ihm die neuerliche Unterstützung von Seiten des hohen k. ung. Kultus- und Unterrichtsministeriums die Mittel verlieh, sowie jene großmütige Hilfe, deren er durch Vermittelung des Universitätsprofessors Aurel Török von Seiten des bekannten Maecenas vaterländischer Wissenschaft, des Herrn Andor von Semsey, teilhaftig wurde.

Am 25. März verließ ich Berjosow, und hiermit begann unser langsamer Rückzug vom Schauplatze unserer Studien. Im ostjakischen Dorfe Atlim traf ich meinen vorangereisten Gefährten an, mit dem wir nun zusammen den Weg fortsetzten und in zehn Tagen Tobolsk erreichten. Hier wurden wir vom Gouverneur Trojnjickij und den dortigen Liebhabern der Wissenschaft gastfreundlich empfangen. Mein Gefährte blieb nun dort auf einige Wochen zurück, um Studien im neueröffneten ethnographischen und archäologischen Museum und in der Bibliothek zu unternehmen: ich aber machte, bevor ich Sibirien endgültig

verließ, meinem alten Plane gemäß noch einen Ausflug zu den tawdaer Wogulen. Bei diesen beschäftigte ich mich nun zum zweiten Mal mit der Vermehrung meiner Wörter- und Textsammlung.

Gerade am russischen Ostersonntag reiste ich aus dem Pfarrdorfe Košuk ab, und auf dem zerstörten »Frühlings"-Weg« zahlreiche Schwierigkeiten bekämpfend, bog ich zum Tura-Flusse ein. Von hier durch die Städte Tjumen, Jekaterinenburg und Perm reisend, gelangte ich bis zum Kama-Flusse, auf dem ich schon auf dem Dampfschiffe meine Reise bis nach Kasan fortsetzen konnte, wohin ich am 30. April zurückkehrte. Hier beschäftigte ich mich bei gehöriger Bequemlichkeit anderthalb Monate hindurch mit der Sichtung und Abschrift meiner Sammlung. Inzwischen verwendete ich eine besondere Sorgfalt auf das Studium der Frage: wie wir in eine beständige Verbindung mit den im Fache der ungarischen Sprachwissenschaft und Altertumskunde arbeitenden ostrussischen, besonders den Kasaner Gesellschaften treten könnten. Kasan verlassend machten wir uns, um ethnographische und prähistorische Sammlungen anzusehen, auf eine nordeuropäische Rundreise, die durch die Städte Moskau, St. Petersburg, Helsingfors, Stockholm, Kopenhagen und Berlin führend Mitte Juli ihr Ende erreichte.

Dies wäre denn, hochverehrte Akademie, der Verlauf meiner Studienreise im Lande der Wogulen. Zur Vorführung der Resultate, respektive zur Vorlegung des Regulyschen Nachlasses und meiner eigenen Sammlung sei mir vergönnt, eine andere Gelegenheit zu erbitten. Auch bis dahin empfange die hochgeehrte Akademie den Ausdruck meines tiefsten Dankes für ihre gütige Unterstützung, deren sie mein gegenwärtiges und früheres Unternehmen teilhaftig werden ließ. Ich weiß recht wohl, daß dies ein Opfer und mit Hintersetzung so manches tüchtigen und für die vaterländische Wissenschaft wichtigen Unternehmens verbunden war. Umso mehr wünsche ich denn, daß mein Unternehmen den darangeknüpften Erwartungen entsprechen möge, was ich stets mit dem größten Eifer meines Herzens und mit ganzer Kraft erstrebt habe.

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 201—217

ETHNOGRAPHIE, ETHNOLOGIE, FOLKLORE

(AUSZUG AUS EINEM VORTRAGE, GEHALTEN IN DER SITZUNG DER GESELLSCHAFT FÜR DIE VÖLKERKUNDE UNGARNS AM 11. JANUAR 1890.)

LAJOS KATONA

Es ist eine in der Geschichte der Wissenschaften sich oftmals wiederholende, sozusagen reguläre Erscheinung, — weil sie zugleich eine Folge des natürlichen Ganges der Entwicklung des menschlichen Geistes ist, — daß neue Wissenschaftszweige gezwungen sind eine Zeit lang um ihre Existenz zu kämpfen. Oder, da es — nach der sehr richtigen Bemerkung von Wundt, — neue Wissenschaftsfächer im strengsten Sinne des Wortes nicht gibt, so können wir berechtigterweise nur sagen, daß die neuen Richtungen der wissenschaftlichen Untersuchung so lange als Schößlinge eines älteren Stammes treiben und wachsen, bis sie genügende Kraft und Lebensfähigkeit erlangt haben, um sich, von ihrem Stamme getrennt, selbständig fortzuentwickeln, und dann oft wieder Stämme für neue Schößlinge abzugeben.

So sehen wir, daß — teils schon im vorigen Jahrhunderte, teils erst in diesem — die verschiedenen *Philologien* sich eine selbständige Existenz erobert haben. Und ehe diese Lehrsysteme auch nur halbwegs dazu gekommen sind, das auszubauen, wozu ihre in mancher Hinsicht verfehlten, weil auf einer inkohärenten Grundlage aufgeführten Baugerüste dienen sollten, — geraten sie bereits auf zwei verschiedenen Seiten in Grenzstreitigkeiten: auf der einen Seite mit der von ihnen sich mehr und mehr loslösenden und immer selbständiger werdenden *Sprachwissenschaft*, auf der anderen Seite mit der *Ethnologie*. Die letztere entwickelte sich anfangs in einem engeren wechselseitigen verhältnisse mit der Geographie und Geschichtskunde, und trat dann auf halbem Wege zu der aus der Anatomie und Biologie erwachsenen *Anthropologie* in nähere Beziehung. So schwankte sie an der Grenze der Naturwissenschaften im engeren Sinne, und der sogennanten Geisteswissenschaften, und neigte sich bald der einen, bald der anderen Seite zu, je nachdem ihre jeweiligen Pfleger der einen oder der anderen Schule angehörten.

Die Frage über die Zugehörigkeit der Ethnologie, über ihren eigentlichen Gegenstand und damit im Zusammenhange die Frage über die von ihr zu befolgende Methode ist umso verwickelter, je größer die Meinungsverschiedenheiten sind über die Aufgabe und das Gebiet jener Disziplinen, welche mit der selbst noch fraglichen Ethnologie teils eng benachbart sind, teils sogar den

gleichen Gegenstand behandeln. Über Begriff und Zweck der Philologie hat von Wolff angefangen bis Gröber jeder wirklich beachtenswerte Philologe, den wir, darüber befragen, seine eigene Meinung. Es ist wieder eine Bemerkung Wundt's daß die Sprachforscher über das Verhältnis ihres Gegenstandes zu den übrigen Gegenständen der historischen Forschung durchaus nicht im Klaren seien, so unzweifelhaft bestimmt auch der Gegenstand ihrer Untersuchungen erscheinen möge. Schuchardt[1] glaubt, daß die Sprachwissenschaft überhaupt zu keinem scharf umrissenen und unzweideutigen Begriffe von ihrer Stellung im Kreise der übrigen Wissenschaften gelangen könne, ehe sie sich von dem Namen der »Philologie« befreit, der seiner Meinung nach die Verwirrung nur vergrößert.

Wenngleich nun bezüglich ihres Gegenstandes die Anthropologie wenigstens in derselben glücklichen Lage ist, wie die Sprachwissenschaft, insoweit an dieselbe keine Zweifel hinanreichen können, — so sind schon darüber, ob die Gesamtheit der an diesem Gegenstande beobachtbaren Erscheinungen, oder nur ein Teil derselben in ihr Forschungsgebiet gehöre, Meinungsverschiedenheiten möglich, und in Wirklichkeit auch vorhanden; sowie auch darüber, wie weit diese Wissenschaft den Menschen auf dem Wege seiner historischen Entwicklung zu verfolgen habe. Hier stoßen wir also schon wieder auf Kontroversen, welche jene bezüglich der Ethnologie von uns aufgeworfenen Fragen immer mehr verwickeln.

Unseren, auf eine Lösung dieser Fragen abzielenden Bestrebungen verspricht nur *ein* Versuch Erfolg. Er besteht darin, daß wir einerseits von dem gegenseitigen Verhältnisse ausgehen, welches zwischen den Gegenständen der Disziplin und den Arten der Betrachtung derselben besteht, andererseits von den Merkmalen des allgemeinen Begriffes der Wissenschaft, und so die Stelle der Ethnologie in dem Systeme der Wissenschaften zu bezeichnen trachten, wenn aus den eben angeführten Gesichtspunkten ihr Recht, als eine selbständige Wissenschaft zu gelten, überhaupt erweislich ist.

Wir wollen aber keineswegs in den bei der Definition von Wissenschaftszweigen oft begangenen Fehler verfallen, und werden uns deshalb wohl hüten, den Begriff der Ethnologie einfach aus dem *Namen* derselben abzuleiten, so wie das ja mit der Philologie schon zu öfterem Male geschehen ist.[2] Wir werden das aber im gegenwärtigen Falle auch schon deshalb nicht tun, weil das den Gegenstand unserer Disziplin bezeichnende Wort, nämlich *ethnos*, selbst zu jenen Worten von Zeit zu Zeit und beinahe von Volk zu Volk wechselnden Sinnes und daher fortwährend schwankender Deutung gehört, und unsere Definition somit auf sehr schlüpfrigem Boden sich befände, wenn wir dieselbe auf dieser Basis aufbauen würden. Nichtsdestoweniger dürfen wir bei der Feststellung dieses Begriffes den historischen Standpunkt neben dem rein

[1] H. SCHUCHARDT, Über die Lautgesetze. Berlin 1885. S. 37.

[2] Vgl. z. B. die Bestimmung des Begriffes der Philologie als »die Wissenschaft von ....« bei Gröber. (Grundr. d. roman. Philol. I, 146. S.)

logischen nicht vollständig außer acht lassen. Und zwar deshalb nicht, weil, so wechselnd wir auch den Begriff dieses Wortes im Laufe der Zeiten finden, wir dennoch sicherlich auf die Spur eines gemeinsamen Merkmales stoßen werden, das sich gleichsam wie ein roter Faden durch all die wechselnden Bedeutungen hindurchzieht, und das uns ein wertvoller Führer auf unserem weiteren Wege sein kann. Das griechische Wort *ἔθνος* führt — nach der annehmbarsten Etymologie desselben — nach Wegnahme des darin klar erkennbaren Suffixes *νος* zu der Wurzel *ἐθ*, das ältere *σφεθ*, die wir auch in den Worten *ἐθος*, *ἦθ-οθ* (Sitte, Gewohnheit), *ἠθεῖο-ς* (traut), *εἰ-ωθ-α* (bin gewohnt), *ἐθ-ίζ-ω* (gewöhne) leicht wiedererkennen. Diese Wurzel gehört gemäß den Zusammenstellungen von Curtius (Grundzüge der griech. Etymologie 251, 4. Auflage) in dieselbe Familie mit den folgenden Worten: sanskrit *svadhâ* (Wille, Kraft, *anu svadhâ-m* nach Gewohnheit) gotisch *sid-u-s*, althochdeutsch *sit-u* (Sitte), gotisch *sidôn* (üben), ferner lateinisch *sue-sc-o*, *suê-tu-s*, *consuê-tû-do* das Sanskritwort sva-dhá weist aber nach der Annahme von Kuhn (Zeitschr. II, 134 u. ff.) auf die Grundbedeutung »eigene Tun« durch eine Zerlegung in seine Elemente *sva* (= griech: *ἑ* lat. *se*) + *dha* (= griech: *θε* deutsch *tun*). Curtius, der diese Hypothese Kuhn's akzeptiert und deren beste Bekräftigung in jenen lateinischen Worten findet, die hierher gehören und ohne Zuhilfenahme einer anderen Wurzel, direkt von dem Pronomen *suu-s* abgeleitet werden können, — sagt im Zusammenhange mit der obigen etymologischen Zusammenstellung: »Wie könnte die Sitte treffender bezeichnet werden, denn als eigenes Tun, eigenes Halten eines Volkes?« Das griechische entspricht demgemäß dem Worte *Sitte* nicht nur der Bedeutung nach, sondern stammt auch von derselben Wurzel, oder — um genauer zu sprechen — von denselben zwei Wurzeln, wie das deutsche Wort, und auf dieser Basis können wir auch als ursprüngliche Bedeutung des Wortes *ἔθνος*: »eine Anzahl von Menschen mit denselben Lebensgewohnheiten und einer Sitte« annehmen. Jedenfalls ergibt sich aus diesem Worte ein tieferer und in unserer weiteren Betrachtung noch in Rechnung zu ziehender Begriff, der den wesentlichen Merkmalen des Begriffes *Volk* viel näher kommt, als das lateinische *populus* und *plebs* und das altslawische *plŭkŭ* (turba, populus), und *pleme* (tribus), zu welcher Familie auch das deutsche Wort *Volk*, (althochdeutsch *fol*, *folc*) gehört, und als deren Basis bloß die Vorstellung »Menge, Viele« dient (S. Curtius l. c. 277.). Die griechischen Worte *λαός*, *δῆμος* bedeuten ebenfalls »Volk«, und ist die Verwandtschaft des ersteren mit dem Worte »Leute« (ahd. *liut*, populus, pl. *liuti*, Leute) und dem altslawischen *ljudŭ* in die Augen fallend, über die Grundbedeutung der Wurzel herrscht jedoch bisher Dunkel. (S. Curtius l. c. 364.) Bezüglich des Wortes *δῆμος* dürften die beiden, sich nahe berührenden Meinungen von Hugo Weber (Etymologische Untersuchungen, Halle, 1861. I. 8.) und Pictet (Les Origines Indoeuropéennes ou les Aryas primitifs, Paris 1859, 1863; II. 390.) dennoch, nicht ganz zu verwerfen sein, wenn auch Curtius (l. c. 231.) sie für falsch hält, hauptsächlich wegen des häufigen Gebrauches

dieses Wortes bei Homer mit der Bedeutung »Land«, »Kontinent« (also »das Zusammenhängende«); denn mit dieser Bedeutung steht die auf die ursprüngliche Vorstellung »der enger Zusammengehörenden« zurückführende Etymologie des Wortes δῆμος durchaus in keinem unversöhnlichem Widerspruche. Wenn das griechische Wort ἔθνος auf eine der bedeutsamsten Folgen des Zusammenlebens hinweist, so weist auch das in seiner Herleitung ganz klare lat. *gens* und *natio*, auf den allerursprünglichsten Grund des Zusammenhaltens eines Volkes, nämlich auf die gemeinsame Abstammung. (Ebenso das gleichbedeutende magyarische Wort *nemzet*, welches offenbar nach dem Muster eines dieser beiden Worte, wahrscheinlicher nach dem des ersteren gebildet ist.) Wenn wir schließlich an das ungarische Wort *nép* erinnern, und uns einstweilen, in Ermangelung einer plausibleren, der Etymologie von Budenz anschließen (Magyar — ugor összehasonlító szótár, so sehen wir in der Bedeutung desselben: »homines utriusque sexus« = Menschen beiderlei Geschlechtes, — durchaus keinen charakteristischen Zug, als in den lat. Worten *plebs* und *populus*.

Aus unserer bisherigen Untersuchung können wir soviel ersehen, daß in den einzelnen, charakteristischere Züge zeigenden Fällen zumeist die Vorstellungen des »Zusammengehörens«, der »gemeinsamen Abstammung«, der »gemeinsamen Lebensgewohnheiten«, der »gleichen Sitten« jene sind, welche auf einer gewissermaßen schon entwickelteren Kulturstufe als die bezeichnenden Merkmale des Begriffes »Volk«, oder besser gesagt der »Zugehörigkeit zum Verbande eines Volkes« betrachtet werden; während die für eine niedere Stufe zeugenden Benennungen noch keine Spur einer eingehenderen Analyse zeigen, sondern nur auf die Vorstellung der »Menge«, »Masse«, hinweisen, indem hier diese, eines jeden präziseren Merkmales entbehrende Vorstellung noch genügend erscheint zur Bezeichnung desselben Begriffes, oder gar eines noch weiteren Begriffes, entsprechend der unbestimmteren Begrenzung des Ausdruckes.

Bevor wir an die genauere Feststellung des Begriffes »Volk«, und auf Basis desselben an eine regelrechte Definition der Aufgabe und des Forschungsgebietes der Ethnologie herangehen, wollen wir wenigstens in Kürze jene vereinzelten Versuche betrachten, die bis in die neueste Zeit getan wurden, um den noch dämmerigen Begriff des Volkstums zum Gegenstande wissenschafticher Untersuchung zu machen, und im Anschluß an diesen Rückblick wollen wir des weiteren auf jene bereits zielbewußtere und systematischere Bewegung in den letzten Dezennien unseres Jahrhundertes hinweisen, die sich zur Bezeichnung ihres Untersuchungsobjektes und zugleich mit Betonung ihrer, von mancher Seite noch immer bestrittenen Berechtigung zu selbständiger Existenz, bald des Namen der *Ethnographie*, oder der *Ethnologie*, bald auch des englischen, in jüngster Zeit gemeingiltig gewordenen Wortes *folklore* bedient.

Die beiden kultiviertesten Völker des Altertums, die Griechen und die Römer, denen doch hinreichende Gelegenheit geboten war, solche Völker

beobachten zu können, die von ihnen an Stammescharakter, Sprache, Lebensgewohnheiten und Sitten verschieden waren, haben auf diesem Gebiete eine merkwürdige und höchst bedauernswerte Gleichgültigkeit gezeigt. Als lobenswerte Ausnahme kann allenfalls nur Herodot erwähnt werden, dessen IV. Buch — neben der im 10-ten Abschnitte der Genesis enthaltenen semitischen (?) Tradition und den hierher gehörigen einzelnen Daten der ägyptischen und assyrisch-babylonischen Denkmäler, ferner neben den wenigen zerstreuten Bemerkungen des Ktesias, Hippokrates, Aristoteles und aus späterer Zeite des Vitruv, Strabo, Julius Caesar und Tacitus, — das Wertvollste ist, was das Altertum uns an ethnographischen Daten aufbewahrt hat. Bis zu den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters kam man trotz der Kreuzzüge diesbezüglich nicht viel weiter über das hinaus, was man aus den zumeist mißverstandenen, oder überhaupt unverstandenen Angaben des biblischen Völkerstammbaumes herausbuchstabieren konnte. Plan Carpin (um die Mitte des XIII-ten Jahrhunderts) und ein wenig später Marco Polo brachten überraschende Nachrichten von dem mongolischen Stamme und dessen eigentümlicher Zivilisation nach Westeuropa. Doch machte erst die große Bewegung der Kirchenreformation, Hand in Hand mit der Wiedererweckung der Wissenschaften und Künste und in ihrem Gefolge die gesellschaftliche und ökonomische Umwälzung, welche die Entdeckungen und Erfindungen hervorriefen, — in dem so plötzlich erweiterten Gesichtskreise unter anderem auch eine von neuen Gesichtspunkten ausgehende Untersuchung des Menschen und Menschlichen möglich.

Beim Wühlen nach alten Münzen und Meilensteinen stößt der Spaten hie und da auf riesige Knochen und Petrefacte; anfangs hält man die seltsamen Funde natürlich für Reliquien der biblischen Riesenvölker Gog und Magog, oder gar für launenhafte Naturspiele; aber was verschlägt es? ... dem kindlichen Irrtume folgt die allmählig aufdämmernde Ahnung des Richtigeren und hierauf die Erkenntnis der Wahrheit. Aus der freiwilligen Berührung der Archäologie mit den Naturwissenschaften entwickelt sich die Paleontologie, die dem Forscher auch in das Dunkel der vorgeschichtlichen Zeiten hinein einen Leitfaden bietet und die Vergangenheit der Menschheit weit zurück, bis in Zeiten, in welche die Gedenkbücher und Traditionen unseres Geschlechtes nicht mehr reichen, aus der Rinde der Erde herausbuchstabiert. Die im Dienste der Medizien erst nur verborgen, dann aber immer freier sich entwickelnde Anatomie enthüllt den wunderbaren Organismus des menschlichen Leibes und findet auch die Fäden, vermittels welcher der Mensch mit den Wesen niederer Gattung in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu bringen ist. Die Anthropologie im Vereine mit der innerhalb der Geographie sich heranbildenden Ethnographie gelangte endlich zu den ersten Versuchen einer Einteilung unserer Art in Rassen. (Blumenbach: De generis humani varietate nativa. Göttingen 1776.). Auch die Sprachwissenschaft, die es in der Zwischenzeit in dem Lehrsysteme der Philologie zu einer gewißen Selbständigkeit gebracht hatte, trägt dazu bei,

jenes Gewölke zu verteilen, welches die Urzeit des Geisteslebens der Menschheit bedeckt. Der sich immer mehr vertiefenden geschichtspilosophischen Auffaßung kommt auch die der französischen Revolution folgende Reaktion zu Gute; den auf den, als Übergangsstufe wohl notwendigen, aber seichten und sterilen Rationalismus folgt als ebenso notwendiger Rückschlag der Romantizismus, der bei den auf ihre nationale Selbständigkeit eifersüchtig gewordenen Völkern ein wärmeres Interesse für ihre eigene Vergangenheit erweckt, dem die Wertschätzung ihres ursprünglichen Charakters und das Bestreben folgt, die Entwicklung dieses Charakters aufzuklären und zu verstehen.

In der Romantik wurzelt auch jenes allgemeinere Interesse für die älteren und neueren Äußerungen des Volksgeistes, welches in Deutschland hauptsächlich mit den Namen der Brüder *Grimm* (»Kinder- und Hausmärchen« I. 1812, II. 1815, III. 1822. »Deutsche Sagen« 1816—1818. »Deutsche Rechtsaltertümer« 1828. »Deutsche Mythologie« 1835) — in England aber mit dem mächtigen Einfluß *Walter Scott*'s auf den Zeitgeist eng verflochten ist. (»Minstrelsy of the Scottish Border« 1802—3.). Den Brüdern Grimm ging *Herder* voran (»Stimmen der Völker in Liedern« mit dem ursprünglichen Titel »Volkslieder« 1778—79.), während Scott in *Percy* einen Vorgänger hatte, der in seinen »Reliques of Ancient English Poetry« (1765) zum eigentlichen Führer und Wegweiser für alle bald nachfolgenden Sammler und Ordner der »popular antiquities« wurde. Es ist wohl wahr, daß dieses Interesse anfangs und auch später noch ziemlich lange größtenteils ein rein belletristisches war und sich besten Falles in philologischem Geiste äußerte. Deshalb zeigte sich anfangs zumeist nur in dem Sammeln der mündlichen Volkstradition eine erfreuliche Geschäftigkeit, doch war man vorläufig noch weit davon entfernt, die eigentlichen Quellen des Volksglaubens an richtiger Stelle zu suchen und die Bedeutung seiner Überreste nach Gebühr zu würdigen. Kein Wunder, wenn der literarische und der romantisch angehauchte philologische Dilletantismus sich eine erstaunliche Menge von Fehlschlüssen zu Schulden kommen läßt und besonders in der Verwertung der Märchen und Sagen für die Rekonstruktion der verwitterten Mythensysteme sowohl der alten wie der neueren Völker einen beinahe noch größeren Aufwand dichterischer Phantasie, als gediegener und von keiner Voreingenommenheit bestochener Gelehrsamkeit geleistet hat. Hierzu kommt noch die auf etymologische Kunstgriffe gestützte mythologische Theorie der Romantiker in der Sprachwissenschaft, wie ich sie alle nennen möchte, die bei der großen Gefälligkeit und allgemeinen Beliebtheit ihrer Mythendeutungen nur zu oft den augenfälligen Fehler begehen, daß sie in ihren geistreichen Erklärungen mit ihrer eigenen dichterischen Divination und manchmal sogar mit den unbewußten Folgerungsdispositionen ihrer wissenschaftlichen Bildung den mythenbildenden Urmenschen aufs verschwenderischste bedenken (Adalbert Kuhn, F. L. W. Schwartz, Max Müller, Georg Cox, A. Gubernatis usw.). Die Richtigstellung dieses Irrtumes verdanken wir zum Teile *Benfey* und den mit wahrem Ameisen-

fleiße arbeitenden Forschern, die seiner Initiative gefolgt sind (Felix Liebrecht, Reinhold Köhler, H. Oesterley, D. Comparetti, A. Wesselofsky, E. Cosquin, usw.). Diese haben die Wanderung und den gegenseitigen Austausch der mündlichen Volksüberlieferung von Schritt zu Schritt verfolgt und haben in ihren mühseligen und eine außerordentliche Sachkenntnis erfordernden Werken nachgewiesen, daß die meisten als mythologische Quellen ausgebeuteten Märchen, ja selbst ein gut Teil der lokalisierten Sagen aus der Literatur solcher Völker übernommen sind, die eine vollständig andere Weltanschauung haben oder hatten, — und oft nicht einmal aus der volkstümlichen, sondern geradezu aus der *Kunst*literatur dieser Völker. Diese Sagen sind also in der Überlieferung des Volkes, das sie aufgenommen hat, ein Material ohne jeden organischen Zusammenhang und können solchermaßen kaum zur Aufklärung der Vorstellungen des Volksglaubens beitragen. Andererseits brachte das, aus den sich immer mehrenden Tatsachen der Anthropologie und Ethnologie geschöpfte Räsonnement, bezüglich der Erforschung der volkstümlichen Überlieferungen jene bessere Einsichte, die — nicht eben ganz zufällig — ebendort die Wendung zum Besseren inauguriert, wo die schon erwähnte einseitige Mythenerklärung ihre größten Triumphe gefeiert hatte. In England bildete sich die sogenannte *anthropologische* Schule (E. B. Tylor, A. Lang usw.), welche hauptsächlich durch die Propaganda der mit ihr auf gleicher Basis stehenden Londoner Folk-Lore Society den Stab ihrer Getreuen angeworben hat. Von dieser Gesellschaft ging auch der erste Versuch aus, die gesamten traditionistischen Forschungen in ein übersichtliches und möglichst einheitliches System zusammenzufassen. Diesem Versuche leistete auch das schon erwähnte Wort *folklore* gute Dienste, indem es ermöglichte, unter einem bequemeren Terminus all das zu gruppieren, was bisher unter dem lange schwankenden Begriffe und dem nach Belieben dehnbaren Namen der »volkstümlichen Altertümer« gesammelt wurde. Dieser Terminus verdient, wegen der wichtigen Rolle, die er in der Geschichte der Ethnologie spielt, ein wenig eingehender besprochen zu werden.

Sein Schöpfer ist *W. J. Thoms*, der in einem am 22ten August 1846 im Londoner »Athenaeum« abgedruckten, mit dem Pseudonym Ambrose Merton gezeichneten Artikel die Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen (»Popular Antiquities, Popular Literature«) urgiert. Dort empfielt er das Wort *Folklore* (oder *Folk-Lore*, wie es ihm folgend die meisten Engländer auch heute noch schreiben) als zusammenfassenden Namen für alle jene Gegenstände, welche — als wie immer geartete Äußerungen des Volksgeistes, und als in welcher Beziehung immer charakteristische Erscheinungen des Volkslebens — zu dem Materiale der Ethnologie gehören, ohne daß in ihnen das ungemein weite Forschungsgebiet derselben vollständig abgegrenzt wäre. Dem genannten Korrespondenten des englischen Wochenblattes sind die beiden oben erwähnten einander ergänzenden Ausdrücke ungefähr gleichwertig mit der neuen Benennung; um aber den Begriffskreis des empfohlenen neuen Wortes genauer zu präzisieren, zählt

er die zum Inventar des Folklore gehörigen Gegenstände nach folgenden Kategorien auf: Gewohnheiten, Überlieferungen, Sitten, Aberglauben, Volkslieder, Sprichwörter (manners, customs, observances, superstitions, ballads, proverbs). Er berührt also nur einen Teil jener Gegenstände, die wir nach dem in der wissenschaftlichen Welt allgemein akzeptierten und sozusagen internationaler Übereinkommen unter diesem Ausdruck ezusammenfassen. Ich sage »international«, weil das vor ungefähr einem halben Jahrhunderte in den Spalten des »Athenaeum« aufgetauchte Wort bald darauf gemeingiltig und auch beinahe überall heimisch wurde, wo man dem Studium des Volkslebens Wichtigkeit beilegte und dessen unaufschiebbare Dringlichkeit und Notwendigkeit einsah.

Das Wort *Folklore* ist eine regelrichtig gebildete Zusammensetzung aus den angelsächsischen Worten *folk* (gens, Leute) und *lore* (science, savoir, doctrine; Lehre, Kunde, Kenntnis). Nebst seiner Kürze und Weiterbildungsfähigkeit haben dem Worte besonders die folgenden Hauptvorzüge zur weiten Verbreitung verholfen. Einerseits läßt sich dieser Terminus anderen Sprachen sehr leicht anpassen, andererseits weicht das Wort *lore* in einer charakteristischen Bedeutungsnuance ab von den Worten *science* und *literature*, welche verwandte Bezeichnungen sind. Das Wort *lore* hebt eben mit präziser Kürze jenen Unterschied hervor, welcher die Kenntnis und die Weltansicht eines Volkes gegenüber der im eigentlichen Sinne des Wortes genommenen Wissenschaft, in einer eigentümlichen und auf den ersten Blick auffallenden Weise qualifiziert, so wie es auf anderer Seite die vorwiegend in der mündlichen Überlieferung lebende Volksdichung, die nur mit Vorbehalt Literatur genannt werden kann, der Kunsliteratur gegenüberstellt. Wenn wir die Unterscheidung auf dieser Basis weiterführen, so können wir in dem Worte *lore* des weiteren noch eine sehr geeignete Bezeichnung sehen für alle jene Äußerungen des Volksgeistes, welche in Folge der Vererbung gleichsam instinktmäßig geworden sind, und deshalb in dem Entwicklungsgange des Seelenlebens unseres Geschlechtes einstmals einen allgemeinen, heute eber nur mehr einen teils schon überwundenen Zustand und eine überschrittene Daseinsstufe darstellen, gegenüber jener Denk-, Fühl- und Handlungsweise, welche auch heute nur Eigentum einer sich geistig stark hervorhebenden und sehr weit vorgeschrittenen Minorität ist, und selbst bei dieser Minorität noch fortwährend mit Gedanken, Gefühlen und Neigungen einer älteren Entwicklungsstufe durchsetzt erscheint.

Der *Folklore* muß also, wie wir dieses schon gesagt haben, mit der, weiter unten detaillierten Gesamtheit seiner Gegenstände in die Ethnologie eingefügt werden. Diese beiden Begriffe sind also durchaus nicht gleichwertig, wie man etwa — durch das Zusammentreffen des Wortes *folk* (und noch mehr des formell vollkommen entsprechenden, aber begrifflich ein wenig abweichendem deutschen *Volk*) mit dem griechischen *ethnos* und des Wortes *lore* (Lehre) mit dem griechischen *logia* verleitet — glauben könnte. Das deutsche Wort *Volkskunde*, mit welchem bald das eine bald das andere bezeichnet wird, bezeichnet

richtigerweise nur das Erstere, das Zweite können wir nur mit den Worten: *Kunde vom Volke* (und nicht *Kunde des Volkes*) übersetzen, welches nach der Analogie solcher Zusammensetzungen wie: Erdkunde, Pflanzenkunde usw., gebildet ist. Am zweckmäßigsten erscheint es, wenn wir die außerordentliche Materialmenge, welche zum Ganzen der Kunde vom Volke gehört, und die körperlichen so wie die seelischen Eigentümlichkeiten des Volkes, alle Äußerungen des Volksgeistes und sämtliche formelle und materielle Erscheinungen des Volkslebens umfaßt, unter den hiermit schon umschriebenen Begriff der *Ethnologie* verweisen, und aus dieser Materialmenge in den engeren Kreis der *Folklore* (Volkskunde im engeren Sinne) nur jene Gestaltungen und Emanationen der Volksseele aufnehmen, die an die *Überlieferung* als an ihre Lebensvoraussetzung geknüpft sind, und zwar wesentlich und in erster Linie nur an die *mündliche* Überlieferung.

Der Folklore umfaßt demnach nur einen Teil, und bei weitem nicht die Gesamtheit der Gegenstände die in das Forschungsgebiet der Volkskunde gehören. Zur Bezeichnung der letzteren — wenn wir darunter die *Kunde vom Volke*, und nicht die *Kunde des Volkes* verstehen, also das Volk darin als Gegenstand, und nicht als besitzendes Subjekt der *Kunde* betrachten — wird wohl der konsequente und ständig festgehaltene Terminus der *Ethnologie* schon deshalb zweckmäßig erscheinen, da in der zweiten Hälfte dieser Zusammensetzung ein deutlicher Hinweise auf den Charakter einer systematischen, auf die Erschließung von Kausalzusammenhängen sowie aus diesen abstrahierbaren Gesetzen und Prinzipien ausgehenden Wissenschaften enthalten ist, und somit ein scharf hervortretendes Unterscheidungsmerkmal die pragmatische und erklärende, oder wenigstens für jede Erscheinung ihres Gebietes eine Erklärung suchende Disziplin, zu ihrer rein beschreibenden und sich mit der Zusammenstellung von Beobachtungen und Tatsachen begnügenden Schwester, der *Ethnographie* in gegenseitig klärenden Gegensatz stellt.

Die Aufgabe der *Ethnologie* wäre also dem bisherigen entsprechend, auf ein einzelnes Volk bezogen: *das pragmatisch-historische Studium der gesamten materiellen und geistigen Lebenserscheinungen einer durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Schicksale zu einem höheren sozialen Organismus verknüpften Menschengruppe.* Als letztes Ziel dieses Studiums ergäbe sich aus dem Vorausgeschickten: *die klare Einsicht in den Kausalzusammenhang der aufgehellten Lebenserscheinungen, und auf Basis dieser Einsicht eine aus derselben resultierende Erkenntnis von Gesetzen und bestimmenden Prinzipien,* deren ständiges Walten sowohl in den gleichzeitig zu Tage tretenden Manifestationen, als auch in den aufeinander folgenden Vorgängen einmal richtig erkannt und begriffen, notwendigerweise zu einer *Voraussicht und vernunftmäßigen Vorausbestimmung* dieser Manifestationen und Vorgänge führen muß. Aus dieser Umschreibung des Problems der Ethnologie ergibt sich zu allererst, daß das Studium jeglichen Volkes notwendigerweise zu einer Mechanik des Lebens anderer Völker, und

schließlich zur Mechanik des Lebens der Universalität der ganzen Menschheit führt. Andererseits ist er klar, daß wenn wir nach den Gesetzen des Lebens einer Menschengruppe höherer sozialen Ordnung forschen, wir die eingehende Analyse der niedereren Organismen nicht umgehen dürfen, welche trotz ihrer Gleichzeitigkeit auch eine frühere Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung repräsentieren. Hierher gehört im Rahmen eines Volkes, und zugleich auch vor seine Entstehung fallend: der *Stamm*, innerhalb desselben und dennoch auch vor demselben: die *Familie* und in letzter Analyse das *Individuum* selbst. Das Individuum kann allerdings im Rahmen der Ethnologie nur als Bestandteil des Ganzen und als Komponente der innerhalb einer Gruppe sich entwickelnden Kräfte, oder aber als eine Funktion dieser wirkenden Kräfte in Betracht kommen.

Zu den Hilfswissenschaften der Ethnologie gehört demnach in erster Linie die Anthropologie, welche im engsten Sinne genommen die Beschreibung des menschlichen Körpers ist, in einer etwas weiteren Bedeutung zur Kunde wird von den Lebenserscheinungen des menschlichen Körpers und von den Bedingungen dieser Erscheinungen. Wenn man schließlich die Anthropologie auf einen noch weiteren Kreis ausdehnt, so ist ihr Ziel das Studium der selbstbewußten Fakten des ganzen Menschen, und indem sie nebst dem Gegenstande ihrer Kunde, den von ihm in der Kette der organischen Wesen eingenommenen Platz bezeichnet, wirft sie auch die Frage nach seinem Ursprunge auf, und begleitet den Menschen in seiner Entwicklung schildernd von seinem ersten Erscheinen bis an die Schwelle der geschichtlichen Zeiten. Die Anthropologie, welche sich so einerseits mit der vergleichenden Anatomie und der Entwicklungslehre berührt, andererseits aber mit der Paleontologie und der Archäologie, bedarf auch der Geographie, zunächst der Anthropogeographie, welche die geographische Verbreitung unseres Geschlechtes untersucht, und den Einfluß der Wohnorte auf den Stammescharakter des Menschen nachzuweisen bestrebt. Sie bedarf aber auch, mit Hinblick auf die Fragen nach der Nahrung des Menschen, der Beihilfe der Biologie, so wie der Kenntnis der für den Menschen besonders wichtigen Tiere, Pflanzen und Mineralien, die sie aus der Naturgeschichte schöpft. Die Tatsachen des menschlichen Bewußtseins analysiert sie aber nur insoweit, als ihr Verhältnis zu den körperlichen Vorbedingungen geklärt werden muß und nur bis zu jener Entwicklungsstufe, wo die wesentliche Verschiedenheit des menschlichen Bewußtseins von dem tierischen sich in jenen Erscheinungen des gesellschaftlichen Geisteslebens kundzugeben beginnt, zu deren Zustandebringen den einzelnen Menschen schon der Umstand unfähig macht, daß diese Erscheinungen für ihn als *solchen* vollkommen überflüssig, oder doch entbehrlich sind. Wir verstehen darunter vor allem die *Sprache*, und das in der Sprache als in seinem Organ lebende und sich entwickelnde begriffliche Denken, ferner die durch Vererbung zur zweiten Natur werdende *Sitte* (ἔθος), dann die Überlieferung (Tradition), und schließlich jene anfangs mit

der Entwicklung der Sprache parallel laufende urmenschliche *Weltanschauung*, welche wir mit dem *Mythos* in seiner allerweitesten Bedeutung identifizeren können. All dieses gehört aber schon zum Bereiche der im weitesten Sinne genommenen Ethnologie, und bildet das ungemein weite Forschungsbegiet der *Völkerpsychologie.*

Indem wir die *Sprache*, die *Überlieferung*, die *Sitte* und den *Mythos* erwähnen, sind wir zu jenen Äußerungen des menschlichen Geisteslebens gekommen, welche nur in dem entwickelnden und erziehenden Elemente des geselligen Zusammenlebens denkbar sind, und wir haben mit ihnen drei, in enger Ineinandergehörigkeit befindliche und aufeinander gegenseitig wirkende Bestandteile des ethnologischen Kenntnismaterials bezeichnet.

Sprache, Mythos und Ethos (Sitte) sind jene Dreieinigkeit, in welche die Lebensäußerungen niederer und vorbedingender Ordnung sich zu Tatsachen des menschlichen Bewußtseins sublimieren und in der fortwährenden Wechselwirkung ihrer Elemente, die Gesamtheit jener Erscheinungen zu Tage fördern, deren Komplex wir in einem zeitlich und räumlich begrenzten Durchschnittsprofil mit dem zusammenfaßenden Namen der »Volksseele« bezeichnen.

Aus dem erst in unserem Jahrhunderte durch Vertiefung und Erweiterung der philologischen Forschungsgebiete gewonnenen Begriffe der Volksseele können wir am Besten jenes Wissenssystem ableiten, welches im weitesten Sinne genommen am zweckmäßigsten unter dem Terminus der *Ethnologie* zusammengefaßt werden kann. Wenn wir die Lehren derselben auf Prinzipien reduzieren, so gehören dieselben, auf das Volk als gesellschaftlichen Organismus von einheitlichem Charakter bezogen, in dieselbe phänomenologische Reihe deren übrige Glieder sind: in erster Reihe die *Physik*, die die allgemeinen Eigenschaften der Materie, so wie die molaren und molekularen Bewegungserscheinungen derselben behandelt; dann die *Chemie*, welche sich schon auf einen viel engeren Kreis beschränkt und die Materie weiter analysiert; des weiteren die *Biologie*, welche die allgemeinen Gesetze des organischen Lebens erforscht, und schließlich die *Psychologie*, die in des Gewebe und Getriebe des individuellen Bewußtseins einzudringen versucht. Unter der letzteren verstehen wir natürlich jene Richtungen derselben, die an keine, sei es spiritualistische, sei es monadische, sei es atomistische, aber stets substantielle Vorstellungen der Seele anknüpfen, sondern jene Erfahrungs-, Versuchs-, und — sagen wir es unumwunden heraus — *Natur*wissenschaft, die mit dem Worte »Seele« nichts anderes bezeichnet, als »die Summe der psychologischen Erfahrungen, und psychologischen Gesetze nicht anderes nennt, als die an diesen Erfahrungen wahrnehmbare Regelmäßigkeit.[3] Eine Psychologie, die auf so *positiver* Basis steht, wie sie Wundt im Zusammenhange mit den soeben zitiertem Worten nachweist, steht

[3] WUNDT, Über Ziele und Wege der Völkerpsychologie. (Philos. Studien IV. 17.)

dem Begriff der *Volksseele* durchaus nicht fremd gegenüber, während die metaphysische Richtung denselben auf keine Weise in den Rahmen ihrer Lehren einfügen konnte; während Lazarus und Steinthal mit ihrem von Herbart übernommenen psychologischen Begriffe in die offenbarsten Widersprüche geratend, sich nur mit harter Mühe bis zu dem höchst unklaren Programme der von ihnen erdachten »Völkerpsychologie« durchgearbeitet haben. Diese Widersprüche nachweisend hatte Hermann Paul, der konsequent auf Herbart schwört, ein leichtes Spiel, die in dem Plane von Lazarus und Steinthal verborgene Zusammenlosigkeit aufzudecken. (S. die Einleitung zu dem Werke »Prinzipien der Sprachgeschichte«.) Auch das ist leicht begreiflich, daß Paul, der unentwegt festhält an dem atomistischen Seelenbegriffe seines Meisters, mit demselben die Idee einer Volksseele auf keine Weise in Einklang bringen kann. Die Lösung dieser Aufgabe kann nur eine solche Auffaßung der Erscheinungen des Seelenlebens geben, welche die psychologischen Erscheinungen nicht als die Wirksamkeit eines fertigen Mechanismus ansieht, sondern als die Summe der unter der Wechselwirkung des *gesellschaftlichen* Zusammenlebens *entwickelten* und sich ununterbrochen weiter entwickelnden Kraftäußerungen. Auf Basis einer solchen Auffaßung ist, entgegen der Bemerkungen Paul's, der den Gegenstand der Völkerpsychologie in Zweifel zieht, eher die Haltbarkeit der Vorstellung einer isolierten individuellen Seele problematisch; besonders wenn wir bedenken, auf welch engen Kreis die Tätigkeit derselben beschränkt wäre, so wie sie sich — nach der althergebrachten Einteilung in sinnlichen Wahrnehmungen, im Denken, in sensuellen und Willenstätigkeiten äußert, wenn wir auch nur auf einen Augenblick von dem entwickelnden Einflusse des gesellschaftlichen Zusammenlebens absehen würden. Wo bliebe dann die *Sprache*, die wir mit vollem Recht das Organ des begrifflichen Denkens nennen können, — wo die in der Sprache als in ihrem Organe lebende Vorstellungsabstraktion, das Urteilen und Folgern, — ohne das Leben in der Gesellschaft, das doch der Sprachfähigkeit als Grundvoraussetzung dient? Wo und wie sollte sich der Mythos bilden, der ja zum Teile eine wesentliche Rolle im Denkgehalte spielt, wobei wir unter Mythos sowohl hier, als auch später die gesamte primitive Weltanschauung verstehen: jene Weltanschauung, die übrigens, nach dem natürlichen Gange der Entwicklung die Vorgängerin jener wissenschaftlichen Erscheinungserklärung ist, die den Spuren ihrer Bahnbrecherin folgend in letzter Instanz ebenso mythisch ausklingende Erklärungen, wie ihre primitive Schwester gibt. Wo bliebe der die Willensäußerungen regulierende *Ethos*, der von Zeit zu Zeit und Ort zu Ort wechselnde Schnitt des moralischen Gewandes der Menschheit, — wenn jene gesellschaftlichen Wechselwirkungen fehlen würden? Kurzum, wir müssen jenes alte Sprichwort: *Einer ist Keiner (unus homo nullus homo)* als eine unbezweifelbare Wahrheit anerkennen; oder wir können auch sagen, daß jeder außerhalb des Verbandes der Gesellschaft stehende *Mensch* — in einem Sinne, der jedes wesentliche Merkmal des mit diesem Worte bezeichneten

Begriffes in sich schließt — nich nur ein *non-ens*, sondern gleichzeitig ein *non sens* ist.

Aus dem Obigen ergibt sich ganz klar, daß die Psychologie — und diese mußte sich, wenn sie eine wirklich exakte Wissenschaft werden will, unbedingt zur Völkerpsychologie erweitern, — in demselben Verhältnisse steht zu der Beschreibung des Menschen als gesellschaftlichen Wesens (Anthropologie und Ethnographie) und der diese pragmatisch ergänzende Geschichte desselben (Ethnologie), wie die Biologie zu der Beschreibung der übrigen organischen Wesen (Zoologie und Botanik) und zu deren vorläufig noch sehr lückenhaften Geschichte; oder in demselben Verhältnisse, wie die Physik und Chemie zu der Kosmographie und Kosmologie und der aus dem Kreise jener herausgetretenen selbständig gewordenen Geographie und Geologie. Eine Psychologie in diesem Sinne ist also Berufen, die auf dem Wege der universalhistorischen Forschung aufgeklärten Tatsachen der Entwicklung des menschlichen Geistes in der Reihe der drei Kategorien: *Sprache, Mythos, Ethos* aufzuarbeiten. In die erste Gruppe gehören außer der Sprache als solcher, also außer dem rein linguistischen Substrate an derselbe, noch die Literatur- und Wissenschaftsgeschichte. Diese leitet, auf ihre letzten Prinzipien zurückgeführt, zur Methodik; die erste aber zu jenem Teile der Ästhetik, der auf Sprachwerke anwendbar ist. Der letzteren wird übrigens außerdem von seiten der Geschichte der bildenden Kunst, welche aus dem Mythos einen wesentlichen Bestandteil ihrer Nahrung zieht, reichliches Material zugeführt, während der Mythos und die aus demselben sich kristallisierende Religion die Mythologie, beziehentlich die Theologie als Prinzipienwissenschaft supponieren. Die Geschichte der gesellschaftlichen Ordnung, der Regierung und jener Arbeit, die auf die Beschaffung der materiellen Lebensbedürfnisse abzielt, diese Geschichte, die sich in ihren Zweigen als Rechts-, Staats- und Wirtschaftsgeschichte gliedert, hilft die Prinzipiensysteme der Volkswirtschaftslehre aufbauen. Diese, sowie auch zum Teile schon der Mythos zusammengenommen mit dem Religionsgehalte, integrieren allmählig den ethischen Teil der Volksseele, deren in Verbindung mit der intellektuellen Entwicklung analysierte Gesetzmäßigkeit — insoweit nämlich die wissenschaftliche Einsicht die Spuren einer solchen herausfindet, — eine gewisse Voraussicht gestattet und dementsprechend auch gewisse Vorkehrungen im Interesse des sozialen Organismus anzuraten geeignet ist. Diese Folgerungen endlich, welche aus der in Statik und Dynamik sich teilenden Mechanik des gesellschatlichen Lebens abstrahierbar sind, faßt die jüngste der Wissenschaften, die Soziologie in ihr System. Daß derart endlich, nach mehrtausendjährigem Herumtappen, auch die Analyse der Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens sich in den Rahmen der exakten Wissenschaft einzufügen verspricht, ist das Hauptverdienst der dominierenden philosophischen Richtung unseres Jahrhundertes des (hauptsächlich an die Namen Comte und Spencer anknüpfenden) Positivismus.

Wenn man uns nun fragt, wie wir uns auf Grundlage des Obigen die Aufgabe der Ethnologie eines Volkes denken, so möge als Antwort auf diese Frage der hier folgende Plan diene.

A. Auf ein (relativ) *autochtones* Volk bezogen:

I. Geographischer (eigentl. *chorographischer*) Teil

a) Oro-hydrographische, klimatologische u. geologische Beschreibung des Wohnsitzes.
b) Flora und Fauna desselben.
c) Kulturgeographie.

II. Anthropologischer Teil

1. *Beschreibender* Abschnitt:
   a) Somatologische Anthropologie.
   b) Demographie.
2. *Pragmatischer* Abschnitt: Einfluß der unter I. beschriebenen Bedingungen auf den Körperbau und Bedingtheit der demographischen Daten durch die äußeren Lebensverhältnisse.

III. Ethnographischer Teil

1. Beschr. Abschnitt:
   a) Wohnung.
   b) Nahrung.
   c) Kleidung, Waffen und Schmuck.
   d) Pflege des gesunden und kranken Körpers.
   e) Lebensunterhalt:
      α) Jagd und Fischerei.
      β) Viehzucht.
      γ) Feld- und Bergbau, Forstwirtschaft.
      δ) Industrie.
      ε) Handel.
      ζ) Raub- und Kriegszüge.
   f) Sitten und Bräuche:
      α) Nach der Reihe der zyklischen Erscheinungen des Menschenlebens.
      β) Im Anschluß an die natürlichen und festlichen Jahreszeiten.
      γ) Sonstige Bräuche. (Traditionelles in der Ausübung politischer Rechte und Pflichten, in der Rechtspflege und Regierung, usw.)

g) Volkstümliche Kunstfertigkeit mit Beziehung und im Anschluß auf die unter *a), b), c), d), e)* und *f)* angeführten.

2. *Pragmatischer* Abschn.: Einfluß von I. u. II. auf III.
3. *Vergleichender* Abschn.

IV. Ethnologischer Teil (im engeren Sinne dieses Wortes)

1. Beschr. Abschn.
   a) Sprache und mündliche Überlieferung (also Folklore im oben näher begrenzten Sinne dieses W.)
   b) Mythos (Volksglaube) und Religion (positiver od. konfessioneller Glaube) und die gegenseitigen Beziehungen der beiden aufeinander.
   c) Sitte und Brauch im engeren Zusammenhange mit dem Volks- und Kirchenglauben; zu einem Teile schon weiter oben berücksichtigt. (S. III. 1. f.)
   d) Geistiger Niederschlag der historischen Erlebnisse des Volkes.
2. Pragmatischer Abschnitt:
   a) Widerspiegelung der vorstellungbildenden Elemente sämtlicher unter I., II. und III. angeführten Bedingungen und Bedingtheiten in der Sprache, der mündl. Tradition, dem Glauben, Meinen und Wähnen, so wie in den Sitten des Volkes.
   b) Folgerungen aus II. 1., III., IV. 1. *a), b),* und *c)* auf den Ursprung und die verwandtschaftlichen Verhältnisse des Volkes (Spekulative Ethnologie). Zusammenhalten dieser Folgerungen mit den historischen Daten und Ergebnisse dieser sich gegenseitig ergänzenden Aufschlüsse.
3. *Vergleichender* Abschnitt.

V. Völkerpsychologischer Teil

Bedingtheit dessen, was wir unter Volksseele verstehen, von den unter I, II und III angeführten Lebensverhältnissen und Erscheinungen. Charakteristik dieser Volksseele an Hand der unter IV. aufgezählten Äußerungen derselben.

VI. Soziologischer Teil

Die von dem betreffenden Volke auf der Stufenleiter der gesellschaftlichen Entwicklung eingenommene Stelle, der absolute Wert seiner gesellschaftlichen Institutionen (in Hinsicht auf den Fortschritt der gesamten Menschheit); der relative Wert derselben (gemessen an dem Interesse der Erhaltung des eigenen Volkstumes). Das System der aus diesen Wertschätzungen abstrahierbaren Folgerungen und allgemeinen Prinzipien. Die nach der wissenschaftlichen Einsicht feststellbare Prognosis für die Zukunft des Volkes, und die

daraus eventuell abzuleitenden Vorsichtsmaßregeln (gesetzgeberische Prophylaxis).

B) Bei einem *nicht autochtonen* Volke erweitern sich die Punkte unter *A)* um Folgende:

I.2. Im Falle der positiven Kenntnis der Urheimat, beziehentlich der älteren Wohnsitze, ein (womöglich der resp. Zeit entsprechendes) Bild derselben; falls aber die positiven Daten dafür fehlen, muß eine Rekonstruktion durch Folgerungen aus dem jetzigen Zustande versucht werden.

II.3. Die aus dem anthropologischen Bilde ableitbaren Folgerungen auf die Urheimat, bzw. den älteren Wohnsitz.

III.4. Folgerungen hinsichtlich des eben Erwähnten aus den ethnographischen Daten.

IV.4. *a)* Positive geschichtliche Daten über die Urheimat, bzw. die älteren Wohnsitze, über Wanderungen und den Einzug in das jetzige Vaterland, sowie über die Besitznahme desselben.

b) *α)* Die Belehrung die man aus dem unter IV.1. Erwähnten (Sprache, Mythos, Ethos) hinsichtlich der Urheimat bzw. der älteren Wohnsitze schöpfen kann.

β) Der Einfluß der älteren Wohnsitze und Berührungen auf das unter II. 1., III. 1., und IV. 1. Aufgezählte.

c) Positive geschichtliche und palaeethnologische Daten über die früheren Besitzer des gegenwärtigen Wohnortes, der Einfluß derselben auf die nach ihnen gekommenen Volksschichten, in anthropologischer (II.1), ethnographischer (III.1) und ethnologischer (IV.1) Hinsicht.

V. Die nachweisbaren Erinnerungen an die älteren Wohnsitze, früheren Wanderungen und Berührungen in den gestaltenden Elementen der Volksseele.

Innerhalb dieses Planes kann der von uns soeben zu seiner engsten Bedeutung umgrenzte *Folklore*, als ein in die Kategorie der Sprache einzureihender Bestandteil der Volksseele, folgendermaßen gegliedert werden

I. Angaben, die aus dem Wortschatze geschöpft werden können, und zwar solche, die

a) den Vorstellungsgehalt der Volksseele aufklären,

b) ihr eigentümliches Vorgehen bei der Begriffsabstraktion beleuchten, und zwar:

1. In bezug auf die materielle Welt und die moralische Lebensordnung.

2. In bezug auf die hinter der materiellen Welt verborgenen personifizierten Kräfte, und in bezug auf die, das moralische Betragen regulierende Transzendentale Auffassung.

II. Sprichwörter und stereotype Redensarten, entsprechend der Einteilung unter Punkt I.

III. Die mündlichen Überlieferungen, erzählenden Inhaltes, d. h. der *epische* Teil der Volksliteratur.

1. Märchen:
   a) sogenannte Feenmärchen (im engeren Sinne des Wortes)
   b) Tiermärchen;
   c) launige und übermütige Erzählungen, Anekdoten.
2. Sagen:
   a) an einen Ort geknüpfte,
   b) von den Gestalten des Volksglaubens handelnde,
   c) anknüpfend an die Gestalten der positiven Religion,
   d) erklärend, od. aetiologische Sagen (Legenden und Erzählungen).
3. *Epische Gesänge* (Heldengedichte, Romanze, Balladen, usw.)

IV. Der *lyrische* Teil der mündlichen Volksüberlieferung, u. zw.

1. Lieder, Tanzlieder und Tanzsprüche;
2. Wiegenreime und Kinderverschen (insoweit dieselben Bruchstücke oder Kern von 1. sind).

V. Die satirischen, didaktischen und gemischten Elemente der mündlichen Volksüberlieferung, u. zw.

1. Spottverse, Spott- und Neckreime.
2. Gereimte Sprüche, die sich an Festtagsgebräuche knüpfen (z. B. Hochzeitssprüche usw.)
3. Gedenkverslein, Spielreime und Lieder, Auszähleverse.
4. Rätsel.

VI. Der *dramatische* Teil der mündlichen Volksüberlieferung:

1. Mysterien und Verwandtes (geistliches Volksdrama).
2. Weltliche Volksdramen.
3. Volksunterhaltungen und Spiele dramatischer Form.

Es ist selbstverständlich, daß der größte Teil des hier aufgezählten sich von den anderen Teilen des Studiums der Volksseele kaum trennen läßt, und in fortwährender Beziehung steht einerseits zum *Mythos*, andererseits zu dem *Volksbrauch* und zu den Erscheinungen des *Volkslebens* überhaupt. Nichtsdestoweniger ist eine Prüfung derselben nach verschiedenen Gruppen und in einem engeren Zusammenhange innerhalb dieser Gruppen nicht bloß wünschenswert, sondern geradezu unerläßlich; vorerst mit Hinblick auf die *Methode*, welche bezüglich der hierhergehörigen Elemente und deren Natur entsprechend überwiegend *literarhistorisch*, oder sagen wir: *philologisch* ist; in zweiter Linie aber weil, wie schon erwähnt, die Gegenstände des *Folklore* in der direkten oder indirekten Berührung der Völker von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tage fortwährend wandern, und somit auch Gegenstände einer der wichtigsten Hilfswissenschaften der Ethnologie sind, nämlich der im Übrigen auch selbständig existenzberechtigten vergleichenden Literaturforschung.

(Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn 1890—1892: 43—51, 244—252.)

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 219—222

ÜBER MEINE STUDIENREISE IN FINNLAND

(AUSZUG AUS EINEM VORTRAGE, GEHALTEN IN DER SITZUNG VOM 15. MÄRZ 1890.)

BÉLA VIKÁR

Als ich mich entschloß unsere finnischen Sprachverwandten zu besuchen, schwebte mir einerseits das Ziel vor: mich mit der Sprache der Kalevala an Ort und Stelle eingehend bekannt zu machen, andererseits aber: einen tieferen Einblick in die finnische Ethnographie zu tun. Aus diesem Grunde schien es mir zweckmäßig, vor allem diejenigen Punkte der von Finnen bewohnten Gebiete aufzusuchen, wo ich noch Aussicht haben konnte, Überreste oder Nachklänge der epischen Dichtung und somit noch einen gewissen Teil vom Sprachmaterial der Kalevala aufzufinden, — und dann erst wollte ich in die Hauptstadt Finnlands reisen, um dort die vorzügliche ethnographische Sammlung der Universität zu der Kalevala und die finnische Volksmusik überhaupt und vom Standpunkt der Vergleichung mit der magyarischen Musik und der vergleichenden Metrik zu studieren.

Zu erstem Aufenthaltsort auf finnischem Gebiet erkor ich mir das am nördlichen Ufer des Lagoda liegende Städtchen Sortavala, dessen Umgebung *J. Krohn* in seinem über die Kalevala geschriebenen Werke als besten Fundort erwähnt, und wo man auch eine annehmbare Existenz hat.

Ende Juli 1889 machte ich mich auf die Reise mit meiner Frau, die bei meinen Studienreisen stets mein bester Gehilfe war.

In St. Petersburg hielten wir uns einige Tage auf, und von dort die angenehmsten Erinnerungen mit uns nehmend setzten wir unsere Reise über den Ladoga fort, und am 31. Juli brachte uns das finnische Dampfschiff nach Sortavala.

Die ersten Wochen benützte ich dazu, um mich in der literarischen Sprache so gut als möglich einzuüben. Die Intelligenz des Städtchens, besonders *Oskar Forsström*, Seminarlektor, einer der eifrigsten und tüchtigsten finnischen Ethnographen, der in Sortavala auch ein schönes kleines Museum gegründet hat und aufrechthält, war mir mit der größten Bereitwilligkeit in allem behilflich. Nach Verlauf einiger Wochen, nachdem ich es so weit gebracht hätte, um nicht nur mich verständlich zu machen (was gleich im Anfang leicht war), sondern auch daß ich andere verstand (was anfangs sehr schwierig war), wandte ich meine Studien der Umgegend zu.

Ich machte einen Ausflug nach der Stadt Pitkänta zum Volksfest, das am 4. August abgehalten wird. Hier hatte ich Gelegenheit, Offenbarungen der Volksseele während der Lustbarkeiten zu beobachten. Die Sprache der Umgegend ist großer Beachtung wert. Mit der Sprache von Sortavala verglichen spricht man hier eine der Kalevala viel näher stehende Sprache; hier herrscht schon sehr abweichender Dialekt, der einiger, maßen den Übergang bildet in den ostfinnischen Dialekt.

Über die Volkstracht dieser Gegend läßt sich nichts sagen. Sie hat gänzlich den nationalen Charakter verloren. Und dies ist der Fall im größten Teile Finnlands. Die alten finnischen Volktrachten werden größtenteils nur noch in finnischen Museen bewahrt.

Dann besuchte ich im Dorfe Rautlahti in Begleitung des Magisters *Oskar Relander* den 86jährigen *Ontrei Vanninen* (mit seinem russischen Namen *Borissa*), der dieses in alter Zeit berühmten Gesangsgebietes letzter Sänger ist. Seine Zauber- und Gesangskunst erbte Borissa von einem seiner Ahnen, der vor ungefahr sieben Menschenaltern als erster sich hier in Rautlahti niedergelassen hatte. Nach ihm gab es in der Familie stets ein-zwei berühmte Sänger, auf die das Liedererbe der Ahnen fiel. Borissa ist der letzte Epigone; er hat in dieser Beziehung keinen Nachkommen mehr. Auch sein Erinnerungsvermögen — wohl in Folge seines Alters — ist lückenhaft und verwirrt. Gar oft wiederholt er einen epischen Teil, stets nehmen die Bruchstücke seiner Erinnerung andere Formen an. Am besten erinnert er sich noch der Zaubersprüche und Hochzeitsrunen, nachdem er einst weit und breit ein berühmter »tietäjä« (Kenner) gewesen ist und diese Gattungen besonders kultivierte; nirgends kam eine Erkrankung, Hochzeit und dgl. vor, ohne daß er, selbstverständlich bei guter Belohnung, nicht zugegen gewesen wäre. Die Zaubersprüche trägt er stets rezitierend, die Hochzeitsrunen aber singend in einer einfachen, schleppenden Tonart vor, die sich nur auf zwei Zeilen erstreckt. Solcher epischer Tonweisen gibt es gar viele und auch der größte Teil der finnischen Volkslieder ist in solcher Form wie die Kalevala verfaßt, und wird auf die Weise gesungen. Beim Hersagen der nach dem Gesang niedergeschriebenen Texte bemerken wir sogleich den Unterschied, der zwischen den gesungenen und hergesagten Texten vorherrscht. Bei jenen bleibt die alte Sprache und das genaue Metrum der Runen unverändert; bei diesen bringt der Mitteiler die Regeln seiner heutigen Sprache zur Geltung, wodurch die Versform gar oft verdorben wird.

Also im Gesangsvortrag:

»Paasia pakottamahon,
Kiviä kivistänähän« — (4—4 Trochaeen) — hergesagt aber:
»Poasii pakottama,
Kivii kivistänän, —

wo also die Versform verdorben ist.

Mit Borissa konnte ich nicht so kurz im Handumdrehen fertig werden;

ich bestellte ihn daher mehrmals zu mir in die Stadt und schrieb das Wenige, was er noch wußte, auf.

Hiernach verlegte ich meine Exkursionen in das Gebiet von Suistome. Im Dorfe Latvasyrjä schrieb ich von einer alten Frau ein Hirtenlied und einen Hochzeitsruno auf, im Dorfe Laitioiset von einem jungen Weibe Klageverse und Liebeslieder. Das Niederschreiben der Klageverse (Totenklagen) ist gar schwer, denn der Mitteiler stellt aus gewissen und bestimmten Phrasengebilden improvisierend stets ein anderes Ganze her, das zu wiederholen er dann nicht mehr im Stande ist; und weil er in der Tat weinend, oder im besten Falle in weinerlichem Tone diese Lieder vorträgt, bleiben bei einmaligem hören gar viele Lücken zurück. Hier war ich also jedesmal auf Hilfe angewiesen, indem wir zwei-drei Personen zugleich schrieben und dann unsere Aufzeichnungen verglichen.

Von bestem Erfolg war mein Aufenthalt zu Jalovaara. Varianten zur Kalevala, zahlreiche Volkslieder und Besprechungsformen bereicherten hier meine Sammlung. Besonders die Vollkommenheit der Besprechungsformeln, ihre künstlerische Form (die ganz der der Kalevala entspricht) und ihr reicher, mythischer Gehalt überraschten mich. Mit Freuden überzeugte ich mich auch davon, daß die Erzeugnisse der finnischen Volkspoesie inhaltlich und formell in der Tat so klassisch sind, als wir sie aus den erschienenen Sammlungen kennen.

Von Jalovaara aus sandte ich Boten in das Dorf Kokkari, das einen ganzen Tag weit von hier liegt, nach den berühmtesten Sängern der Umgegend, nach den beiden Brüdern Schemejka; aber nur der jüngere, der 75jährige Peter Schemejka konnte zu mir kommen. Sehr schöne Kalevala-Varianten, zahlreiche Zauberformeln und Jagdlieder zitierte er mir, und fast jedes Stück in zwei Varianten: damit der zwischen dem gesungenen und hergesagten Text vorherrschende Unterschied konstatiert werden könne.

Eine höchst interessante Episode meines Aufenthaltes in Jalovaara bildet mein Ausflug mit dem Wirte Kerksonen in das Dorf Uuksu. Dieses Dorf ist der einzige Ort in dieser Gegend, wo man noch befestigte »savutupa« »Rauchhäuser« sehen kann; solcher Häuser gibt es jetzt in Finnland zur noch weiter in den nördlicheren Gebieten und in der russischen Karjala inmitten endloser Wälder. Auf diese Gebiete, die sowohl ethnographisch, als auch was ihren Reichtum an Runos betrifft in erster Reihe dastehen, konnte ich infolge meiner materiellen Beschränktheit meine Studien nicht ausdehnen. Ich kehrte daher nach Sortavala zurück.

Gelegenheit zur Vermehrung meiner Sammlungen von volkstümlichem Sprachmaterial hatte ich auch hier, teils bei meinen aus der Umgebung hereinbeschiedenen Gewährsmännern, teils bei jenen, die hier die Kirche besuchen. Einige Märchen bekam ich von den Zöglingen des Seminars. Außerdem wurde ich mit dem größten Teile der finnischen Volkslieder bekannt, die uns durch ihre Ähnlichkeit in bezug auf Versform und Musik mit unseren magyarischen Liedern besonders interessieren.

Von Sortavala aus wandte ich mich in Sachen einer ethnographischen Sammlung brieflich an den Sekräter der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft, an Dr. Anton Herrmann; mit gewohntem Eifer und Fleiß betrieb er die Sache. Demzufolge machte ich Ausflüge im Sortavalaer Gebiet und sammelte in 2 Wochen so viel, als es meine geringen Mittel mir erlaubten. Später hat diese Sammlung das hohe königl. ungar. Kultus- und Unterrichtsministerium im Ankaufspreis von mir übernommen.

Im Oktober zogen wir nach Helsingfors. Hier verbrachte ich mit finnischen Sprachstudien und dem sehr eingehenden Studium des erwähnten Universitätsmuseums geraume Zeit. Beim Direktor bewirkte ich es, daß sie uns die Dupla der ethnographischen Gegenstände im Ankaufspreis überließen. Auf diese Weise — und mit Hinzufügung meiner eigenen Sammlungen — gelangte ich in den Besitz einer recht reichen und für uns wichtigen schönen Kollektion zur finnischen Ethnographie. Zu besonderem Danke sind wir Herrn Kultusminister Grafen Albin Csáky verpflichtet, der durch Ankauf dieser Sammlung neuerdings ein Zeichen seines warmen Interesses für die Ethnographie gegeben hat. Unsere dankbare Anerkennung verdient ferner Mag. Theodor Swindt, der Intendant der oben erwähnten Sammlungen, dem in Rücksicht auf die Bewirkung der Überlassung der Dupla und auf seine mit der Auswahl und Übergabe verbundene Mühewaltung — das Hauptverdienst zukommt. Dem ausgezeichneten Manne gegenüber spreche ich hiermit öffentlich unseren innigen Dank aus.

Als einen Erfolg muß ich auch noch das Versprechen genannter Direktion erwähnen, demgemäß sie sich bereit erklärt hat, die Ausfüllung der Lücken unserer finnischen ethnographischen Sammlungen durch ihre eigenen Sachverständigen besorgen zu lassen. Es wäre angezeigt, wenn unsere tonangebenden Männer sobald als möglich dieses Versprechen in Anspruch nehmen, denn wenn irgendwo — so mahnt auf diesem Gebiete die Zeit zur Eile an. Die Zivilisation schreitet in Finnland im Sturmschritt vorwärts, und mit ihr nimmt das Gebiet und das Material ethnographischen Sammelns immer mehr ab. Gar bald kommt die Zeit, wo wir die Fundorte finnischer Ethnographie nur noch in den Wüsteneien der russischen Karjala antreffen. Aber der größte Grund zur Eile liegt bei den Finnen selbst im Eifer für ihre eigene Ethnographie. Das Museum zu Helsingfors und die in der Provinz von Jahr zu Jahr sich mehrenden kleinen Museen breiten ihre Sammlungen auf das ganze Gebiet finnischer Ethnographie aus, und im kurzen haben sie alles zusammengetragen, was man auf diesem Gebiete heute noch Bedeutendes und Wichtiges finden kann. Das Beispiel unserer finnischen Verwandten möge uns zu ähnlichem Bestreben aneifern.

(Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn 1891 : 61—65 pp.)

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 223—235

DIE ETHNOGRAPHISCHE ABTEILUNG DES UNGARISCHEN NATIONALMUSEUMS

I. GESCHICHTE DER ETHNOGRAPHISCHEN ABTEILUNG

JÁNOS JANKÓ

In Ungarn war Anton Reguly (1818—1858) der erste, der zielbewußt ethnographische Gegenstände sammelte. Kaum zwanzigjährig, war seine Seele von einer Riesenaufgabe erfüllt: die Lösung der Frage der finnisch-ugrischen Verwandtschaft betrachtete er als seine Lebensaufgabe. Von 1839 bis 1847 forschte er der Reihe nach unter Finnen, Lappen, Esten, Zürjenen, Mordwinen, Tscheremissen, Wogulen und Ostjaken. Auf seinen Reisen untersuchte er vornehmlich die Sprache, aber er war der erste, der es wußte und fühlte, daß es nicht genügt, die Sprachen der verwandten Völker zu studieren, sondern daß man sich auch mit der Ethnographie derselben beschäftigen müsse; nur durch diese Auffassung erscheint sein Bestreben motiviert, trotz der unendlichen Kargheit der ihm zu Gebote stehenden materiellen Mittel überall auch die Gebrauchsgegenstände der sprachverwandten Völker im Original oder in Modellen zu sammeln. Die neunjährige Forschung an Ort und Stelle endete tragisch, Arbeit und Mühen erschöpften ihn und endlich brach im Jahre 1858 Leib und Seele des Mannes zusammen, der zuerst mit Auge und Seele des Ungarn einen tiefen Einblick in die Frage der finnisch-ugrischen Verwandtschaft getan hatte. Reguly selber war es nicht beschieden, auch nur einen Teil seiner Studien aufzuarbeiten, aber aus zweiter Hand, durch Franz Toldy kennen wir seine Pläne, in denen die Ethnographie eine bedeutende Rolle haben sollte. »Seine ethnographischen Erfahrungen und Materialien wird Reguly in zwei umfangreicheren Arbeiten vorlegen; in der einen wird er die gesamten finnischen Volksstämme schildern, in der anderen die ugrischen Finnen besonders behandeln; auch in diesem ethnographischen Werke berücksichtigt er häufig unsere Nation.« Dieses Zitat weist deutlich darauf hin, daß Reguly auch vergleichende ethnographische Studien betrieben und seine ethnographischen Sammlungen offenbar zu diesem Zwecke angelegt hat. Aber Reguly starb und seine Pläne bezüglich der Herausgabe des ethnographischen Materials stiegen mit ihm ins Grab; seine Kollektion, damals aus 92 Stücken bestehend, wurde seinem Wunsche gemäß von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften dem Ungarischen Nationalmuseum zum Geschenke gemacht; und das war die

erste ethnographische Sammlung im Ungarischen Nationalmuseum und unseres Wissens in ganz Ungarn.

Die Reguly'sche Sammlung übte im Nationalmuseum ein viertel Jahrhundert hindurch keine Wirkung aus. Diese Zeit war der Volkskunde nicht günstig. Von der systematischen Kultivierung der heimischen Ethnographie waren wir noch weit entfernt. Aber schon in den sechziger Jahren erhielten die ethnographischen Sammlungen der europäischen Museen eine immer breitere Grundlage und wurden immer populärer; da sahen auch die leitenden Kreise in Ungarn die Notwendigkeit der Schaffung einer solchen Sammlung ein. Die Initiative ging vom Baron Josef Eötvös, dem Minister für Kultus und Unterricht aus; er beauftragte 1868 den von seinen amerikanischen Reisen in Ungarn wohlbekannten Johann Xántus, sich der eben abgereisten österreichisch-ungarischen ostasiatischen Handelsexpedition anzuschließen, und für die Nationale Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums und für eine zu errichtende neue, aber nicht ausdrücklich ethnographische Abteilung Objekte zu sammeln, indem er die Wahl der zu beschaffenden Gegenstände seiner Einsicht, Geschicktheit und praktischen Versiertheit überließ. Johann Xántus schloß sich der ostasiatischen Expedition auf der Insel Java an und durchwanderte mit ihr Siam, China, Japan; in Japan trennte er sich von der ostasiatischen Expedition und begab sich allein nach Borneo, wo er 6 Monate unter den wilden Dajaks zubrachte und sehr interessante Kollektionen erwarb. Damit schloß er seine Reise ab und kehrte nach mehr als zwei und einviertel jähriger Abwesenheit 1871 heim. Hier ordnete er sofort die gesammelten Gegenstände, stellte sie provisorisch aus, und fertigte einen Katalog über dieselben an. Nach dem deskriptiven Verzeichnis enthielt die Sammlung 2433 Stück und diese bildeten die Grundlage der ethnographischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums, welche 1872 organisiert wurde; zum Custos wurde am 5. März desselben Jahres Johann Xántus ernannt.

Die neue Abteilung ermangelte aber lange eines entschiedenen und auf die heimische Ethnographie basierten Programmes, welches der Entwicklung einer solchen Sammlung eine gesunde Richtung, einen nationalen Beruf sichert. Und ohne Zweifel war das die Hauptursache der Stagnierung, welche in der ethnographischen Abteilung sofort auf die Errichtung folgte. Denn nach den ersten Schritten ist im Interesse der Abteilung nichts geschehen, dem Abteilungscustos wurden weder Lokalitäten, noch eine Dotation zur Verfügung gestellt, ja die Sammlung selber wurde dezimiert. Von der Reguly'schen Sammlung geriet ein Teil in das Antikenkabinet, der andere Teil an die Universität, einige Stücke auch in das Kunstindustrie-Museum, und in der ethnoraphischen Abteilung verblieben nur 58 von den 92 Stücken. Auch die damals mit dem Naturalienkabinet in Verbindung stehende und heimische Industrieprodukte enthaltende »Handwerks-Sammlung« wurde nicht an die ethnographische Abteilung überwiesen, sondern unter den Gewerbeverein, die technolo-

gische Abteilung des Josef-Polytechnikums und das technologische Gewerbemuseum verteilt. Bald darauf, bei der Errichtung des Kunstgewerbemuseums entnahm der Direktor desselben mit Genehmigung des Ministeriums der ethnographischen Abteilung den besten Teil der ostasiatischen Sammlungen (1060 Stück) und hinterlegte diese als ewiges Deposit im neu organisierten Museum. Zu dieser Zeit traf die gefährdete Sache der Ethnographie der vernichtende Schlag: die Wiener Weltausstellung vom Jahre 1873. Der Unterrichtsminister erteilte Xántus den Auftrag, das Land zu bereisen und die Produkte der Hausindustrie für die Wiener Weltausstellung zu sammeln, zugleich versprach er, die Sammlung nach der Ausstellung in das Eigentum der ethnographischen Abteilung zu übergeben. Das war die erste Gelegenheit, daß die ethnographische Abteilung auf eine ungarische Basis gelegt werde und eine nationale Bestimmung erhalte; diese Gelegenheit konnte nicht ausgenützt werden. Johann Xántus sammelte mit Florian Rómer 2800 Stück ungarische Gegenstände; nach Schluß der Weltausstellung übergab aber der Unterrichtsminister die ganze Sammlung nicht der ethnographischen Abteilung, sondern überließ sie dem Kunstgewerbe-Museum.

Während der fünfzehnjährigen Epoche des Stagnierens der ethnographischen Abteilung entfaltete die heimische Ethnographie, besonders aber die verwandten Wissenschaften in Ungarn immer besser die Fittiche, sie entwickelten sich bedeutend, und konnten auch auf die ethnographische Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums nicht ohne Wirkung bleiben. Seit Paul Hunfalvy die sprachliche Verwandtschaft mit den finnisch-ungarischen Völkern verkündete (1876), Hermann Vámbéry aber die ethnische Verwandtschaft mit dem Türkentum (1882), an der Universität aber Aurél Török Vorlesungen über Anthropologie und Ethnographie hielt, lenkte sich die Aufmerksamkeit auch auf die heimische Volkskunde. Durch den 1876 in Budapest abgehaltenen internationalen statistischen Kongreß, bei welchem Dr. Karl Heinrich auch die Hausindustrie auf die Tagesordnung brachte, dann 1878 durch die internationale Ausstellung in Paris, wo eine besondere Gruppe die ungarische Ethnographie unter dem Titel der Hausindustrie zur Anschauung brachte, hernach durch die 1881 in Budapest abgehaltene Frauenindustrie Ausstellung, wurde das Interesse in einemfort gesteigert, und an der Schwelle der 1885-er Landesausstellung machte sich schon allgemein die Ansicht geltend, daß zur Kultivierung der ethnographischen Wissenschaft eine Sammlung erforderlich ist. Auf der Ausstellung kam tatsächlich ein reiches ethnographisches Material zusammen, und auch die ethnographische Abteilung partizipierte daran, indem sie nämlich, aber viel später, d. i. erst 1899 die aus etwa 200 Posten bestehende Fischereikollektion Otto Herman's erhielt, welche dieser in Auftrage Andor Semsey's gesammelt hatte und welche dann der Sammler und sein Auftraggeber in gemeinsamer Übereinstimmung der ethnographischen Abteilung schenkten. Diese ungarische Fischereikollektion Otto Herman's aus dem Jahre

1885 war also die erste systematische ungarische Sammlung der ethnographischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums.

Das Interesse für Ethnographie durchdrang nun immer weitere Schichten. Die wirkliche Bedeutung der Sammlung Otto Herman's trat erst dann recht zu Tage, als er die Resultate seiner mit dieser Sammlung verbundenen Forschungen in seinem Werke »A magyar halászat könyve« (Das Buch der ungarischen Fischerei) veröffentlichte (1887); da wurde es klar, daß Herman eigentlich eine ganze Schicht des ungarischen Volkes entdeckt und in der Urbeschäftigung dargestellt hat, deren eindringende Erforschung sich für die ungarische ethnographische Wissenschaft als eine Aufgabe ersten Ranges erwies. In demselben Jahre erschien unter dem Protektorate S. Hoheit des königl. Prinzen Josef, in der Redaktion des Dr. Anton Herrmann die erste Nummer der Zeitschrift »Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn«, die den Zweck hatte, die Kenntnis der Ethnographie Ungarns zu verbreiten, wobei es sich herausstellte, daß es in Ungarn eine ganze Schar von Menschen gibt, die sich mit Ethnographie fachmäßig beschäftigen. Jedermann sah nun die Notwendigkeit der Aktivierung der Ethnographie ein. Wie kräftig dieser Gemeingeist war, ergibt sich aus der dritten in demselben Jahre zu registrierenden Tatsache, daß der Minister für Kultus und Unterricht auf Vorschlag des damaligen Sektionsrats Emerich Szalay eine jährliche Dotation von 500 fl. der ethnograpischen Abteilung zur Verfügung stellt. Diese Tatsache bedeutet, daß die Sammlung weiter entwickelt werden soll. Daß dieses nur auf ungarischer Grundlage geschehen kann, darüber konnte kein Zweifel mehr obwalten.

Als sich das Interesse für Ethnographie verbreitete und man das Bedürfnis fühlte, die Ethnographie zu kultivieren , war es ganz natürlich, daß auch Reguly's Geist auferstand. 1888 ergriff der junge Dr. Karl Pápai, den Keim tödlichen Siechtums im Busen tragend, von der schwärmerischesten Begeisterung erfüllt, nach dem seit 40 Jahren ruhenden Wanderstab Reguly's und ging um ethnographische und anthropologische Forschungen anzustellen, mit bescheidenen materiellen Mitteln zu den Wogulen und Ostjaken, durchwanderte ihr ganzes Gebiet von Tobolsk bis Obdorsk, von Samarovo bis Tomsk, sammelt mit ausdauerndem Fleiß ein beträchtliches Material und beschafft für die ethnographische Abteilung eine aus etwa 480 Stücken bestehende ethnographische Kollektion. Nach anderthalbjährigen Reisen kehrt er heim, doch fiel er in seinem besten Alter, mit 33 Jahren der tödlichen Krankheit zum Opfer. Ein Jahr später, 1889 machte sich Béla Vikár nach Finnland auf; er wollte die finnische Sprache studieren, sah es aber ein, daß er die konkreten Begriffswörter der finnischen Sprache nur dann vollkommen verstehen kann, wenn er zugleich die Gegenstände studiert, welche mit diesen Wörtern bezeichnet werden. Von diesem Grundsatz ausgehend, drang er in die Erforschung der finnischen technischen Ethnographie ein und vermittelte für die ethnographische Abtei-

lung eine Stück für Stück authentische, kritische und gut determinierte ethnographische Sammlung. Sie besteht aus etwa 250 Stück. Die Sammlungen Karl Pápai's und Béla Vikár's also ergänzten die wenigen aber bereits einen historischen Wert besitzenden Stücke des Reguly'schen Nachlasses und legten so im Jahre 1890 in der ethnographischen Abteilung den rationellen Grund zu der die Kultur der uns verwandten Völker darstellenden Gruppe. In demselben Jahre, 1890, erhielt die ethnographische Abteilung die innerafrikanischen Sammlungen des Grafen Sámuel Teleki, etwa 350 Stück zum Geschenk. Es war dieses der erste Fall, daß ein ungarischer Magnat auch der ethnographischen Abteilung gedachte. Das war die erste größere Bereicherung der internationalen Gruppe der Abteilung seit der Zeit, daß Johann Xántus von seiner asiatischen Reise heimgekehrt war, und dieses war die erste afrikanische Sammlung, welche in die ethnographische Abteilung gelangte.

Die ethnographische Sektion war bisher im Palast des Ungarischen Nationalmuseums im langen Korridor des Mineralien-Kabinets untergebracht; die Sektion hatte kein Bureau, keine Lokalitäten, die neueren Sammlungen konnten nicht ins Inventar eingetragen, revidiert, praepariert und anschaulich aufgestellt werden, und wenn die Regierung im Jahre 1887 der Genehmigung einer Dotation an die Sektion nicht aus dem Wege ging, konnte sie auch jetzt der Lösung der Lokalitätenfrage nicht ausweichen, umsoweniger, als die entsprechendere Unterbringung der ethnographischen Sektion nur vom vereinigten Verbande der ungarischen Ethnographen gefordert wurde. Im Jahre 1889 konstituierte sich nämlich die Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns (Magyarországi Néprajzi Társaság), in welcher sich um die Bannerträger der ungarischen Ethnographie: Paul Hunfalvy, Hermann Vámbéry, Johann Xántus, Otto Herman, Aurél Török, Anton Herrmann, Ladislaus Réthy, Ludwig Katona eine ganze Schar von Dilettanten und Pflegern der Ethnographie scharte und diese Gesellschaft betrachtete es als ihr erstes Ziel, ein heimisches ethnographische Museum zu gründen, dessen nationaler Inhalt aus dem Material der Millennar-Landesausstellung beschafft werden sollte; bis dahin aber urgierte sie, daß das bescheidene Material, welches jetzt den Kern des ethnographischen Museums bildet, wenigstens so aufgestellt werde, daß es zugänglich sei. Diesem letzteren Verlangen entsprach der damalige Kultus- und Unterrichtsminister, Graf Albin Csáky, durch seine Verfügungen im Interesse der Dislokation; er räumte nämlich der ethnographischen Abteilung eine Stätte im Ofner Burgbazar ein; dieses Lokal drohte aber zufolge seiner außerordentlichen Feuchtigkeit der Sammlung mit dem gänzlichen Untergange. So wurde dann 1893 die Sammlung in ihr jetziges Heim, in die Mietlokalitäten im II. Stock des Hauses Nr. 15 (jetzt 3) der Csillag utca überführt. Wohl ist dieses Haus ein Zinshaus, nicht zu musealen Zwecken erbaut und das erste Quartier war nicht geräumig, aber dies Dislokation ermöglichte es, daß die Sektion ihre Räumlichkeiten mit der Vermehrung der Sammlungen durch führte. Hinzumie-

ten neuerer Lokalitäten für längere Zeit in demselben Gebäude weiter entwickeln konnte, und nicht durch immer wiederholtes Umziehen im Werke der Erstarkung gestört wurde und die Sammlungen nicht zugrunde gerichtet wurden.

Die Millenar-Ausstellung entzündete im Herzen des Johann Xántus neue Hoffnungsstrahlen. Mit Wort, Schrift und Tat nahm er die Vorbereitungen zum ethnographischen Teil der Ausstellung in Angriff, doch war es ihm nicht gegönnt, den moralischen Lohn zu erhalten und was er 22 Jahre hindurch vergebens erwartet, den neuen Aufschwung der ethnographischen Sektion zu erleben. Im Jahre 1893 wurde er von schwerer Krankheit befallen. Er konnte es noch durchsetzen, daß im Budget des Jahres 1894 eine Adjunktenstelle systemisiert werde, aber nachdem er für diese Stelle den Schreiber dieser Zeilen ernennen ließ, kam er nicht mehr in die Abteilung und starb am 13. Dezember desselben Jahres.

Aber die ungarische ethnographische Wissenschaft und die ethnographische Abteilung des Ung. Nationalmuseums war in den oben skizzierten 22 Jahren ihres Bestandes bereits so weit fortgeschritten, daß der neue Leiter der Abteilung ein fertig ausgereiftes Programm erhielt, welches die künftige Entwicklung der Abteilung unbedingt sicherstellte; seine Aufgabe bestand darin, auf Grund dieses Programmes die verschiedenen sozialen Bewegungen im Interesse der Ethnographie zu Gunsten des Museums auszunützen. Dieses in jeder Faser ungarische und ausschließlich nach nationalem Berufe strebende Programm, welches auf Vorschlag des Ministerialrates Emerich Szalay, des damaligen Referenten der Musealangelegenheiten, vom Minister für Kultus und Unterricht vorgeschrieben wurde, lautet folgendermaßen:

Die ethnographische Abteilung des Ung. Nationalmuseums kann nicht den Zweck haben, daß ihre allgemeinen (ausländischen) Sammlungen mit den Sammlungen solcher Staaten wetteifern, welche dieses Material entweder im Amtswege aus ihren transatlantischen Kolonien, oder im Wege ihrer entwickelten Marine aus unmittelbaren Quellen wohlfeil verschaffen. Da aber in Ungarn das Ung. Nationalmuseum das einzige ist, welches auch die Volkskunde anderer Weltteile darzustellen hat, ist seine Aufgabe bezüglich der Sammlung von exotischen oder mehr internationalen ethnographischen Objekten in der Weise festzustellen, daß es von der Volkskunde der ganzen Welt nur soviel zur Anschauung bringt, wieviel notwendig ist, daß das große Publikum eine einheitliche und gesunde Vorstellung über die Lebensverhältnisse und die Kultur der hauptsächlichsten Volksgruppen und Völker der einzelnen Weltteile erlange, und so hat das Bestreben unserer Sammlung in dieser Hinsicht nicht so sehr auf die große Menge gerichtet zu sein, als vielmehr darauf, daß sie die vornehmlicheren Typen zur Anschauung bringe.

Wenn wir aber davon auch abdizieren müssen, daß wir bezüglich der exotischen oder internationalen Kollektionen mit dem Auslande wetteifern, so erfordert es die kulturgeschichtliche Entwicklung unserer eigenen Nation auf

das entschiedenste, daß wir die Früchte dieses Entwicklungsprozesses, die sogenannten Ethnographica, in eine Schatzkammer sammeln und so unserer Nation eine solche ethnographische Sammlung sichern, desgleichen die westlichen Staaten zufolge der Natur der Verhältnisse nicht mehr beschaffen können.

Auf diesem Gebiete ist es unsere erste Aufgabe, die Lebensverhältnisse der gegenwartig lebenden Volksrassen unseres Vaterlandes in ihren ethnographischen Objekten nach den einzelnen Völkern und Gegenden darzustellen. Unsere zweite Aufgabe ist, die Objekte der uns der Sprache und dem Blute nach verwandten Völker zu sammeln; diese sind nämlich berufen, unsere eigene ungarische Kultur in unzähligen Punkten zu beleuchten, und unseren Ursprung, bzw. unser Verhältnis zu jenen Völkern durch Objekte zu bezeugen. Unsere dritte Aufgabe ist, die charakteristischen Gegenstände jener europäischen Völker zu sammeln, welche die einzelnen Fragmente unserer Nationalitäten ausmachen, teils um damit die Volkskunde unserer Nationalitäten mit dem Lichte ihres eigenen Ursprungs zu beleuchten, teils um die gegenseitigen Wechselwirkungen zwischen den Nationalitäten und dem Ungarntum genau festzustellen und durch Gegenstände zu bezeugen. Unsere vierte und letzte, aber darum nicht weniger wichtige Aufgabe ist endlich, auch den somatischen Habitus der gegenwärtig in Ungarn lebenden, seit der Landnahme der Magyaren hier verweilten, ja vor den Magyaren hier hausenden Völker und Nationalitäten zu erkennen, in Sammlungen vorzustellen, denn dieses Rassenstudium gibt uns den Faden in die Hand, in dessen Verfolg wir zur Erkenntnis dessen gelangen, wohin das ungarische Volk dem Blute nach gehört und welche fremden Elemente damit verschmolzen sind.

Sehen wir nun, wieviel die ethnographische Abteilung von den einzelnen Teilen des Programmes in der mit dem Jahre 1894 beginnenden Epoche bis zur Zentennar-Feier des Museums absolviert hat, mit welchem Termin die ethnographische Abteilung zugleich das dritte Dezennium ihres Bestandes beendet und das vierte beginnt.

Im Jahre 1894 geschah die Bereicherung der Abteilung vornehmlich zu Gunsten der Sammlung der uns sprachlich verwandten Völker. Der Intendant des Helsingforser Museums dr. Theodor Schwindt, ergänzte nämlich die finnische Sammlung Béla Vikár's um neuere 250 Stück. Durch seine Vermittlung schickte Othmar Kallas, der einen europäischen Ruf genießende Erforscher der in den baltischen Provinzen wohnenden Esten eine aus 36 Stücken bestehende Sammlung von estnischen ethnographischen Gegenständen ein. Zu dieser Zeit wurde auch die Vorbereitung der ethnographischen Gruppen der Millennar-Landessausstellung in Angriff genommen, doch stand die zur Verfügung stehende kurze Zeit in keinem Verhältnis zur Wichtigkeit und zum großen Umfang dieser Arbeiten. Während unsere Fachleute hier zuhause an der Beschaffung der nationalen Grundlage der ethnographischen Abteilung Hand in Hand arbeiteten, machte sich an der anderen Hemisphäre des Globus in Deutsch-

Neuguinea ein junger ungarischer Forscher, der aus Nagyenyed gebürtige Samuel Fenichel durch sein Wirken auf dem Gebiete der Ethnographie bemerkbar. Deutsch-Neuguinea ist unzweifelhaft das klassischeste Land der Ethnographie, sein Volk lernte die Metalle nur in den letzten zwanzig Jahren kennen und lebt teilweise noch heute seine Steinzeit. Samuel Fenichel begab sich mit unendlicher Entschlossenheit zu einer Zeit dahin, als das Volk dieses Gebietes noch ganz unberührt vom europäischen Einfluß war. Der Preis eines Unternehmens war das Leben des jungen Forschers, denn 1894 bekam er das Gallenfieber, welches seinem jungen, 26 Jahre alten Leben im Spital zu Stephansort ein Ende machte; die Ergebnisse seiner Expedition konnten aber noch zum Teil geborgen werden, und seine reiche ethnographische Sammlung (mehr als 3000 Objekte), legte schon im Jahre 1895 den Grund zu unserer Südseekollektion.

Endlich kam das Jahr 1896, vom dem die Getreuen der ungarischen Volkskunde so viel erhofften. Sie sollten sich auch nicht täuschen. In dem im Rahmen der Ausstellung errichteten ethnographischen Dorfe brachten 24 Komitate den eigenen Haustypus vollkommen eingerichtet und mit naturgetreu bekleideten Figurinen zur Anschauung, und hatten die Kosten dieser Häuser schon derart votiert, daß das gesamte ethnographische Inventar derselben nach Schluß der Ausstellung in den Besitz der ethnographischen Abteilung des Ung. Nationalmuseums übergehe. Die zweite große Sammlung war die von Otto Herman aus dem ganzen Lande zusammengestellte Kollektion aus dem Fischer- und Hirtenleben, welche in der historischen Hauptgruppe der Millennar-Ausstellung bereits als Eigentum der ethnogr. Abteilung des U. N.-Museums zur Exposition gelangte. Auf Vorschlag der Direktion des U. N.-Museums hatte die Direktion der Ausstellung durch Dr. Johann Jankó auch die volkstümlichen Arbeitsgeräte zusammensammeln lassen, da aber der zur Ausstellung derselben bestimmte Raum mittlerweile zu anderen Zwecken okkupiert werden mußte, gelangte die Sammlung unmittelbar in die ethnographische Abteilung. Diese drei Sammlungen vermehrten das bis dahin sehr bescheidene heimische Inventar der ethnogr. Abteilung um etwa 10 000 Gegenstände und ermöglichten es, daß einesteils aus dem ethnographischen Dorf sowohl das Magyarentum und seine Fragmente als auch die Nationalitäten nach den Hauptgegenden andererseits aber aus Herman's und Jankó's Kollektionen die einzelnen Beschäftigungen in vergleichenden Serien zur Schau gestellt werden konnten. Das Ausstellungsjahr bereicherte überdies das Material der ethnogr. Abteilung noch um zwei große Kollektionen: die eine war die generöse Gabe des Grafen Eugen Zichy, des begeisterten und opferwilligen Forschers nach dem Ursprung der Magyaren, der das gesamte ethnographische und archäologische Material seiner zwei ersten wissenschaftlichen Expeditionen in den Jahren 1895 und 1896 im Kaukasus und in Zentral-Asien als Geschenk auf den Altar des Vaterlandes niederlegte und so die Gruppe der uns verwandten Völker um etwa 2000 Stück bereicherte; die zweite war die auf Initiative

des Pfarrers von Kispest, Anton Rubinyi zu Gunsten der Rudolf-Votivkirche in Kispest arrangierte ethnographische Missionsausstellung, welche zur Zeit der Millenar-Austellung im Vestibül des U. N.-Museums aus den durch die in den verschiedensten Teilen der Welt lebenden Missionäre eingeschickten ethnographischen Gegenständen zur Schau gestellt war. Diese wurde seitens der Regierung in ihrer Gänze für die ethnographische Abteilung erworben, und bereicherte die internationale Gruppe derselben auf einmal um etwa 5000 Gegenstände.

All diese Sammlungen in der ethnographischen Abteilung vereinigt, verliehen nur derselben bereits den Charakter, welchen das Programm vorgeschrieben hatte, den Inhalt, welcher endlich als gesunder Kern und als Garantie der Zukunft betrachtet werden konnte. Das angehäufte Material mußte nun geordnet und aufgestellt werden; es konnte seiner Bestimmung, ethnographische Kenntnisse zu verbreiten, nicht mehr entzogen werden, und das nächste Jahr 1897 war vornehmlich durch die systematische Aufstellung der Sammlung in Anspruch genommen. Die rapide Vermehrung der Sammlungen hörte aber dadurch keineswegs auf. Kaum war die Nachricht vom Ableben Fenichel's, bald darauf seine prächtige Sammlung zu uns gelangt, als wieder ein ungarischer Naturforscher, Ludwig Biró sich mit dem entscheidenden Plan an das U.N.-Museum wendete, zum Behufe von naturwissenschaftlichen und ethnographischen Forschungen nach Deutsch-Neuguinea zu gehen. Das U.N.-Museum subventionierte die von Biró geplante Expedition nach seinen bescheidenen Mitteln, und dieser reiste im November 1895 ab. 1897 kam seine erste Sammlung aus der Gegend von Berlinhafen an, etwa 600 Stück, deren Wert die begleitenden Notizen noch erhöhten. In demselben Jahre gelangte durch ein glückliches Ungefähr nach Budapest eine aus mehr als 2000 Stücken bestehende Sammlung, welche der italienische Kaufmann Bettanin während seines 26-jährigen Aufenthaltes in Ozeanien zusammengelesen hatte, und welche von der ethnogr. Abteilung mit Unterstützung eines begeisterten Gönners, Franz Hopp erworben werden konnte. Und hierdurch wurde eben diejenige Gruppe bereichert, deren Vermehrung derzeit die schwierigste und kostspieligste ist, und für die wir unserem Programm gemäß das wenigste opfern dürfen.

Das Jahr 1898 begann mit einer Überraschung. Bei der Neuordnung des Kunstgewerbe-Museums kam das aus etwa 2500 Stücken bestehende ethnographische Material zum Vorschein, welches für die Wiener Weltausstellung 1873 durch Johann Xántus und Florian Rómer gesammelt worden war, und welches die Direktion dieser Anstalt ohne irgend einen Vorbehalt der ethnogr. Abteilung übergab. Bald darauf kam die zweite Sammlung Ludwig Biró's aus der Astrolabe-Bai an; diese übertraf die erste bedeutend an Wert und bestand aus etwa 1000 Stücken. Bald schenkte Franz Hopp der Abteilung seine aus 250 Stück bestehende Antikensammlung, welche die Urkultur Karthagos aus der römischen Zeit vor Augen führt. Inzwischen schritt die systematische Aufstel-

lung immer weiter vorwärts und endlich erschien auch der Tag, welcher für jeden Freund der ungarischen Ethnographie ein Festtag war. Am 18. Juni 1898 eröffnete in Anwesenheit vornehmer Gäste der Minister für Kultus und Unterricht, Dr. Julius Wlassics persönlich die bereits aus 32 Zimmern bestehende Sammlung und übergab sie dem Publikum. Da der Schreiber dieser Zeilen zu dieser Zeit mit der dritten Expedition des Grafen Eugen Zichy längere Zeit abwesend war, war es die Aufgabe Dr. Willibald Semayers, dieses große Material in nicht ganz einem Jahre zu ordnen und aufzustellen, welche Aufgabe er mit Hilfe des Adjunkten Dr. Sigmund v. Bátky mit Erfolg gelöst hatte. Bei Gelegenheit der Eröffnung wurde auch Bátky zum ordentlichen Beamten der Abteilung ernannt.

Während in den Jahren 1897 und 1898 die Arbeiten der systematischen Aufstellung ihren Fortgang nahmen, führte Graf Eugen Zichy mit unendlicher Begeisterung und unermüdlichem Eifer seine dritte Expedition durch Asien, zum Zweck der Beleuchtung der Frage nach dem Ursprung der Magyaren. An dieser Expedition nahmen drei Beamte des Ungarischen National-Museums teil, darunter auch der Schreiber dieser Zeilen, der damalige leitende Custos der ethnographischen Abteilung. Die Expedition kehrte zu Ende des Jahres 1898 heim, und Graf Eugen Zichy schenkte alle ethnographischen und archäologischen Sammlungen im Jahre 1899 der ethnographischen Abteilung, und mit diesem neueren, aus über 2000 Stücken bestehenden Geschenke gelangte die ethnographische Sammlung der uns verwandten ural-altaischen Völker an die erste Stelle in ganz Europa. Noch ein Ereignis dieses Jahres ist zu registrieren; es erschien der erste catalogue raisonné der Abteilung, welcher die Sammlungen Ludwig Biró's aus Deutsch-Neuguinea behandelt. Die ungeteilte und einstimmige Anerkennung, welcher diese Publikation in den Fachkreisen begegnete, war einer der schönsten moralischen Triumphe sowohl für unseren Ludwig Biró, als auch für die ethnogr. Abteilung.

Im Jahre 1900 gab die Pariser Weltausstellung Gelegenheit zur namhaften Vermehrung der internationalen Sammlung; bei der Geringfügigkeit der für Ankäufe zur Verfügung stehenden Summe mußte sich das Museum natürlich darauf beschränken, die ethnographischen Objekte einiger solcher Völker tunlichst vollständig zu beschaffen, welche in unserer Sammlung bisher gar nicht vertreten waren. So kauften wir und erhielten zum Teil von der dänischen Regierung zum Geschenk eine grönländische Eskimo-Sammlung. Es gelang, die Sammlung aus Ceylon und Siam etwa zu halbem Preise, die aus Madagaskar aber durch Vermittlung der Pariser ungarischen Regierungskommission zum Geschenk zu erhalten. Im Interesse dieser Pariser Erwerbungen verhandelten Direktor Emerich Szalay und Dr. Semayer persönlich. Auf einem der mit der Ausstellung verbundenen Kongresse, auf dem Folklore-Kongresse, errang die ethnographische Abteilung auch einen Triumph, denn als die hervorragendsten Fachleute des ganzen gebildeten Westens über die Modalitäten zu ver-

handeln begannen, mittels deren das Folklore-Material auf phonographischem Wege gesammelt werden könnte, war der Bevollmächtigte des Ungarischen National-Museums bereits in der Lage, zu melden, daß die ethnogr. Abteilung diese Idee in Ungarn schon verwirklicht hat, und aus den Landes-Sammlungen Béla Vikár's auf etwa fünfhundert Zylindern schon anderthalbtausend Lieder besitzt, daß außer ihm auch noch andere im Lande sich mit derartigen Sammlungen beschäftigten; und so war der gebildete Westen bemüßigt, den Lorbeer der Initiative an das Ungarische Nationalmuseum abzutreten. In diesem Jahre langte die dritte Sammlung Ludwig Biró's aus der Gegend des Huon-Golfes an, und durch diese mehr als 2000 Stück zählende Sammlung war das ethnographische Aufsammeln der ganzen Strandlinie Deutsch-Neu-Guinea's vervollständigt. Endlich gab die Abteilung in diesem Jahre einen besonderen monatlichen »Anzeiger« heraus, dessen ersten Jahrgang mit 13 Bogen Text, 5 kolorierten, 10 schwarzen Tafeln und 30 Text-Illustrationen erschien und ausschließlich den Interessen der technischen Ethnographie und der ethnogr. Abteilung diente.

Der Hauptzuwachs des Jahres 1901 bestand aus der dritten Sammlung Otto Herman's aus dem Fischer- und Hirtenleben, welche auf der Pariser Weltausstellung 1900 eine Zierde der ungarischen historischen Gruppe bildete und aus etwa 900 Objekten bestand, und welche vom Ministerium für Kultus und Unterricht für die ethnogr. Abteilung angekauft wurde. In diesem Jahre hatte sich auch die Fachbibliothek der Abteilung so weit entwickelt, daß sie dem sich dafür interessierenden Publikum bereits mit einem gewissen Charakter der Öffentlichkeit übergeben werden konnte.

Und so sind wir bei dem Jahre 1902, unserem Jubiläumsjahre angelangt. Unser Glücksstern verließ unsere Abteilung auch jetzt nicht, und schon das erste Quartal gibt uns Gelegenheit, dreier großer Geschenke zu gedenken. Graf Rudolf Festetics de Tolna, der Jahre lang auf seiner Yacht »Tolna« herumgereist war, gedachte bei Beendigung seiner Reise des Ungarischen Nationalmuseums und schenkte seine in Polynesien und Melanesien erworbene Sammlung von etwa anderthalbtausend Objekten und Photographien der ethnographischen Abteilung. Bald darauf schenkte dem Museum auch Georg Almásy seine von seinen Reisen in Zentral-Asien herrührende ethnographische Sammlung, welche besonders die Volkskunde der Karakirgisen umfaßt, und die Sammlung der uns verwandten Völker mit lauter solchen Objekten ergänzt, wie wir sie bisher nicht besaßen. Die dritte große Spende kam von Dr. Anton Herrmann, der seinerzeit der begeisterteste Apostel der Reorganisierung der ethnogr. Abteilung war und seine ein ganzes Leben hindurch gesammelte Fachbibliothek der ethnogr. Abteilung schenkte, deren Handbibliothek auf diese Weise verdoppelt wurde.

An der dreißigsten Jahreswende des Bestandes der ethnogr. Abteilung angelangt, kann ihre Entwicklung in folgenden Zahlen zum Ausdruck gebracht

werden: von 1872 bis 1893 bildeten 5622 Objekte den Bestand unserer Sammlung, welche bis Ende des Jahres 1901 auf 34 611 anwuchs; d, h, in den letzten acht Jahren verfünffachte sich der Grundstock, der zu seinem Ansammeln 22 Jahre gebraucht hatte. Diese riesige Entwicklung ist aber der Gradmesser des allgemeinen Interesses, welches in unserem Vaterlande die ganze Gesellschaft für die Ethnographie hegt und bezeugt. Die Entwickelung kam lavinengleich in Gang und das. Ministerium für Kultus und Unterricht sorgte nach Maßgabe des Auftauchens der Bedürfnisse für die ethnographische Abteilung. Während im Jahre 1872 die ethn. Abteilung einen Beamten und einen Diener hatte, wurde die Zahl der Beamten in den Jahren 1894, dann 1898 um je einen, die Zahl der Diener 1895 um einen Laboranten, 1898 um einen Diener vermehrt und außerdem seit 1896 die Anstellung eines Fachdiurnisten und eines Aushilfdieners genehmigt; die im Jahre 1887 eingestellte Dotation von 500 Fl. wurde 1892 auf 600, 1894 auf 800, 1896 auf 2000, und 1901 auf 3000 Fl. erhöht; für Möbel wurden von 1895, für die Fachbibliothek von 1898, für beschreibende Kataloge von 1899 an jährlich je 1000 Fl. bewilligt; für inländische Sammelreisen wurden 1899 250 Fl. angewiesen, dieser Betrag im Jahre 1900 auf 400 Fl. und 1902 auf 1200 Kronen erhöht. Viel mehr als für alle diese Zwecke mußte aber für die Mietlokale geopfert werden, denn die nacheinander hereinströmenden Kollektionen forderten Raum, und obwohl ein Teil derselben nur eingelagert ist, erforderte der größere Teil (der Natur der Sache nach) auch die Aufstellung. Während die ethn. Abteilung im Jahre 1898 nur 9 Lokalitäten hatte, stieg die Zahl der Ubicationen während acht Jahren auf 126, für die am 1. Mai 1902 33 208 Kronen an Miete gezahlt werden mußten.

*

Bisher das Manuskript Dr. Johann Jankó's. Jede Zeile ist von Begeisterung durchweht und voll Vertrauen auf das Aufblühen der ethnographischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums und hierdurch der ungarischen ethnologischen Wissenschaft. — Es war sein Schwanenlied. Denn nach dem großen Werke des vorigen Jahres ging er nun leider zur ewigen Ruhe ein ... Am 1. Juli begab er sich auf Urlaub, den er am 22. Juli unterbrach und noch einen Tag unter uns verbrachte. Aber schon sechs Tage später traf die erschütternde Trauerbotschaft, ein daß Dr. Johann Jankó, Direktor der ethnographischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums in Borszék (dem berühmten Kurorte des Komitats Csik in Siebenbürgen, — Red.) plötzlich verschieden ist. Ein Herzleiden hat ihn getötet, welches ein mäßige, ruhige Lebensweise erfordert hätte, während er in seiner fieberhaften Tätigkeit kein Maß kannte. Als fünfundreißigjähriger Jüngling ist er dahingegangen, aber in seinem litterarischen und musealen Wirken hat er uns die wertvollen Resultate der Tätigkeit eines langen Menschenlebens hinterlassen. Das Stiefkind des National-

museums, das durch Jahre vernachläßigte, ärmliche Material der ethnogr. Abteilung hatte er übernommen, und gestaltete daraus in acht Jahren eine blühende Sammlung vom Werte eines reichen Museums, deren wissenschaftliche Wirkung in ihrer ganzen Wichtigkeit heute noch gar nicht beurteilt werden kann. Sein Andenken wird sowohl die ungarische ethnographische Wissenschaft, als auch das Ungarische Nationalmuseum immer in Treue und Pietät bewahren.*

(Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn, 1905: 41—53.)

* Einige Bemerkungen zu dieser historischen Skizze werden wir uns an anderer Stelle gestatten. Red. d. Ethn. Mitt. a. Ungarn.

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 237—242

NOTRE PROGRAMME

IGNÁC KUNOS—BERNÁT MUNKÁCSI

Dans le grand nombre des peuples ouralo-altaïques, ce sont les *Magyars* qui ont reçu en partage la noble mission d'être le chef et le représentant des langues et races parentes, dans le grand travail civilisateur de l'humanité.

Il y a mille ans que le patrimoine d'*Attila* fut occupé par les vaillantes troupes d'*Arpad* et la nation hongroise a su conserver jusqu'à nos jours, au prix de tant d'épreuves et de vicissitudes, la patrie conquise dans toute son intégrité territoriale et dans toute son indépendance politique; et à l'aurore d'un nouveau millénaire, c'est avec une confiance plus grande et plus légitime que jamais, que la nation hongroise peut regarder l'avenir.

Tandis que les *Huns* conquérants du monde, et la puissante tribu des Avares ont disparu de la terre, sans laisser de traces, et que les peuples bulgares, kazares, petchenègues, koumanes et toutes ces peuplades ouralo-altaïques que la grande migration du moyen-âge avait amenées vers l'Ouest, ont péri au milieu des populations environnantes, seule la nation hongroise a survécu et vit toujours dans le coeur de l'Europe fidèle et dévouée à sa haute mission historique.

Et comme par miracle, *la langue hongroise* s'est maintenue île verdoyante de l'Orient dans l'Océan des langues germaniques et slaves. Une langue pareille à celle que parlent les pauvres pêcheurs des contrées de l'Oural et de l'Ob, et régie par les mêmes lois phonétiques que les idiomes de l'Asie centrale et de l'Extrême Orient. Et pourtant cette langue est le porte-voix des idées européennes, l'interprète de la culture occidentale, l'agent des arts et sciences, à l'instar de celles que l'on parle sur les bords de la Tamise, de la Seine, de la Sprée ou de la Néwa.

Tout cela n'est point l'oeuvre d'un hasard fortuit, mais le résultat non seulement de l'héroïsme et de l'amour de la liberté — traits caractéristiques de la race que la nation hongroise a rapportés de l'Orient, — et encore de cette intelligence prudente et éveillée dès la première heure, qui lui fit comprendre qu'elle ne pourrait se maintenir parmi les peuples étrangers qu'en s'accomodant à la culture de ses voisins — sans rien perdre pour cela de ses

précieuses qualités nationales — et en prenant part de tout coeur et de toute âme, à la vie et aux efforts intellectuels du monde civilisé.

Ce sont ces idées traditionnelles qui ont animé la Société Ethnographique Hongroise à élargir sa sphère d'activité et à faire entrer dans le cercle de ses travaux l'ethnologie des peuples ouralo-altaïques parents de race du peuple des Magyars.

L'accomplissement de cette tâche est devant l'Europe presque un point d'honneur pour notre science nationale — comme le fit déjà remarquer *Paul Hunfalvy*. De qui donc l'étranger peut-il attendre une étude approfondie des sciences concernant notre propre race, si ce n'est de nous, qui y sommes intéressés par vocation naturelle et par devoir national. C'est à nous de marcher en tête dans le concours des nations et de créer tous les moyens et toutes les ressources pouvant contribuer au développement et au progrès de ces sciences.

C'est dans ce but que la Société Ethnographique Hongroise a fondé sa *Section Orientale* et vient de créer la »*Revue Orientale*» dont nous présentons ici le premier fascicule, et à cette occasion nous croyons devoir exposer dans tous les détails, la tâche qui formera le principal objet de notre programme.

La *Revue Orientale* publiera des *études ethnologiques, ethnographiques, folkloristiques, philologiques, historiques, anthropologiques* et *archéologiques*, ainsi que des recueils de matériaux, de nature à pouvoir éclaircir les origines et les rapports orientaux du caractère ethnique hongrois, en pouvant fournir des faits et données scientifiques aux questions qui s'y rattachent. Elle sera donc l'organe spécial de l'éthnographie des peuples ouralo-altaïques, en premier lieu des peuples orientaux (volga-ourals) de la famille finno-magyar, et ensuite de la race turque. Par rapport à ces derniers, nous publierons toute communication ayant pour objet les traditions populaires ou anciennes des peuples nommés.

Nous nous proposons de publier dans notre revue des études qui traiteront, au point de vue ethnographique et historique, les rapports mutuels des branches de la famille ouralo-altaïque, et leurs rapports avec les races étrangères, notamment les races indo-iraniennes, caucasiennes, slaves, et avec les peuples du Tibet. On traitera dans des articles speciaux des questions se rattachant à ces dernières races et pouvant fournir des données utiles à l'ethnographie ancienne ou actuelle des peuples ouralo-altaïques (p. e. traditions, mythos, moeurs, coutumes de droit et de guerre des *ossètes* ou d'autres peuples *caucasiens, iraniens* ou *slaves orientaux*). Nous nous mettrons également avec plaisir à la disposition des collaborateurs qui s'occupent des rapports ethnographiques, notamment du folklore de l'Orient avec l'Occident.

Dans la *partie littéraire*, nous nous proposons de faire connaître à nos lecteurs les nouvelles publications scientifiques touchant notre programmes. Nous y apprécierons les principaux articles publiés par les revues similaires.

à la nôtre. Nous y signalerons à nos lecteurs tous ouvrages intéressant notre science.

Dans les *communications* nous publierons des faits divers et des communications scientifiques relatives à l'étude des peuples ouralo-altaïques. Nous rendrons compte de l'activité des écoles orientales de l'Europe et nous ferons connaître d'enseignement de ces écoles. Nous nous proposons aussi de publier annuellement, comme suppléments à notre revue, des ouvrages auxiliaires de sources d'une plus grande étendue tels que grammaires, dictionnaires, et autres ouvrages similaires d'ethnographie ou de poésie populaire, concernant les peuples ouralo-altaïques. Ces suppléments paraîtront aussi à part, comme éditions de la Section Orientale de la Société Ethnographique Hongroise.

Nous avons le ferme espoir que notre revue comblera une lacune et rendra des services utiles à l'érudition européenne. Et pour obtenir la collaboration de tous les gens compétents, nous sommes prêts à publier *dans n'importe quelle langue répandue de l'Europe*, toutes les communications qui nous seront faites. Nous prendrons à tâche particulièrement d'instruire l'étranger de notre activité nationale au point de vue ethnographique.

Nous sommes persuadés que nos efforts seront bien accueillis et appuyés par les cercles compétents, ce qui nous permettrait d'augmenter et d'élargir de plus en plus notre entreprise.

*

Nous énumerons ci-dessous les résultats obtenus jusqu'à présent par l'activité que nous avons employée dans l'intérêt de la Section Orientale de la Société Ethnographique de la Hongrie et de la présente revue.

Nous tenons tout d'abord à signaler l'honneur que nous ont fait, en se chargeant de l'administration de notre section orientale, des hommes comme M. *Arminius Vámbéry*, un des plus illustres représentants de la science orientale, et M. le comte *Eugène Zichy*, qui s'est acquis de grands mérites par ses voyages d'études en Asie et, comme Mécène, par la publication des résultats de ces voyages.

Parmi les illustres savants hongrois et étrangers dont les tendances s'accordent avec les nôtres, nous devons mentionner en première ligne M. le comte *Dr. Géza Kuun*, le nestor de nos savants orientalistes, le pionnier dévoué de l'histoire primitive des hongrois. Nous publions ci-après, dans son entier, la chaleureuse lettre d'une si haute valeur scientifique par laquelle ce savant illustre salue notre entreprise.

Nous avons tenu aussi à obtenir pour notre revue le concours des savants des pays étrangers. L'écho que notre entreprise éveilla dans tous les cercles scientifiques de l'étranger et des pays lointains, nous encourage plus encore à continuer notre marche dans le sentir commencé. Les paroles et les promes-

ses encourageantes qui nous sont parvenues de presque toutes les parties de l'Europe et même des côtes lointaines de l'Afrique et des Indes nous donnent un ferme espoir dans l'avenir de notre entreprise.

Nous avons reçu particulièrement de la Russie, source originale de la science des peuples ouralo-altaïques, des offres précieuses. M. Iván *Smirnoff*, le savant professeur de l'Université Impériale de Kasan, viceprésident de la société ethnographique, historique et archéologique de cette ville, se propose de nous donner des articles détaillés et circonstanciés sur la littérature russe concernant nos études; et il accentue en même temps combien il est important d'être instruit de tous les mouvements littéraires *russes* de ce genre, pour être fort dans l'étude des peuples ouralo-altaïques.

Nous espérons également pouvoir bientôt publier des articles de M. *Nicolas Katanoff*, président de la susdite société et professeur d'ethnographie et de philologie turque à l'Université de Kasan. En nous félicitant de la publication de notre revue, ce savant nous promet un traité des usages d'enterrement des tribus turques de l'Asie centrale et septentrionale, et des articles rélatifs aux Baskirs d'Ufa.

Nous avons également des promesses de collaboration de M. Guillaume *Radloff*, membre de l'Académie des Sciences de Saint-Petersbourg, le plus excellent turcologue de notre époque; ensuite de M. Nicolas *Anderson*, titulaire de la chaire finno-hongroise à l'Université de Kasan, et enfin de M. S. *Patkanoff*, qui se propose de mettre à notre disposition des publications concernant ses voyages d'étude parmi les ostiakes d'Irtis et de Konda, ainsi que la statistique des peuples ouralo-altaïques.

Nos confrères de *Finlande* disposent depuis 17 années déjà d'une revue semblable à la nôtre: «Le Journal de la Société Finno-Ougrienne» insérant également des articles écrits en plusieurs langues. Néanmoins nous espérons obtenir le concours des savants finlandais, et nous sommes assurés que cette jeune génération finlandaise, dont les études sur les peuples de Volga-Oural ont été particulièrement couronnées de succès, voudra bien prendre part à notre mouvement et nous offrir quelques fruits savoureux de ses recherches précieuses. Nous devons à l'aimable promesse de M. *Henri Paasonen*, professeur à l'Université de Helsingfors, d'être bientôt à même de publier des articles d'un grand intérêt mythologique relatifs aux collections folkloristiques qu'il va rapporter de ses voyages actuels parmi les peuples mordvins et tchouvaches.

L'idée de notre revue a provoqué une vive attention particulièrement de la part des savants allemands dont plusieurs nous annoncent qu'il sont tout disposés à faire publier quelques travaux par notre revue. M. *Fr. Hirth* savant de Munich, notamment nous réserve des notes relatives aux peuples huns et turcs et puisées aux sources de l'histoire chinoise. — M. *H. Winkler*, professeur à Breslau, nous donnera ses recherches sur la philologie ouralo-altaïque, M. M.

C. Foy et *M. Hartmann*, professeurs au Séminaire orientale de Berlin, nous enverront des études sur l'ethnographie et la philologie turque. M. *G. Jacob* de Halle, et *M. P. Horn*, de Strasbourg, nous feront parvenir des études osmanlis; M. *Schermann* de Munich, enfin, nous apportera des articles sur la bibliographie ouralo-altaïque. M. *Enno Littmann*, actuellement en voyage d'études en Arabie, nous promet des communications sur la population turque de la vallée de l'Euphrate. Tous ces savants saluent notre Revue en paroles éloquentes et plusieurs d'entre eux nous ont déjà fait parvenir leurs travaux à publier.

M. *Guillaume Bang*, l'illustre professeur de l'Université de Louvaine (Belgique) a déjà depuis longtems éprouvé le besoin d'avoir un organe s'occupant exclusivement de la philologie ouralo-altaïque et se joint de tout son coeur à notre entreprise. Pour le moment il a l'intention de traiter d'une inscription mandchou-mongolienne qui se trouve dans un djami de Péking. M. *Houtsma*, d'Utrecht, le rédacteur de l'encyclopédie musulmane et le savant danois, M. *Guillaume Thomsen*, qui a si ingénieusement déchiffré les inscriptions d'Orchon, nous ont promis également leur concours dans des lettres encourageantes.

Les turcologues zélés de la France sont aussi tout disposées à servir le but scientifique de notre Revue. M. *Clément Huart*, le successeur du grand *Scheffer* salue l'apparition de notre revue «comme d'un organe spécial indispensable pour l'étude de ces peuples ouralo-altaïques qui ont tenu une si grande place dans l'histoire et se sont étendus sur un si vaste espace, étude dont l'intérêt a été singulièrement augmenté par les dernières découvertes». Il souhaite bonne chance à notre revue; il lui souhaite surtout «de trouver un public sérieux capable d'en soutenir l'existence par l'intérêt qu'il apporterait à sa publication». *M. J. Halévy* souhaite la bienvenue à notre revue en ces termes: «Une pareille publication comble les voeux que j'ai depuis de longues années; car, à mon grand regret, jusqu'à ce moment, je suis encore le seul qui enseigne en France les langues dites touraniennes, et tout spécialement le turc oriental et le hongrois, au point de vue de la philologie comparée. Je ne puis donc qu'applaudir des deux mains à cette entreprise scientifique et vous féliciter hautement d'être en tête de la direction». Pour le moment il nous promet quelques courts articles d'étymologie où il comprendra aussi dans ses recherches philologiques le trésor linguistique hongrois.

M. *Paul Boyer*, professeur à l'École des Langues Orientales «fait les meilleurs voeux pour les succès de notre enteprise»; M. *René Bosset*, le directeur de l'École des Lettres d'Alger «espère dans quelques mois pouvoir nous adresser une étude». — M. *G. Demombynes* l'honorable secrétaire de l'École Spéciale des Langues Orientales Vivantes, de Paris, se fait l'intreprète du vif intérêt que cet institut apporte à notre revue.

Notre savant compatriote, *M. Aurèle Stein*, de Calcutta, nous assure «qu'il sera très heureux de pouvoir publier dans notre revue des données pouvant intéresser la science ouralo-altaïque».

De l'Angleterre M. M. Edward *Browne*, Ch. *Bien* (Cambridge), M. E. J. W. *Gibb* (Londres) et M. John *Abercromby* (Edinbourgh) nous ont adressé de chaleureuses félicitations.

A tous ces illustres et dignes savants nous adressons nos cordiaux remerciements pour le bienveillant accueil qu'ils ont fait à note entreprise scientifique.

(Keleti Szemle 1900: 6—12. pp.)

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 243—252

DIE LITERATUR DER MAGYARISCHEN VOLKSMÄRCHEN

LAJOS KATONA

Vor ungefähr achtzig Jahren, also nur um ein Jahrzehnt später als die berühmte Grimmsche Sammlung, erschien der erste bescheidene Band ungarischer Volksmärchen,[1] vorläufig nur eine in deutscher Sprache einem größeren Leserkreis vorgeführte Auslese jener umfangreicheren Originalaufzeichnung von 80 Märchen, die Georg v. Gaal größtenteils nach dem Diktate oder auch den eigenhändigen Abschriften ausgedienter Soldaten angelegt haben soll. Mit vollem Recht wird gegen diese Mitteilung im III. Band (3. Aufl.) der Grimmschen Kinder- u. Hausmärchen S. 345 der Tadel erhoben, daß die Darstellung »zu gedehnt sei und manchmal an jene falsche Ironie streife, von der sich moderne Erzähler, wie es scheint, nicht leicht losmachen«, was wohl so zu verstehen sein wird, daß Gaal zumeist in der Musäusschen gezierten Art erzählt und nur sehr selten den echten Volkston trifft. Dies mag auch darin seinen Grund haben, daß seine Gewährsmänner hie und da nachweislich bereits aus gedruckten Quellen, aus Heften der Pfennig-Literatur schöpften.

Daß die meisten dieser, im ganzen 17 Märchen ähnlichen deutschen entsprechen, ist bereits bei den Brüdern Grimm a. a. O. gezeigt. Drei von denselben, und zwar das 3., 6. und 8. ist auch in Kletke's »Märchensaal« B. II. S. 31, 26 u. 19. aufgenommen.

Ebenfalls in deutscher Sprache erschienen zuerst die *Magyarischen Sagen und Mährchen* (sic) *von Johann Grafen Mailáth*. Brünn, 1825. Diese erste Auflage enthielt bloß 12, die zweite, erweiterte (Stuttgart u. Tübingen, 1837 in 2 Bd.) 24 Stück. Unter diesen sind die meisten Sagen teilweise literarischen Quellen entnommen. Auch die in der ersten Auflage enthaltenen und in der zweiten wiederholten 6 Märchen sind zwar, wie ausdrücklich gesagt wird, »aus dem Munde des Volkes aufgenommen, aber aus mehreren zusammengesetzt; dadurch ist eine Anhäufung des Wunderbaren entstanden, die das Wesen des Märchens zerstört«, wie Grimm a. a. O. 393 ganz treffend bemerkt. Verwandtschaft der meisten Mailáthschen Märchen mit deutschen s. ebendas. Drei derselben, nämlich »Eisen-Laczi« (2. Aufl. II. 185.), »Zauberhelene« (das.

[1] Mährchen (sic) der Magyaren, bearbeitet und herausgegeben von *Georg v. Gaal*. Wien. Wallishausser, 1822. (Mit einem Titelkupfer.) X, 454 S. 8°.

S. 23) und »Pengő« (das. S. 133) sind auch in Kletke's erwähnter Anthologie II. B. 1., 6. u. 12. zu lesen.[2]

Der Zeitfolge nach am nächsten stehen diesen Erstlingen der magyarischen Märchenliteratur die ebenfalls dem deutschen Leserkreis vorgeführten *Ungarischen Volksmärchen, von Aloys Mednyánszky* (Pest, 1828), deren Verfasser im folgenden Jahre die bekannteren »Erzählungen, Sagen und Legenden aus Ungarns Vorzeit« (ebenfalls in Pest, bei Hartleben) herausgab. Die meisten dieser Sagen sind auch in des Verfassers »Malerische Reise auf dem Waagfluße in Ungarn« (Pest, Hartleben, 1844) eingeflochten.

Die erste bedeutendere Mitteilung ungarischer Märchen in magyarischer Sprache, und bereits mit zielbewußter Richtung auf Bewahrung des Volkstümlichen angelegt, ist der im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft zwischen 1846 und 1848 herausgegebenen dreibändigen Sammlung *Népdalok és Mondák* (Volkslieder und Sagen) einverleibt. Der I. Band enthält 3, der II. 12 und der III. 20 Märchen. Diese wurden bald nach dem Erscheinen des Originalwerkes auch in deutscher Übersetzung gedruckt, unter dem Titel *Ungarische Sagen und Märchen. Aus der Erdélyischen Sammlung übersetzt von Georg Stier.* Berlin, F. Dümmler, 1850.[3] (Diese Sammlung wird gewöhnlich mit der Sigle *Erdélyi-Stier* angeführt.)

Einen weit größeren Teil des Gaalschen Nachlasses gaben dann zwischen 1856 und 1858 *Gabriel Kazinczy* und *Franz Toldy* in der Urschrift heraus. (Pest, G. Emich. B. I. 1856, II. 1857, III. 1858, 2. Wohlfeile Aufl. von B. I. u. III. 1860.) Diese Ausgabe enthält 53 Märchen, von denen das 1. u. 2. des I. Bandes in der obenerwähnten deutschen Auslese vom J. 1822 enthalten ist. Ebenso das 23. St. des II. und das 33., 35., 43., 47. und 53. Märchen des III. Bandes. Das letzterwähnte ist übrigens eine bloß in geringfügigen Einzelheiten abweichende Wiederholung des 23. Stückes.

Bloß dem Titel nach bekannt ist mir das folgende Werk, in dem laut der Aufschrift auch ungarische Märchen enthalten sein sollen: *Märchen und Sagen. Eine Auswahl des Schönsten aus den Sammlungen von Grimm, Gaál, Mailáth etc. Herausgegeben von H. Apel.* Mit vielen Vignetten. 16°. London 1862.[4]

Den bisher angeführten Mitteilungen ungarischer Märchen, die größtenteils auch dem deutsch Lesenden leicht zugänglich sind, ist das Eine gemeinsam, daß sie den Ansprüchen, die heutzutage an folkloristische Aufzeichnungen gestellt werden, kaum im geringsten Maße gerecht werden. Sie sind demnach

[2] Eine ungarische Übersetzung der Mailáthschen Märchen und Sagen erschien aus der Feder *Franz Kazinczy*'s, herausgegeben von Gabriel Kazinczy in Pest 1864.

[3] Auch diese Sammlung wird im III. B. der Grimmschen K. u. Hm. (3. Aufl. S. 393) erwähnt und einige Märchen derselben werden mit entsprechenden deutschen verglichen. S. dazu meine Ergänzungen in Schr. f. vgl. Lg. u. Ren.-Lit. Neue Folge I. S. 24.

[4] Ein Exemplar dieses, wie es scheint, seltenen Büchleins wurde unlängst vom Budapester Antiquar Ranschburg feilgeboten, ich konnte aber desselben nicht habhaft werden und ersuche hiermit diejenigen, die es zu Gesicht bekommen, mir darüber gefällige Mitteilungen zu machen.

zu wissenschaftlichen Zwecken nur mit der größten Vorsicht zu gebrauchen und müssen, womöglich mit Hilfe besser aufgenommener Varianten der in denselben vertretenen Typen, einer strengen Kontrolle unterzogen werden.

Einen bedeutenden Fortschritt in der Richtung getreuer, den echten Volkston treffender, aber noch immer nicht wissenschaftlich genauer Aufzeichnung wird in der zunächst folgenden Sammlung *Eredeti népmesék. Összegyűjtötte Arany László.* (Originelle Volksmärchen. Gesammelt von Ladislaus Arany.) Pest. G. Heckenast, 1862.

Das Büchlein ist der liebste Freund der glücklichen Kinder, die es heute, bei seiner großen Seltenheit, noch in die Hände bekommen können. Eine neue Auflage wäre auch großen Kindern, die sich am Quickborn gut und treuherzig erzählter Märchen gerne laben, sehr erwünscht. Im ganzen nicht mehr als 33 Stück zählend, enthält dasselbe Proben beinahe aller Abarten des Märchens, die in Ungarn im Schwange sind, und am Schlusse als willkommene Zugabe 54 Rätsel.

Ebenfalls gut, im echten Volkstone erzählt und mit einem leisen Anhauche dialektaler Eigenart der lautlich treuen Wiedergabe sich nähernd, sind die Märchen der folgenden, mehrere Arten der Volkspoesie der Siebenbürger Székler enthaltenden Sammlung: *Vadrózsák, Székely népköltési gyüjtemény. Szerkeszti Kriza János.* I. kötet. Kolozsvárt, 1863. (Heckenröslein. Sammlung der Volkspoesie der Székler. Redigiert von Joh. Kriza. I. Band.[5] Klausenburg.)

Die Märchen, zwanzig an der Zahl, sind auf Seite 395—488 des Werkes zu lesen.

Es ist nicht genug zu bedauern, daß die mit den beiden vorerwähnten ungefähr gleichzeitige Märchensammlung von *Ladislaus Merényi*, die in drei aufeinander folgenden Jahren (1861—1863), in drei Doppelbändchen erschienen ist, die bereits von Grimm anläßlich der Mailáthschen Märchen gerügte Art, mehrere Varianten eines und desselben Motivs zusammenzuschweißen, in ausgedehnter Weise in Anwendung bringt. Diesen Hauptfehler der Merényischen Darstellung hat am trefflichsten Johann Arany, der gewiegteste Kenner ungarischen Volkstums, klargelegt und seiner Kritik beherzigenswerte Winke und Lehren über die Art und Weise, wie folkloristische Aufzeichnungen beschaffen sein müssen, beigefügt.

Die Merényischen Sammlungen enthalten im Ganzen 64 Märchen und außerdem der I. Band der ersten Serie, die den Titel *Eredeti Népmesék* (Originelle Volksmärchen) führt, 93 Volksrätsel. Die zweite Serie ist *Sajóvölgyi Eredeti Népmesék* (Orig. Volksm. aus dem Sajó-Tale), die dritte *Dunamelléki Eredeti Népmesék* (Orig. Volksm. aus dem Donaugelände) überschrieben, ohne den speziellen Charakter der betreffenden Gegenden zu verraten. Trotz ihrer großen Mängel, infolge derer diese Sammlung nur mit sorgfältiger Kritik zu verwerten

[5] Ein II. ist nicht erschienen, aber das Material dazu ist der unten zu erwähnenden neuen Folge des *Népkölt. Gyűjt.* der Kisfaludy-Gesellschaft einverleibt worden.

ist, kann sie doch wegen des reichen und mannigfaltigen Stoffes, der in ihr aufgehäuft vorliegt, nicht gut umgangen werden. (Sie soll in den, auf diese literarische Übersicht folgenden Mitteilungen über die magyarischen Märchentypen unter den Siglen *Me, Ms, Md* berücksichtigt werden.)

Auf ein engeres Gebiet beschränkt und nur sechs Märchen enthaltend, aber wegen der guten Aufzeichnung derselben sehr beachtenswert ist das kleine Heft *Palócz Népköltemények. Összegyüjté és kiadta Pap Gyula.* (Volksdichtungen der Palóczen.[6] Gesammelt und herausgegeben von Julius Pap.) Sárospatak, 1865. Fünf der in demselben enthaltenen Märchen sind auch in der unten anzuführenden englischen Anthologie von Kropf und Jones auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

Die neue Folge des *Népköltési Gyűjtemény* (Sammlung von Volksdichtungen), die unter der Aegide der Kisfaludy-Gesellschaft von *Ladislaus Arany* und *Paul Gyulai* redigiert in drei Bänden vorliegt, enthält in ihrem I. Bande (Pest, 1872, Athenaeum) 17 Märchen und eine Anzahl schöner Sagen, besonders Legenden; die II. Serie (Pest 1872, ebenda), ausschließlich Stücke aus dem Csongráder Komitate enthaltend, zählt 12 Märchen; während im III. Bande, dem der Nachlaß von Johann Kriza nebst anderen Aufzeichnungen aus dem Gebiete der Székler einverleibt ist, außer 13 Märchen noch eine kleine Anzahl Legenden bietet.

Die reichhaltigste Ausbeute an allerlei Arten der Volkspoesie, so auch an Märchen liefert seit ihrem, nunmehr dreißigjährigen Bestande die von Gabriel Szarvas gegründete Zeitschrift *Nyelvőr* (Sprachwart), in deren früheren Jahrgängen eine besonders reiche Fülle folkloristischer Beiträge aufgehäuft ist. Aber auch die neueren Bände bringen noch immer beachtenswerte Varianten zu bereits wiederholt aufgezeichneten Typen, und ab und zu auch einige neue. Die Zahl der in den, seit 1872 bis 1900 vorliegenden 29 Bänden enthaltenen Märchen dürfte nahe an 200 reichen. Neben der großen stofflichen und territorialen Mannigfaltigkeit dieses Märchenschatzes hat derselbe vor den meisten der bisher erwähnten Sammlungen noch den Vorzug, daß die Aufzeichnungen mit wenigen Ausnahmen auch den strengsten wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen und größtenteils nicht nur wort-, sondern auch lautgetreu dem Volksmunde abgelauscht sind. Eben darum ist zu wissenschaftlichen Zwecken in erster Reihe dieser an und für sich imposante Stock magyarischer Volksmärchen in Betracht zu ziehen. Freilich sind die meisten Stücke desselben weit davon entfernt, so zierlich abgerundete und ebenmäßige Kunststücke, wie z.B. die Grimmschen und die in ihren Fußstapfen wandelnden magyarischen Märchen zu bieten. Umso wertvoller sind sie aber in ihrer ursprünglichen, oft fragmentarischen Art für den Forscher der Volksseele und

[6] Im Heveser und Borsoder, zum Teil auch in Nógráder und Gömörer Komitate ansässiger magyarischer Stamm, mit eigentümlicher Aussprache des Ungarischen und auch wegen verschiedener ethnographischer Besonderheiten höchst bemerkenswert.

den Sucher volkstümlicher Varianten, die auch bei den begabtesten Erzählern durch häufige Wiederholungen und Lücken, Risse und Sprünge, mit einem Wort durch den Mangel jener Gefeiltheiten und jenes kunstvollen Ebenmaßes charakterisiert sind, welche nur der absichtsvoll und stilgerecht nachahmenden Darstellung eignen.

Nahe an die auch phonetisch getreue Wiedergabe des ursprünglichen Märchenwortes heranreichend ist *Ludwig Kálmány*'s Darstellungsweise in seinen beiden Sammlungen, deren erste den Titel *Koszorúk az Alföld vad virágaiból* (Kränze aus den Feldblumen des ungarischen Tieflandes) Arad, 1877—8, 2 Bände, — die zweite aber die, ihre Provenienz näher bezeichnende Aufschrift *Szeged népe* (Das Volk von Szeged) führt. Die erste Sammlung enthält 14 Märchen 2 Legenden und 10 Foppmärchen, d. h. nur Märcheneingänge zum Foppen märchensüchtiger naiver Zuhörer, wie sie bei den meisten Völkern, so auch bei den Magyaren im Gefolge des ersten Märchenerzählens als erheiternde Beigabe üblich sind. Viel reichhaltiger ist die zweite Sammlung (I. und II. Arad 1881—2, III. Szeged 1891), in deren I. Bande 25 Märchen und 12 Foppmärchen, im II. ebenfalls 35 Märchen und 10 Foppmärchen, im III. neben 4 eingentlichen Märchen eine Anzahl aetiologischer Sagen und Legenden und am Schlusse noch 10 Foppmärchen enthalten sind.

Mehr als drei Jahrzehnte waren seit der zweiten Stierschen Sammlung verflossen, als im Jahre 1889 die *Londoner Folk-lore Society* den erfreulichen Entschluß faßte, eine reichere Auswahl ungarischer Volksmärchen dem weiten Kreise der englisch Lesenden vorzuführen. Diese erschien unter dem Titel *The Folk-tales of the Magyars, Collected by Kriza, Erdélyi, Pap and others. Translated and edited, with comparative notes, by the Rev.* W. Henry Jones *and* Lewis L. Kropf.

Die 35 Märchen dieses LXXII + 438 gr. 8° Seiten zählenden Bandes sind den im Titel bezeichneten Sammlungen entnommen. Das Wertvollste des Mitgeteilten ist aus Kriza geschöpft, dessen Széklermärchen eines, das letzte ausgenommen, sämtlich übersetzt sind. Das Übrige ist aus Erdélyi's »Népdalok és mondák«, Pap's Palóczen-Märchen und Merényi's dritter Serie, den Märchen des Donaugeländes geschöpft.

Hier die vergleichende Tabelle der englischen Übersetzung und ihrer Quellen:

Kropf u. Jones	I.	Kriza	17.
,,	II.	,,	18.
,,	III.	,,	9.
,,	IV.	,,	16.
,,	V.	,,	12.
,,	VI.	,,	11.
,,	VII.	,,	1.

,,	VIII—XII.	,,	2—6.
,,	XIII.	,,	13.
,,	XIV—XV.	,,	7—8.
,,	XVI.	,,	19.
,,	XVII.	,,	10.
,,	XVIII—XIX.	,,	14—15.
,,	XX—XXII.	ERDÉLYI	I. 1—3.
,,	XXIII—XXIX.	,,	II. 1—7.
,,	XXX.	,,	II. 11.
,,	XXXI—XXXIII.	,,	II. 8—10.
,,	XXXIV.	,,	II. 12.
,,	XXV—XXXVIII.	,,	III. 1—4.
,,	XXXIX.	,,	III. 7.
,,	XL.	,,	III. 11.
,,	XLI.	,,	III. 9.
,,	XLII.	,,	III. 15.
,,	XLIII.	,,	III. 19.
,,	XLIV.	,,	III. 16.
,,	XLV.	,,	III. 8.
,,	XLVI.	,,	III. 17.
,,	XLVII.	,,	III. 6.
,,	XLVIII—LII.	PAP	I—5.
,,	LIII.	MERÉNYI	a.a. 0. II, S. 165.

Der Sammlung geht eine von Jones geschriebene Einleitung voraus, die in knapper Kürze aus den besten Quellen das Wichtigste über die Herkunft, Einwanderung, Landnahme und weiteren Schicksale des magyarischen Volkes mitteilt, ferner die in Märchen und Sagen sich spiegelnden oder im Aberglauben lebenden spärlichen Überreste seiner sogenannten Mythologie zusammenstellt.

Nicht weniger verdienstlich sind die ausführlichen vergleichenden Anmerkungen, die den Märchen auf S. 303—422 folgen, und das sorgfältige Namen- und Sachverzeichnis, das den Band beschließt. In den Anmerkungen sind in erster Reihe die Märchen der mit den Ungarn verwandten finnisch-ugrischen Völker berücksichtigt, aber gelegentlich auch andere Parallelen herbeigezogen, so daß auf dieser Grundlage, wenigstens für die hier vertretenen Märchentypen, der vergleichende Apparat recht leicht auf ein viel weiteres Gebiet ausgedehnt werden kann.

Von weiteren ungarischen Sammlungen sind aus dem Zeitraume zwischen 1890 und 1900 nur noch die beiden Bändchen von JULIUS ISTVÁNFFY und ALEXANDER PINTÉR zu erwähnen, welche beide aus demselben Märchenhorte, dem der Palóczen schöpfen, der bereits in Merényi's zweiter Serie und den sechs Stücken des Papschen Büchleins manch treffliche Variante beigesteuert hatte.

ISTVÁNFFY betitelt sein Büchlein, das 10 Märchen enthält: *Palócz Mesék a Fonóból* (Liptó-Szt. Miklós, 1890), d. h. »Palóczenmärchen aus der Spinnstube". PINTÉR gibt die seinen als Beilage einer nur für Freunde in 50 Exemplaren gedruckten Abhandlung »Über die Volksmärchen« *(A népmesékről. XIII eredeti palócz mesével.* Losoncz 1891) und teilt dieselben in getreu dem Volksmunde nacherzählter Dialektform mit. Auf die einleitende Studie wollen wir unten noch zurückkommen. Die Märchen sind ihrer mundartlichen Aufzeichnung wegen nicht nur für den Folkloristen, sondern vielleicht noch mehr für den Dialektforscher von nicht gewöhnlichem Interesse.

Nun folgen der Zeitreihe nach wieder zwei fremdsprachliche Mitteilungen magyarischer Märchen von sehr ungleichem Werte, die zugleich den einstweiligen Abschluß dieser Übersicht bilden sollen, sofern es sich um selbständig erschienene Sammlungen oder Übersetzungen handelt. Die in Zeitschriften zerstreuten ungarischen Volksmärchen hier aufzuzählen wäre eine Aufgabe, deren Mühe in keinem Verhältnis zu dem Nutzen stehen würde, den der ausländische Folklorist aus einer solchen minutiösen Bibliographie ziehen könnte, da das in den bisher erwähnten und noch zu erwähnenden Bänden aufgehäufte Märchengut zu einer Charakteristik und Typologie vollständig ausreicht. Höchstens wäre noch der in den zwölf (1890—1901) Bänden der *Ethnographia*, der Zeitschrift der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft, ab und zu mitgeteilten Märchen zu gedenken, von denen die meisten, was treue Wiedergabe anbelangt, dem viel reicheren Schatze des *Nyelvőr* an die Seite zu stellen sind. Einiges ist in deutscher Übersetzung auch in den *Ethnographischen Mitteilungen aus Ungarn* (red. und herausgeg. von Anton Herrmann) und dem V., VI. und VII. Jahrgange der *Ungarischen Revue* zu finden.

Die soeben berührten zwei, für Ausländer bestimmten Anthologien sind die französische von MICHAEL KLIMÓ und die deutsche von ELISABET SKLAREK. Die erste ist u. d. T. *Contes et légendes de Hongrie* in der bei Maisonneuve in Paris erscheinenden Folge von folkloristischen Mitteilungen aller Völker der Erde (Les Littératures populaires de toutes les nations. Tome XXXVI.) im J. 1898 gedruckt, und enthält, auf vier Abschnitte verteilt, im I. derselben zumeist Lokalsagen, im II. christliche Legenden, im III. Nationalsagen und nur im IV. 23 eigentliche Volksmärchen. Leider sind aber auch diese nicht immer aus den besten Quellen geschöpft, wie teilweise auch die Stücke des I. und III. Abschnittes nachweisbar literarischen Bearbeitungen entnommen sind.

Viel reichhaltiger und auch besser ausgewählt ist die erst neulich im Verlage der Dieterischen Buchhandlung (Th. Weicher) in Leipzig erschienene Sammlung: *Ungarische Volksmärchen. Ausgewählt und übersetzt von* ELISABET SKLAREK (XXI + 300 S. gr. 8°). Neun Stücke derselben, und zwar 9, 11, 15, 22, 26, 27, 37, 39, 40 sind schon früher in deutscher Übersetzung von G. Heinrich und A. Verbirs im V., VI. und VII. (1885—87) Jahrgange der »Ungarischen Revue" (herausgeg. von G. Heinrich) ans Licht getreten. Diese, sowie der

größere Teil der übrigen sind der Sammlung ARANY-GYULAI's, einiges dem *Nyelvőr* und nur zwei Stücke (Nr. 4 und Nr. 14) den »Ered. népmesék« MERÉNYI's entnommen, von derem minderen Werte die Übersetzerin recht gut belehrt ist, die aber darum ausgewählt wurden, »weil sie interessante Varianten bekannter Märchen sind«. An dieser Rechtfertigung ist insofern nichts auszusetzen, als der bei weitem größere Teil des hier Gebotenen den verhältnismäßig verläßlichsten Aufzeichnungen mit möglichster Treue nacherzählt ist. Außerdem ist dieser Auswahl noch nachzurühmen, daß dieselbe eine glückliche Ergänzung der ebenso trefflichen englischen von Kropf und Jones bildet, deren Stücke die Übersetzerin mit Vorbedacht beiseite ließ.

Nicht wenig erhöht wird der Wert dieser 48 Märchen durch das gediegene *Geleitwort*, das ihnen A. SCHULLERUS, der bekannte und bewährte Forscher auf dem Gebiete siebenbürgisch-sächsischer Volks- und Landeskunde, vorausschickt. Diese ganz vorzügliche Einführung beginnt mit einem knappen Abriß der ungarischen Märchenliteratur, um dann in eine treffende Charakteristik des magyarischen Märchens und eine Analyse der wichtigsten Bestandteile desselben zu übergehen. Hier fußt der Verfasser nur zum geringeren Teile auf den Arbeiten seiner Vorgänger in diesem Gebiete, mit deren Erwähnung ich die gegenwärtige Übersicht abschließen will.

Die erste Abhandlung über die ungarischen Märchen, nach den gar zu kurzen und flüchtigen Bemerkungen GAAL's und MAILÁTH's (in den Einleitungen ihrer deutschen Sammlungen) erschien im J. 1847 aus der Feder EMERICH HENSZLMANN's. Dieselbe war ein Vortrag in der Kisfaludy-Gesellschaft, den der Verfasser gewiß auf Anregung des damals mit der Herausgabe der »Volkslieder und Volkssagen« beschäftigen Johann Erdélyi hielt. Der ziemlich weitschichtige Aufsatz beruht auf dem zu jener Zeit noch recht spärlichen Materiale von 14 ungarischen Märchen, die bis dahin in magyarischer Sprache erschienen waren, ferner auf den in deutscher Sprache aufgezeichneten 19 Stücke der Gaalschen und Mailáthschen Sammlungen. Zur Vergleichung sind slowakische und rumänische Märchen, sowie deutsche herausgezogen. Die ausführliche Besprechung besonders der ersteren verleiht der sonst von der heutigen Folkloristik weit überholten Arbeit Henszlmann's einen gewißen stofflichen Wert, da die slowakischen Märchen RIMAUSKI's nicht vielen Forschern zugänglich sein dürften. Ungleich bekannter sind schon die walachischen Parallelen, auf die H. fortwährend Bezug nimmt, da sie der SCHOTTschen Sammlung (Stuttgart 1845) angehören, deren Einleitung und die in derselben entwickelte Theorie, eine auf die Spitze getriebene Überbietung der Grimmschen, von geradezu verhängnisvoller Wirkung auf die Ansichten Henszlmann's war. Diesen Ansichten entsprechend teilt er die magyarischen Märchen in die Kategorien der 1. symbolischen, 2. charakterisierenden Märchen und 3. der Schwänke. Die *symbolischen* hätten nach ihm sämtlich eine und dieselbe Urform zur Grundlage: den Solarmythus vom Winterschlafe der Natur und ihrer Erweckung im Frühjahr zu neuem Leben.

Bereits viel reicher und mannigfaltiger, auch bei weitem verläßlicher in der Aufzeichnung ist die stoffliche Gundlage, auf welcher 1867 LADISLAUS ARANY denselben Gegenstand, ebenfalls in der Kisfaludy-Gesellschaft behandeln konnte. Sein noch heute sehr dankenswerter und verdienstlicher Aufsatz erschien u. d. T. *Magyar népmeséinkről* (Über unsere ungarischen Volksmärchen) in den Jahrbüchern der genannten Gesellschaft (im IV. Bande, 1870), und enthält manche treffende Bemerkung über den eigentümlichen Charakter des magyarischen Märchenstiles. Die Dreiteilung übernimmt auch A. von seinem Vorgänger, ohne seine Kategorien so schroff voneinander zu scheiden, wie jener, und behält für die erste die Bezeichnung der *symbolischen* Märchen, während er in die zweite die *lehrhaften*, in die dritte aber mit H. die *Schwänke* und Verwandtes einreiht. Lehrreiche Beobachtungen über den Vortrag und das Gewebe unserer Märchen, sowie einige Ansätze zur Vergleichung inden sich auch in den Anmerkungen der ARANY-GYULAIschen Sammlung, ferner in denen der beiden KÁLMÁNYschen. Einige Märchentypen sind auch von mir in verschiedenen Jahrgängen der *Ethnographia* und der *Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn* ausführlicher zergliedert oder mit Parallelen beleuchtet. Eine allgemeine Charakteristik der ungarischen Märchen versuchte ich in dem I. Bande der neuen Folge der *Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissance-Literatur* (1887/8) zu geben. Ebendaselbst im II. Bande (1889) habe ich die Variante eines altdeutschen Schwankes in einem ungarischen Volksmärchen nachgewiesen und mit seiner weltverbreiteten Sippschaft verglichen. Vieles hat zur Vergleichung besonders ungarischer Schwänke der auf diesem Gebiete, wie nur wenige, bewanderte EUGEN BINDER in einheimischen und ausländischen Zeitschriften und selbständigen Abhandlungen beigesteuert.

Den größtenteils ergebnislosen Forschungen nach »mythologischen« Überresten in den magyarischen Märchen und Sagen ist in neuerer Zeit die auf festerer Basis methodisch vorgehende Ermittlung jener literarischen Quellen gefolgt, aus denen ein gut Stück des Märchenschatzes nachweisbar geschöpft ist. Eine, die bisherigen Ergebnisse zusammenfassende Erörterung der sämtlichen hierauf bezüglichen Fragen aber ist noch eine Aufgabe, deren Lösung sich der Verfasser dieser Zeilen bereits vor Jahren gestellt hat, ohne daß er einstweilen über das Zusammentragen des sich nahezu ins Unübersehbare häufenden Stoffes hinauszukommen vermochte.

Was inzwischen noch an Versuchen ähnlicher Art in Programmaufsätzen und sonstigen Beiträgen in Ungarn ans Licht gefördert wurde, das habe ich seinerzeit in verschiedenen Fachzeitschriften besprochen; so die Aufsätze von HEINRICH KŐRÖSI (Egyet. Philol. Közlöny XIV, 130), IGN. SÁRFFY (ebenda XVI. 346), STEFAN HÁRSING (Ethnographia XII, 137) etc.

Diesen wäre noch die bereits erwähnte Einleitung ALEXANDER PINTÉR's zu seinen oben angeführten Palóczenmärchen anzureihen, die indessen kaum zur

Aufhellung des tiefen Dunkels beitragen dürfte, welches über den Ursprung und das Werden des Märchens im allgemeinen, sowie speziell über die ersten Keime des magyarischen Märchens schwebt. Die wissenschaftliche Forschung muß sich eben auch hier auf eine viel bescheidenere Aufgabe beschränken, und kann völlig zufrieden sein, wenn es ihr gelingen wird, die in den schmalen Lichtstreifen historischer Verhältnisse reichenden und auf Wegen literarischer Entwicklung nachweisbaren Wandlungen dieses Märchenhortes zu erklären. Dieser Aufgabe möge nunmehr, nach der ergiebigen Arbeit des Sammelns, das einträchtige Zusammenwirken aller hierzu berufenen Kräfte gewidmet sein.

(Keleti Szemle: 1901: 138—143, 283—289).

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 253—274

ZENTRALASIEN DIE URHEIMAT DER TURKVÖLKER

EIN VORSCHLAG ZUR METHODIK DER TURKISTISCHEN ETHNOLOGIE UND LINGUISTIK

GYÖRGY ALMÁSY

Die heillose Verwirrung, welche in die ethnische Beurteilung der seßhaften Bevölkerung des alten Čagatai-Khanates, das ist also des heutigen geographischen Begriffes der beiden Turkestan, durch die Mißdeutung des Wortes »*Sart*« gebracht wurde, ist endlich, dank der neueren Arbeiten *Ujfalvy*'s, *Lerch*'s, *v. Schwarz*'s u. A., mehr und mehr im Schwinden begriffen, und es herrscht kein Zweifel mehr darüber, daß dieses Wort — wenigstens in der Gegenwart — keine *ethnische* Bedeutung besitzt, sondern nur den *kulturhistorischen* Begriff einer seßhaften, stadt- und dorfbewohnenden und vorwiegend handel- und gewerbetreibenden Bevölkerung zum Ausdruck bringt.

Sprachlich scheiden sich die Sarten in zwei Gruppen: in die Tažiks der Khanate, die einen alten *persischen* Dialekt sprechen, und in die übrigen, *türkisch* sprechenden »Sart«, die sich ihrerseits wieder in verschiedene territorialpolitische oder sogar ethnische Stammesgruppen verteilen.

Das Verbreitungsgebiet der Sarten erstreckt sich über das ständig bewohnbare Oasengebiet des ganzen Turkestan; in der Gegend der Oase Merw beginnend umfaßt es die Khanate, die Länder des zentralen Tiën-Schan und das Tarimbecken, in welchem es seine östliche Grenze an den Nordhängen des Kwen-Lün, in der Umgebung des Lopnor an der Südlehne des Tiën-Schan bei Barkul und Chami findet. Im Westen, von der persischen Grenze bis in's Emirat von Buchara, ist das Tažik-Element gegenüber dem türkischen nahezu gleich entwickelt, wenn nicht sogar teilweise überlegen. In Samarkand beginnt das özbekische Element zu überwiegen, in Taschkent und den benachbarten Ortschaften bilden die persisch sprechenden Tažiks eine verschwindende Minorität, die gegen Osten zu immer mehr abnimmt, so daß jenseits des Tschu schon die Tažiks ebenso, wie in den Städten Kažgariens im Tarimbecken, vollständig fehlen.

Das numerische Übergewicht der türkisch sprechenden Sarten findet einen beredten Ausdruck in der Bezeichnung, welche die russische Bevölkerung Turkestans und ebenso auch die russischen Reisenden regelmäßig für den Čagatai-Dialekt der Städter gebrauchen. Wenn *Przewalskij* am Lopnor Leute

fand, die »посартиски« sprechen und mit denen sich seine Chotaner Leute und sein Taranzi-Dolmetsch aus Kuldscha vortrefflich verständigen konnten, so wird kein Kenner Turkestans aus dem Bericht dieser Tatsache deduzieren, daß jene Leute etwa einen *persischen* Dialekt gesprochen hätten, wie sogar in *Ratzel*'s Völkerkunde zu lesen steht, sondern er wird unter »посартиски« einfach den landesüblichen Čagatai-Dialekt verstehen. Im östlichen Semirjetsch in Wjernyi, Przewalsk, Žarkent usw., kennt man die Tažiks überhaupt nur dem Hörensagen nach oder aus einzelnen Exemplaren reisender Kaufleute aus Taschkent, Samarkand oder Buchara.

Im allgemeinen also kann man die Verbreitung der Tažiks (und mit ihnen die der Galčas, jener schiitischmohammedanischen Perser, die in Darvas, Karategin und am Saryk-kol-Pamir eine halbseßhafte Lebensweise führen) gegen Osten zu auf die nördlichen Hänge der persisch-afganischen Gebirge, beziehungsweise auf den dieselben begleitenden Oasengürtel, und auf den Mittellauf des Syr-Darya beschränken, wobei sie, ihrer seßhaften Lebensweise entsprechend, in die von Nomaden bevölkerte Steppe nur längs der Flußläufe in größerer oder geringerer Zahl vorgedrungen sind.

So mißlich es ist, über Bevölkerungsmengen Innerasiens ziffernmäßige Angaben zu wagen, so glaube ich, daß das Zahlenverhältnis zwischen Tažiks und Turks (im *sprachlichen* Sinne) unter den Sarten durch die Formel 1 : 3 weit mehr zu Gunsten der Ersteren verschoben sein dürfte, als es der Wirklichkeit entspricht.

Was nun die türkisch sprechende Sartenbevölkerung der beiden Turkestan anbelangt, so wird dieselbe bekanntlich allgemeinhin dem Stamme der Özbeken zugezählt, doch trifft dies nur für die Sarten Bucharas und Samarkands vollinhaltlich zu, da schon die Čagatai-Sarten Taschkents sich einfach »Sart« nennen und ihr Özbekentum entschieden in Abrede stellen, weiter östlich aber, in den kleinen Städtchen des Semirjetsch, wie Aulie-Ata, Pišpek, Wjernyi (Alma-ata), Žarkent, Przewalsk (Kara-kol) von Özbeken überhaupt nicht die Rede mehr ist. Hier kennt man, so viel ich wenigstens in Erfahrung bringen konnte, nur mehr den Allgemeinbegriff *Sart*, und unterscheidet nur innerhalb dieses Ramens je nach der lokalen Zugehörigkeit zwischen dem bloßen Sart (dem Taschkenter und Semirjetscher) und dem Kašgarlik *(Khitaidiki kisi)* und *Andižanlik* (für ganz Ferghana !).

Von Natur aus mit einem sehr guten Gehör ausgestattet, fiel mir im Verlaufe meiner neunmonatlichen Reise im Gebiete des Zentralen Tiën-Schan der nicht unbedeutende Unterschied in den Dialekten dieser verschiedenen Sarten auf, und obwohl ich weder Anspruch darauf erheben will, ein geschulter Linguist zu sein, noch leider mich als feinen Kenner der Turk-Dialekte bekennen darf, so halte ich mich doch für berechtigt, das Auffallende dieser dialektischen Verschiedenheiten zu erwähnen und die Aufmerksamkeit berufener Sprachforscher auf dieselben zu lenken.

Mit bucharischen Özbeken kam ich nur wenig in Berührung und kann daher nur die allgemeine Übereinstimmung ihres Dialektes mit dem von Samarkand konstatieren, glaube aber, daß er noch verdorbener, sozusagen noch mehr untürkisch geworden ist, als dieser. Die häufige Verwendung von tažik-, beziehungsweise persischen Wörtern, eine auffallende Vernachlässigung der Vokalharmonie *(düja, beklarbek* usw.), helle Aussprache fast aller Vokale *(batirim)*[1] vor allem das fast vollständige Fehlen der tiefen, gutturalen *å* (engl. *aw*) charakterisieren diesen Dialekt, der auch in Taschkent, so weit es meine Beurteilung erlaubt, im großen ganzen übereinstimmend gesprochen wird. Der Einfluß der großen Medressehs mit ihren Scharen von wissenschaftbeflissenen Mollahs, sowie die relativ hohe Kultur der Städter, die der Literatur weite Verbreitung ermöglicht hat, macht sich in dem feineren Sprachgebrauch der Städte für den bloßen Kenner des einfachen Vulgäridioms noch obendrein unangenehm fühlbar durch die Einmengung klassischer Wörter und Wortfügungen und durch künstlichen und schwer verständlichen Satzbau; — im großen ganzen möchte ich daher den Čagatai-Dialekt der Sarten Bucharas, Samarkands und Taschkents als ein in zweifacher Richtung verdorbenes und seiner primitiven Reinheit entkleidetes Türkisch bezeichnen: einerseits in seinem Organismus korrumpiert durch den unausgesetzten Kontakt mit dem stammesfremden Tažik, andererseits über das Niveau eines aus der Volkskraft entwickelten Dialektes hinausgeschraubt durch die Verkünstelung der literarischen Schule.

In wohltuendem Gegensatze hierzu steht das Idiom der *Andižanlik*, als welche sich mir auch Kaufleute aus Osch und Margelan vorstellten, so daß sich die Bezeichnung so ziemlich mit dem Begriffe »Sart aus Ferghana« zu decken scheint. Gerade diese Ferghana-Leute sollen nun *reine* Özbeken sein, wie denn auch außer den Kipčaks in Ferghanistan noch wirklich *nomadisierende* Turks leben, die sich Özbeken nennen. Ihr Dialekt ist in den großen Zügen — in die Details einzugehen, erlaubte mir weder meine anderen Zwecken gewidmete Zeit, noch, wie ich gern bekennen will, meine ganz und gar nicht ausreichende Vorbildung — auffallend ähnlich dem Türkisch der Kašgarlik und dem der Taranži, mit denen beiden zu verkehren ich reichlich Gelegenheit hatte.

Alle diese drei Dialekte waren für mich mit meinem vulgärosmanischen Wortschatze leicht verständlich, und — was mich besonders Wunder nahm — vulgär-türkische Wörter wurden von den Leuten fast immer verstanden und von meinen kirgisischen Dienern, denen gegenüber ich sie oft genug in Ermangelung des betreffenden Dialektwortes verwenden mußte, stets als »sartische« Wörter akzeptiert. Die Andižanlik, Kašgarlik und Taranži sprechen langsam und gemessen in einfachem, klarem Satzbau, die Vokalharmonie

[1] *a* gleicht ungar. *á*.

wird bei ihnen unvergleichlich strenger eingehalten als bei den Westsarten, und die häufige Verwendung des gutturalen, langgedehnten *å* gibt ihrem Dialekte eine markige Tiefe, die das Ohr wohlgefällig empfindet.

Dem *Laut und Klange* nach nähern sich diese drei Dialekte oder dieser, in seinen großen Zügen von den drei Volksgruppen gemeinschaftlich gesprochene, *eine* Dialekt ungemein dem Idiom der *Kara-Kirgisen*, wobei allerdings sowohl im Wortschatze als auch im Sprachbau so weitgehende Unterschiede vorhanden sind, daß unter den Eingeborenen selbst die Idiome als Sprachen bezeichnet werden, und z. B. nicht jeder Kirgise auch zugleich des Sartischen mächtig ist.

Jedenfalls wird dem bloßen Zuhörer der Unterschied im Klang und in der Redeweise zwischen dem Kaisak und dem Kara-Kirgisen, zwischen dem Samarkander Özbekisch und dem Dialekte der Andižanlik etc. weit größer erscheinen als der zwischen Kašgarlik, Andižanlik, Taranži und Kara-Kirgisisch. Der Eindruck, als ob jene ganz verschiedene Sprachen, diese höchstens leichte Dialekte ein und derselben Sprache wären, wird jedermann sich unwillkürlich aufdrängen.

Ich vermeide es absichtlich, in die Einzelheiten eines Vergleiches der eben genannten Dialekte einzugehen, welcher besser der Tätigkeit berufener Linguisten vorbehalten bleibt. Die Zusammenstellung der rohen äußerlichen Ähnlichkeit zwischen Taranži-, kašgarisch-sartischen und kirgisischen Dialekten allein gestattet mir schon jenes heikle Thema anzuschlagen, welches die ethnische Stellung der türkisch sprechenden Bevölkerung Zentralasiens zum Gegenstande hat.

Mit Recht ist die ausschlaggebende Bedeutung der sprachlichen Einheit von ihrem Herrschersitze geworfen, und ihr Einfluß bei der Beurteilung des Ursprunges und der Rassenabstammung der Völker auf das ihr zukömmliche Maß beschränkt worden. Bekanntlich hat dies auch bei der Beurteilung der Turkvölker Asiens stattgefunden, aber in so weit gehender Weise, daß dabei — ich will gleich Farbe bekennen — meiner Ansicht nach weit über das Ziel hinausgeschossen worden ist.

Die Theorie der *arischen Besiedlung Zentralasiens* diente dieser Beurteilung zum Ausgangspunkte und führte bekanntlich zu dem Resultate, daß wir im türkischen Zentralasien, in den beiden Turkestan, heute fast kein echtes Turkvolk mehr anerkennen.

Der große und gewaltige Stamm der *Turkmen*, die *Kara-kalpaks*, die sämtlichen *Sarten der Khanate* (Özbek) und *Kašgariens*, die *Stämme Ferghanas* mit Ausnahme der Nomaden, endlich die *Taranžis*, gelten entweder als turkisierte Arier oder im äußersten Falle als arisch-türkische Halb-oder Dreiviertelblut. Die *Karakirgisen* betrachten wir als stark mit Mongolen gekreuzt. So erübrigen für Zentralasien nur die *Kazaks* oder *Kaisaks* und die *Tataren* (Nogaj) als mehr oder weniger rein türkisches Element, und merkwürdigerweise die

Dunganen (Düngen) als dem Stamme nach zwar reine, in jeder anderen Beziehung aber vollständig chinesisierte Turks.

Die *arische Hypothese*, wie ich sie kurz bezeichnen will, nahm ihren Ausgangspunkt zweifelsohne aus der vorstehend erwähnten Mißdeutung des Wortes Sart und dessen Identifizierung mit dem Ausdruck Tažik, das heißt persisch, iranisch, arisch . . .

Wenn die Bewohner des Tarimbeckens, besonders die halbsagenhaften *Doloner* (*Dolon* = wilde Waldgegend, čag.), das Fischervolk der *Lop-Leute*, die armseligen Jakjäger des Kwen-Lün und Arka-Tagh, die *Taghlik*, wirklich Tažik sprechen würden, so stünde allerdings die arische Hypothese auf festeren Füßen. Aber sie sprechen eben alle Čagatai-Dialekte, und zwar, wie *Przewalskij* seinerzeit treffend berichtete, »по сартиски«, das heißt den allgemeinen Dialekt der *seßhaften Türken Turkestans*.

Diesen Beweisen gegenüber mußte die bloße Linguistik die Flagge streichen, und die *Anthropologie* trat in ihre Fußstapfen, indem sie aus dem körperlichen Habitus, aus dem *Typus*, unwiderlegliche Schlüsse auf das Ariertum jener Turkstämme ziehen zu können glaubte.

Ich muß offen gestehen, daß ich mich mit dieser Auffassung ebensowenig zu befreunden vermag, wie mit der Methode, welche das erforderliche — man fühlt sich fast veranlaßt zu sagen: das *gewünschte* — Material herbeizuschaffen bestrebt war; — und zwar blieben meine Zweifel nicht nur theoretisch, aus dem Gedankengange des Zoologen und Systematikers entspringende, sondern sie fanden ihre praktische Bestätigung an Ort und Stelle und auf Grund der lebendigen Beobachtung.

Der Begriff der Rasse und im weiteren Sinne der Spezies ist im Buche der organischen Natur ein so heikler, daß man in allen Fragen, bei denen es sich um ein Früher oder Später, um Abstammung oder Erzeugung handelt, gut daran tut, sich der größten Vorsicht zu befleißen. Ganz besonders trifft dies aber bei denjenigen Fragen zu, welche mit den heikelsten Material dieses Faches, mit dem Menschen und dessen Rassen sich beschäftigen. Gerade in dieser Richtung aber scheint mir der Ausgangspunkt der anthropologischen Forschungen kein ganz glücklicher zu sein, wenigstens soweit als die Turkvölker hierbei in Frage kommen, weil der Rahmen, welcher durch die *Blumenbach*'sche Schablone der Menschenrassen hierfür gegeben wurde, bereits an jener beengenden Unlogik zu kränkeln beginnt, welche in der wissenschaftlichen Systematik schon so oft ein älteres System durch die erweiterte Forschung zu einem völlig unhaltbaren gemacht hat. Ohne über den taxonomischen Wert der einzelnen Über-oder Unterordnungen reichten zu wollen, verweise ich nur beispielsweise auf den Begriff der *kaukasischen Rasse* einerseits, und die durch die neuere Forschung immer klarer zu Tag tretende Verwandtschaft der Semiten und Chamiten andererseits.

Zweifellos ist es, daß die naturwissenschaftliche Methode einer systematischen (beziehungsweise taxonomischen) Bewertung des äußeren Habitus, *des Typus* in erster Linie berufen ist, den richtigen Weg zur Klärung der Frage über den Ursprung und die Zusammensetzung der heute lebenden Völkerstämme zu weisen; aber so wenig dabei auf das Hilfsmaterial der Ethnographie und der Linguistik verzichtet werden kann, ebenso wenig darf als Ausgangspunkt der anthropologischen Forschungen eine Systematik gewählt oder beibehalten werden, welche der heutigen Erkenntnis gegenüber kaum mehr anders, als eine rückständige bezeichnet zu werden verdient.

Das ausschließliche und ausschlaggebende Gewicht bei der Beurteilung der Turkstämme wurde bekanntlich auf das Vorwiegen des mongolischen oder doch mongoloiden Typus gelegt; alles was diesen Typ nicht klar zur Schau trägt, wurde für einen »iranischen« oder »arischen« Typus erklärt, und ohne weiteres auf eine solche Abstammung oder doch starke Blutbeimischung von dieser Seite her zurückgeleitet.

Wie sieht es nun eigentlich mit diesem arischen, indogermanischen Typus unter den Turkvölkern Innerasiens aus?

Kazaks und Kirgisen besitzen durchgängig einen mehr oder weniger stark ausgesprochenen, mongoloiden Habitus, obwohl einer der Hauptkriterien desselben, die »weizengelbe Haut«, soweit ich mich zu überzeugen in der Lage war, *durchaus nicht charakteristisch* selbst für diese Stämme ist. Man findet unter denselben häufig eine (an den bekleideten Teilen des Körpers) olivenbräunlich pigmentirte, noch häufiger aber eine einfach weiße Haut, die in nichts von der Hautbekleidung europäischer Arier sich unterscheidet. Die wirklich gelbe Tinktion der Haut, die bei Kalmüken und Dunganen allgemein und in die Augen springend ist, bildet hier also keineswegs die Regel und ist besonders unter den *Frauen* fast als Ausnahme zu bezeichnen.

Die übrigen mongoloiden Charaktere: untersetzte, zur Fettleibigkeit hinneigende Gestalt, schütterer Bartwuchs, vorstehende Backenknochen, wenig proeminente Nase, mandelförmige oder schiefstehende Augen u. dergl. m., treten mehr oder weniger deutlich fast immer auf, im großen Ganzen aber wird der *unbefangene* Beobachter kaum im Stande sein, irgend einen Komplex von umfassenden Merkmalen aufzustellen, welcher als systematisch scharf charakterisierende Diagnose den Typus der beiden Kirgisengruppen umschreiben könnte — außer etwa die merkwürdige *Kürze des Oberschenkels* im Verhältnisse zu den übrigen Körperdimensionen welche allem Anscheine nach eine spezifische Eigenheit gerade nur dieser Reitervölker ist. *Geheimrat Dr. v. Seeland* in Wjernyi, der seit Jahrzehnten eingehende Untersuchungen über die Kirgisen anstellt, hatte die Güte, mir Einblick in sein diesbezügliches Material zu geben. Publikationen über diesen Gegenstand veröffentlichte der verdiente Anthropologe in der *Revue d'Anthropologie*, 1886, »Les Kirghises«, pag. 25 etc., und das umfangreiche Material, welches derselbe gegenwärtig unter der Feder

hat, dürfte den taxonomischen Wert dieser Eigentümlichkeit in unanfechtbarer Weise feststellen.

Diesem »mongoloiden« Typus der Kirgisen stehen die übrigen Turkstämme Innerasiens, die Turkmens, Karakalpaks, West- und Ost-Sarten und Taranžis mit jenem äußeren Habitus gegenüber, der in der Literatur gemeinhin als »kaukasischer«, im engeren Sinne als »arischer« oder »kaukasischer«, im engeren Sinne als »arischer« oder »indogermanischer« bezeichnet wird.

Der *Blumenbach*'sche Begriff der »kaukasischen Rasse« umfaßt so viel und sagt dabei so wenig, daß wir einstweilen von demselben Abstand nehmen und uns auf eine engere Spezialisierung beschränken wollen.

Vor allem möchte ich betonen, daß der »indogermanische«, »arische« oder »iranische« Typus der Zentralasiaten dem Besucher sofort in der prononciertesten Weise als das auffällt, was wir in Mitteleuropa gemeinhin als *»semitischen Typus«* zu bezeichnen pflegen. Armenier, Perser, Turkmens, Sarten, Taranži und Afganen — also Völker ausgesprochen verschiedenen Ursprungs und verschiedener Entwicklung — tragen unverkennbar die gemeinsamen Merkmale dieses ungemein charakteristischen Gesichtsschnittes, der von dem Idealbilde des — sagen wir vorläufig *germanischen* — Habitus ebenso himmelweit verschieden ist, wie von dem echt mongolischen Typus.

Die Theorie des indischen oder hochasiatischen Ursprungs der Arier steht bekanntlich auf schwachen Füßen, und dem von der neueren Forschung unablässig herbeigebrachten Tatsachenmateriale gegenüber wird die Wahrscheinlichkeit ihrer Einwanderung aus dem Norden und Nordosten mehr oder weniger zur Gewißheit.

In interessanter und wirklich einleuchtender Weise hat neuerer Zeit *Much*[1] die Urheimat der Indogermanen in die *baltischen Gebiete* verlegt, ihre Wanderung nach Südosten längs der Küstenlinien Europas und Nordafrikas an Hand archäologischer Funde, besonders der Megalithischen Bauten, bis zum Beginn der mykenischen Periode verfolgend. Wenn die Arbeit *Much*'s auch keinen weiteren Zweck verfolgt als den, eine annehmbare Hypothese aufzustellen, so hat sie diese Aufgabe jedenfalls in so dankenswerter Weise und auf der Grundlage eines so reichen Tatsachenmateriales gelöst, daß sie in ihrer Neuheit den älteren spekulativen Ansichten gegenüber nicht nur als mindestens gleichberechtigt, sondern sogar als durch solide Grundlagen weit gefestigter aufzutreten im Stande ist.

Es ist ein unumstößlicher zoologischer Grundsatz, daß eine taxonomisch differenzierte Form im Zentrum ihres Verbreitungsgebietes am reinsten auftritt und dort am wenigsten variiert. Wenden wir dieses Axiom unter Beibehaltung der *Much*'schen Hypothese auf die taxonomische Differenzierungsform des arisch-germanischen Typus an, so finden wir tatsächlich eine dominierende

[1] Die Urheimat der Indogermanen.

Gruppe, meiner Ansicht nach die einzige Gruppe, die wir als *rein arische* bezeichnen können, etwa in jenen Gebieten vertreten, in denen *Much* die Urheimat der Indoarier sucht. Diese Gruppe, die ich als Stammesgruppe der Arier bezeichnen möchte, gipfelt in zwei nahe verwandten, aber gut differenzierten Typen, nämlich dem *germanischen* einerseits, dem *rein slawischen* andererseits.

Die Einwanderung der Arier in *Iran*, die uns hier allein interessiert, scheint nicht in sehr weite Perioden zurückzureichen, denn die kostbaren Geschichtsquellen des Babylonischen Reiches lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß dieselbe etwa um 1000 v. Chr. sich abspielte. *Tiglatpileser I* (1130—1080) berichtet zuerst von kriegerischen Verwickelungen mit den Medern, und die späteren Quellen aus dem VII. Jahrhundert stellen die Einwanderung der *arischen* Armenier um jene Zeit außer allen Zweifel.

Angenommen nun, daß dieses historisch beglaubigte Auftreten arischer Stämme erst zu einem fortgeschrittenen Stadium der Wanderung derselben stattgefunden, ihre Bewegung aus der nördlichen Urheimat aber zweifelsohne schon weit früher begonnen habe, so bleibt doch jedenfalls die Tatsache zu Kraft bestehen, daß die dem Dunkel einer unbekannten Urzeit entstammenden Völkerscharen auf ihrem Marsche gegen Süden und Südosten zum Teil auf das feste Gefüge des babylonischen Reiches und auf dessen ihnen völlig stammesfremde semitische Bevölkerung, zum Teil aber auch auf jene Völkerschaften stoßen mußten, die ostwärts davon hausten, beziehungsweise nicht Semiten waren.

Wiederum ist es die Geschichte, welche aus den uralten Quellen der babylonischen Kultur schöpfend, uns den Werdegang der arischen Festsetzung und Staatenbildung in Iran und Kleinasien vor Augen führt. Hier entsteht die arisch-armenische Herrschaft, dort das Reich der Meder und Perser, das in rascher Erstarkung schon im Jahre 538 v. Chr. zur Eroberung Babylons und zum Untergang der Semitenherrschaft führt.

Von den nicht semitischen Völkern Mesopotamiens und Irans sei vorderhand abgesehen.

Mit dem Falle Babels verschwinden die semitischen Völker dieses ehemaligen Weltreiches förmlich spurlos vom Schauplatze; Träger der staatlichen und kulturellen Macht sind von nun ab die Perser geworden. Es ist einleuchtend, daß dies nur in *kulturhistorischer* Richtung wirklich der Fall sein konnte, daß aber *ethnisch* von einer Austilgung der semitischen Bevölkersmillionen — und um Millionen muß es sich in dem blühenden, städtereichen Mesopotamien gehandelt haben — nicht die Rede sein kann. Einen Fingerzeig dafür, was aus ihnen geworden sein mag, geben uns die keilschriftlichen Annalen. »Samt ihrer Habe und den Gespannen ihrer Joche nahm ich sie weg und *rechnete sie zu den Völkern meines Landes.*« »Im Ganzen 42 Länder und ihre Fürsten ... hat ... meine Hand erobert; *einerlei Rede ließ ich sie führen*, empfing ihre Geiseln ...« (Annalen Tiglatpileser I.)

Das neuerstandene persische Reich trat mit der Weltmachtstellung auch das kulturelle Erbe seines babylonischen Vorgängers an, und so dürften zweifellos diese im Zeitgeiste gelegenen administrativen Grundsätze auch von seiten der persischen Gewalthaber praktische Anwendung gefunden haben. Die Semiten wurden »zu den Völkern des Landes gerechnet« und sie »einerlei Rede zu führen« gezwungen, was recht leicht war zu einer Zeit, in der das summarische Verfahren in höchster Blüte stand. »Dem Bur-Ramânu, dem Frevler, zog ich die Haut ab und bekleidete mit seiner Haut die Mauer der Stadt Sinabu . . .« (Annalen Assurnássirpal's).

Bei aller administrativer Strammheit aber konnten doch nur Sprache, Sitte und soziale Kultur der assyrisch-babylonischen Semiten hinweggetilgt werden, die organische Differenzierung dieses zähen Stammes, das *»unsterbliche Keimplasma« der Rasse* mit allen seinen spezifischen Besonderheiten blieb erhalten, vermischte sich mit den arischen Einwanderern, und amalgamierte sich allmählich mit diesen zu jenem vorderasiatischen Ariertum, das wir als unzweifelhaft semitisches Halbblut in den Armeniern, Persern usw. der Jetztzeit vor uns haben.[1]

Mit dem historischen Auftreten der Arier in Iran fällt zeitlich nahezu zusammen eine zweite, ebenfalls historisch beglaubigte Völkerbewegung im fernen Osten des asiatischen Kontinents, nämlich die Vorstöße der *Hiung-nu* (Hunnen) unter der Čou-Dynastie, die etwa um das Jahr 1000 v. Chr. beginnen.

Derartige Vorstöße leicht beweglicher nomadischer Steppenvölker, als welche wir die Hiungnus der chinesischen Chroniken ansehen müssen, erklären sich nur entweder durch Übervölkerung ihres eigentlichen Weidegebietes oder durch das Anpressen fremder Wandervölker. Die zeitliche Koinzidenz der Arier-Wanderung im Westen und der Hiung-nu-Vorstöße im Osten ist jedenfalls so auffallend, daß ein kausaler Zusammenhang zwischen diesen Erscheinungen keineswegs kurzer Hand zurückgewiesen werden darf.

Daß die *Hiung-nu* ein *Turkvolk* waren, scheint sich immer mehr und mehr zu bestätigen; ich beschränke mich darauf, bloß auf die in *dieser Zeitschrift* erschienenen Artikel zu verweisen, welche diese Frage berührten. Eine andere Frage aber ist es, welche Völkerschaften im Westen der Hiung-nu gelebt haben mögen, und in welcher Weise der Druck der südwärts wandernden Arier das lockere Gefüge der zentralasiatischen Nomadenvölker so sehr zur Vibration bringen konnte, daß die sich fortpflanzende Welle gegen das kräftig emporblühende chinesische Reich drohend emporzubranden begann.

[1] Es ist interessant, den Typus der Zigeuner — auch der zentralasiatischen Luli's — mit den iranischen Ariern zu vergleichen. Einen bei den Haaren herbeigezogenen »Kaukasischen Typus«, der dann schließlich für alles paßt, was nicht gerade rein mongolisch »gelb« oder aber »schwarz« ist (Hindu's??), kann man allerdings zurecht zimmern, ob derlei aber Anspruch auf naturhistorisch exakte Wissenschaftlichkeit erheben darf, möge dahingestellt bleiben.

Die ersten Nachrichten über das Vordringen der Meder und Perser sind ungemein wag; die Traditionen und die sagenhafte Urgeschichte weisen auf die Berggegend am Südufer des Kaspi als auf das Stammland der Perser hin. Alle diese, sowie die späteren historischen Daten aber stimmen darin überein, daß dem sich ausbreitenden Volke eine *fremde Urbevölkerung* gegenüber stand, die *Divs* (Dämonen), deren Bekämpfung lange Zeitläufte hindurch dauerte. Auch später noch, zur Zeit des gefestigten Perserreiches, muß im Osten eine fremde Bevölkerung von einiger Bedeutung vorhanden gewesen sein, denn schon *Kyros* führte einen Eroberungszug gegen Osten und legte am Syr-Darya die äußerste Grenzfestung *Kyropolis* an der Stelle des heutigen Chožent an, was gewiß nicht der Fall gewesen wäre, wenn jene Gebiete Transkaspiens und Oxaniens wirklich das Stammland der Perser, und daher mit dem eben erst auf den Völkerschauplatz tretenden Stamme genuin bevölkert gewesen wäre.

Im weiteren Verlauf der persischen Geschichte sehen wir stets das oxanische Gebiet als unsicheres Grenzgebiet in fortwährende Kämpfe verwickelt, und Kyropolis ist und bleibt der äußerste östliche Vorposten des Reiches, an dem auch Alexander des Großen Zug im Jahre 329 endigt. Diese und die darauf folgenden Epochen, die besonders im III. bis IV. Jahrhundert n. Chr. in unausgesetzten Kämpfen mit den »Hunnen« (Hephthaliten) gipfeln, erwekken durchaus nicht den Eindruck, als ob es sich um die Verteidigung eines angestammten Vaterlands handle, sondern als ob die mühsame Erhaltung einer anektierten Kolonie, die nur auf den Oasengürtel des Gebirgsfußes beschränkt scheint, gegenüber den Reitervölkern der Steppe ihre Aufgabe bilde. Ist doch selbst das seiner geographischen Lage und Beeinflussung nach wirklich iranisch zu nennende *Marw* kein sicherer, unbestrittener Besitz Persiens, sondern unausgesetzt das Objekt heftiger Angriffe der Nomaden.

Doch nicht von diesen späteren Zeitläuften ist hier die Rede, sondern von der Periode zur Zeit des Vordringens der Arier.

Wer waren diese Divs, diese Ureinwohner, auf welche die arischen Stämme stießen? Als solche finden wir teils nicht arische, aber auch nicht semitische Stämme, wie die *Kossäer*, die der alarodischen Sprachengruppe angehörig sind, teils den Komplex jener Stämme, welche als *Skythen* oder *Salen* in der Bevölkerungsgeschichte Asiens eine ziemlich rätselvolle Rolle spielen.[1] Endlich aber müssen wir noch annehmen, daß auch jenes Volk vorhanden war, dessen Geschichte die erste und älteste uns überlieferte ist, das heißt das Volk der *Sumir* oder doch Zweige dieses einst mächtigen Kulturvolkes.

[1] Die erste, allerdings vorläufig noch in keiner verläßlichen Weise beglaubigte Flutwelle der Arier muß etwa 1500 bis 2000 Jahre früher zur Besiedlung Indiens geführt haben. Die Richtigkeit der sumerischen Hypothese vorausgesetzt, muß diese Wanderung der Arier die Gebiete dieses Volkes gequert oder wenigstens tangiert haben.

Bis in's IV. und in's V. Jahrtausend v. Chr. reichen die Zeugnisse von der sumerischen Kultur zurück, und trotz der vernichtenden Kritik *Halévy*'s ist die »Turanierhypothese« *Lenormant*'s, der eine enge Verwandtschaft mit den Turksprachen zuerst annahm, heute durch die linguistischen Untersuchungen insbesondere *Hommel*'s gefestigter denn je. Kurz präzisiert ist die Bedeutung dieser »Turanierhypothese« durch folgenden Ausspruch *Hommel*'s in *Oncken*'s *Allgemeiner Geschichte in Einzeldarstellungen.*[1]

»Ein Zweig der ältesten Vorfahren der Turkvölker, der sich vielleicht schon vor 5000 v. Chr. Geburt vom gemeinsamen Stamm in Zentralasien abgebogen, zeigen uns die Sumerier in ihrer durch verschiedene Perioden hindurch verfolgbaren Sprache, wie etwa das Türkische in dieser Urzeit ausgesehen; wenngleich manches im Sumerischen erst Neubildung (wie vielleicht die Subjektspraefixe und einiges andere) sein kann (aber nicht sein muß), so ist es für die Linguistik doch auch in solchen Fällen außerordentlich lehrreich zu sehen, für welche neue Reiser aus einem mit dem Primitivtürkischen identischen Stamme hervorzuwachsen die Möglichkeit gegeben war, wie man andererseits nun sieht, daß die Turksprachen ihr starres Gefüge, welches ja übrigens auch die Mongolische noch nicht in dem Maß besitzt, nicht von jeher an sich hatten. Daß die ganze Frage nach der Verwandtschaft der Sumerier »für die geschichtliche Darstellung ohne weitere Bedeutung ist, da ja auch von den supponierten Urzuständen zu den ältesten, historisch gegebenen Verhältnissen jede Brücke fehlt«,[2] muß entschieden bestritten werden, schon vor allem deshalb, weil angesichts der Tatsache, daß einst die Sumerier noch als Turkstamm vom Kaspischen Meere her über die Gebirgspässe nach Babylonien einwanderten, sich so manches in ihren ältesten, bereits in den Anfang der Geschichte fallenden Kulturverhältnissen erklärt, was sonst ganz dunkel und unentwirrt bleibe.«

Wenn man die zuversichtliche Sicherheit *Hommel*'s vielleicht auch nicht ganz teilt, so wird man die in der sumerischen Sprache erhaltenen Anklänge an die heutigen Turkidiome doch nicht einfach ignorieren dürfen. Eine noch größere, noch klarere Analogie zwischen diesen Sprachen, als sie bisher aufgedeckt ist, heute nach etwa 6 bis 7 Jahrtausenden fortgesetzter Entwicklung suchen zu wollen, wäre doch vielleicht etwas zu weit gegangen!

Es sprechen also keine wirklich unumstößlichen Gründe dagegen, die Sumerier als einen gegen Südwesten hin vorgeschobenen Zweig des *Turkstammes der Urzeit* aufzufassen, und unter den linguistischen, ethnographischen etc. Momenten findet diese Annahme vielleicht auch in der Erwägung ihre weitere Unterstützung, daß wir durchaus keinen Grund haben, die Entwicklungsleiter der Völkerrassen in aufsteigender Linie zu spalten und vielzweigig

[1] Geschichte Babyloniens u. Assyriens von Dr. F. *Hommel*, I. p. 252.
[2] So *Eduard Meyer* in seiner »Geschichte des Alterthums«, Bd. I, S. 157.

zu zerstückeln, sondern eher, um der Wahrheit nahezukommen, dieselben zu vereinigen und wenige, aber zentralisierte Ausgangspunkte zu suchen haben dürften.

Freilich klafft im Verlaufe der historischen Begebenheiten eine gähnende Lücke zwischen diesem ersten beglaubigten oder doch ungemein wahrscheinlich erscheinenden Auftreten des sumerischen Zweiges des Turkvolkes, und den späteren, positiven Daten über die Existenz seiner verschiedenen anderen Stämme; — aber die eben erwähnten staatlichen Verhältnisse des Perserreiches gegen die Ostgrenze zu, sowie die von Berosus, Herodot u. a. verzeichneten legendären Kämpfe gegen die Divs und später gegen die Skythen geben doch einige, wenn auch schwache Anhaltspunkte.

Außer Zweifel steht es, daß unter den Stämmen der Skythen sich auch echte Turkstämme befunden haben müssen, und im späteren Verlaufe der geschichtlichen Ereignisse, zur Achämenidenzeit etwa, läßt sich mit einiger Sicherheit feststellen, daß die nördlich vom Schwarzen Meer, am Kaukasus und im Kaspigebiet teils nomadisierenden, teils seßhaft gewordenen Skythen *arischer* (vorwiegend slawischer) Abkunft waren, während östlich davon Stämme — sagen wir der Vorsicht halber *mongoloider* Abstammung — sich herumtrieben. Obschon die naiven Erzählungen der damaligen Geschichtsquellen wenig erquicklich sind, ist die Beschreibung Herodot's z. B. von den *Argippäern* durchsichtig genug, um den Kern eines »mongoloiden« Steppenvolkes deutlich erkennen zu lassen.

Das Auftreten arischer und unzweifelhaft slawischer Völker (Budini) am Kaukasus und im Kaspigebiet in dieser Zeit entspricht vortrefflich der Hypothese von der Ausbreitung des Ariertums aus seiner baltischen Urheimat. *Much* verfolgte, wie erwähnt, seine indogermanischen Völkerschaften auf ihrer Wanderung längst der Nordküste Europas und der Küsten des Mittelmeeres auf den Spuren ihrer stetig steigenden Kultur bis Griechenland und an die Küsten Kleinasiens, andere Wanderwege weisen aber mit mehr oder weniger Deutlichkeit auf die Pässe des Kaukasus und auf die Steppengebiete der Wolga und Transkaspiens hin. Archäologische Forschungen werden die Lücken der geschriebenen Geschichte in dieser Richtung immer mehr und mehr ausfüllen, wo aber diese letztere schon zur Geltung zu kommen beginnt, da finden wir stets schon den Ural im Norden, den Gürtel Oxaniens im Osten und die Abhänge der persisch-afganischen Gebirge im Süden als mehr oder weniger scharfgezogene Grenze zwischen Ariern und Turks. Ich verweise hierbei auf die wichtige Stellung der weit nach Westen vorgeschobenen Argippäer Herodot's und auf die sehr bemerkenswerte stetige Wiederkehr ausgesprochener Turkbezeichnungen an der Ostgrenze des persischen Reiches, auf welche u. a. *Hüsing*[1] unlängst wieder in *dieser* Zeitschrift aufmerksam gemacht hat.

[1] *Die Urbevölkerung Irans*, von *Georg Hüsing*. Keleti Szemle II. 1901, Heft 3. p. 165.

Wenn auch lückenhaft, so doch in einem fortgesetzten Zusammenhang treten uns also im heutigen Turkestan und sogar westlich davon in Mesopotamien Zeugnisse der Existenz von Völkern entgegen, die dem Turkstamme nahestanden, von den Sumeriern angefangen bis zu den Skythen Herodot's. In diese Zeit fällt aber das erwähnte, von den chinesischen Geschichtsquellen beglaubigte Auftreten des Turkvolkes der Hiung-nu im Osten. Liegt es nicht nahe, diese Bewegung auf das Vorpressen der von Norden kommenden Arier zurückzuleiten?

Die *Divs* Berosus' und des Schachname, sofern sie sich nicht unterwarfen und in das Meder- und Perservolk eingeschmolzen wurden, mußten sich ostwärts in die Steppen wenden, um ihre Freiheit zu erhalten, wenigstens berichten die neubabylonischen Geschichtsquellen nichts von namhafteren Vorstößen der verdrängten Völker gegen Westen. Noch mehr mußte dieser Druck sich fühlbar machen, als auch die slawischen und germanischen Skythenstämme gegen die Kaspischen Steppen vorpreßten. Gegen Süden und Südwesten fand die in Bewegung gesetzte Völkerwelle den festen Widerstand des organisierten persischen Reiches, gegen Osten aber stand in den Steppen des Balkasch, der Dschungarei und des Tarymbeckens der Weg offen bis eben wieder zu den Grenzen eines wohlgefügten Kulturstaates, des neuaufgeblühten chinesischen Reiches nämlich.

Kaiser *Ši-Hoang-ti* (246—200 v. Chr.) ordnete bekanntlich die Erbauung der großen Mauer an, und Kaiser *Wuti* (127 v. Chr.) gelang es schließlich, durch energische Maßregeln den Einfällen der Nomaden ein definitives Ende zu bereiten. Nun beginnt das Zurückfluten der zentralasiatischen Stämme gegen Westen, ihre unruhigen Vorstöße gegen Norden und Süden, mit einem Worte jene wenig aufgeklärte Wander- und Kampfperiode im Innern des asiatischen Kontinents, über deren einzelne Phasen wir zwar wenig genug unterrichtet sind, deren Gesamtbild uns aber davon Zeugnis ablegt, daß ihre Träger *Turks* gewesen sind (Hephthaliten im Westen, Jue-tsien, Tu-kiu, Juan-Juan etc. im Osten und Norden), und daß die Verbreitung dieser verschiedenen Turkstämme (bei der gentilen und Stammesverfassung der Nomaden in den zahllosen »Völkernamen« eben so wenig Gewicht beizulegen, als z. B. den zahllosen »Völkern« der Germanen bei Tacitus) sich im großen ganzen in jenen geographischen Grenzen bewegte, welche dem heutigen Zentralasien mit Ausschluß Tibets entspricht, und die meiner Ansicht nach die eigentliche Urheimat des Turkvolkes umschreiben.

Die abflußlosen Beckenlandschaften Innerasiens sind wie wenig andere topographische und klimatologische Bedingungskomplexe dazu geeignet, die sie besiedelnde organische Welt zu beeinflussen und zu differenzieren, und dies umsomehr, als ihre tellurischen und klimatologischen Verhältnisse in der ganzen letzten geologischen Periode kaum nennenswerten Veränderungen unterworfen gewesen sein dürften. Wie denn nun das *Han-hai* sich seine typisch

entwickelte Pflanzenwelt und seine eigene, zweifellos scharf charakterisierte Fauna im Laufe der Jahrtausende herangebildet und erhalten hat, so muß es auch auf die eingesiedelte Menschenrasse seinen differenzierenden Einfluß ausgeübt haben, und tatsächlich finden wir in demselben die in jeder Beziehung durchgebildete Erscheinung des türkischen, tibetanischen und mongolischen Nomaden zur Entwicklung gelangen.

Seit *Blumenbach* ist es Gebrauch, den Mongolen als Urform der asiatischen Stämme aufzufassen, ob mit Recht oder Unrecht, sei hier nicht weiter erörtert. Jedenfalls scheint mir aber, wenn wir die Turks und die heutigen Mongolen als ethnische Einheiten betrachten, das Turkelement die ältere von beiden zu sein. Hierauf verweisen ethnographische Einzelheiten, die Entwicklung der *Sprache*, die bei den Turkvölkern im großen ganzen schon die Anzeichen marastischer Erstarrung zu zeigen beginnt, während sie bei den Mongolen noch biegsam und gleichsam entwicklungsfähiger ist, endlich aber noch die Zeugnisse der Geschichte, welche die Mongolen (im engen Sinne) erst Jahrtausende nach dem Auftreten der Turks in die Erscheinung treten lassen. Dasselbe gilt von den durch die abgeschlossene Lage ihres Landes besonders begünstigten Tibetanern.

In nähere Einzelheiten über diese Sache einzugehen, würde zu weit führen, und so beschränke ich mich darauf, an der Hand des Voranstehenden meine Ansicht dahin zu formulieren, daß die Turkvölker im weiteren Sinne nicht ein Konglomerat von Mischvölkern undefinierbarer Abstammung, sondern im Gegenteil ein autochtoner Zweig der Bevölkerung Zentralasiens sind, der, einer hypothetischen »mongoloiden« (?) Urrasse entsprungen, sich in den Beckenlandschaften des Han-hai und der angrenzenden Steppen seit der grauesten Vorzeit selbständig und einseitig differenziert hat. Die Blütezeit dieses Stammes — von der hohen Kulturentwicklung des abgespalteten Zweiges der Sumerier abgesehen — fiele etwa um das 2. bis 1. Jahrtausend v. Chr., wo das zu Nomaden differenzierte Volk frei die unendlichen Steppenlandschaften durchziehen und den von der Natur gebotenen eigentümlichen Lebensbedingungen durch die Kombination der halbseßhaften[1] und herden-

[1] Eine wirklich *ausschließlich* seßhafte Lebensweise gestattet das Klima Zentralasiens überhaupt nicht. Das Aufblühen eines wirklichen wirtschaftlichen Lebens, das Anwachsen einer zahlreichen und kräftigen Bevölkerung, wie sie zur *Staatenbildung* notwendig ist, ist in Zentralasien kaum anders denkbar, als durch das Zusammenwirken nomadischer und seßhafter Volkselemente, deren Erstere die Steppe nutzbar machen und die Verbindung der Oasenstriche bewerkstelligen, während Letztere Handel und Gewerbe betreiben und die Winternahrung der Nomaden beschaffen. Fauna und Flora des abflußlosen Zentralasiens genügen nicht, um die Nomadenscharen während der Wintermonate zu erhalten, weder durch die Jagd, noch durch intensive Viehzucht. So finden wir denn — im Gegensatz zu den mongolischen Hyperboräern — die Nomaden Zentralasiens seit undenklichen Zeiten auf die von Ackervölkern gelieferte Winternahrung angewiesen, die *Dsamba* der Tibetaner, *Dsarma* der Kara-Kirgizen, *Süzme* und *Öptajt* dieser und der Kazaks etc. — Andererseits würde die Bevölkerung der einzelnen Oasenstriche zweifellos den üblen Folgen absoluter Isolation unterlegen sein, wenn nicht die stammverwandte

wirtschaftlichen Lebensweise entsprechend begegnen konnte. Mit der Bevölkerungszunahme und der zugleich auftretenden Einengung der Grenzen durch begünstigtere, das heißt topographisch zur wohlorganisierten Staatenbildung befähigte Völker (Perser, Chinesen, Slawen) begann der Verfall des Stammes, der seine Kräfte durch immer erneuerte Wanderungen zersplitterte, dabei zwar an räumlichem Besitz (Sibirien) gewann, aber kulturell nicht mehr über das erreichte primitive Niveau *aus Eigenem* vorzuschreiten vermochte.

Ich setzte oben zu der Bezeichnung »mongoloid« ein Fragezeichen, weil ich dieselbe selbst nur formell für eine unglückliche halte, inhaltlich aber geradezu als falsch bezeichnen möchte, da wohl die Mongolen, ebenso wie die Indochinesen, Turks, Tibetaner und Finnen von einer asiatischen Urrasse abstammen, und einen zwar sehr ausgesprochen differenzierten Zweig dieser Völkerfamilie, aber allem Anscheine nach auch *einen der jüngsten* derselben darstellen und daher durch nichts die Annahme gerechtfertigt erscheinen lassen, die erzeugende Urrasse selbst zu vertreten.

Als Zentralheimat möchte ich diesem als »Turkvolk« differenzierten Völkerzweig speziell das Tarimbecken und die Gobi, dann das zentrale Tiën-Schan-Gebiet und die heutige Kirgisensteppe zuweisen, kurz so ziemlich dasselbe Gebiet, welches schon seit geraumer Zeit von den Nachbarvölkern als *Turkestan*, als das Turkland Κατ' ἐξοχήν bezeichnet wird. Der Altai und die südsibirischen Gebiete dürften erst später von den Turks bezogen worden sein, wie auch echte Mongolen später dahin gelangten und auch originär türkische Gebiete (Kuku-nor, Saidam) von solchen überschwemmt wurden.

Nebst vielen anderen Einzelheiten spricht ein allgemeines ethnographisches Moment hierfür, das auch in bezug auf die »Arierhypothese« der zentralasiatischen Urbevölkerung nicht ohne Bedeutung sein dürfte. Sämtliche Quellen stimmen bezüglich der *Arier* darin überein, daß diese *hölzerne Häuser* bauten und ein seßhaftes Hirtenleben unter Gebrauch fester, hölzerner und steinerner Hürden führten. Beides weist auf den Ursprung aus einem *Waldland* hin — Zentralasien aber ist alles andere eher als ein solches, und die spärliche Bewaldung der Kwenlün-Hänge und des Tiän-Schan reicht kaum dazu aus, als Grundlage einer, ich möchte sagen, *silvikolen Kultur* zu dienen. Wenn nun diese Holz- und steinbearbeitende Kultur der Arier gegen ihren zentralasia-

---

Nomadenbevölkerung als vermittelndes, verbindendes Glied den Verkehr über die Steppen hin aufrecht erhalten hätte. Selbst die neueste Zeit beweist wieder die wirtschaftliche Bedeutung der Nomaden, die allein den unkultivierbaren Steppen Werte abringen können. Charakteristisch ist es z. B., daß der Karawanentransport von Eisenwaren aus dem Ural über die Kirgisensteppe bis Turkestan (Taschkent) sich billiger stellt, als jener über die Wolga und die Zentralasiatische Bahn. Zeit gilt den Orientalen nicht, und der Karawanenweg fällt mit den Weidewanderungen der Nomaden zusammen, die so selbst aus der Einöde des Mojun-Kum doppelten Nutzen zu ziehen verstehen: Erhaltung ihres Viehs und Verdienst durch den Transport.

tischen Ursprung spricht, so findet sich im Gegensatze in der primitiven Kultur kein Anzeichen dafür, daß sie ihren Ausgangspunkt aus einem Waldland genommen habe, wie es der Altai unzweifelhaft ist. Der ganze Haushalt der zentralasiatischen Nomaden ist auf möglichste Sparsamkeit im Gebrauche von Holz, Stein und Metall gerichtet, und es ist z. B. kaum wahrscheinlich, daß ein so bis ins Detail vervollkommnetes Wohngebäude, wie das *Üj* oder die Jurte der Turks (in etwas modifizierter Ausführung) der Mongolen, in einem holzreichen Gelände seinen Entwicklungsgang nehmen konnte. Bei der kolossalen Verbreitung dieses buchstäblich zur äußersten Vollkommenheit gebrachten Wohnungstyps (durch ganz Zentralasien) ist es denn auch sehr naheliegend, die elenden Vertreter desselben, wie sie sich bei den degenerierten nördlichen Turkstämmen Sibiriens finden, nicht als primitive Ausgangstypen, sondern als verdorbene, entartete Reste aufzufassen. Bei vielen der sibirischen Turkstämme wissen wir, daß und wann sie aus südlicheren Gegenden in ihre jetzigen Heimstätten verdrängt worden sind. Die völlig anderen und neuen Lebensbedingungen veränderten naturgemäß mit dem Volke selbst auch seine Geräte und Sitten, und wie aus dem adlerfreien Steppennomaden in den kalten Wäldern Sibiriens der ärmliche Jäger und Fischer wurde, so sank die sparsameinfache, aber vollkommene Jurte zu dem, seinem Grundplane nach zwar ähnlichen, aber verlotterten und mehr und mehr auf das stets zur Hand liegende natürliche Material angewiesenen, Rinden- und Astzelt herab.

Daß die Turks Zentralasiens aber auch ein über den Rahmen des bloßen Nomadentums hinausgehende Kultur besessen haben dürften, sei hier nur beiläufig erwähnt. Die Technik des reinen *Lehmbaues* weist auf die lößbedeckten Steppen Asiens zurück; — Perser und Chinesen bauten in Holz und Stein, die ältesten Denkmale Mesopotamiens aber kennen in erster Linie nur eine zu unglaublicher Höhe entwickelte Technik der Rohlehmbehandlung und des Ziegelbaues. Inwieweit dies mit der »turanischen« Abstammung der Sumerer in Beziehung zu bringen ist, will ich dahingestellt sein lassen, doch kennen wir in späteren, geschichtlichen Zeiten Staatenbildungen auf unzweifelhaftem Turkgebiete und gerade in neuesten Forschungen im Bereiche der ehemaligen Städte der Gobi dürfte da manches interessante Detail über das Wesen und insbesondere über die auswärtige Beeinflussung dieser Kultur zu Tage fördern.

Die verschiedenen *neueren* Ereignisse auf dem Länderkomplexe der Turkbevölkerung, die Spaltung und Auswanderung verschiedener Stämme, die Staatenbildungen im Inneren der Urheimat und besonders im Nordwesten derselben, die Wanderwellen, welche dieselbe wiederholt erschütterten, die Überflutung durch die östlichen, stammverwandten und stammesfremden Stämme, wie die Wanderungen der Hunnen, der Mongolen unter Temužin, der Timuriden der Kalmüken, die Kriege des tibetanischen Lamaismus und die rezentesten Kreuz- und Querzüge der Kalmükenstämme, der Dunganen- und Taranži-Flüchtlinge seien nur kurz erwähnt, um die moderne Beeinflussung

des Turkelementes in seiner Heimat in Erinnerung zu rufen.[1] So einschneidend dieselben erscheinen, so wenig vermochten sie die merkwürdige Starrheit der einseitigen Entwicklung des Volkes zu brechen. Welch gründliche Veränderungen sind bloß auf linguistischem Gebiet in Europa seit etwa 1000 Jahren vor sich gegangen! Die Turks haben sich in derselben Zeit fast gar nicht geändert. *Marco Polo*'s Berichte treffen heute noch mit unglaublicher Schärfe zu, und als recht charakteristisch für die sprachliche Starrheit des Turktums möchte ich die Notiz *Pegolotti*'s aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts erwähnen, der den nach Khitai reisenden Kaufleuten auf das angelegentlichste die Erlernung der *kumanischen Sprache* empfiehlt. Der von dem gelehrten Vizepräsidenten unserer Akademie, Grafen *Géza Kuun* edierte *Codex cumanicus* der San Marco-Bibliothek bestätigt auch heute die Stichhaltigkeit dieses Rates. Mit etwas modernisierter Transskription der Lautzeichen versehen, könnte der Codex cumanicus auch heute noch vortrefflich die Dienste einer Čagatai-Grammatik und eines Handlexikons erfüllen, und in mancher Beziehung ist der ur-čagataische Wortschatz in demselben erschöpfender als der des bekannten Abuška!

Auch derlei Zeichen sprechen, wie bereits erwähnt, nicht für ein aufstrebendes, frisch in Bildung begriffenes Volkstum, sondern für die Altersstarre einer isolierten, einseitig differenzierten Entwicklung!

Ich komme damit zu *der Frage der Typen* zurück.

Sind die Turks als solche kein undefinierbares Mischvolk, sondern ein als organische Einheit den lokalen und klimatologischen Einflüssen seines Stammlandes entwachsener, homogener Stamm, so muß auch der *Turktyp* als solcher bestehen oder bestanden haben, und Spuren davon müssen in größerer oder geringerer Reinheit sich noch immer in den heutigen Turkvölkern finden.

Ich glaube, daß die Frage nach dem Vorhandensein eines solchen reinen Turktypes sich bejahend beantworten läßt, und daß auch die jetzige, allerdings immer mehr zunehmende Typuslosigkeit oder, besser gesagt, durch Mischung erzielte Vielseitigkeit der Typen davon ausgehend eine befriedigende Erklärung gestattet.

Der *mongoloide Typ* ist ein sekundärer Zweig, zoologisch ausgedrückt »ein subspezifisch dominierender Typus« der asiatischen Familie,[2] und meiner Ansicht nach nicht derjenige, welcher speziell für die Turkvölker charakteristisch ist.

[1] Hierher zähle ich auch die Beeinflußung des ursprünglichen Turkmenentyps durch den semitisch-arischen Typus der iranischen Perser, die durch Sklaven- und Frauenraub weitgehend gefördert wurde, trotzdem aber relativ unbedeutend ist. Turkmens, Perser und Afghanen haben gemeinsam einen ausgesprochen semitischen Typus, aber jeder Stamm ist so abweichend differenziert, daß eine Verwechslung kaum in 10 von 100 Fällen möglich sein wird.

[1] Ich werte diese Bezeichnungen nur per analogiam, ohne damit etwa den Spezies- oder gar Genus-Charakter der betreffenden Menschenstämme ausdrücken zu wollen.

Vor allem die Tataren des ehemaligen kazanischen Reiches, die heutigen Nogais etc., haben meist keinerlei Spuren dieses als unerläßlich angesehenen mongolischen Typus an sich, und auch den heutigen innerasiatischen Turks (mit Ausnahme der Kirgisen) fehlt derselbe im großen ganzen ebenfalls. Allerdings ist gerade bei den *Kindern* aller dieser Völker ein überraschend übereinstimmender Typus verbreitet, den man, wenn man will, als mongoloid bezeichnen kann, der aber im Verlaufe der Entwicklung des Individuums zu einer durchaus unmongolischen Ausbildung führt. Auf die Einzelheiten dieser Frage hier einzugehen, verbietet mir der Raum, doch glaube ich, daß der taxonomischen Bedeutung der Jugendformen und der weiblichen Typen bei den Menschenrassen ebenso große Wichtigkeit zukommt, als bei der Tierwelt, und daß diese ontogenetische Spiegelung der Stammesgeschichte dort wie hier manchen beherzigenswerten Aufschluß zu erteilen im Stande ist. Ich beschränke mich darauf, zu konstatieren, daß die wimmelnde Jugend der Turkmens, Sarten, Taranži und Tataren (Nogai) untereinander ganz auffallende Ähnlichkeiten in den braunen, frischen, gesund und fröhlich blickenden Gesichtern trägt, daß derselbe Typ etwas modifiziert bei den Kazaks sich findet, bei den Kirgisen selten in der gleichen Reinheit auftritt, sondern entschieden mehr mongolische (im engeren Sinne) Charaktere zeigt, bei den Dunganen endlich und bei den Kalmüken[1] vollständig fehlt.

Die erwähnten Stämme im ausgebildeten Typus, also im erwachsenen Mann, tragen fast durchgängig einen »kaukasischen« Gesichtsschnitt zur Schau, das heißt, sie besitzen entweder ausgesprochen semitische oder sogenannte »assyroide« oder endlich andere *nichtmongolische* Züge, die sich mit keinem der angrenzenden Gesichtstypen vergleichen, geschweige denn verwechseln lassen.

Greifen wir wieder einmal auf die Sumerer zurück ! Durch die zahlreichen Typenköpfe, welche die Ausgrabungen der Assyriologen zu Tage gefördert haben, findet sich der sumerische Typus mit seinem runden Kopf, der gekrümmten Nase und den trotzdem durchaus nicht semitischen, sondern förmlich arisch (vergl. die archaische Periode der griechischen Kunst) anmutenden Zügen gut charakterisiert. Ganz ähnliche Typen findet man aber unter den sozusagen *typuslosen* (weil nicht mongoloiden) Köpfen der asiatischen Turks auch heute,[2] und zwar häufig genug. Ein aus der Zeit *Gudi'a*'s stammender Statuenkopf sumerischen Typus, der in *Hommel*'s öfter erwähnter Geschichte Babyloniens I. pag. 240 abgebildet ist, könnte um so eher als der ungemein

[1] Ich selbst trat nur mit dem mohammedanischen Stamm der halbseßhaften *Sar -Kalmak* bei Przewalslok am Issyk-Kul in häufigere Berührung, die seit dem Untergang des Kalmükenreiches, also etwa seit Beginn des XVIII. Jahrhunderts dort ein zwischen Turks isoliertes Leben führen dürften. Vergl. auch hier die *kulturelle* Bedeutung des Wortes »Sart«.

[2] Vergl. *Futterer* »Durch Asien«. Tafel IV. oben; für Assyroide Typen die Kašgarier Seite 80, 82 und Taf. IV. unten.

häufige Typus eines jungen, nicht mongoloiden Kazak- oder Kirgis-Burschen gelten, als er auch merkwürdigerweise die charakteristische Schaffellmütze, den T e w e t e j oder B ö r k e, in derselben typischen Weise über die Ohren gestülpt trägt wie jene sie heute noch tragen. Die reifere Form dieses Typus, einen Mann von 50 Jahren zeigt *Futterer*'s Tafel II, *oben*, das vermittelnde Glied mit etwas ausgeprägterem mongoloidem Charakter die Darstellung derselben Tafel *unten*, einen 25jährigen Kirgisen aus dem *Altai*.

Mein Reiseziel während meiner Expedition des Jahres 1900 lag auf anderem Gebiete, als auf dem der Anthropologie und Ethnographie, und daher bemühte ich mich auch nicht, den taxonomischen Merkmalen eines präsumierten Turk-Typus nachzuspüren und rassensystematisches Material dieses Inhaltes zusammenzutragen; aber ich lernte unwillkürlich mit Leichtigkeit die Typen der einzelnen Stämme und diese selbst untereinander zu unterscheiden, und gelangte zu der Erkenntnis, daß die Gruppen der *Turkmens*, der *Tažik*, der bucharischen und Samarkander *Özbeken*, der *Taranži* und der *Sarten des Ostens* so scharf charakterisierte Typenkomplexe bilden, daß ein Verwechseln von Vertretern derselben nur in seltenen Fällen unterlaufen dürfte. Eine ebenfalls scharf charakterisierte Gruppe bilden die beiden Kirgisenvölker, doch findet sich unter denselben ein gemeinsamer Mischtypus so häufig, wenigstens im semirjetschischen Tiën-Schan, daß man ohne die Sprache des Betreffenden zu hören, in gewiß 50% der Fälle nicht entscheiden kann, ob man einen Kazak oder einen Kirgisen vor sich habe. Die kašgarischen Sarten, sowie die des Ferghana stehen im Typus den Taranži nahe, ebenso aber einem gutausgebildeten Typus der Kara-Kirgisen,[1] den man unter diesem Volke häufig antrifft.

Selbstverständlich ist mit allen diesen Typen, die in ihrer Klarheit selbst nach kurzem Aufenthalt im Lande jedem nicht eben allzu oberflächlichen Beobachter mit der größten Leichtigkeit geläufig werden müssen, in wirklich *wissenschaftlicher* Beziehung absolut nichts anzufangen, solange wir gezwungen sind, mit dem den Verhältnissen durchaus nicht angepaßten Schema des Mongolentums zu arbeiten, und Alles, was sich nicht in dessen vorausgebildete Rubriken einschachteln läßt, einfach in den Topf des »Völkerchaos« nach Chamberlain'schem Rezept zu werfen.

Ich glaube, daß im Sinne der freilich nur in flüchtigster Kürze mehr angedeuteten als ausgeführten vorstehenden Erwägungen die Hypothese des uralten Bestandes eines speziell differenzierten Turkvolkes nicht ohne jede Berechtigung ist, daß daher eine wirklich ernst zu nehmende Forschung auch wenigstens den Versuch unternehmen müßte, dem Urtyp dieses Volkes in allen seinen heutigen Zweigen nachzuspüren. Dieser Urtyp würde unbedingt die Merkmale einer *weißen* Haut (an den unbekleideten Körperstellen) besitzen, sowie *vorwiegend* in den Gesichtszügen die Linien der sogenannten kaukasi-

[1] *Futterer*, l. c. S. 82—83.

schen Rasse tragen. Die Beeinflussungen der *heutigen* Turkrassen durch fremde Blutbeimischung dürfte in erster Linie *durch Semiten* erfolgt sein, und zwar *in der ältesten Zeit*, da die Turks unmittelbare Nachbaren semitischer Völkerschaften waren, teilweise vielleicht mit solchen in gemeinsamen Staatsverbänden lebten, und endlich manche davon, als sie durch die Wanderungen der Arier aus ihren Ländergebieten verdrängt wurden, sich in ihre Stammesverbände auflösten. Ich rechne hier den selbst bei den Osmanen reichlich auftretenden assyroiden Typus[1] und die ausgesprochen semitischen Typen der heutigen zentralasiatischen Turks mit Ausnahme der Kirgisenvölker. Das zähe Bestehenbleiben der semitischen Rassencharaktere und die Art und Weise ihrer Ausbreitung in Asien (bis an den Hindukusch und nach Kafiristan) längs des Wanderweges der Arier erwähnte ich bereits. Analoge Beispiele von überzeugender Kraft gibt in breiter Behandlung *Chamberlain* (Kulturgeschichte des XIX. Jahrh.) für die Mittelmeergebiete, so daß ich mich hier nur auf einen kurzen neuerlichen Hinweis auf die in der Geschichte einzig dastehende numerische Ausbreitung der Semiten im 2. und 1. Jahrtausend v. chr., und ihr bald darauf erfolgendes völliges Verschwinden als staatliche und soziale Macht beschränken darf.

Die nächst bedeutende, zeitlich aber spätere Blutmischung erfolgte durch den der Abstammung nach verwandten, aber als abgetrennter, jüngerer Zweig der asiatischen Familie speziell entwickelten *mongolischen Stamm* damals zuerst, als die von der Arierwelle ostwärts geschobenen Turks gegen die Chinesen und Mongolen anpreßten. Dieser Zeit entstammen die nordwärts gedrängten, stark mongoliden Stämme Sibiriens, sowie die späteren »Altai-Stämme«. Ist doch der Altai die nördliche, natürliche Grenze jenes einzigen offenen Wanderweges, der als »dsungarische Völkerfalle« aus den abflußlosen Gebieten des Inneren in die weiten Flächen der Kirgisensteppe und der aralo-kaspischen Depression führt! Hier sehen wir die relativ jüngsten, in der Geschichte des Turkvolkes aber auch zugleich unbedeutendsten Stämme auftreten, die *Kian-Kuen* oder *Hakas* der Chinesen, die, gegen Norden in unbekannter Zeit vorgeschoben, seit etwa dem V. Jahrhundert in unmittelbarer Nachbarschaft der Mongolen sitzen; kein Wunder also, daß sie relativ die meisten mongoloiden Rassencharaktere unter allen Turks zeigen.

Die letzte *alte* Blutmischung müßte im Westen zu finden sein, wo teils finnische, teils arische (slawische) Kreuzungen stattfanden. Die zeitlich jüngste Beeinflussung in dieser Richtung dürften die Tataren (slawisch-arischer Zusatz), die Baschkiren und andere Reste der nomadischen Turkscharen aus der Zeit der letzten Westwanderung aufweisen.

[1] Ebenso wie die semitischen Assyrer des babylonischen Reiches in die Perser, mögen die Sumerer in jene aufgenommen worden sein, und auf diese Zeit der beiden semitischen Geschichtsperioden Mesopotamiens möchte ich die semitische Beeinflußung des zentralasiatischen Turks zurückleiten.

Den topographischen Verhältnissen des eigentlichen abfußlosen Zentralasien entsprechend, waren Völkervorstöße in der Richtung von Nord nach Süd und umgekehrt so gut wie ausgeschlossen, ausgenommen nur die schmale und in ihrem tektonischen Aufbau derartige Wanderungen ungemein fördernde Virgation des Tiën-Schan. Tatsächlich bewegen sich alle geschichtlich feststellbaren Wanderzüge der Turks in der Richtung West-Ost und umgekehrt, teils die ziemlich bequemen Übergänge des Kašgargebirges (Terek), teils die breite Pforte der Dsungarei benützend. *Relativ am ruhigsten muß in der Periode dieser Wanderungen der Südrand des Tarimbeckens gewesen sein, wo der breite Gürtel der selbst für Nomaden unbewohnbaren Kwen-lün-Ausläufer den dortigen Völkern eine sichere Rückendeckung bot.*

Sprache, Typen und Sitten des dortigen Turkvolkes zu studieren wäre also eine der wichtigsten Aufgaben zur Klärung der Turkfrage überhaupt.

Längs des Tiën-Schan schoben sich im Laufe der Zeiten die mongoloiden Kirgisen (und Kipčaks) gegen Süden vor, in demselben, sowie auf dem buen retiro vieler bedrohter Völkerschaften, dem *Pamir*, fanden die durch die Invasion der Timuriden vertriebenen *schiitischen Perser* (Galčas) Schutz von den *sunnitischen* Eroberern. Diese Brücke trennt das ethnische Gefüge der ehemals einheitlichen Turks durch ein Gewimmel neuerer oder ethnisch bunt gemischter Stämme, die die Vielweiberei des Islam in anthropologisch-systematischer Beziehung noch wirrer durcheinander gezüchtet hat.

Nicht in diesem Tohu wa bohu sollte die Forschung einsetzen, sondern dort, wo seit historischen Zeiten, das ist seit etwa 3000 Jahren, nur relativ geringe und obendrein verhältnismäßig leicht verfolgbare Volksbewegungen stattfanden. Das Resultat wird ihr nicht ausbleiben, wenn sie dabei in anthropologischer Beziehung mit der alten Schablone bricht und das Material nicht dem System zu Liebe behandelt, sondern aus dem Materiale sich erst das System schafft, und es wird dankenswerter sein als dasjenige, das nicht aus dem zentralen Gebiet der Reinheit, sondern aus den peripheren Zonen bunter Völkermischung gewonnen wurde.

Ein kleines sprachliches Beispiel möge diesen anthropologischen und in seiner gezwungenen Kürze vielleicht allzu schwach fundierten Exkurs — seine Durchführung würde eher dem Rahmen eines Buches als dem eines kurzen Artikels entsprechen — beschließen.

Am Nordabhang des Kwen-lün stößt man auf die in Zentralasien sonst ungebräuchliche Bezeichnung *Tagh* (Berg). Am Arka-Tagh, Altyn-Tagh, Čimen-Tagh lebt und jagt das Bergvölkchen der *Taghlik*, ein Turkvolk, das wohl eines der reinst erhaltenen des Tarimbeckens ist.

Ihre Sprache ist das gebräuchliche Čagatai ganz Innerasiens, ihr Typus derselbe, wie bei den Kašgarliks überhaupt, so berichten wenigsten die Reisenden (Przewalskij, Pjewtzow, Sven Hedin), die ihr Gebiet durchkreuzen.

Wie interessant wäre es nun, den Dialekt dieser Taghliks zu studieren,

welche gerade in ihrem Stammesnamen den Lautwert beibehalten haben, der heute erst weit im Westen von ihnen wieder auftaucht.

Die Umlautung in das Tau der Tiën-Schan-Länder, das bis zum *Kopet-Dag* am Kaspi herrschend bleibt, liegt durchsichtig zu Tage.

Agil nennen die Taghliks und die, wie es scheint, seit Jahrtausenden förmlich vergessenen Nomaden des Keriah- und Chotan-Darya ihre Hürden und Lager, der Karakirgise spricht *agīl*, *a-īl*, *īl*, der Kazak endlich *a-ūl*. Kirgisen, Kazaks, Kipčaks und Özbeken sind späte Eindringlinge aus dem Norden, sind »Altaier«, die der Virgation des Tiën-Schan mit ihren prächtigen Weideplätzen folgend, einen dialektischen Riegel zwischen die alten Turkidiome der beiden turkestanischen Steppen legten. Woher der Doppelvokal *a-u* Eingang in die Turkidiome fand, wage ich nicht zu erörtern, sicher aber ist, daß er den Kašgarliks und Taranžis, zum Teil auch, und besonders wo er nicht vollständig zum Diphtonge geworden ist, wie eben im Worte *Tau*, sogar den Kara-Kirgisen nicht recht mundgerecht zu sein scheint, so daß sie ihn so viel als möglich zu eliminieren trachten, entweder durch die Einschiebung eines *g*, was wohl auf die ältere, eigentliche Stammform hinweisen dürfte, oder durch die Zusammenziehung in ein helles ô (= ungar. ó), die besonders bei den Kara-Kirgisen gang und gebe ist (*Bau* = *bô*, Strick, Band; *Karga-ul* = *Kargôl*, Fasan, etc.).

In kurzen Worten zusammengefaßt, scheint es mir eine lohnende Aufgabe der türkischen Ethnologie und Linguistik zu sein, ihr besonderes Augenmerk der Bevölkerung des Tarimbeckens zuzuwenden. Vieles spricht dafür, daß diese die ältesten Reste des einstigen homogenen Turkvolkes darstellt, jedenfalls ist es aber gerade bei ihr dank der chinesischen Geschichtsquellen am leichtesten, die weitest zurückreichenden Beeinflussungen mit Sicherheit verfolgen und feststellen zu können. Vom Standpunkte einer einwandsfreien Methodik also dürfte die Forschung hier auf älterer, das heißt richtigerer Spur wandeln, als wenn sie unter dem Einflusse anthropologischer — ich will nicht sagen Vorurteile, aber doch recht schwach fundierter — Hypothesen die unzweifelhaften Mischdialekte und Mischtypen der mongolisch-türkisch-finnischen Sprachen- und Völkergrenzen zum genuinen Ausgangspunkt ihrer Arbeiten wählt.

(Keleti Szemle, 1902: 179—207.)

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 275—278

LE RECUEIL PHONOGRAPHIQUE DES CHANSONS POPULAIRES EN HONGRIE

BÉLA VIKÁR

L'action initié dans le but de recueillir les mélodies populaires, si son importance n'égale pas des autres recherches ethnographiques, sert pourtant au plus haut degré les efforts de la science ethnographique. C'est moi qui dans notre société ethnographique, dont j'étais le secrétaire, dirigeais l'attention de ce côté.

Je proposai (en octobre 1896) de faire une revision des collections accomplies et surtout de commencer une recherche systématique pour sauver les mélodies des poésies populaires déjà inconnues. L'idée en fut acceptée avec unanimité et la société me fit l'honneur de me charger de cette affaire. Mais la situation précaire de la société ethnographique ne lui permit pas de ce lancer les dépenses nécessaires. Aussi il y avait peu d'espoir de les obtenir d'autre part. Il fallut chercher un moyen peu coûteux. Il fallut renoncer à l'idée mise en train par le fameux député Charles *Eötvös*, d'envoyer des musiciens diplomés dans le pays, pour y recueillir les mélodies populaires. Il n'y avait pas assez de fonds pour une telle entreprise. Aussi les musiciens ne semblaient pas être des personnages dont on pourrait s'attendre à une réception tout à fait fidèle de la tradition populaire. En tout cas il fallut les instruire du mode de collectionner le folklore. Encore nous manqua le nombre suffisant de tels musiciens. Il s'agissait avant tout que la collection s'accomplit par des personnes versées dans le folklore. Comme la reproduction de l'image des hommes et des choses est plus fidèlement exécutée par la photographie que par la réception individuelle de l'artiste, de même se présentait le phonographe au lieu de la réproduction plus ou moins inexacte par un artiste musicien. De cette manière on pouvait aussi, en servant le but du folklore, se rendre utile à d'autres buts importants, comme la fixation des dialectes linguistiques du pays, les études rythmiques etc. etc. Recueillir mécaniquement le matériel dans le pays et le rapporter intact à la capitale, voilà une tâche que le phonographe pouvait accomplir le mieux.

* Extrait du rapport encore inédit fait devant le Congrès International de Folklore tenu à l'occasion de l'Exposition Universelle à Paris en 1900.

Je commençai moi-même à la fin de l'an 1896 à collectionner dans les plaines immenses de l'Alföld. Bien que je dus vaincre les difficultés du commencement (le poids de 50 kilogrammes de mon apparat, une imitation du système Edison, m'entravait infiniment), puis mon inexpérience de la manipulation, il fut pourtant tout de suite manifeste que le but se pouvait atteindre. Les sons de la récitation, du chant ou de la musique, accueillis par la machine, sinon autrement, on pouvait les écouter à l'aide du tuyau acustique, et les mélodies, on pouvait aussi les mettre sur papier.

En janvier 1897, j'obtins une subvention du Ministre des Cultes et de l'Instruction Publique, de sorte que j'étais de continuer à même le travail sans relâche. J'essayais l'une après l'autres les diverses formes du phonographe, les entraves de la collection furent vaincues. Je fis l'expérience agréable que non seulement le public de la capitale et des grandes villes de la province s'intéressait fort à nos expériments, mais que le peuple aussi manifestait le même vif intérêt.

Le phonographe moins il était connu dans un pays, d'autant plus d'admiration et d'enthousiasme excita-t-il. Tout le monde voulait chanter ou réciter dans la machine, écouter sa propre voix ou celle de ses connaissances, et ce désir servait beaucoup les intérêts de la collection. L'amusement que nous donnions au peuple, il nous en récompensa largement par la communication de ses trésors traditionnels.

Il va sans dire que nous notions aussi les paroles, avant qu'elles durent récitées dans la machine. Le principe cardinal est de recueillir tout et partout. Vue la richesse énorme du matériel de folklore, il ne faut jamais se fier à la mémoire; souvent nous croyons d'entendre des paroles que nous savons par coeur, tandisque le phonographe nous démontre d'une manière indiscutable que les paroles regardées comme familiaires recèlent quantité de choses nouvelles et très-instructives. Les paroles — et si c'est la centième fois que nous entendons le même sujet, — il faut les écouter jusque à la fin dans tous les cas, parce que souvent la fin nous réserve une surprise, nous offre les signes indubitables de la formation d'une nouvelle variante.

Si l'en est ainsi des paroles, la mélodie nous donne encore plus souvent une pareille expérience. Nous n'apercevons pas les différences, ni ce qu'il y a de ressemblant. Je veux servir un exemple tiré de ma collection. J'avais rapporté de la Hongrie septentrionale (Otány, comté Heves) une des ballades populaires les plus fameuses, une mélodie intéressante de la chanson sur la fille qu'on fit danser jusqu'à sa mort. D'après le phonographe, je jouais la mélodie sur mon violon. Ma bonne, qui est du pays de sud-ouest, m'apprit alors qu'elle sait aussi cette chanson. Je la lui fis chanter et voilà que c'était tout une autre mélodie que celle que cette femme avait pris pour la même. Prenez la peine de regarder à l'exposition hongroise la *carte folkloriste* qui vous informera sur la part musicale de ma collection et comparer parmi les mélodies celles signées

de 1 A 2 et 1 A 5. Ma bonne avait senti les deux d'être les mêmes. Moi, je ne pensais du tout à une affinité de ces deux mélodies. Cela se passait au début de mes collections. Je m'en aperçu alors, comme il est important de noter aussi les mélodies de la même poésie, quand nous notons les paroles. Grâce à ce système, nous sommes parvenus, comme c'est démontré sur la carte, de ramasser toutes les variations de nombre de vieilles chansons et de former une idée vague d'un sujet important du folklore, qu'on n'a pas encore recherché: le dialecte de la musique populaire.

Les mélodies inscrits sous la même lettre majuscule (A 1, A 2 etc.) appartiennent aux dialectes principaux qu'on peut diviser en dialectes mineurs signalés par les chiffres arabes près de la lettre majuscule. Comme le dialecte parlé est souvent distribué sur des pays bien éloignés l'un de l'autre, de même les dialectes musicaux. Voici pourquoi sur la carte les endroits où les mélodies furent découvertes sont si dispersés. Mais le terrain fondamental des dialectes se voit portant clairement. Le dialecte musical est si étroitement connexé avec le dialecte parlé qu'on ne peut guère les séparer. Les mélodies ne passent d'un dialecte musical dans l'autre qu'à mesure que les dialectes sont plus ou moins affinés de l'idiome. Entre les dialectes affinés les mélodies s'échangent presque inaltérées, même si les points géographiques soient très éloignés l'un de l'autres. Au contraire, les dialectes musicaux plus différents sont presque des unités fermées quant à la formation des mélodies et les uns transcrivent les mélodies des autres dans leur propre langue musicale comme il en font des récitations parlées. Les phonogrammes nous fournissent nombre d'exemples à cet égard.

Notre collection est placée dans la section ethnographique du Musée National Hongrois et contient à présent déjà plus de cinq cents cylindres phonographiques. Elle s'étend sur tous les parts du royaume et comprend toutes les langues. Elle est toujours aggrandie de manière que le musée — par un décret du Ministre — reçoit les cylindres nouveaux, en payant un prix fix de 10 francs. Les cylindres sont fabriqués à Budapest. Chaque cylindre et fourni d'une feuille d'indication où les paroles dictées ou chantées sont inscrites avec le plus grande exactitude phonétique, de même le lieu d'origine et les noms des personnes qui les ont communiquées. Les cylindres contiennent ordinairement 2—3—4 même de plus de mélodies, surtout quand ce sont des chansons d'une date plus récente.

Les cylindres sont à signés l'extérieur, sur leur carton, de chiffres arabes, les feuilles d'indication sont signées des mêmes chiffres. Les poésies récitées ou chantées ainsi que les mélodies exécutées sont signées de lettres (a, a 1, a 2, b, etc.). Toute pièce classée sous une lettre est munie d'une fiche séparée, indiquant le numéro de tous les cylindres contenant quelque variation de la pièce en question.

La collection se conforma au dialecte des langues et sépare selon possi-

bilité les pièces n'existant plus que dans la tradition des poésies nouvelles. Les mélodies dont le nombre dépasse déjà les deux milles, sont transcrites en feuilles de musique par un expert musicien du Musée, M. Étienne *Kereszty*, et la section ethnographique va les publier dans ses éditions. Quelques échantillons ont déjà parus dans le journal spécial de la Société Ethnographique. Les nouvelles collections sont de temps en temps démontrées dans les assemblées de cette Société et devant d'autres corporations scientifiques, éveillant toujours une grande attention.

L'usage de phonographe, pour les buts de collections folkloristes s'est tout à fait acclimaté. C'est à l'aide du phonographe que M. Jules Sebestyén, le secrétaire actuel de la Société Ethnographique a réuni sa collection d'épopées avitiques; le phonographe a aidé M. le Dr. Joseph Balassa dans es études phonétiques; M. Ignace Kunos, membre de l'académie, a recueilli de cette manière les chansons turques en Hongrie (Ada-Kaleh); l'abbé Maurice Wosinszky a réuni les traditions poétiques des hongrois et allemands (svabes) au sud-est de notre patrie; M. Géza Paur de Kápolna les spécimens de la musique artistique en Hongrie, etc., etc.

Notre collection a aussi éveillé l'attention à l'étranger. Quelques célébrités du monde scientifique d'Allemagne, de Russie, du Finland — Mrs. Henrik Paasonen, professeur à l'Université d'Helsingfors, Hugo Schuchardt (de Graz, Autriche), Guillaume Radloff (St.-Petersbourg) et autres ont visité avec grand soin cette spécialité de notre musée.

La munificence de M. Béla Lukács, commissaire de l'Exposition Hongroise, fournit les moyens nécessaires pour faire voir notre collection à l'exposition hongroise, à fin de pouvoir appeller l'attention à cette modeste inauguration. Si nous avons réussi de vous plaire, nous sommes largement gratifiés de nos efforts continués.

(Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. 1908. 5—8.)

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 279—332

THE SOCIETIES IN HISTORY

Ágost Pulszky

§ 79. The historical application of the theory of societies demands, in the first place, an indication of those several vital interests around which mankind has grouped itself, and towards the realization of which its strength is employed. This, however, would seem to imply the enumeration of all the principal wants and wishes, and of all their possible groupings. These groupings are apparently innumerable, and yet, for theoretical as well as practical purposes, a comprehensive classification, embracing them all, is not so difficult as might appear at first sight. The great mass of human wants and wishes, although continually appearing in new forms and combinations, has in one or another form been immanent in man, ever since the first dawn of history, and remains unchanged in its ultimate elements to the end, through all the phases of civilization. Moreover, human nature itself undergoes a transformation, though only by slow degrees, and in the course of this process new wants arise, or rather pass from an inchorate and dormant state into full consciousness. Hence it becomes obvious that vital interests and fundamental principles of societies must not be understood as meaning merely single and isolated human aims, but that they are in reality connected clusters of interests, differing from each other less in their number and variety than in the mutual proportion of the elements entering into their composition, and owe their peculiar significance and colouring rather to the relative preponderance of one or the other of these elements, than to their positive number, which remains pretty much the same, and increases only gradually as civilization advances. As a consequence, the leading vital interests differ also from each other by reason of the relations in which they stand to the conception and views of the world ripe at a given period. Thus sociology is able to follow psychology in its method. In the division of mental qualities into a few principal groups, science, in spite of their highly composite character, starts from the proposition, that the difference of ideas and emotions observable in different individuals arises relatively but in a slight degree from the difference of external influences and impressions, which are on the average identical or very similar with everybody, but may

be rather traced to the various modes in which they are associated, and to the results arising therefrom. In a like manner the bonds of human community can be resolved into a few groups of a conspicuous character, and their great variety recorded in history may be reduced to a few principal types, by adopting a classification, in which the characteristic peculiarities of the conception of the world current at given periods, and of the various degrees of culture are accepted as a basis for the division, due regard being paid to those modes of activity and of satisfaction of wants, by which the endeavours prevailing during those given periods are principally and immediately engrossed. The sum of interests exhibiting these peculiarities figures thus in every case as a chief and independent aim, while the subordinate and secondary wants and wishes only appear as modifying them more or less. These propositions hold true in spite of the fact that more than a single conception of the world may obtain with a body of individuals attached to some vital interest affording a foundation for a society, and that such a body does not always attain the same level of culture at all times and places. For the measure of man's rule over nature, and the degree of the attendant human consciousness are connected in such a way with the social relations of men and their capacity for organization and discipline, and the mental and moral qualities of men as well as of communities are so inter-dependent, that the influence of uniform motives and modes of activity upon character and upon the ideals ensuing from them, fixes identical limits to the several societies composed of individuals subject to those influences and to the complex currents of ideas which regulate their further development.

In this way the various views of life which may casually start up within all the societies attached to a particular vital interest resemble each other much more closely than those based upon identical theoretical principles, but presenting themselves in societies different in kind. The direction in which any system of civilization advances, is invariably connected with the character of the fundamental interest of the society representative of it; whilst the degree to which culture attains, always corresponds with the degree of the development of the society in which it prevails, and is therefore apt to be developed by means of the fullest maturity of such a society; although in the case of societies of a lower order, their civilization, too, can, under the most favourable circumstances, rise to a but low level. Hence the divergence between the results of human endeavours during different periods of history and with different populations is incomparably greater than that between the pains they have taken and the physical and mental exertions they have made to advance their objects. For success, for the most part, depends not upon the quantity of power employed to ensure it, but rather upon the purposes towards which the endeavours have been directed; that is, upon the importance attributed to those aims in connection with the rest of the interests of human life.

§ 80. Hence, the series of vital interests and spheres of society afford the spectacle of a sequence, in which the conceptions, the conduct and the cooperation of mankind are being adapted to the requirements of those ideals of humanity which figure as its leading aims and correspond with its wants of a progressively higher order. Accordingly, the incipient phases of development acknowledged the mastery of such a vital interest as was capable of being asserted within the most primitive, the most universal, and the narrowest, but yet the most completely intimate, sphere — a vital interest only to be realized in absolute community of life, and such as can only be conceived within the narrow limits of consanguineous ties, and within the confined, but closely-cemented frame of the society of kinship. This is followed by the aims to be realized within the sphere of local contiguity, and which, in addition to the postulates of external security and of conduct conforming to rules of traditional usage, alike consolidated during the predominance of the ties of consanguinity, also require the establishment of conscious and individual division of labour and of a sense of harmonious life; thus calling into existence the tribal and the communal society. Subsequently, the interests involved in the amassing of wealth for consumption, in selfish conquest for plunder, in the indulgence in luxury and in the gratification of the sense of power, become overwhelming, and in the society of conquest seek food for a greed of enjoyment knowing no bounds.

The impossibility of allaying this hunger for unlimited power over others, on the one hand, and the burden of oppression, on the other, give rise, again, to ascetic aspirations; and now the religious interest, striving after other worldly ideals, assumes a concrete form in the structure of the ecclesiastical society. The energy and self-reliance, however, manifesting themselves in the qualities embodied in nationality, which create the national society, find themselves soon cramped in the austere and confined domain of the ecclesiastical society. The empire, again, which the national society, through the agency of science (perfected by independent investigation, and by the free formation and expression of convictions), acquires over nature, seems — whilst producing an instinctive sense of a general harmony of interest — to promise a future satisfying of all the economical demands within a society of a still larger sphere than that of nationality; there seems to be held out the prospect of an era, although distant and uncertain, fondly looming up through the hopes of all times and nations, in which it will become possible to fully realize the moral ideals of mankind in the bosom of a universal society of humanity embracing and assuring the fulfilment of the loftiest of human aims.

§ 81. All these fundamental principles of societies, and the societies clustering around them, become successively, and in turn, dominating; the evidence of history, the highest tribunal of corroboration, thus bearing witness to the inferences of theory. History is a testimony, however, to which systems

of the most opposite character are in the habit of appealing; as a rule, even the boldest and most abstract system of metaphysics gladly accepts, for the purpose of illustration, examples taken from the vicissitudes of mankind. But here, where it is not a question of reasoning based on principles asserted to be independent and standing above experience, but one of inquiry as to whether the propositions deduced from the concrete attributes of human nature do actually correspond with the phenomena disclosed by the entire past of mankind, the comparison of the result of this inquiry with history must be effected in quite another way, and from a different point of view. We are not permitted to proceed arbitrarily, and to explain the facts in the sense of the theory; we must prove beyond a doubt that the theory, in its classifications and principles, does actually correspond with the groups and links of the phenomena; and whenever the two are found to disagree, and history speaks more forcibly and with a clearer voice than the theory, the latter must yield and submit to correction.

True historical proof distinguishes itself from the arbitrary use of historical instances in this, that, whereas, in the latter proceeding, only a few cases tallying with the theory to be supported are taken into consideration, proper historical induction takes in as far as possible the whole range of all the phenomena; brooks no exceptions, and claims to be perfect testimony only if it succeeds in showing that the evidence thus obtained is both in harmony with novel and seemingly inexplicable phenomena, and capable of illustrating them; the phenomena thus elucidated shedding, in their turn, a new and instructive light.

A fundamental difficulty in the way of this sort of corroboration by facts of our present theory is presented by the observation, to the cursory glance, the changes occurring in states are not seen to follow everywhere the changing sequence of the vital interests and of the societies attached to them; may, that in certain states, the societies respectively embraced by them, as well as the fundamental principles forming their common bond, do not admit of being clearly distinguished. In reality, however, there is nothing in the claims of the theory to justify such an objection. For the society of the state is never constructed strictly in conformity with its own principles; the character of its form is always influenced by the reaction experienced from the subordinate societies, and especially from that subordinate society which has preceded the actually dominant society in ruling, and the organization of which has been appropriated by the latter on its becoming dominant. And as, in addition, it undergoes further modifications in its connection with neighbouring dominant societies surrounding it, we can as little expect the society of the state to exhibit in its concrete phenomena merely such agencies as have entered into the reasoning of the theory, as we can, for example — to use a scientific instance — by previous calculations trace the actual orbit in which any heavenly

body moves, though it may be approximately anticipated. There are other causes besides — such as violent conquests, the exhaustion of nations, the contact between cultures of various degrees and tendencies, and their mutual interaction, the perishing of civilizations which are either effete or confined only to a few privileged persons admist an overwhelming mass of savage assailants, and the alternations of the phases of intensive and extensive progress — which make it clear, why the history of one people, or of one polity, cannot simply mirror back the necessary sequence of vital interests and societies.

These considerations help us also to understand why the progress of historical development is liable to be interrupted; why the number of societies which have become stationary at a certain point, and have then perished, is much larger than the number of those which have emerged into a level of a higher order, — especially if we take into account that, throughout all nature, beings of a lower order are uniformly and, in general, greatly in excess of those of a higher, and that, if we consider the mass of living creatures, we find, in the world of organic life, specific development to be only exceptional. They teach us also, finally, why, in the investigation of the chain of the general connection of events, we must trace the facts affording a clue to the correct theory through the whole length and breadth of universal history; passing step by step from country to country, from people to people, and from period to period. Indeed, the higher the order to which the law of causality under investigation belongs, the wider must be the corresponding area of observation.

§ 82. The most primitive period of humanity cannot be the object either of actual experience or of immediate memory; nor can, therefore, its leading vital interest, as well as the organization corresponding with it, be discovered by direct observation. It is true, that isolated fragments of mankind, which seem to be in a perfectly savage state, exist even to this day. Numerous accounts given by classical authors, and by writers of the Middle Ages, are still extant, in which pictures of portions of mankind in a similar savage state, and at times in even a ruder condition, have come down to us. The facts, however, which are thus placed at our disposal are already tinged by the views of the narrator, and were, moreover, obtained under circumstances which preclude the existence of an original condition, as they everywhere relate to periods of contact with more developed societies, and to cases, where this contact has already produced its effect upon the primitive condition. An evidence of this will be found in a deeply rooted theory supported by zealous and respectable advocates, that the condition of savages, as observed in the past and at present, is but the consequence of a relapse from a previous culture, which, although higher, may yet have been primitive. This relapse, although, in some cases not probable, can hardly be denied in others. In any case, however, it warrants no inference running counter either to the general law of

development resting on the authority of biology and psychology, or to the assumption that the original state of mankind was entirely rude. Indeed, we find, amongst all cultured nations, without exception, vestiges of features which are only referable to a savage state, thus proving the latter to have been originally universal and not accidental; for every relapse necessarily leads back to a condition similar to that prevailing previous to the higher development. All mediate, historical, and genetic proofs refer us back, besides, to a lowest possible condition of mankind, as having been everywhere its most primitive state, a state in which there could hardly have been even a trace of intellectual means of intercourse, and of the faculties of the human mind connected with them. The community then established could not, therefore, have been founded on any other ties but such immediate material ones as nature asserts between the sexes by means of sexual instinct, and between succeding generations, in consequence of their mutual dependence upon each other. The ties of consanguinity, therefore, have their direct foundation in the claims of the animal nature of man, but their sphere originally hardly extended beyond the temporary cohabitation of man and woman, and that of mothers and children, whose swelling together was unavoidably of a somewhat longer duration. The inadequacy of isolated human forces, however, in grappling with the agencies of external nature, with the hardships of climate, with wild animals, and with the task of procuring food, as well as the necessity of simultaneously attending to domestic and outdoor labours, and the indispensableness of constant watchfulness and readiness for defence, whilst, at the same time, production, to meet the most primitive needs, had to be attended to, very soon enlarged these mutual relations and rendered them more permanent. The kinship, therefore, was the first society, already historical, consisting of a group of blood relations, in the composition of which only differences of age, such as that between children and adults, and differences of sex, such as that between man and woman, could be distinguished. Instances of this condition have survived to this day, and that it was at one time universal is amply proved by a great mass of collateral evidence. Thus, the society of kinship enters, as an integral element, into the composition of every society of a higher grade; and, therefore, must necessarily have been independent at some previous time. Again, the connection between the various formations of kinship is in itself an indication of the fact that they are derived from one common source; namely, from such institutions as must have owed their existence at some remote period to the exclusively dominant position and state-organization of the society of kindred blood. Finally, the whole sum of the vital interests and capabilities for association developed at a later period, can be traced to those least complex ones which could properly have taken root only in the primitive society of kinship. But the kinship or family here spoken of by no means resembles, in every respect, those which, under the same name, but in

a widely differing signification, form part of the societies of a higher order at later periods; nor do they correspond exclusively with the spheres of those institutions which have survived in history as the most developed and dominant forms of the society of kinship by blood. In the case of cultured nations the tie of consanguinity appears, in fact, merely as the bond of a monogamous or, at most, of a polygamous family; and, from the days of Homer and Plato down to our own, it is the prevailing opinion, that the most primitive orderly organization of human community was the patriarchal, where only one head of the family, the eldest ascendant, ruled over his wives, his progeny, and, occasionally, over younger relatives of lateral branches. But, although it is undeniable that the patriarchal society is the most perfect dominating form which can be developed on the basis of the consanguineous tie, and that most societies of a higher degree can be only formed out of it, yet it is equally certain that the patriarchal society itself is preceded by numerous antecedent stages, which prove its derivation from a considerably more primitive state. To determine with any precision the exact order of these antecedent stages, or to attempt a strict classification of the organizations corresponding with them, seems rather a matter of difficulty; especially if we consider that the forms of primitive social, as well as of primitive individual, organisms are fleeting, indeterminate, and extremely variable. Indeed, as regards the primitive starting-point of humanity, the writers on anthropology themselves disagree; some of them asserting utter promiscuity to be the primitive social condition, whilst others deny its universal applicability to mankind, and set down certain fixed limits appearing in the relation of the sexes amongst the features even of the animal nature of man.

Notwithstanding this, an approximate picture of the sequence of the organization of social spheres founded on consanguinity may be obtained by the light of those general phenomena which establish, that the more fully developed the consanguineous society becomes, the more complex its organism grows. Thus we observe, that the distinctions between the degrees of relationship — founded at first on the fact of birth, and traced through mothers alone, and established only later with reference to the male progenitor, on the strength of his being either the begetter or of his physical superiority — increase in course of time in number, and become more and more rigidly circumscribed. In connection with the nicer distinction between the degrees of relationship, there arose, partly from the practice and from the associations leading up ultimately to *exogamy*, and in part, no doubt, from the results of natural selection, the notion of incest, attended by prohibition of marriage within a progressively widening circle of degrees. The community in women, and necessarily in men also, was gradually confined to narrower limits, until at length it developed among endogamous peoples — that is, among peoples marrying within their own sphere only — into marriages between groups of

brothers and sisters, and of similar clusters of relatives, and, later, into *polyandry;* and, in the case of exogamous populations — that is, such as marry outside their own kinship, class, tribe, or "totem" — into *polygamy*, in the generally accepted sense, and subsequently into *monogamy*.*

Hand in hand with these gradual changes, there can be traced the transition from a condition lacking every vestige of domination and leadership, to one where individuals — who for some reason or other had become conspicuous in the varied vicissitudes of life, the strong, the experienced, the old, and such as were distinguished for mental qualities of an uncommon order — enjoyed privileges founded in part upon tradition, and not requiring for their assertion a renewed effort on the part of the privileged in every fresh case. This, again, was followed by a higher state of things, where the social tasks attending the exercise of power were entrusted to the hands of those alone who were conspicuous for their descent, or for services rendered or anticipated, until gradually, in a widening sphere of kinship, more strictly regulated descent in the families formed the condition of rule, paving the way for the development of the patriarchal system as properly understood.

§ 83. The development of the organism and of the forms of the consanguineous society involves also a transformation of the economical character of the activity of its members, in addition to the modification of their emotions and habits, and to the formation of ideas and morals. The thoroughly precarious mode of life shifting helplessly, in the strict of the word, from one day to the next, and absolutely dependent upon external incidents, is by degrees exchanged for the occupations of fishing and and hunting. To these are added, according to the circumstances, either nomadic pastoral life, with the growing importance of which the former pursuits become morely secondary; or agriculture of the most primitive kind; and both these occupations are attended by the practice of employing prisoners of war as slaves.

Thus we gradually arrive at the notion of a sphere of relations by blood, and of kinship or family, which recognizes also strangers in the subordinate

* Although the facts relating to the practice of *exogamy* are derived from all quarters of the globe, and much evidence corroborating the practice of *endogamy* has been collected and is still continually accruing, no theory has as yet succeeded in explaining all the phenomena of the development of the idea of kinship and of the laws of marriage, especially as to the extremely obscure questions relating to endogamous customs. For example: Have they ever been universal, or were they only restricted to a few populations? Were they not perhaps with these exceptional, and followed only by the aristocratic classes and the ruling dynasty? For it is a noteworthy fact that, in almost all cases of endogamy mentioned by the classical authors, amongst which those of the Egyptian and Persian dynasties are the most remarkable, this practice relates more especially to ruling families and, though it may have been a survival, it evidently points to traditions of relationship traced through female descent, which, the later developed ideas of relationship through males having been superadded, may have led to the desire of assuring legitimacy in accordance with both systems; and this was no doubt, further enhanced by religious myths and the demand for pure blood, derived without a flaw from the original stock of reputed Divine descent.

condition of slavery as members. An agency of dissolution is thus introduced into the consanguineous society, whenever the patriarchal power becomes absolute, and its proper members, as well as the stranger slaves, have consequently sunk to the level of equal subordination as regards their common master. From this follows the possibility of the slaves raising themselves in other respects also to equality with the others, especially if the institution of adoptation, which has meanwhile become developed on religious groundg, has opened the way for admission, under exceptional circumstances, of strangers amongst the proper members of the society. Nor must it be forgotten that the formation of religious notions undeniably runs parallel with that of more complex social spheres. Man saw reflected in external nature, and in those of its manifestations which exert their influence upon him, but which yet lie outside his own spiritual self-consciousness, his own passions, experiences, expectations, and power. At first he looked upon such external objects and occurrences as his own counterparts and equals, as liable to be subjected; later, he conceived them to be more powerful than himself, yet, owing to the possibility of appearing or subduing them by mysteries and conjuration, capable of being employed in the furtherance of his own purposes. Subsequently, when the sphere of the social tie had somewhat expanded, man viewed familiar places and phenomena in the same light as he did his belongings, and invested all these phenomena surpassing his individual strength with a divine character, the attributes of which he simply formed by the exaggeration of human ones. The auspicious divinities connected with his own social sphere, and protecting it, he placed into opposition to the hostile and strange divinities; for, in his. worldly relations also, he conceived everything which was strange, and which lay outside the narrow sphere of his own ties, as at once dangerous and hostile.

The social and religious relations and ties are always, therefore, of an entirely kindred nature. The respect paid to terrestrial sovereigns and to divinities, and the services rendered to them, are of a like nature, differing, at most, in this, that the divinity claims indiscriminately the services of all the members of the society, but can be approached only by those belonging to a privileged class, whose mediation must be obtained by those of a lower class when they wish to conciliate superhuman powers; while human rulers acknowledge limits to their own authority as members of privileged classes, but are accessible to all. On this account the exercise of religious power, and an exalted, often a leading, position in the hierarchy of a society are always intimately connected. Thous religious agencies, in addition to the influence of unconscious adaptation, contribute to create that habit of obedience, and that discipline with regard to matters of tradition, which formed the great moral result of the consanguineous society, and by the influence of which the selfishness of savage nature in man was first checked; thus affording an indispensable condition

of all further progress; although it cannot be denied that the same influence also contributed to the formation of obstinate conservativism and headstrong clinging to the accustomed state of things. The development of self-restraint depends after all upon the possibility of external discipline, and the former is, in its turn, an indispensable element of all capacity for broader organization. The rooted traditions, the ceremonies and conventionalities, in which the results of primitive discipline were embodied, contain the embryo germ from which morals and the notion of normal and proper conduct have in process of time sprung.

With the growth of these there becomes awakened a sense of comparative security, and the taste for a peaceable mode of life within the society. Man now learns to trust in the members of his kinship, and counts upon the benefit of mutual defence, in exchange for the trouble and sacrifices required of him in common with the others, of the necessity of which, as against neighbouring stranger — and therefore hostile — societies he himself is convinced. Every contact with the latter must, as a matter of course, have been of a warlike character; for these hostilities arise not alone from the necessities of constant defence, but are also prompted by the advantage anticipated from offensive warfare, the object of which is to seize the property of the stranger and to exterminate the neighbouring societies. During these ceaseless struggles, blind obedience to superiors, discipline, and observance of tradition become more and more firmly rooted. The first manifestations of a rising public spirit will have ripened into the attachement the members feel for their society.

§ 84. These very circumstances, however, caused the consanguineous society to expand into the tribal society. The conflict never could have been confined to a single enemy; it must have raged between many simultaneously. The inevitable result was, sooner or later, that the surviving members of several groups of kinship, which had either been vanquished and partly destroyed, or disintegrated, made common cause against a common enemy, in spite of the fact, that no actual ties of kinship had really existed between them, although a supposition of consanguinity of some kind, resting entirely upon imagination, was sure to follow shortly their union and co-operation. It happens, also, that several weaker groups unite against a common enemy superior to them in strength, or that, for the purpose of defence or attack, a group will try to draw additional strength from its own slaves, and with a view to securing richer booty, eventually confer upon them equal rights with its members, and receive them into its sphere.

The society of kinship, in which the blood has thus become mixed, in consequence of the stages of development above indicated, may, however, under favourable circumstances, expand by natural increase to such an extent, that the common conviction that its bond of union was formed by consanguinity rests upon mythical traditions rather upon actual memories. Henceforth,

the society ceases to be one founded exclusively on the tie of consanguinity, that of local contiguity taking the place of the former tie. The society itself is thus no longer one of kinship, but a tribal society. Yet the smaller spheres of consanguinity — to wit, families, houses, clans, and in general such groups of kinship as bear a more compact and exclusive character — still occupy a place within it, and for a long time to come continue to figure as elements in themselves, independent of the new enlarged society.

The sphere of interest of local contiguity presents itself accordingly as the natural development of the sphere of consanguineous interest, and differs from the latter, at first, not so much as to its internal contents, as on account of the modified conceptions concerning the new tie of the society, which, in point of fact, gives rise later to a change in its actual contents also. Men, after experiencing that groups of different origin may unite and co-operate — nay, that, owing to natural selection, populations happily blended apparently developed more vigorously than those of absolutely pure blood — no longer looked upon a common origin as the exclusive and main bond of society. In spite of the fact that their ideas were still in many respects interwoven with the customs of their particular sphere, and that the more intimate ties, especially religious sentiments, were still asserted with reference to the sphere of consanguinity, men founded their basis of community in acknowledging, amidst the same local circumstances, identical customs and traditions, in combined economical activity, and in taking, with united strength, measures against common enemies. The more permanently they have settled down, and the dimmer the memories of the kinship of the consanguineous society, consequent upon the new direction of activity corresponding with the new needs of life, become, the more surely do their conceptions thus become altered. If, therefore, the tribal society presents itself in its beginnings as a group of families, among which, instead of the actual original kinship of blood, merely its tradition has survived, this tradition likewise gradually ceases, public opinion being swayed by the knowledge that elements not consanguineous have been actually fused into a single group, and thus the recognition of the interest of local contiguity obtains by degrees even with half-robing populations, whilst amongst people permanently settled it leads to the formation of the communal society.

Notwithstanding the fact, however, that the society founded upon local contiguity is never the simple expansion of the consanguineous society, and that it never arises merely from the natural increase of a single sphere of kinship, but is always the result of the dissolution and amalgamation of several different consanguineous societies, every such society shows itself, not isolated, but in the company of other societies resembling it. Its connection with such similar societies is loose and undefined, but is, nevertheless, of a permanent nature, although never assuming a strict and formal character, and manifests

itself, for the most part, only in a certain dim sense of community, and, at certain times, in common religious notions and rites.

This wider sphere always embraces an ethnic race, which is characterized by certain natural features common to all its members; such are, a common language displaying merely divergencies of dialect, kindred shades of conceptions springing from language, myths and religious views of a fundamentally common character, as well as a similarity in manners and institutions. Hence, only such an explanation will properly account for the transformation of consanguineous societies into societies of local contiguity, as is also able to state the causes of the phenomenon of the formation of ethnical races, and of explaining why it is that these races in themselves never develop into independent societies, but only into such spheres of local contiguity, as constitute their several parts. However, if the agencies at work in the consanguineous society, as well as the reasons of its dissolution are taken into account, these phenomena, which seem so perplexing, appear simple enough.

During the process of the enlargement and amalgamation of the consanguineous societies, that sphere of kinship which, in the new tribe, proves to be its strongest element, always assimilates the rest to itself, and, in like manner, amongst neighbouring tribes founded upon the supposition and tradition of the ties of the consanguineous society — though not upon its fact — the more tenacious will, under the pressure of common external circumstances, leaven the rest into a resemblance with itself. Especially will this be the case if, in proximity to each other, they are subjected to the vicissitudes of a wandering life, extending over a longer period of time, and to the influence of one tribe surpassing all the rest in numbers, strength and ability, without, however, being able to transfuse them into one common sphere. For, at this early period of humanity, the effect of spiritual agencies and the uniformly modifying force of identical external circumstances far exceed the capability for organization. The tie of consanguinity could no longer serve as a sufficient centre for the societies claiming more extended formations. Local interests could only serve as a direct bond within certain narrow limits, and, consequently, although the natural elements of community asserted themselves over a larger sphere, they were not as yet sufficient to produce the forms of those compact societies which, at a more advanced period only, arise on the basis of nationality. They presented to view merely a cluster of smaller societies — akin to each other and resembling each other in many respects, yet varying in form from that of the patriarchal to the most developed forms of communal society — which from time to time may have been prompted to friendly intercourse by a kindred tongue, religious belief and kindred conceptions, or may have been exceptionally forced, especially against foreign elements, into shortlived alliances, but amongst which, in other respects, a regular state of war — a natural consequence of their situation as neighbouring socie-

ties — was kept up; a condition which, on a lower level of civilization, generally assumes the character of fierce and internecine struggles.

§ 85. The formation of the societies of local contiguity, as well as the interest forming their common bond, point to their origin as developments from the higher order of forms of the consanguineous society.

The patriarchal society bears a distinctly monarchical character; the chief of the tribal society is, it is true, less absolute, but still exercises monarchical power, and owes his position to descent, although descent must be coupled in this instance with talents for leadership. This power, however, declines in proportion as the consciousness of the interests of local contiguity increases, and as the members of the society also claim — to the extent in which their actual cooperation in the accomplishment of the social tasks and their inventiveness and advice amidst the adventures of the roving life and conflicts are required — the right of having a voice in the determination of enterprises which interest them and which can be carried out with their assistance alone. And whenever it happens that, owing to the increase of the members of a tribe, the more daring and energetic enter upon distant ventures — the tribe thus sending forth swarms independently seeking booty in new countries, where they often find a more comfortable life and where they sometimes form into independent tribes — in such cases, even if the chiefs still continue to be exclusively of princely blood, the aristocracy formed out of their followers claims a share in power and in the fruits of the labour of the conquered population, which later forms the mass of the people.

This is the origin of the societies of the Heroic Ages with which we everywhere meet at the dawn of history, and where the three ever-present elements of all societies, the monarchical, aristocratical, and democratic elements, again figure in their separate spheres. The chief becomes prince and, later, king, but in this case it is indispensable that his descent by pure blood — often traced by tradition to the Divinity itself — should connect him with some head of the antecedent consanguineous society. The aristocracy, too, is proud of its descent, but its memories and purity cannot be traced back beyond that conquest or colonization, when personal distinction took, in great measure, the place of birth. The people, the remnants of those who had been subjected, but who, owing to their large numbers, are allowed to live in a condition superior to that of slavery, often preserve in their customs and manners traces of a distinct antecedent tribal society and even of one of kinship, which had been their original sphere. The king figures as the mediator of Divine Power and as the mouthpiece of Divine Will; the subordinate chiefs and nobles, the descendants, for the most part, of the former heads of families, have an important share and often a decisive voice in the councils. The people also obtain some degree of influence, whenever the upper classes need their co-operation in the struggles against stranger-societies, but this influence manifests itself

as yet chiefly in popular assent or dissent of the armed masses; below these, again, we find the multitude of those, who are still wholly or half-enslaved and are not recognized as capable of bearing arms. The outlines of the mixed form of government show themselves here for the first time, and become more sharply defined and more distinct, in proportion as the tribes settle down more permanently, and, by extending the pursuit of agriculture, develop into a separate people.

§ 86. The societies of local contiguity assume forms of a much higher order, whenever, in the course of their progressive development, they add foreign intercourse and commerce to agriculture. Some tribes haunt the water-courses of the larger rivers, and seize upon the control of the commerce which a wider sphere of wants and an increasing demand for luxuries has produced. The desire of advantageously disposing of the goods piracy has hoarded up along the sea coast, prompts to a resort to the safer and steadier methods of commerce. At points naturally suited for centres of communication, and which also usually mark the boundary lines of several tribes or distinct populations, there arise, under the protection of religious sanction, works, the seeds of future city-communities, the inhabitants of which are of a mixed character, and bound together merely and exclusively by the interest of local contiguity. The organism of such presents in its beginnings the characteristics of the king-ship of the Heroic Ages, and fictions, as well as a growing mythical tradition, soon supply their several groups of lower rank with the lacking tie of con-sanguinity. Peaceful intercourse abroad and treaties with foreign peoples, sanctioned by the solemn rites of religion, soon obtain an equal significance with the ventures of war, and thus the conscious promotion of interests of an economical character becomes one of the vital tasks of the society.

The ties inherited from the consanguineous society now grow daily less important. The first victim of this transformation was the monarchy, resting on patriarchal tradition, which was soon supplanted by the rule of the nobles, that is, of the heads of the subordinate spheres of the society formed after the models of the societies of kinship. The divisions of family and kinship lose their proper meaning within the communal society itself; for in the com-plex and agitated intercourse of life, especially in regard to the social tasks and the state of the public law, the ties of consanguinity cease to be of lead-ing importance, and their place is taken by the territorial groupings of the members of the communal state, based on local considerations alone, which groupings, although they at first run parallel with the divisions of kinship, finally expel the latter from every domain, and, in the end, from the domain of religion also. Consequently, the privileges of the aristocracy dwindle down, the barriers separating it from the people crumble one after into dust, and the equality of the freeborn citizen in the eye of the law gains more and more ground, until, at length, democracy obtained the upper hand in the most

powerful municipal states. The struggle next ensuing between the democracy and the aristocracy is not merely a consequence of democratic principles and aims, but presents itself as the decisive moment of the final victory of the interest of local contiguity over the traditions of the society of kinship, which have still survived in the aristocracy.

The democracy of antiquity consisted of but an inconsiderable portion of the inhabitants, in comparison with the entire mass of the population and with the number of strangers, freedmen, and slaves; but by degrees the rights of citizenship came to be obtained upon easier terms, and neither descent nor wealth, hitherto always connected with them, any longer constituted the conditions of complete social membership and influence, which now became, more and more, strictly the reward of individual energy and individual services.

§ 87. Hence, the notions of political liberty and equality, and the formation of institutions embodying them, originate at first in communal states. There is no trace of the formation of higher ideas in consanguineous societies, and even individual consciousness does not appear well defined there. The inferior members of the society were completely subordinated to the heads of families, and these, in their turn, were the slaves of superstitions entertained with regard to supernatural forces and to the divinity, and the slaves of custom and tradition; and along with the consciousness of the community of the society there existed as yet no independent consciousness of personality, but merely a vague sense of individual separateness. In the tribal society, on the contrary, the feeling of the value of the individual strengthened with the nobles, and assumed inordinate proportions with those who embarked in martial adventures. Yet the boundless self-reliance and passionate feeling of independence, which are the characteristics of barbarians living in tribes or entering upon distant enterprises, are not qualities befitting the circumstances of permanent societies. These rude qualities were softened down, however, by pursuits, to some extent peaceful, which attached the members of the society to fixed spots. So, in the case of tribes, with whom the pursuit of agriculture predominated; whereas, in the communal societies, they were tempered by attachment to the native soil and the institutions to the growth of which man had himself contributed, and by that ready subordination founded on the firmly established public morals, the memories of the glories of the past, and the hopes of welfare connected with the future of the community. Hence patriotism, this highly spiritualized embodiment of public sentiment and of ready self-sacrifice, which is much more absolute and general in its nature than attachment to family or kinship. Hence arose the conception of the social order, as the result — not of rigid natural relations or of Divine commands — but of conscious human contrivances; and hand in hand with this conception go the ideas of individual rights and liberty, which show themselves

capable of spreading and of being equally shared in by the citizens, especially those rights of liberty, under which the individual claims his share in the management of every affair, but which, in their turn, require the unconditional subordination of every individual to the public will. No matter therefore to what extent the consciousness of individuality in the communal state develops, the state itself,, and the will and power of the community, form absolutely and in every respect its impassable barriers.

There is, however, another idea connected with the conception of order — that of harmonious beauty satisfying the spiritual sense. Accordingly, the ideal of the aims in communal societies was always conceived of as ordered harmony, evenly proportioned and balanced in all its parts, upon which the perfection of individual life as well as the beauty of the products of human industry are dependent; whilst the state again presented itself as an artificial structure, the organ for satisfying conscious human wants, and as capable of being constructed and perfected.

In the communal state, consequently, independent science, art, and statesmanship first develop. Here civilization was first able to attain a higher level, and to advance towards aims self-consciously marked out-aims perfectly identical and equally prominent with regard both to the entire community and to its individual citizens. For, owing to the inconsiderable number of subordinate societies, the individual citizen and the state stood much nearer to each other, and their common bond of interest seemed much more conspicuous, than is the sace in states of later periods. This gave rise to that homogeneity in the internal life of the communal state and its culture, which frequently, and to such a great degree, surprises the observer accustomed to the complex phenomena of modern societies, and which manifests itself in the importance the communal society, from considerations of state, attributes to the tendency and means of education. And this holds equally good of every communal society, whether it endeavour to realize the idea of harmony in the consolidation of order and in the regularity and precision of the external modes of life, or in the cultivation, perfectly harmonious in every direction, of the individual faculties and dispositions. In any case, however, the facts, that the organism and spirit of the communal state so far resembled the individuality of its citizens, that the state appeared to be but an enlarged picture of the individual, that the interests of the communal state, being local, were exclusive and assumed consciousness as antagonistic to the interests of the surrounding societies, and that these interests were capable of being extended to every sphere of life which could then be conceived of — patriotism and religious sentiments being herein intimately connected — inevitably led to a single endeavour; namely, to render the communal state absolutely independent and self-sufficient, and to enable in to meet all its wants through its own agencies. This endeavour was, in fact, never realized, but a ways remained the per-

manent leading idea of the theory then developed, and of the practice then followed.

§ 88. Hence, however, arose the inclination to expand, an inclination which could not but be fatal to the common bond of interest and to the very existence of the communal state. For, whenever the sphere of the power of the communal state widens, and its dominion extends to other spheres, which it can on no account receive into its own frame, and whenever the power over these is exercised exclusively in the interest of the conquering community, and not in that of the subjects, its object can only be extortion. This, again, involves such an organism, and demands such functions on the part of the citizens of the conquering community, as render it impossible for them to act their natural part within the communal sphere; especially as aspirations and sentiments are thus aroused within them, which are at war with the proper conception of conduct due to their own country.

It is on these grounds that all the political writers of ancient Greece lay such great stress upon the number of citizens in the state being limited, so as to prevent the expansion of the society on too large a scale, and upon the further proposition, that, whilst the citizens should be economical, they ought not to devote their paramount attention to the excessive amassing of wealth. There is, in fact, an essential connection between these two propositions; both supplement each other as just inferences from the principle, that the communal state ought not to be permitted to expand beyond its own boundaries. For, owing to the parallelism existing between the life-course of the communal state and that of its citizens, it follow that, whenever the state engages in conquests, the individuals must also employ a corresponding part of their activity at the expense of the rest; that is, they must strive to rule and amass wealth, if they do not intend being swallowed up by the conquered masses.

The excessive increase of the power of the individual, due, again, to wealth, can only take place at the expense of either his fellow-citizens of or strangers, for whose subjection he stands in need of the strength of the community, without, however, being willing, for his own part, to continue to subordinate his mode of life to considerations of the interests of local contiguity which serve as a basis to the community. Thus the democracy of the communal state develops into a plutocracy, which for the first time employs the strength of the entire community for confessedly selfish objects, and which, by making the interest of amassing wealth for consumption — that is, for the purpose of indulgence in luxury — the principal and leading aim of the society, regards that interest as the central principle of its organism.

A society and a state, which have conquest and plunder for their object, may, however, arise not only from the communal but also from the tribal state. Not indeed directly, for the organism and constitution of the tribal state, like those of the communal state, prove their vitality only where the conception

of the interest of local contiguity of the tribal members can be asserted in their direct contact with each other. But, in the case of tribal states, as in that of communal states, constant warfare with the neighbours leads to conquests, and, in the course of its conquests, the tribal state is frequently compelled to force one or several communal states into its service. This shifts its centre of gravity, for the ruler of the tribe, who is at the same time its victorious leader, settles down in the subjugated city he regards as his absolute and private domain, whilst the arictocracy, composed of the subordinate military chiefs, undertakes the government of the conquered districts.

The great conquering empires of antiquity, the Egyptian, the Assyrian, the Babylonian empires, the empire of the Medes and Persians, and the Macedonian empire — all of them arose from the extension of tribal states over communal states, and from fresh conquests achieved by them on their new foundations; whilst the Athenian empire, which was not destined to ever entirely realize the scheme laid down for it, the Carthaginian empire, and, lastly, the Roman empire, that most conspicuous type of a consciously conquering state, present themselves as conquering societies and states developed from pure communal states.

Thus the society founded on the interest of amassing wealth for consumption becomes first embodied in a plutocracy, formed in a democratic city-community, or in a tribal aristocracy which has broken with its traditions, and presents itself in sharp antagonism to the established formalities and traditions of the state in the ephemer of which it arises as it endeavours to secure conscious class or private interests, and to perpetuate privileges that had originally arisen upon temporary circumstances. In order, however, to achieve this, it is compelled to appeal to the masses, and by promises of momentary gain and of self-indulgence without exertion, to win them over to a course of action which would enable them — now emancipated from the demands made by the communal state upon every moment of their private life and freed from public duty — to acquire great wealth at a slight and only momentary risk, and to keep strictly before their eyes their private interest alone. The wealth requisite for this object can be obtained only through the labour of others, and through the systematic and business-like management of the institution of slavery, in order that the utmost profits may be insured. This again requires new conquests for the extension of the rule over strangers, and a perpetual offensive warfare; in the course of which military chiefs enrich themselves by an undue share of the booty, at the same time, however, satisfying their soldiers by giving them a share appropriate to the level of their conceptions of life. In empires built up by such conquests, the members of the central community or tribe, who, owing to the loosening of the original bond of their society, develop into a real ochlocracy, form a privileged mass absolved from all traditional and moral considerations, and who, now regarding only

their own pleasure and comfort, care nothing for the fate of their subjects. Such continual wars meanwhile give rise to a centralized power and to a form of government of a military type; the communal state loses its outward characteristics, whilst the predatory society assumes the form of a ruling state, whenever some emperor or despot obtains the leadership of the ochlocracy, and becomes the founder of a monarchy which is, properly speaking, of a military character and absolute, but which has the outward tinge of democracy, and is styled, after its most illustrious representative, "Caesarism".

The march of conquest in such a state can only be checked by rival conquests of other states of equal power, by further extension being precluded owing to natural circumstances, or, finally, by the enormous dimensions of the conquered territories, as the difficulty of keeping together and applying the means of power interferes with their effectiveness. At the same time, the plutocracy constantly changes in its substance, it depends upon the favour of the people, the upon that of the army, and, in the last place, upon the favour of the despot, whilst the population of the central city, inordinately increasing, entirely loses the characteristics of its origin. The lower classes, weaned from work and gratuitously maintained, gradually sink to the level of a proletariate, whilst the middle and upper classes, excluded from independent participation in the management of public affairs, and guided merely by the private considerations of enriching themselves, are absorbed by that bureaucracy, which is indispensably necessary in directing by commands the affairs of such an extended empire. Thus the society engaged in amassing wealth for consumption gradually devours its own elements, robs them of all fitness for the struggle of life, of all initiative spirit and of every sense of appreciation of public interests of a higher order. The soldiers and civil officers form in a measure an exception; but they, too, look upon the public service merely in the light of securing their private interests and as an opportunity for acquiring fortune and rank; and, as soon as there is no prospect of gain nor any enemy sufficiently rich to contend with, or, when those who have the supreme power in their hands shut out the subordinates from the road to wealth or station, the public service affords them no longer any advantages, and they feel it only a burden. At the same time, as the number of those who are fit for the public service and can be compelled to enter it is constantly decreasing, the burden of it finally rests with a crushing weight upon the shoulders of those only who are compelled to submit to it owing to their peculiar circumstances, especially since in the absence of foreign elements beyond the pale of the society which might serve as objects of extortion, both the army and the central organs of the government attempt to turn to their use the productive agencies of their own society and to enrich themselves at their expense.

§ 89. Yet a considerable period of time intervenes between the formation of a society having for its object the amassing of wealth for consumption, and its decay; and during the long stretch of time separating these two phases the interest upon which this society is founded is fruitful of salutary results to the cause of civilization.

To begin with, it is this conquering society which is the first to exhibit cosmopolitan features. Within its boundaries the interests of consanguinity and of local contiguity cease to be dividing barriers, whilst they still do service as the bonds of subordinate social spheres; the family appears, for the first time, as a strictly civil institution, and the first instances of dissociation of the communal affairs from those of the state are here to be met with. The idea of world-citizenship and of the community of mankind looms up, as yet, it is true, without any moral substance, but still gives rise, in course of time, to the possibility of human equality, and to the conception of universal interests which may be severed from public affairs of state. And as the people of the original conquering community or tribe becomes, in the course of a few generations, merged into the world-empire, the rights of citizenship — depreciated in value, it is true, when compared with their importance in the communal states, but still valuable with regard to those living outside the empire and to slaves, and even to freed-men — are extended equally to every inhabitant, and lead to that wide application of the principle of equal rights, from which alone the conception of natural original rights and the idea of the community of human interests could develop. Parallel with this course of development, we also experience that the power of the state is employed on large public works, partly carried out to satisfy the taste for luxury, but partly also with a view to utility. Permanent public memorials have already, it is true, been erected by the communal society, but less as a matter of utility than as an expression of religious or patriotic sentiments and of a sense of the appreciation of the beautiful. In the conquering society they are first introduced to gratify the vanity of the conquering element, but, later, large material and advantageous investments are made, and extensive constructions are carried out, for the purpose of pacifying the people of the whole empire, of giving them employment, and of increasing the productive power of the state. To this class of public works belong, for instance, the construction of aqueducts, the digging of canals, and, above all, the building of roads and the deepening of harbours, with a view to rendering the military defence of the immense territory more effective, and in order to afford facilities for centralizing public administration, and to increase the mens of communication. To these must be also added institutions for the promotion of a better administration and of commerce, such as the post, the means of a regular conveyance of merchandise and persons, and, in connection with the latter, a system of fortifications in order to insure safety. As a rule, utilitarian considerations, serving the selfish

ends of those in power, assert their influence upon social and state activity, but partly from device and partly from an inherent community of interest, they also tend both directly and indirectly to the benefit of the masses. As a natural result of increased intercourse and production promoted by government — which likewise affords a counterpoise to the monopoly of public power and public life by those in power — the emancipation of the relations of private life follows, and in part as the instrument and the security, in part as the effect of that emancipation, also the entire independence and through development of private law; whereby the absolute and full assertion of individuality on this domain is attained. Conjointly with this, large fortunes arise, and an accumulation of large amounts of capital ensues, whilst the masses become impoverished, and those of inferior station are subjected to merciless oppression. The first period of the equality which private law confers is undoubtedly that of the greatest contrast between the rich and poor, a period affording security to every indulgence of the former, and utterly ignoring every consideration due to the latter.

§ 90. The interest of amassing wealth for consumption thus leads to such a striking contrast between the destinies of the members of the society as can no longer be ignored; the conquering state continually exacts fresh sacrifices from the oppressed; the rulers are able to maintain their position only by renewed and increased efforts, and see no further prospect of improving their condition; the luxury of the society excites the desires and the hopes of foreign enemies to an ever-growing pitch, whilst the bond uniting its elements becomes more and more artificial and mechanical; within the dominant society itself, the generally recognized ideas of order, peace, equality, and prosperity can be realized to a comparatively slight degree only, the familiarity with this very realization still lessening its value; the creation of a perfect state-organism seems impossible, and the dissolution of the existing state of things, involving the loss of all that gave value to life, becomes inevitable; and at last, in spite of external uniformity throughout the empire, the memory of the former independence and import of its several parts still survives in the city-communities and in the remnants of tribal organisms — both of which now exercise but little authority with regard to local affairs, but are nevertheless made to bear, through the agency of the public administration, all the burdens connected with these affairs. It is, therefore, but natural that when all these circumstances concur, universal and widely-spread discontent should prevail, and that every element of the society which still possesses energy, and in which the last spark of capacity for initiative has not yet died out, should look about for new objects to satisfy the higher claims of the human spirit.

Since, therefore, life, such as afforded by the community, precludes all high hopes, and the mere bettering of the individual lot presents itself as an object of a subordinate and precarious nature, men's minds revert to their

inward aspirations, and the striving after individual perfection, and the ordering of life according to ideal considerations, are left as the only worthy and appropriate tasks. Hence, indifference to the cares of the world and disregard of material profit and advantages more and more gain ground in the highest strata of the society as well as in the lowest; and it may, indeed, be said that, from the very moment of the formation of the society of conquest, the assertion of the independence of the intimate world of inward individual sentiment over the social ties becomes a characteristic phenomenon. These aspirations, among persons of a higher position who are troubled by no worldly care, assume the shape of philosophy, and, among the oppressed classes, that of religion.

Philosophy is the result of methodical ways of thinking already developed in the communal society. Its appointed task, whilst the society is flourishing, is, in the first place, to precisely define, systematize, and idealize the conceptions and their application to public concerns within a perfect communal state-organism; and, in the second place, to discuss and reconcile the difference which subsisted between the ordinary and popular view of the religious myths and rites of the communal society and between their symbolical theories, harmonizing with the reasonings of science and corresponding with a higher standard of moral sentiment. But just as the development of the communal state cannot remain stationary within the limits of the principle of its own society, so can neither the progress of philosophy stand still at this particular period and be alone content with the accomplishment of the abovementioned tasks.

When, therefore, the world-empires arose, philosophy also began to busy itself anew with the explanation of the universe, yet no longer with that ingenuous and primitive conception and endeavour from which it originally sprang, when, in laying particular stress upon external phenomena, it considered its duty accomplished, if it succeeded in accounting for them by some particular propositions and fictions. Philosophy now proceeds with the decided consciousness that its true vocation requires it to present a picture of all observable phenomena, both spiritual and material, and to show these to be the consequences of that uniform and higher law, which is, at the same time, also the rule of conduct and of moral perfection in individuals. Hence, that sublime notion of nature, which pervades the Stoical as well as the Epicurean systems, and hence also a tendency to invest moral judgment with an excessive importance, a tendency which presses more and more to the front during the later periods of advancing philosophy, and owing to which the speculative element in the philosophical systems shows a growing disposition to appreciate the importance of the relation between the visible world and the world which can be only conceived, and the significance of its effects upon the individual. of its effects upon the individual. This chain of thought leads again to a religious conception of the forces manifesting themselves in nature and in the

human spirit, and ruling the universe; it leads to their recognition as the attributes and emanations of the Deity, which constitute the distinctive doctrine of later Stoicism, and which, being applied to the individual, led up to the religious ideal of the philosophers, the germs of which can already be found in Plato, and fully developed in the cogitations of Marcus Aurelius.

Yet, since every ideal pertaining to philosophy is unavoidably aristocratic, and since there are, in comparison to the mass of mankind, necessarily but few philosophers, those elect of nature and culture, and, further, since to soar above the world and to remain indifferent to worldly goods on mere theoretical grounds, and without any ulterior hope, can from the nature of things be but the privilege of the cultured, philosophy could, for these reasons, never extend beyond certain narrow limits. It remained, therefore, the sole property of the educated and privileged classes; and although it was the first and spotless herald of universal brotherhood and philanthropy, it affected the masses and the subsequent destinies of mankind but indirectly; partly, through rules of conduct suggested in practical life; then, though in a slight measure, through the example of its followers, and most of all, through its influence upon the subject matter of other, purely religious doctrines; yet it could never furnish a principle for the formation of an independent society, although it counted amongst its supporters some of the most enlightened and powerful men of the age.

§ 91. If, therefore, philosophy, the refuge of the enlightened and prominent classes of the conquering and predatory society, proved but ill–adapted for the diffusion of a new life, and if, in consequence of soaring above the level of the conceptions of the people and above the circumstances of its life, it could not become the central interest and bond of organization of a new society, it was natural that men should look about for a substitute suitable for furthering a fresh development.

Thus, that other and twin view of life, the roots of which had struck much more deeply into the various layers of the people, and reached down into the soil from which its remotest traditions and most unalterable sentiments had sprung, presented itself in order to take the place of philosophy. This was religion; faith in a world beyond, trust clinging to the superhuman, hope founded upon future life; these common boons, accessible to the lowest and the most unfortunate, alone remained as factors swaying the convictions, and as ties fitted to enlist ready and voluntary co-operation, and in themselves capable of uniting the masses broken up into individuals. But religion could only serve the purpose of a leading interest of a society, if it appeared in a form in which its chief importance was no longer due to the external ceremonials surrounding Divine worship, but in a form wherein its entire essence was pervaded by a moral tenour attractive to the spiritual disposition of individuals, penetrating inward life, regenerating the old nature of the believers, and

kindling an irresistible enthusiasm in their breasts, and one wherein it found its embodiment in the notions of faith, hope, and love. These had, in sooth, not always been the pivotal notions of religion, and could only become so within the wide sphere of a conquering society.

Religion, in the consanguineous society, was at first the result of fear, afterwards the consequence of a cowering spirit of blind submission to tradition, and, finally, a symbol of seclusion and exclusiveness. It first sprang in the forms of Animism and Fetishism, from the fancied power of the departed, and from the experience of the transcendent power of natural agencies surrounding man, and was subsequently developed by a sense of wonder and respect for the unusual and exceptional, embracing the more striking phenomena of nature, especially those of the heavens and seasons, even if of daily occurrence. The conviction of the worldly usefulness of religion, its assimilation with things traditional, and hence its attachment to all the agencies of the proper sphere of a society as against foreign enemies, and, finally, the feelings of devotion developing in parallel lines with the ties of consanguinity, indelibly endeared it to the hearts. Its topics continued to be the worship of the spirits of the departed, as well as of those haunting all nature, and of the external objects connected with them; the placation of mysterious powers and their employment to the advantage of man by means of external rites; and, finally, the homage paid inwardly and by outward acts to the progenitors of the patriarchal sphere, figuring now as its preserves and patrons, and raised to the rank of divinities or of a higher class of superhuman beings. The influence of religion was nevertheless also productive of a moral result, already felt in the consanguineous society; namely, the gaining ground of the idea of the universal accountability of those inevitably adhering to it, not so much from faith, as from the fact of belonging to the same sphere of consanguinity. Primitive religion is not, as a general rule, the result of individual conviction; it is a motive influence just as tangible and as inseparable from social life, as any tradition, any familiar agency, or any accepted earthly authority. But it is for this very reason marked by all the attributes peculiar to the consanguineous sphere in regard to its members; and, just as a perfect solidarity must prevail among the individual members of the ruling sphere of kinship as towards the members of any hostile society, even so does this community and collective responsibility assert in the relation of its members to the superhuman powers. Thus, an offence committed by any member of the society draws down the warth of the Deity upon the whole of the society, whilst the appearing of the Divine wrath procured by any appropriate act of placation has the effect of wiping out the sins of every one its members.

In the early stages of a society founded on local contiguity, religion retains this its feature, but it becomes consciously polytheistic through the co-ordination of the divinities of the various kinship forming the component

parts of the society, and through a grouping of the transmundane powers corresponding with the order of the tribal and of the communal state. In addition to this, as man's rule ober nature increases in extent, religious conceptions are remodelled and rendered consciously anthropomorphous after the pattern of human attributes, and the various forces and phenomena of nature undergo a mythical personification or defication, until, finally, the attributes of the gods are conceived as corresponding with idealized human characteristics. At a later period, when the society itself establishes its rules with fixed purposes, Divine rule is no longer casually revealed by scattered capricious manifestations alone, but becomes the source and sustaining spirit of the laws of causal necessity now beginning to be recognized, whilst familiarity with abstract ideas and with their domain identifies the supernatural powers with notions of a general character, and with conceptions which present themselves at first as fatal forces existing before the Deity side by side with, or above it, and, subsequently, as embodied in the essence of the gods, as asserting themselves in their attributes, and as symbolized in the religious fables concerning them. Hence, parallel with the division of the society of local contiguity into two classes, namely, into the aristocratic and democratic elements respectively, follows the double meaning with which the religious propositions are invested — the ordinary literal one for the masses, and the figurative and mystical one for the prominent and enlightened. Poetry steps in, and, weaving the two explanations into one web, renders the moral meaning of the loftier explanation accessible, whilst respecting the outward shape of the inferior one. Philosophy proceeds from the former alone, and erects in into a theory. Nevertheless, the preponderating importance of externals and ceremonies continued to be acknowledged in all the relations of the community. Religion was looked upon as being essentially the symbol of the social bond, and the fulfilling of the tasks and duties connected with the veneration due to the gods, and with the expression of attachment to the state. Want of faith and indifference to religion met with the same condemnation as want of patriotism and contempt of civil virtues, for they were considered identical; and thus religion became still more intimately connected with the ties of the society than with the spheres of individuality. Where, again, as among the Jewish people, the tribal state presented itself in the traditions of the population as the immediate descendant and expanded form of the patriarchal society; and where, owing to natural circumstances, such as its seclusion from the world and the austere character of the people, it developed in all its purity, whilst its tribal religion, grown on the tree of a single kinship, was under the influence of doctrines of a higher philosophical level during a long period of oppression, being fostered by a priesthood destitute of all class privileges, but jealous to maintain the exclusiveness and purity of blood of the tribe — here, after the state had become finally consolidated, religion appeared as the worship of a supreme and

jealous Deity. In this form it united in itself all human attributes in their highest idealization, and, whilst admitting polytheism in other peoples, it carefully preserved its evolved monotheism for itself, and identified with it unreservedly the destinies of its own society.

§ 92. The functions of religion within the conquering and predatory societies of the world-empires undergo, owing to the influence of the latter, a complete change, and almost cease altogether. Two groups of reasons of a different nature combine to develop within the world-empires religious toleration and the freedom of religions to their utmost extent. In the first place, the interest of amassing wealth and the ideas to which it gives rise, are of a thoroughly worldly character, and the palpable notion of material advantages, exerting a paramount influence upon the modes of thought of the society, does not generally encourage either mythical speculation or blind devotion to things far off and distant. For these rasons the leading spheres of the society are generally disinclined to place themselves in antagonism to currents of thought which are not of immediate danger to their rule and policy, and which even draw off the attention of those, whom they engross, from the political arena; and are reluctant to persecute individuals or social spheres, whose energies find employment and satisfaction in apparently innocent quarters, and who might prove dangerous if turned into other channels. Moreover, the leniency of the government, thus manifesting itself in the respect shown on the part of the dominant conquering society to the tribal and communal religions, tends to make it appear, as if the subjugated elements were still living, and could live up to their ancient traditions without interference. In the second place, owing to the conquests of the world-empires, even the religion of their dominant communal or tribal society lost the importance it once possessed within the narrow limits of a society of local contiguity, when it was intimately connected with every one of its agencies, and developed hand in hand with them; it now became only a body of external ceremonials, which were, in the main, but emblems of power, and to which the state, founded upon new principles, attributed importance only in their outer form without reference to their moral aspect. In proportion as the conquered foreign elements were absorbed, their religious notions and rites were grafually added to those dominant hitherto until at last we find that, in the Roman empire, religion became to be composed of a heterogeneous collection of Pantheons, exactly as the mass of its people was formed out of various subjected societies. Hence, in world-empires, every religion is bound to tolerate the presence of others, to recognize them, and to live with them in peace. Religious intolerance is viewed there as a reminiscence of the ancient exclusiveness of race and tribe, as the spiritual disturber of the peace of the world, as hatred of universal humanity, and as antagonistic to the conditions of existence of the state. Finally, religion becamc in the eyes of the rulers a body of externals, merely emblematic and without

any deeper meaning; they appreciated its value only to the extent of its fitness to minister to the supremacy of the established government, and as far as it might be expressive of the manifestation of the devotion of the subjects to the sanctioned powers of the state.

But, in proportion as the official religion grew emptier, more insipid and more servile, and sank down to the level of a mere intermediary of worldly considerations, it became more and more deserted by the mass of those who could derive neither comfort nor peace of mind from the interest of amassing wealth for consumption, and who were excluded from a share in the intellectual products of the civilization of the age. The poor and the oppressed, for whom there is no hope amidst the splendours of society, and whose lot is but toil and disdain, those who are filled with grace and devotion, and have a contempt for all worldly vanities, the charitable and devout, who cannot bear the thought of prospering at the expense and through the sufferings of others, the ardent and enthusiastic, who are unwilling to relinquish the glories and the hopes promised to their race or tribe by their ancient faith, although those glories or hopes were restricted to narrow limits, all these aspire to the agencies of a spiritual inward life, and long for a religion containing the means of moral justification, and which is precious to them in proportion as it comes home to the heart of man. Hence, if, under circumstances which arouse faith and trust in Divine revelation, a doctrine springs up, and accounting for the miseries of earthly existence, and affording scope for the yearnings of single-mindedness and goodness towards the infinite, stirs up hopes of a future world beyond, — whether these hopes centre in the salvation of the soul, in the promise of bliss which cannot be realized on earth, or in the lapsing into a state of unconsciousness — such an inner religion, penetrating every part of disposition and character, becomes at once a fundamental and leading principle, and a vital interest, which alone is invested with actuality in the eyes of the faithful, and utterly excludes all cares and strivings foreign to it.

Such a faith becomes accordingly the germ and bond of a new society, and finds, within the sphere of the world-empire, access to the whole of mankind, whose bond of unity, founded hitherto upon external institutions, it offers to widen and strenghten by its doctrine of universal responsibility. This doctrine it borrows, as a prime essential, from the ancient creeds, and now merely strengthens and extends it to its utmost limits, in conformity with the currents of ideas of the established society, by the notions of original sin, of salvation, and of last judgment with reference to all mankind; ideas which, too, are taken from the remotest traditions, but are now congenially invested with a deeper spiritual meaning.

§ 93. The effect of the new vital interest and of the new religious doctrine manifests itself at first in the altered morals and in the change of the mode of life of the believers, to whom the contrast between their own practices and

between the established customs and generally accepted views seems even greater than it really is. The religious indifference of the society of the conquering state — which, from the fact, that men seek no longer the conditions of success in supernatural agencies, but now rely in this respect entirely upon own discrimination and strength, had become part of its very system — contrasts sharply with the fundamental tone of that deep conviction of exclusive trust in the Deity, and of the corruption of human nature, which keep the ardour of the faithful continually awake, and almost prompt them to go in search of suffering and martyrdom.

At first, however, the believers continue to cling to the framework of the tribal or communal religion which has hitherto supplied them with spiritual food, and merely think of widening its sphere so as to render it accessible to everybody; until at last the conflict between the preponderating stranger elements which have joined them and the unyielding spirit of the supporters of the purity of the ancient views, produces a schism, which first rouses them to the consciousness of their separate social existence, and brings them at the same time to the notice of the ruling society, as an element hitherto unknown, but one independent of, and thus antagonistic to, itself. At this period the work of the social organization of the Church begins, and the apostles, dessiminators, and teachers of the faith become at the same time leaders, guards, judges, and guides, also with regard to worldly conduct, which is now shaped in consonance with the claims of the new doctrine. Ecclesiastical authorities, leading to transmundane salvation, and preparing souls for the kingdom of God, also spring up; and where their words are preached, the commands of the powerful on earth are unheared, even as an empty sound in the desert.

A struggle between the religious society, which, although confined to narrow limits, is incomparably compact and ever growing, and between the conquering society, is, as a consequence, inevitable. The latter employs, during this conflict, every means in turn; beginning with forbearance, and a just and even mild application of the law, it passes finally to most cruel persecution and oppression. At times it discourages the activity of informers, and punishes only infractions against lawful order or the evasion of social duties, and that leniently; at others, it enacts special laws, not so much for the suppression of doctrines, as for the purpose of preventing the formation of dangerous leagues; later, it smites with the whole rigour of the law, or allows free course to the licentiousness of the mob actuated by hostile passions against the new religion; and, finally, it ends with persecution, and tries to extirpate, with despotic power, all the elements foreign to its own sphere. But all these measures, so far from ensuring success, are only a fresh incentive to the ardour of the followers of the faith, and tend to increase the unity of the Church and the strength of its organism. For the only remedy against this evil is the influencing of religious convictions, and this remedy is not within the reach of the con-

quering state from the very nature of its principles and organism. Under the protecting wing of toleration the work of conversion is carried on more and more openly, and soon assumes large proportions; laws circumscribing the right of association only lead to a more careful selection of the organs of the Church, to a matured and thorough organization of its official authorities, and to a higher pitch of administrative centralization. The violence of the masses makes the persecuted appear in the light of victims to disorder; whilst the tyrannical acts aimed at them provoke pity for those, whose heroism rouses admiration and incites to imitation, and whose persevering tenacity survives the onslaught of the most desperate attacks, which from its very nature must be short-lived and capricious. Besides, every development in the Church at the same time weakens to established power of the state, for the most valuable elements, in joining and placing themselves at the disposal of one society, sever their connection with the other.

But the religious society itself passes meanwhile through a far-reaching internal transformation. Hand in hand with its expansion, its practical rules of life also develop, and the external law and order of the Church, although still having the propositions of faith for their centre, gradually adapt themselves, not only to the spiritual, but also to the worldly wants of the faithful. The Church acquires worldly possessions, forming its common property, which it employs in succouring and supporting the needy and the zealous; it establishes regular offices and authorities, and introduces an ordered public administration and fixed principles and rules of conduct. Individual enthusiasm no longer occupies every domain of ecclesiastical activity, but yields to disciplined and deliberate effort. The Church does not disquiet the guidelessness of the believing mind, but it permits wisdom drawn from experience to ensure the result of its labours. The claims of a holy life obtain recognition as being exceptional and as standing above the considerations of that common morality which may be generally exacted, and which is also asserted by means of discipline; considerations which, resting upon the moderating effects of civil and worldly relations, are not of so compulsory a nature, as to deprive the faithful of their chances of general activity in their own affairs, or as to exclude them entirely from the assumption of civil duties.

And thus, in spite of continual conflict and of an irreconcilable antagonism of principle between the two societies, their main conceptions draw closer and closer to each other in the minds of the masses who are unable to comprehend the final consequences of theories. In due course of time those who attribute importance to mere external forms, and deem to secure by the preservation of the latter the existence of the state, although the essential principle and tendency of its workings have undergone a change, see no extreme danger in the acceptance of the doctrines of the new society by the conquering society, and even expect the rejuvenescence of the tottering state by the help

of new moral agencies, and the invigoration of its enfeebled power by the support of the Church.

§ 94. When the ruling classes who are theoretically indifferent to religion are thus brought to acknowledge the irresistible power of the latter, and, at length, outwardly accepts its doctrines, the Church, too, becomes, for the time being, reconciled to the institutions of the conquering society and clings to them all the more closely, since it soon perceives them to be the most effective means of its own firm establishment. Accordingly the conquering state adds religious aims to its own aims, and the Church occupies a recognized, and very soon a leading, position in the state, its own authorities becoming the organs of the religion of the state. The sphere of the religious society thus expands to an extraordinary degree; yet this society loses its former inwardness from the very moment it no longer deems its task to consist exclusively in the realization of its own aims. Hence arise, in a great measure, the schisms in the Church; which, indeed, had casually occurred also previously with reference to theoretical and doctrinal questions, and led to internal commotions within the religious society, commotions rendered however less violent by the hostile attitude of the dominant state against all votaries of the faith without distinction; but these schisms now become thoroughly envenomed, because the differences of opinion concerning articles of fath are coupled with diverging conduct in the political relations of life, and assume the form of questions of power, whenever the possibility of gaining the ear of the actual government seems feasible, and when protection by the state means practically the suppression of antagonists. This inaugurates the first period of the persecutions of heretics within the Church and by the Church, persecutions which are far more sanguinary than those formerly instituted by the state against religion, because now it is conviction and not mere worldly policy that lurks beneath the motives for persecution; the Church no longer recognizes the excuse of individual conviction, which had been often accepted by the indifference of the conquering society.

The scales between the mutual services rendered to each other by the religious society and the worldly state do not however remain very long evenly balanced, for the weight of the Church is constantly increasing whilst that of the state is dwindling. The former being a society in the course of development and consolidation, urges more and more vehemently the assertion of its aims, whilst the interest of amassing wealth for consumption becomes more and more subordinated to that of religion, and is at last looked upon as justified only if the wealth obtained is devoted to religious objects. The state, too, now viewed in theory as imperfect in itself and capable of righteousness only in the service of the Church, loses also politically its supermacy, and soon its independence, the earthly community thus becoming a mere preparatory stage for the city of God and the world to come. This gives rise to the peculiar

phenomenon that, in the contest between the various creeds and denominations, victory does not in the long run adhere to the one that humbles itself most before the power of the state, but that the state eventually lends the aid of its arm to the one most favourable to the independence and to the centralization of the Church. When this happens, the state has completely changed its texture and its central principle; its common tie and its society have all become strictly eccleriastical.

§ 95. That phase in the life of the ecclesiastical society, during which it becomes dominant and itself the state is much less apt than the corresponding phase in the life of other societies to strike the mind, and this for various reasons. In the first place, this period presents a picture of continual warfare, coming partly from abroad, and directed against the state, which is no longer able to maintain itself as a conquering empire, and partly arising from religious persecutions and from the violent propagation of religion, in the course of which both the power of the state and that of the Church appear merely as centralized and absolute militant organisms. Thus an absolute rule is produced, under which a change in the vital principle is much less conspicuous than within the sphere of free communities. In the second place, the Church is never during any phase of its development able to manage its multifarious secular affairs immediately through its own authorities; but, keeping always spiritual and earthly tasks apart, it leaves the latter to be attended to mediately by other societies, serving as organs subordinated to spiritual aims. Hence the peculiar complexion of the ecclesiastical state, and hence also the notion, that office is not invested with independent power, such as was possessed by the authorities of the pervious societies, but that it is merely the occupation of a sphere of action bearing upon fixed tasks, transferred to it by, and emanating from, a superior power. Both a hierarchy and self-government may indeed be found to hand in the conquering society, but the hierarchy in such society is strictly an engine of power, the subordinate organs of which are the blind instruments of the superior ones, whilst in the organism of the Church all have a share of Divine right according to the extent of their functions; again, self-government, confined originally to mere local interest, becomes subsequently the depository of tasks to be solved through power delegated to it; and hence both of them, a hierarchy and self-government, can attain their full development in the ecclesiastical state alone.

Starting from this period, therefore, a double current of life may be observed within the Church itself. One, the internal current, tends purely and directly towards spiritual aims, and that higher level of faith and morality, which is the result of exclusive striving after the ideal, and of the recognition of the absolute value of the individual soul, as far as it is considered free — that is, as harmonizing in its endeavours with the requirements of faith —, and which, in the monastic orders, is embodied in the devotion to aims of individual

holiness, and thus enlists and absorbs the noblest and most precious elements of the society. The other manifests in the appropriate management of worldly affairs for the promotion of the interests of the Church in the consolidation of its rule, in disciplining, within allowable boundaries, the great mass of mankind, and in the regulation and transformation of every-day life. This circumstance gives rise to that souble standard of morality applied by every Church; one standard of morality for its elect and its saints, and the other for the great multitude. Such a double standard is not the casual outgrowth of one or another system, but inevitably springs from all attempts at realizing spiritual aims through human communities. Hence arises also that antagonism between the living faith and the law, which is continually starting up in every religious society, and the reconcilement of which, resulting on the co-operation of the two factors, constitutes the most splendid triumph of ecclesiastical government. Ecclesiastical law always faithfully reflects the difficulties of the worldly relations of the Church, and those concessions which the Church is compelled to make to the infirmities of its organs, and to the lower grade of its adherents' understanding.

For this very reason the substance and system of its rules, as well as the tenour of its institutions, are, to a great extent, drawn from the law of the conquering society which immediately preceded it, the spirit and purpose of which are, however, newly shaped with a view to assimilating them with the spiritual interests of the Church. The authority asserting the dominant principle of Church always, however, constitutes its direct source, whilst this authority itself is bound to represent the law to the faithful as of transmundane revealed origin, or as inherited through eradition divine in character. This circumstance furnishes an explanation of the phenomenon, that falsifications occupy a prominent place among the sources of every body of Church law. This is due not so much to conscious intentions of the hierarchy, as to the natural disposition of the ecclesiastical society to claim a supernatural origin for its order and regulations. When it cannot credibly trace them back directly to its founder or to other sources of revelation, it is wont to ascribe to matters, the acceptance of which is claimed by the public consciousness as a necessity, at least such an origin as is sanctioned by the lapse of time, which public opinion has received as indubitable, and which, in consequence of the practical application of the principle of authority serving as a foundation for the ecclesiastical society, is generally accepted without any contradiction. The falsifications of the ecclesiastical law are, properly speaking, no mere forgeries, but consequences of the same phases of thought, which give rise to legal fictions in the worldly law of the communal societies during its earlier stages of development.

§ 96. When the ecclesiastical society thus develops more and more in its organism the consequences of its situation and power, and seeks the satisfac-

tion of the interest peculiar to it in external rules and institutions, its moral notions become inevitably rigid and less pliable. As a natural result, it is no longer able to adapt itself to the changing phases of the spiritual wants and expectations of its believers, whose obedience and attachment now become a mere matter of external form, and whose ardour for cooperation towards a common aim now cools down. At the same time the influence becomes felt of those agencies, owing to which the culture of the members of the ecclesiastical society, and the prosperity of its adherents, have sunk to a lower level than that occupied during the halcyon days of the communal and conquering societies. The chief one of these causes is the fact, that the organism of the ecclesiastical society is confessedly ill-adapted to satisfy secular interests, and that these interests are entrusted to the organs of subordinate societies who do not work harmoniously together, and therefore cannot meet the needs and wants of a society of a wider sphere, with which they did not simultaneously develop. In addition to this, the most distinguished, the most conspicuous, and the most disciplined elements of the society being absorbed in the service of the ecclesiastical organism, those only are left to attend to strictly secular affairs, who are less qualified to do so, and whose understanding hardly rises above the rude ignorance of the great mass.

This may account for the phenomenon, attending every period of ecclesiastical rule, that the subjected secular society is broken up into spheres of a much lower order, and much less extensive than those of the period immediately preceding it, and that institutions again spring up, which resemble in turn the patriarchal and the primitive tribal organisms, although reminiscences of the law of the antecedent conquering society frequently save these formations from the appearance of absolute primitiveness. Feudalism itself, the remarkable case of the intermingling of private property and of the authority of public law, the figuring of personal fidelity as a social tie, and the splitting up of the interests of insignificant territories — all proclaims kinship with institutions belonging to the earlier phases of human development, with the exception that these new institutions, instead of being founded upon the interest of consanguinity, or of immediate local contiguity, are based upon association by contract, forced upon men by circumstances. Another agency contributing to lower the level of civilization during this phase is the estrangement from the ideals of the beautiful, the harmonious, the humanly artificial and artistic, and the materially useful, caused by exclusive devotion to extramundane objects; an estrangement that sees in the products of the antecedent culture tendencies and aims antagonistic to faith, and which, as it is unable to eradicate from the heart of man endeavours aiming at the attainment of immediate worldly advantages, turns them into much coarser channels, and casts them into moulds much less perfect. Finally, the decay of culture in the ecclesiastical society is brought about by an additional circumstance, namely,

that owing to religious conversions by means of the sword, numerous such elements as have had no share in the development of the communal and conquering societies are received into its sphere, and therefore lack the proper disposition and adaptability fostered and developed within the sphere of those societies.

§ 97. Where, therefore, the rule of the ecclesiastical society is definitely consolidated — leaving, however, the frame of the conquering society undisturbed, but so that the latter as well as its subordinate spheres become mere organs of the Church — all progress, the spread of new ideas and the influence of external intellectual agencies are shut out, and the society becomes perfectly stationary and purely conservative, and dwindles at the same time in strength. In consequence of being immured in interests not of this world, it now enters upon a career of slow and gradual decay. The germs of a new life will henceforth be met with only in such circles as are less affected by the oppressive weight of the organism of the Church, and which, owing to their situation, are more accessible to intercourse and contact with foreign elements. Hence, the more subordinate lay societies are at this period more capable of development than those of a higher order; just as a tree, the crown of which has withered, sends fresh shoots from its humble roots and not from its loftier branches. These inferior societies of a lay character present anew individually the same phases of development, through which the consecutive series of the human societies have already once passed.

Thus, corresponding with the patriarchal organism, primitive associations — arising from companionship in arms for military ventures, and passing almost precisely through the same influences which had formerly led to the formation of tribes — become permanent feudal societies, and a nucleus for the formation of a people. The fostering and more thorough care bestowed upon local interests calls again into existence communal states, though no longer independent; and this course of development leads anew to attemps at organizing conquering societies. The power of the Church still retains its supremacy over these new formations, but the aims of the Church and the secular interests of the new societies now figure side by side as of equal importance. Indeed, the only way the Church — availing itself of the advantage of its prominent position — is able to preserve its dominant power, is by using and siding with the organizations of a higher order, continually forming within the minor societies, as the letter begin to be dangerous, and are in course of consolidation and aspire to independence from the dominant society; and by thus becoming itself, though from motives of interest, the means of hastening and securing progress. It thus leans upon the firmly-established principalities, which possess a more highly-developed feudal organization as against the semi-barbarous tribes, upon the cities as against the leagues of the feudal lords, and upon the new conquering empires as against the communal societies, which

attempt to regain their independence. It takes at the same time unremitting care not to allow any of the new societies called to its aid to increase too much in power or to become independent. To accomplish this, it again invokes the help of those very groups which it had combated, against such of its former allies as may threaten to become too powerful, and thus makes it its chief object to consistently maintain the balance of power between the various new social formations and to ensure their co-existence. This seemingly complicated and intricate, but essentially very simple policy accounts, accordingly, for the phenomenon of the great and many-sided variety of institutions and organisms, and for the existence side by side, and loose connection of the structures peculiar to the different societies, which fills mediaeval history with apparently so numerous contradictions.

§ 98. But it is the motley mixture of the groups of interest, and the incessant frictions and collisions between these spheres of various orders, grades, and kinds, and their mutual absorption of each other within the periphery of a yet common civilization, that lays the foundation for the rise of another new vital interest, and of a society embracing the same. These it is that stir into life nationality, the principle and the uniting toe of the future national state.

The notion of nationality comprehends two kinds of elements — natural and historical ones. The former are identical with those of race, as consisting in a common origin and language, and in a similarity of temperament; and the latter consists in traditions of common vicissitudes, perils and efforts in the past, in the consciousness of a common destiny, and in the hope of a common future. It is obvious, however, that natural agencies are at the same time of a historical character, for races nowhere and at no time form groups of kinship of perfect purity of blood, but they are the results of amalgamations extending over a larger sphere, such as are observable in the case of different tribes.

As to unity of language, this again, depends upon a variety of external agencies, since in primitive times it cannot indeed either obtain or continue over a larger territory without the pressure of external political circumstances.

If these influences in the formation of nationality are nevertheless contradistinguished from historical ones, it is because they are the results of currents of events too remote and of too abstruse a character to admit of their being particularized and signalized in the same way as can agencies, the development of each of which can be singly traced and accounted for. The natural elements do not, however, by themselves as yet originate nationality; for, during the remoter periods of humanity, their sphere is too wide to be capable of producing an actual community of interest of a permanent and paramount nature; whilst, at a later period, they are hidden from view by the interest of conquest for plunder and by that of religion. It is only when they are coupled with those historical agencies, the memory of which has left vivid traces in the minds, and

survives in all its purity in the generations of a later age, and when these memories present themselves as pledges of a future attainable by combined effort only, and when faith in a common origin and the possibility of mutually understanding each other and of a mutual exchange of ideas are conceived with reference to a higher aim, and as guarantees of united exertions for the purpose of securing the common welfare, that there can arise beyond the naked fact of nationality the consciousness of all that constitutes its essence, and that places nationality on a level with the other great vital interests of humanity. It sometimes happens, however, that, even in the absence of the natural factors, a sphere of interest of nationality springs up strictly under the influence of historical influences, which assert themselves with overwhelming force, especially if the circumstances of geographical position, or some imminent danger threatening from a common enemy, take the place of the agencies of fusion above indicated.

This whole course of things presupposes, however, the existence of a society of an order superior in its interest, which forces the minor societies into a common mould whilst the process of their fusion is taking place; and it is this very function of developing nationality that is performed by the ecclesiastical society. Indeed, when the organism of the Church has become definitely crystallized, the religious interest supplying its central principle has already lost much of its vitality and ceased to be a leading one. For the conscientious conviction which had called the Church into existence was, by becoming attached to outward form, robbed of its freedom, and thus lost all that constituted its most precious element. In consequence, new vital interests, hitherto neglected, press to the fore. The necessity of giving free scope to intellectual, scientific, and artistic activity, awakened to new life, the incentives to enterprise springing from the consciousness of the wider community which had been gradually formed under the lead of the Church, supply independent vital aims, for the accomplishment of which sufficient rooms is afforded neither within the narrow feudal spheres, constituted in imitation of those of kinship, nor within the communal spheres circumscribed by the limits of local contiguity, nor even within the spheres of conquest for plunder designed exclusively for the benefit of a ruling class; whilst the whole structure of the Church is irreconcilably antagonistic to the fundamental principles of these aims. Thus, worldly energy, again called to life, creates for itself upon the foundation of national sentiment a society of a wider sphere, the struggles and trials of which become those of the national state.

§ 99. Hence, seemingly, it should follow, that the sphere of national interest is narrower than that of religion, or even than that of the conquering society, and the appearance of the national interest after the former in point of sequence would thus involve a contradiction to the preposition that an interest of a higher order is, at the same time, one of a wider sphere.

But a rigorous analysis will render it at once evident that the national interest and society embrace a greater variety of subjects, and are of a wider sphere and of a higher organism than the Church, and more assuredly still than the preceding societies. If we glance at the series of qualities composing national character, such as pursuing generally the same modes of life, adhering to identical customs, having a piety for common traditions, an acceptance of common political conditions of material prosperity, an identical standard applied to the weighing of intellectual achievements, a ready recognition of identical modes of procedure, inquiry, and progress, and a harmonious vibration of identical chords in the hearts of men; and, if we further consider the common manifestations of all these qualities expressed in identical forms, we find that these manifestations are coupled with uniform conceptions of the claims of duty and with a uniform interpretation of the voice of conscience, which arise in this case, not from the revelation of supernatural authority or power claimed by the ecclesiastical society and from its violent assertion through external measures, but by agencies emanating from man's own individual conscience, by the movement of regained liberty receiving its impulse from moral springs alone. Consequently, just as the previous societies find their respective interests most benefited, not while their own organization is dominant, but within the spheres they enter after descending from dominion, so it is in this case. It is not within the Church that the religious interest asserts itself most completely, but during those later phases of the religious society, when the latter presents itself as a subordinate component of the subsequent national society. Thus, whilst the national society affords room for satisfying not only the religious interest but every other interest already enumerated, to a greater extent than all the earlier preceding societies, and admits, besides, of the assertion of peculiar conceptions and energies such as hitherto had not in general rise to the surface, its own sphere and enlarged organism becomes also more perfect; this is, because the national society is the first which ignores any discrimination between its members with regard to its interest — that is, any distinction of classes; and therefore penetrates into much deeper strata than its predecessors. The society amassing wealth for consumption serves the interests of the conquering and plundering class which — though its members change — is confined to a comparatively inconsiderable number. The ecclesiastical society, though it began humbly and admitted everybody, could really and honestly afford a share in its vital principle but to those few, whose faith was above all earthly care, and who were able to live up to the exactions of a morality of a higher order. The national society, however, takes the idea of liberty from the communal society, that of equality from the conquering society, and that of brotherhood from the ecclesiastical society. It strives to realize them connectedly and uniformly with regard to the sphere of all those who belong to it, by endeavouring to be

the intermediary of the expression of the will of all its citizens. Indeed, it becomes truly dominant only from the moment when it accepts overtly or covertly the doctrine of the sovereignty of the people, and acknowledges the rightfulness of that power alone, which serves the public aims of the whole nation. Hence, this is the first society which consciously draws its rule from within itself, and not from external factors.

This does not imply, however, that its organization has always been necessarily democratic, and that it has not developed through all the phases characteristic of the growth of every society. Those who give the first impulse to its formation are of that class of reformers who, whether they enter the arena of religion, politics, science, or art, appeal to the people, not as being inhabitants of a community of local interest, but as being members of that larger sphere, which is capable of understanding them and of sharing their enthusiasm, and is stirred up into new consciousness in the presence of the crumbling ruins of the organism of the conquering empires and of the rigid formalities of ecclesiastical rule. The further course of formation of the national society may be traced in the conflicts carried on by the societies of a lower sphere — figuring as the organs of the Church — amongst themselves, and against the conquering society when striving to regain its rule under the mask of the Church. During these conflicts the national society is represented, organized, and centralized by the kingly power as opposed to the papal and imperial rule as well as to that of the feudal aristocracy. This regal power itself very soon attempts to expand beyond the limits set by nature to the new society, and is eager for great conquests which, however, are arrested by the common resistance of other nations of equal rank. These struggles again are productive partly of a check to the social development, and partly of a decline in the strength of the kingly power, which is antagonistic to the latter; whilst, according to the circumstances which prevail, the monarchy is relieved in the conduct of national affairs either by the democracy or the aristocracy. The progress of the ruling national societies is arrested, again, whenever the casually subjected elements add no longer to the national strength and conscious ness, and the rule is confessedly, designed, not for the benefit of the subjected populations, but for the benefit of one portion of the community alone.

The interest of nationality, therefore, whilst affording, on the one hand, an opportunity for the assertion of every kind of human faculty, contains on the other, elements which circumscribe its scope. Hence, just as the religious interest and the ecclesiastical society present a resemblance with those of consanguinity, in consequence of the principle of authority common to both, but yet differing in the circumstance, that, whilst authority in the consanguineous society is founded upon the simplest natural circumstances, it rests in the ecclesiastical society upon the moral and abstract agencies of faith, and just as neither of these two societies are characterized by territorial attachments

of an intimate character, even so the national society is akin to that of local contiguity. There is, however, this divergence, that the material limits to the interests of local contiguity are, in case of the interest of nationality, replaced by spiritual limits — the influences, namely, which obstruct united development — and, further, that a national society, being from the circumstances of its origin and development aware of the bearing of the interests of its own members upon the universal objects of general humanity, regards other national societies not only as entitled to rights equal with its own, but as supplementing itself; hence national states do not seek that seclusion, nor strive after that absolute self-sufficiency, peculiar to all the preceding societies. This accounts for the circumstance that the period of national states is also marked by the consolidation of the system of international law.

§ 100. The national state, nevertheless, cannot be considered so definite and perfect a polity amongst the societies, as to form the utmost boundary of their development. It is, however, undeniable, that it is just as permanent a sphere and just as valuable in itself, as any of the others answering their respective interests, and that, therefore, if it descends from dominion and casually yields to other state organisms, resting upon a different and higher principle, it still must preserve in that subordinate position its importance amongst the organisms furthering vital aims. The federation of mankind, based upon the external balance of national states, is the ideal of the future, as invariably pictured in the minds of the present generation. Yet the national selfishness developed from the circumstances that have hitherto attended national self-preservation, as well as the disposition for encroachment and greed consequent upon it, as well, too, as the inequality of nations in strength and culture, make such a solution hardly appear probable, even in the distant future. Still, it would seem to be a necessary condition of the not only organic, but also specific, progress of society, that some vital interest constituting a common and universal tie should be raised as a leading one above the interest of nationality, which has, no doubt, to a certain extent, an isolating effect. As such, there is presented in our days only one interest — the influence of which is already felt — namely, that of universal intercourse, trade, and commerce, and of extensive economical considerations, which renders it possible for not only the luxurious wants of particular classes, but also every human need to be supplied as fully, quickly, promptly, and as easily as possible, for labour to be turned into the most productive channels, and its results again placed where they can satisfy the most general, most urgent, and most immediate wants.

The national society necessarily constitutes a condition precedent to a society organized for such purposes, for it is its vocation to thoroughly develop every capability inherent in any people. Competition would, without this, only add to the dissensions between classes and nations, instead of afford-

ing an opportunity for the profitable employment of everybody's activity everywhere, serving at the same time its own purposes, and solving the same problem in the world of material wants which formerly presented itself to the ecclesiastical society in the world of spiritual wants — namely, the securing of the recognition of a sphere answering the absolute right of the individual. And, certainly, a society realizing these conditions, and organizing in conformity with such an economical vital interest, would present itself as one capable of satisfying and embracing much larger spheres of peaceful co-operation than any society that has hitherto figured in history. Commerce and trade, which during the primitive cultural stages of mankind were the constant instigators and attendants of open warfare, and, at a later period, merely the means of selfish oppression and of amassing wealth for consumption, would, under such circumstances, become the instruments by which all class privileges would be abolished. The employment of the factors of production in the interest of the individual would lose its selfish character from the very moment when, after having brought about a just and definite reconciliation between the interests of the individuals, the public interest represented in reality the sum total of the individual interests. The only organism, however, which can be conceived of as answering, in every respect, this condition of things, is the state, where the law would be universal and dominant in the fullest sense of the word. Such is a state, in which the social relations would be ordered by general and fixed rules of a nature similar to that of the rules of the civil law.

§ 101. The organization of the vast economical society of the future depends, accordingly, upon manifold agencies such as have had as yet no opportunity, at any place or time, to display their full effect, and the internal value and mutual influence of which with regard to each other can be hardly weighed. Nor is it, therefore, possible to forecast with any certainty the manner in which the balancing of these agencies would be effected, especially as, during the process of consolidation of such a society, the inclinations of men and their capacity for discipline and organization would necessarily undergo a change. At present, we can only point out those aims and formations in which the new vital interest has hitherto manifested itself; yet, even as to these, we are unable to estimate them in their full import, since we are compelled to look at them solely in the light of their relations to the dominant national society.

These movements may be observed within two spheres, namely, within the national sphere and, outside of it, within the sphere of international intercourse. They find their utterance in the first place in those agitations which it is customary to characterize as ,,socialistic'', and which, in their higher forms of to-day, differ from the earlier movements resembling them in outward appearance in this: that they do not emanate solely from the needy classes, nor exclusively confine themselves to the task of establishing a mechanical

division and equal distribution of wealth, like their precursors; but strive to attain, before everything else, the absolute certainty and reliability of the means of livelihood and development of the individual, and to secure that the various human activities, harboured by the society, shall not be merely afforded an equal shelter in an aimless and formal manner, but be harmoniously directed towards a common aim.

Another characteristic feature of these later movements, referring of course to those which are justifiable, and which may lay claim to a future, is that, whilst formerly agitations of the kind rested their hopes of success simply upon some measure of violence, direct in its action, within the national sphere itself, and upon the reduction to equality of the various classes of society through external pressure, and maintained at the same time as against foreign peoples the fierce attitude inspired by lust of conquest and greed of plunder, these movements now take into consideration the situation and circumstances of all the members of the various spheres which, from an economical point of view, are perceived to react upon each other, and regard as well the degrees of the various capabilities, as their claims, consequent upon the greater or lesser importance of the duties to be performed.

Another field for the operation of the agencies, which give an impulse to the formation of a more general economical society, is brought to view in a series of institutions, extending in principle beyond the nature of the national state. To this class belong the principle of civil equality generally recognized in our age between foreigners and the citizens of any state, the right of free emigration and settlement, the almost uniform recognition and assertion of the system of international private law, the international regulation of the criminal law and of the laws relating to patents and copyrights. Of this characters is, likewise, the creation and development of means of universal communication, on the strength of international treaties, the range of the influence and application of which is daily extending over additional relations of life, and finds its expressions in the ever-increasing number of laws of a cosmopolitan character.

§ 102. The degree of excellence or perfection, which this purely economical society may attain, can, of course, only be a matter of speculation, as long, as we are shut in by our limited horizon. But of one thing we may be sure, that, even affording the most favourable opportunities to the whole mass of economical interests, the totality of human aims will not be thereby exhausted, although in the mass of these economical interests a greater variety of such aims may be satisfied in a greater multiplicity of ways, than we are able to determine at present. Vital interests of the highest order are yet, in our own days, the aims of voluntary, individual initiative merely, but, if we reflect upon the processes which preceding isolated vital interests have passed through, and if we conclude from the past to the future, the inference is inevitable, that

a day will arrive in the far off dawning future — no matter how remote — when these, too, will become the cherished objects of organized society. The works of benevolence and love reaching far beyond the sphere of the individual, may, beyond that of any single generation, the task of ascertaining and spreading that scientific truth which sheds its bright light upon the universal framework and all the ages of mankind, and, coupled with these, the putting to the utmost use the power of man over nature, and the realization of the artistically beautiful under all the circumstances of life, and not merely to the extent of its being rendered accessible, all these are ideally inseparable from the notion of a dominant society of the most developed order. A society of this character shall embrace in its fold every ideal, every vital interest, and all the antecedent societies, and knowing no distinctions of class, race, religion and nationality, and losing sight of all considerations of place or boundary, will afford the possibility of satisfying the entire aggregate of the spheres of universal human interest within its own periphery, and thus render definitely triumphant the highest imaginable aim of combined activity, namely, the harmony of universal peace.

§ 103. The theory of societies thus deduced from the system of human wants, vital interests and aims, affords simultaneously a solution of the question of human progress and civilization. Its historical proofs obtain a convincing force, only in that they afford a satisfactory explanation of universal history upon the basis of the fundamental proposition, that the present level of European culture is the highest hitherto reached by mankind, and that the process of its development has been normal. The answer to the question whether our theory is equal to the task of explaining by its laws the phenomena of other civilizations, or whether in this its attempt it meets with insurmountable difficulties, affords an additional test of the correctness of the theory itself.

§ 104. It is undeniable, that the history of European culture is more varied and richer in its contents, and brings into full light a greater number of phases of special development than that of any other culture. It represents the influence of all those agencies, without any exception, which, either singly or in some variety of combination, explain the systems of other civilizations, and, besides, includes factors, peculiar to itself.

The consanguineous society, here, as everywhere else, gave rise to those primary social spheres, the traces and memorials of which are, without exception, discoverable in every human community, whether rude or cultured. Thus we find that the most ancient civilization affecting the course of that of Europe, namely, the Egyptian, the origin of which is shrouded in the impenetrable darkness of past ages, but even the remotest memorials of which indicate already a high level, presents, in the semi-mythical tradition of Egyptian kingship at the period of its foundation, the existence of the tribal

and communal organisms at the very point of their transition into the condition of a conquering society. Besides, the distribution of the several tribes and communities, the ties connecting the various groups of kinship, the peculiarity of the adoration of animals, the character of the local religious rites, the worship of ancestors, the customs of marriage, and the prevailing public and private morals observable in ancient Egypt are all only referable to consanguineous associations — necessarily antecedent in date to the oldest monuments. The standard of these associations may be determined beyond a doubt, by relationship having been regarded solely from the female side, which can be only accounted for by community in woman, which had prevailed at some earlier period in kinship of a still remoter era, and by subsequent endogamous rules of marriage.

The institution of caste points, again, to a period of a tribal organization, hallowed by the sanctions of remote antiquity, gradually broadening in consequence of repeated conquest, but left comparatively undisturbed by external interference, and yet striving to rigorously seclude itself from foreign elements; whilst those flourishing cities, for which the Egyptians were celebrated in the eyes of foreigners as a matter of tradition as far back as the days of Homer, bear witness to the development of the communal society, although that development may have been somewhat onesided, and presented but little variety.

In like manner, we find this to be the case in all the empires and dominions of Western Asia. Its various populations, the Chaldaeans, the Assyrians and Babylonians, the Lydians, the Phrygians, as well as the Semitic races, the Arabs, the Jews and the Phoenicians, and, finally, the Medes and Persians, who established their rule over all the rest, present, in their career, a picture of all the stages of development, from the rudest forms of the consanguineous society to the most elaborately-ordered organisms of the patriarchal society, and, again, from the forms of the tribal and communal society to that of the conquering society amassing wealth for consumption. They thus clearly prove that this course of development arises from human wants and circumstances of a general nature, and not merely from the peculiarities of any particular race or people. The opposite view, entertained with reference to the history of some of these populations, has its origin solely in the circumstance that, on the strength of accounts either dating from a more recent period, or modified to suit ulterior currents of thought, institutions and phenomena have been accepted as ancient and primitive, which, in point of fact, had assumed their shapes after a long course of development, and were the embodiment of results brought about by a higher degree of development. This has especially been the case with the Jewish people, where the traditions of earlier periods had quite disappeared in the presence of the patriarchal organism, and where the religion, in a manner similar to that of the Persians, was marked by the

peculiarity of belonging to a higher order than we can account for by reference to the level of the social circumstances with which we find it linked. This peculiarity is explained by the fact, that the religion of the Jews undoubtedly arose partly from the transplantation of doctrines belonging to a higher level of civilization, and partly owed its appearance of superiority to the circumstance, that the legends of the tribal religion of nature-worship were subsequently invested with a moral and philosophical meaning foisted into them by a later age. We do not, however, among any of the above populations, excepting perhaps Persia, find the conquering society amassing wealth for consumption in such a perfect form as we do in Egypt. The reason is, that they were less favourably situated with regard to the conditions requires for the anterior development of the communal organization, or that, if they did possess them, they had been prematurely deprived of them. The only exception to this, to be found amongst Semitic communities, is Carthage, the most vigorous offshoot of the Phoenician cities, the history of which runs parallel with that of the Greek and Roman communities, and the destinies of which fall under the same criterion is the destinies of the latter.

§ 105. A tendency to similar formations may be perceived in the Iberian, Celtic, Germanic and Slav populations; yet all of them were interrupted and modified at a comparatively earlier period by external civilizations of a higher order. The Iberians before the Carthaginian and Roman conquests, the Celts in Gaul and Britain up to the time of Roman rule, and in Scotland and Ireland far into the Middle Ages, had none of them advanced beyond that primitive stage of tribal society, when it is just emerging from the patriarchal form of the consanguineous society. The military and religious institutions, and those of property, all still bear the mark of a primitive consanguineous community. The Celtic law in general — unable as it is to define any relation of society, of power, or of dependence, or even the relation between teacher and pupil, without reference to the model of paternal rule — furnishes, in connection with other matters, such for instance as refer to procedure and property, most interesting particulars concerning those of its ancient institutions, the germs of which still survive in higher cultures, and which, under external circumstances similar to those surrounding their original development, again send forth shoots during the first period of the formation of feudalism. though lacking as yet, so to say, any definite shape. Nor did the Slavic communities show a much greater advance during the period intervening between the fifth and the tenth centuries, that is, until the period when other populations, in a state of higher development, began to assert a paramount influence over them. Here, too, during the tribal period, still we meet with house — and village — communities, pointing to the consanguineous tie, and which, with that wonderful tenacity, characteristic of the lower orders of organic beings and of social institutions alike, flourish anew, after the lapse of centuries,

under the influence of such external agencies, as constitute a drawback to any development of a higher degree, but encourage the thriving of beings and institutions of an inferior order. On the other hand, we find the tribal society already established amongst the Teutonic populations on their entering the arena of history, although traces of even more ancient formations of relationship through the female branch, and of consanguineous institutions, are not wanting there either.

The consecutive sequence of the phases through which these tribal societies passed, can be followed step by step from the time of Caesar to that of Tacitus, and then again to Jordanes, Paulus Diaconus, and the Venerable Bede, with such exact particularity, as to make the vicissitudes of the Germanic tribes patterns of instruction, as it were, by which to study and recognize the looseness of the ties binding together the primitive societies of local contiguity.

§ 106. The era of the communal state, again, presents itself in its full perfection in the history of the two great classical countries. Not as if, by any means, there would, in their case, be any difficulty in penetrating to the remote traditions of much earlier stages; for, owing to the abundance of data extant, especially with regard to Greece and, though to a somewhat lesser degree, with regard to Rome also, we are able to trace almost all the stages of their social formation back to their very beginnings. The memories of an utterly unorganized condition of sexual and communal relations, surviving in the myths and traditions, the isolated and half-patriarchal mode of life outside any wider social sphere conceived as the primaeval mode of life from Homer to Plato and Lucretius, the legends speaking of the condition during the Golden Age, — in which we meet with the particular features of the most primitive era, mixed up and embellished with ideas born of poetical fancy and philosophical abstraction, and which, a thousand years later, gave rise to the theory of a supposed state of nature, — the legends relating to the societies of the Amazons, where the women were supposed to rule, and to the contest waged against the latter by Heracles and Theseus, the representatives of male supremacy — the interpretations of the mythical fables of Bellerophon, Oedipus and Orestes — the traditions connected with each of the many cities of Greec — and the explanations afforded to the initiated as to the mysteries and religious doctrinal propositions, all these bring forcibly before us the various phases of the consanguineous society amongst the Greek populations. With these peoples it would seem that, in consequence of the great extent of intermixture and migration, as well as of the continual intercourse with foreigners, the transition from an inferior stage into that of the tribal society was an immediate one, and the family hardly ever developed into the proper patriarchal society. The conscious application and artificial employment of the institutions of the organism of kinship for the purpose of strengthening, and

if possible, upholding unchanged the condition of things in the tribal society — producing thus a tribal society with an organism more archaic than its own would naturally have been — can be traced in the institutions, of the Doric, and especially of the Cretan and Spartan communities, and may again be found idealized in Plato's Republic. The picture of more highly developed tribal state-formations, already mixed with the communal, and of the institutions of the kingship of the Heroic Ages, has been preserved to us by Homer. The annals of Athens disclose step by step the formation of a perfect communal structure, and at length the latter presents itself in Solon's constitution, as based definitely and purely upon its own principles. Roman history, on the other hand, opens with a posterior phase — that of the erection of the communal state. Here, the paternal and the patrician wights with the attendant religious fictions point to an antecedent patriarchal organism which, in all likelihood, had already become crystallized to an extraordinary degree. The vicissitudes in the career of Rome, as of Athens, preserve in their full variety the changing phases of the destinies of the communal state, and, in the case of Athens, find at last their conclusion in the Macedonian world-empire, and, in the case of Rome, in the Roman world-empire; conquest, plunder, and the amassing of wealth for consumption, together with the concomitant ensurance of peace, remaining the exclusive objects of both.

§ 107. A reiterated sequence of development is again disclosed to us during the Middle Ages, from the fall of the Western Empire down to the failure of Charles V., in his attempts at attaining the empire of the world. Yet the various phases do not present themselves here as being independent and distinct; they adopted forms tempered and modified in character, owing to the dominating influence of the ecclesiastical society, under the protecting wings of which they were sheltered and fostered. The populations replacing the Western Empire had all of them attained the form of tribal organization; but, during the great crisis of the world, this organization was able but in part to maintain itself, and stand the strain that had to be supported by a bond of community.

Thus, at that period, there arose three distinct groups of social ties, each being of a different nature, and each looking forward to a different future. The first was that of the dominant universal ecclesiastical society which, as it became ever more and more compact and consolidated, down to the twelfth century, from that time entered gradually, though surely and inevitably, upon its downward course of decay — and this in spite of all its structural and spiritual advantages. The second was that of the tribe, and later that of the people. Having been at first subservient to the ecclesiastical society, this latter appears to wane during the tenth and eleventh centuries, but, revived by fresh agencies since the beginning of the thirteenth century, and being more or less antagonistic to the church, it furnished material for the formation of the

national society and state. In the case of the third, the order of the centuries starts afresh; it takes its departure from the feudal spheres which, being unconscious imitations of the consanguineous societies, are formations resulting from primitive circumstances similar to those of these last, but are subject to the assertion of higher influences, and assume more definite shapes, in the same consecutive order which is characteristic of the primary structures of humanity. At a subsequent period, they give rise to the generous development of the institutions of the tribal society in the feudal principalities, and to that of the communal societies in the Italian, and, in part also, in the German cities. In the Holy Roman Empire, however, they cast upon European civilization the shadow of a conquering state unable to cope with its task; and Europe owes its subsequent escape from a fate similar to that of the Byzantine Empire, to the dispelling of the dreams of the Hispano-Germanic world-empire. But even at this period, the hold of the feudal institutions upon minds proves strong enough to cast the yet undefined forms of the structure of the national state into the mould of the institutions of patrimonial kingship, which owe their origin to the degeneration of the feudal ideas.

§ 108. In determining the natural order and sequence of the societies, there obtrudes the embarrassing question of the mutual relations between conquering and religious societies. The two positions, that the preponderance of the religious interest is due to an overcloyed satiety produced by the previous absolute dominion of worldly considerations, and is the necessary result of a reaction consequent upon the recognition of the vanity of merely secular hopes and strivings, and that universal world-religions and churches can only develop within the periphery of world, empires, are simple enough in theory. The fact, that there have existed great conquering empires in which neither religions nor churches speaking to humanity at large have arisen, would not present any essential difficulty. For every onward step depends upon the co-operation of such a variety of favourable — sometimes almost accidental — circumstances, that if any one of them happens to fail, the seed falling upon barren rocks refuses to germinate, or else the tender organism degenerates; untimely growths and unripened seeds being in history, as in nature, infinitely more numerous than those which survive and are fit to live. With reference to the preposition, however, that the relative positions of the Roman Empire and Christianity should constitute the rule for the consecutive order of the two societies in general, misgivings of a twofold character may arise. These are, first of all, due to the circumstance that, according to the common view, theocracies had existed before the Christian Church, as, for instance, the Egyptian and the Jewish polities, to which a partly theocratical character is ascribed; and, secondly, to the further circumstance that, in the case of the Mohammedan Empires, the ecclesiastical society appears to have preceded the conquering society in point of time. Now, as to the first objection, we must

bear in mind that theocracy and an ecclesiastical state answering the wants of a religious society are notions of a different order.

Theocracy in itself, being the hierarchical rule of a priestly class, is but a species of aristocracy, to which the aristocracy of any society may attain, whenever it bases its rule, not upon rude force and material advantages alone, but upon moral and spiritual agencies in harmony with the views and faith of the society to which it belongs. Since, therefore, in every social structure there exists a religion and a faith corresponding with its order and degree, any social structure may assume a theocratic appearance, only we must remember, that in these cases the creed and the hierarchy embodying it are not independent, and do not pursue vital interests peculiar to themselves, but are only secondary expressions, diverging from the normal ones, — of the respective interests of kinship, of local contiguity, and occasionally of conquest for plunder. We find, besides, in the case of the instances already cited, that, whilst in Egypt the family and tribal relations of the religion and its attachment to the ancient fictions is obvious, it obtained its higher unity and philosophical significance only in the era of the conquering society. Again, in the case of the Jews, the original, and in reality exclusive, character of their religion, is beyond all doubt tribal and racial, whereas, with regard to its more universal and refined propositions, the supposition cannot be avoided, that these proportions received their wider interpretation and adaptability during the conflicts with the Assyrian Empire and the Babylonian captivity, from the influence of conquering societies, and through the inspiration of the prophets, actuated by views of a broad and general nature. Yet, even then, the Jewish faith had not become a proselytizing faith — which is the most important quality of a religion which really serves as a vital interest — but obtained this capacity for embracing new followers only in Alexandria, after Rome the most cosmopolitan city, and the most splendid community of the conquering society of the Greeks. Here, in the works of Philo, that intermingling of the Jewish faith with Greek philosophy took place, which subsequently prepared the way for the affiliation of the doctrines of Christianity to the ideas of the Graeco-Roman civilization.

The determination of the character of the Mohammedan communities and of the part they played in history is a task of greater intricacy. We will not dilate in this place upon the fact, that the Mohammedan religion itself is not a primary and immediate growth of faith, and that is was engrafted, in great part at least, upon the tribes of Arabia from the branches of Christianity; and further, that whatever there is in it expressive of the religious interest, did not originate in the conception of those spheres to which it subsequently spread through conquest — for, from the outset, it recruited its faithful by violence alone — but was a part of it owing to its original constituent factors. It suffices to point out, that very shortly the doctrines of this religion came

to be conceived entirely in the sense of the identity of worldly and of transmundane interest, of their non-antagonism, and dependence on each other, and that, consequently, its articles of faith present themselves as sanctioning, nay, as demanding, continual conquest, and as an embodiment of the interest of plunder and greed, and not in the least, therefore, as the connecting bond of an independent religious society. The Arab communities themselves, in whom this religion arose and who were its champions, were tribal and communal societies, displaying marked traces of consanguineous structure, just in that very phase of development when the interest of amassing wealth becomes preponderating; and they dwelt at that time in the neighbourhood of two great conquering empires that had become enfeebled, namely, the Byzantine and the Persian dominions. The Mohammedan religion owed, therefore, its triumphs from the very first exclusively to the success of arms; and the states which grouped themselves around its society drew their structure in the main from the principles of the governments of the occupied countries which had previously formed parts of other conquering societies. Nor was the culture to which Mohammedanism gave rise independent and proper to itself. All its splendour was derived immediately through the channels of the Persian, the Greek, and, to some smaller extent, of the neighbouring Indian civilisations. From this time onward, Mohammedanism meant progress in the case of those peoples only who had not passed beyond the stage of tribal development, and whom it enabled to expand their organism into that of the conquering society; whilst its proper society, compared with the first eras of its history, very soon began to retrograde and to show unmistakable signs of decay. Its part in the history of the world is not that of an agency of progress, but of a factor of stagnation, and thus of dissolution and degradation.

§ 109. How very different from the fate of Mohammedanism have been the destinies of Christianity ! Its vital interest and principle was, in the fullest sense, not worldly, but independent of its external structure, and related to man's inmost life alone. The course of the formation of its doctrines was antagonistic to that of the society of conquest for plunder, and from the very moment that, under Constantine, its sphere became co-extensive with that of the empire, it at once looked about for new organs which might be of use as agencies of its independent development, and thus the continuity of the thread of the religious society was preserved, in the West, by the Papacy and by the monastic orders. In the East, however, the ecclesiastical society became torpid, because its structure was inseparably connected with that of the empire; hence it there abdicated its own life, and in fact passed through all the vicissitudes of the worldly society, which had remained one of an inferior order. In the West, on the contrary, its vigour never abated, and, although the empire crumbled into dust, the Church not only preserved its organism unimpaired throughout the long ages of barbarism, but continued to develop it. It had

at its disposal its own hierarchy, its own organs, and, with the pliability of an institution instinct with life, it was able to stoop down to the populations and to raise them by slow degrees to the level of its higher standpoint. Some of its institutions might become antiquated, the roots of its law might here and there wither, but it regained its full vigour whenever it appealed to its fundamental principles. Not only was it capable of contending against the ferocity of the lower classes, but it created and maintained an independent government, gathered armies in furtherance of its own ideal aims, and carried on wars for these ideals by means of the Crusades. By the establishment of the two great monastic orders of the Middle Ages, those of the Franciscan and of the Dominican friars, it met the wants of reviving worldly culture, and, subsequently, its influence and its new forms made themselves felt, through the Reformation, in the development of the national society, in spite of the fact, that the endeavours of the counter-reformation and of the Jesuits were no longer able to secure in its behalf the weight of undivided dominion over Europe.

§ 110. The second, we might say the first, great religion, the doctrines of which point to a genuine religious vital interest, and which has formed the central principle of an ecclesiastical society, boasts, like Christianity, of a varied religious, as well as political, history, which, however, has become almost entirely obscured and undecipherable. Buddhism arose among a people which possessed the qualities necessary for bringing forth a great culture, but was unable to preserve all the memorials of its history, for into the countries where it is now at home, merely its articles of faith and doctrines were transplanted, and not its antecedents.

The researches instituted by the vague and uncertain light of tradition lead, nevertheless, to results which suffice to allow of the inference of a parallelism between the development of Buddhism and the main features of the development of Christianity. But just as the Buddhistic creed, the disputes about the interpretation of its propositions, the ceremonies and rites in which it outwardly manifests itself, and the organs that represent its ecclesiastical polity, bear so striking a resemblance to the corresponding features of Christianity that — the supposition of a common source and of mitual influences being entirely out of question — we are driven, in order to explain the similarity, to accept the only possible conclusion, namely, that religious conceptions, faith and its external manifestations, are governed by general laws springing from human nature: even so we find that, with regard to the society, whose currents of thought gave birth to Buddhism, all circumstantial evidence corroborates the general doctrines of historical relationship we have already laid down. Ancient Brahminic India and the entire culture of the classic era of Sanscrit indicate a phase in the existence of a highly developed conquering society. The Vedas themselves can be the products only of a tribal society which has passed beyond the structure of kinship, whilst the two great Hindoo

epics — although not wanting in echoes of a more ancient condition of things — picture communities essentially corresponding in their organization with that of the kingships of the Heroic Age. The code of Manu places before us the sacred law interwoven with the secular law of a stationary country resembling Egypt. Yet, the peculiarities of the institutions of the four castes approved by the sacred books, and thus grown typical amongst the fluctuating multitude of castes daily arising and perishing, the sphere of the functions of the Brahmins, the secular rule of the Kshatriyas, and the developed stage of philosophy, of linguistic knowledge, and of mathematics, testify to the existence of a society possessing tastes and tendencies such as we can only discover in Alexandria or in Rome during the imperial era. To this must be added the particulars of the legend which had grown around the person of Buddha himself, together with the experiences of Alexander the Great in India, which also point to the existence of kingdoms organized for conquest. Not a trace of any historical account has come down to us to shed light upon the question, as to how it happened that Buddhism, which, having taken root in India, and spreading to the south, east, and north, had embraced, three hundred millions of people in its fold, was completely driven out by a Brahminic reaction, and its place re-occupied by the religion of a society of an inferior order, or how it was that India in general sank back to that low level, which permitted the pigmy structures of a whole mass of earlier and ruder societies, in a variety of combinations, to regain the upper hand, almost in the same manner as happened in Europe after the crumbling into pieces of the Western Empire, except that in the former case, the presence of a uniting higher ecclesiastical society was wanting. In the absence of any historical light, therefore, all that may be stated with certainty at this day is, that from the time that the Mohammedan and Christian world have come into nearer contact with the Indian, and have had an opportunity (down to the era of the Englich supremacy) of closely observing its condition, the society of Hindustan has been of the same character as that of the European society from the time of the dissolution of the empre of Charlemagne, down to the period of the consolidation of the Holy German-Roman Empire. Only, in order to render this parallel quite complete, Papacy, the element representing the principle of order of the West, must be left out of account.

§ 111. The phenomena of Buddhism are of additional interest, because this religion forms the connecting link between the white and the yellow races; and, guided by this circumstance, a better judgment can be formed as to the phases of societies of the latter race. In Eastern Asia, it was only in Thibet that an independent ecclesiastical state, founded upon religion, was definitely established; but, owing to the fact that its elements were imported from without, and did not develop at home, and also because, apparently, the requisite sphere of the antecedent conquering society was wanting, the rule of the lamas

shows the character of a tribal organism rather than that of a state answering the purposes of a world-religion.

In China, again, everything combines to indicate that the empire, though traditionally recognized as the very model of stability and conservatism, has, from the earliest ages, freed itself from the ties centering in the interests of kinship and local contiguity, and remained in the stage of a society amassing wealth for consumption. We find there an extraordinary degree of religious toleration; the existence of most ancient creeds of a tribal character, which have even the characteristics of consanguinity, side by side with advanced religion, and, above all, with a native philosophy, occupying, as an agency of spiritual life, a more than equal rank with religion; an almost entire obliteration of the traces of the societies of tribe or of consanguinity, yet vestiges of the latter flashing up now and then amidst the conformations of the superior organism; and, finally, we see there civil equality coupled with the force of patriarchal sentiments, in consonance with a developed system of intercourse, and side by side with a mode of life not in the least patriarchal, nor of a primary religious character. This proves to us that the prevalent currents of thoughts and conceptions are not here the immediate traditions of an original patriarchal society, but the result of a long rule of cultured leading classes, and of doctrines taught and asserted through thousands of years by a central power in a community which is debarred by external pressure from independently and progressively developing, which manifests the tendency of its ideas in reproducing the phenomena of a much earlier phase, and in which the family feeling, aroused in a secondary way, grows again paramount in the absence of civic sentiment. All the circumstances thus enumerated, together with the additional one, that a whole line of foreign conquering dynasties succeeded each other without disturbing to any great extent the order of the society, furnish proofs of the universal applicability of the law of the necessary phases of society, and, at the same time, of the truth, that progress is only rendered possible through the continual intercourse of different societies; and, moreover, that a society, be it of dimensions ever so large, if isolated and living only for itself, is destined to come to a standstill, and to lapse into a state of stagnation.

These inferences are still more corroborated, if we place side by side the examples furnished by the people of China and those of Japan, which latter, although deriving their culture from China, developed it independently and even more generously than the Chinese, from whom it had been originally borrowed. This fact is, no doubt, due to a great extent to the insular position of Japan, and leads to the result, that this is the only community outside Europe which has almost arrived at the conception of the interest of nationality, and most nearly approached the structure of a nation. Especially instructive in this connection is the bloody and protracted struggle carried on

there also, in the course of the thirteenth and fourteenth centuries, between the Buddhist Church, which then enjoyed political supremacy, and the feudal organization of the state, a struggle which terminated with the victory of the secular power, without resulting, however, as in India, in the extirpation of the doctrines of the more developed religion, or in their complete supplanation by the more primitive Shinto views. From that time down to a recent period, when, under the influence of the European nations, Japan was remodelled after the pattern of the most modern civilization, it presented the picture of a society having feudal characteristics, though approaching the patrimonial stage. This explains why the transformation of the last years, and the transition into the modern national phase, was effected, on the whole, successfully, and with such comparative ease, whereas in China external influences of the same kind have produced, save a few instances of reaction, no appreciable results whatever.

§ 112. Whilst we thus perceive that the contact of European nations with the populations of Eastern Asia only served to render more conspicuous or to modify the peculiarities of the latter, whilst not destroying them, we find that the same contact with the old American civilizations of the torrid zone proved fatal to the latter, and utterly overthrew them with a single blow. This was, in part, due to the inferority of the powers of endurance and resistance of the races which were the bearers of that civilization, and partly, to the im perfect condition of their natural and material means, and especially of their military resources. These societies were, in truth, in a condition not much more backward than the parallel states in Asia.

The states of Mexico, of Central America, the Chibcha people, and Peru, possessed alike a system of culture and an organism peculiar to old societies arising from conquest and founded upon the ruins of earlier civilizations, and preserved more or less the traces of the tribal organism from which they developed. We find chiefly in the Mexican and Peruvian empires a high degree of centralization, coupled with the distinguishing characteristics of a society constituted for the object of conquest for plunder: namely, a widely-spread network of communication, construction, and public works of huge dimensions; different and mixed religions of the people, subordinated to the churches of the ruling classes, which were accepted as those of the state; and, finally, institutions and regulations of a feudal character. This last fact is in particular significant in connection with the tradition, that the civilization of those states was but secondary, founded upon the remnants of a still older civilization, which had been destroyed by the conquests of ruder tribes. Here we find, under most unexpected circumstances, a confirmation of the proposition, deduced from the march of development in Europe, that feudalism was the result of legal and political traditions of a higher order, though in more primitive circumstances, traditions which again came to the front, and favoured forma-

tions similar to the really ancient ones of remoter periods. Among these states, that of the Incas in Peru — which, in many respects, came quite close to the ecclesiastical organization founded upon religious interest — was of the highest order, exhibiting that patriarchal conception, which is at all times characteristic of the preparatory phases of ecclesiastical societies, in consequence of the kinship of their fundamental principle with that or the society of consanguinity.

§ 113. Accordingly, a review of the phenomena of universal history will mature within us the conviction that, whilst the savage populations grouped around the interest of consanguinity can, at most, rise to the level of the tribal society, the interests of local contiguity are sure to become preponderating as culture progresses, and that the conquering empires, belonging to that stage of society which has conquest for plunder as its object, subsequently furnish a wider sphere of community. The religious society gives a fresh impulse to civilization of a higher order, on the basis of which, by uniting all the previous vital aims, it becomes possible to form nations which, in their turn, open new fields for the assertion of still loftier ideals of progress hitherto not realized, at first always by means of social co-operation, but later by the aid of institutions of the state, which are invariably the most perfect and effective organs of the consciousness of society, and of the will of the community.

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 333—339

DER URSPRUNG DER DORFGEMEINSCHAFT

IGNÁC KONT

Ein ebenso gründlicher als interessanter Beitrag zur Soziologie und Rechtswissenschaft liegt uns vor,* der zwar bloß das erste einleitende Kapitel eines geplanten umfassenderen Werkes über die Dorfgemeinschaften in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung, über ihre Entstehung, geschichtliche Entwicklung und die damit zusammenhängenden Institutionen und Ideen ist, zugleich aber als in sich abgeschlossene Studie selbständigen Charakter und Wert hat. Der Verfasser, von dem unsere Literatur bereits mehrere beachtenswerte Leistungen verwandter Richtung besitzt, scheint vorzüglich durch *englische* Denker angeregt worden zu sein, welche sich bekanntlich mit den Fragen, Ideen und Hypothesen, die sich an die Dorfgemeinschaft knüpfen, mit Vorliebe beschäftigen und aus ihren zuweilen etwas willkürlich gestalteten Begriffen der primären Formationen des Völkerlebens nicht selten sehr weitgehende Schlüsse ziehen.

Dem Verfasser unserer Studie scheinen ebenfalls weittragender Ziele vorgeschwebt zu haben, als dies der konkreten Materie nach anzunehmen wäre, und der Titel verrät. Er scheint überhaupt einen doppelten Zweck zu verfolgen — wie dies sowohl aus den »Grundprinzipien« (Abschnitt I), als aus der kurzgefaßten Entwurfsskizze, den »Schlußfolgerungen« erhellt: Zuerst den geschichtlich-darstellenden, die Vergleichung der auf die »ländlichen Gemeinschaften« bezüglichen Einrichtungen — in jenem weiten Sinne, in welchem Verfasser dieselben als allumfassenden Rahmen des primitiven Völkerlebens zu verstehen scheint. Dann die Entwicklung rechtsphilosophischer *Ideen* und weltgeschichtlicher Anschauungen, die in den darzustellenden Institutionen und Gebilden gleichsam verkörpert erscheinen sollen.

Die vorliegende Studie, als Einleitung betrachtet, ist demnach in erster Linie die prinzipielle Grundlegung des Gedankenganges, der sein größeres

* *A faluközösség eredete.* [Der Ursprung der Dorfgemeinschaft (Urfamilie und Eigentum). Soziologische und rechtsphilosophische Studie von Dr. *Julius Lánczy*, Dozent an der königl. Universität.] Budapest, 1881.

geplantes Werk durchziehen soll. Allerdings ist *ein* Glied dieses Gedankenganges auch des Näheren ausgeführt und mit Daten der deskriptiven Soziologie und Ethnologie beleuchtet worden. Wir wollen versuchen, den Ideengang und die Materie der Studie kurz anzudeuten.

Die *Herbert Spencer*'sche Formel des Entwicklungs (Evolutions)-gesetzes zu Grunde legend, sucht der Verfaßer durch Betrachtung des Ursprungs und der Entwicklung der Dorfgemeinschaft darzutun, daß auf den untersten und unteren Stufen aller Entwicklung die mehr oder minder unbestimmten und zugleich homogenen, einförmigen *Gemeinschaften*, die *kollektiven* Formen unumgänglich die herrschenden sein *müssen*. Alle höhere Entwicklung, aller wirkliche Fortschritt besteht in der Entfaltung scharf begrenzter, vielfach verschiedener (differenzierter) freier Individualitäten, in weit angelegten Gebilden konzentriert, — während die Gemeinschaftsformen der niedrigen Stadien dieser einheitlichen Konzentration entbehren. Mit einem Worte: *das Ringen von Kollektivismus und Individualismus bildet den innersten Gehalt der Geschichte;* und wenige Gebiete und Einrichtungen des Lebens, der Geschichte sind geeignet, diesen weltgeschichtlichen Kampf deutlicher zu veranschaulichen, als die Entwicklung der primitiven Dorfgemeinschaft zur freien Gemeinde, auf Grundlage des individuellen Eigentums.

In einer kurzen Einleitung betont *Lánczy* die *Doppelstellung* der »Gemeinde«. Einerseits ist sie ein moderner, politisch-administrativer Begriff, die Grundlage des öffentlichen Verwaltungssystems; doch selbst die schaalste, praktisch nüchternste Auffaßung wagt es nicht, ihr Wesen, ihre Bedeutung hiermit erschöpft zu sehen. Sie erscheint als Gebilde einer gänzlich verschiedenen, allgemeineren, uralten Ordnung, welche dem modernen Staat, der Entstehung des *territorialen Staates* überhaupt vorhergegangen ist. Dieser Dualismus im Wesen der Gemeinde obwaltet in mehr oder minder ausgeprägter Art noch bis auf den heutigen Tag, und auf der ganzen Linie der Gesellschaftswissenschaften muß mit demselben gerechnet werden.

Verfasser huldigt auch insoferne der Entwicklungstheorie, als ihm der Staat, entgegen der bisherigen herrschenden Vorstellung der rationalistischen sowohl, als historischen Schulen von dem urewigen gleichsam spontanen Dasein des Staates, das Produkt einer genetischen allmähligen Entwicklung ist, die eine Reihe von Phasen zu durchschreiten hatte. Eine der wichtigsten, bedeutendsten Phasen ist die Gemeinde. »Auf einer gewissen Stufe der Entwicklung ist die Gemeinde die alleinige und höchste territorielle Form und Zusammenfassung der elementaren politisch-sozialen Institutionen der Menschheit, die erste prägnantere Organisation, in welcher die Begriffe von *Familie und Eigentum* einen geklärten Kristallisationspunkt, einen würdigeren Entwicklungsgrad erreicht haben. Die ersten Spuren einer Herrschafts-Ordnung, der Entstehung des Rechtes, führen hierher zurück. »Juventus mundi !« ruft der Verfasser aus.

Verfasser löst nun hiermit Staat und Gesellschaft, ethische und ökonomische Existenz des primitiven Völkerlebens gleichsam in einige wenige Faktoren elementarster Natur auf. Wie er zu diesem Ausgangspunkte gelangt ist und welches Ziel und Ergebnis er von demselben ausgehend erreicht? . . . Die Beantwortung dieser beiden Fragen ist geeignet, den eigentlichen Inhalt seiner Studie wiederzugeben.

Nach einer kritischen Analyse der bisher herrschenden Methode der Gesellschaftswissenschaften, welche Verfasser am markantesten durch *Puchta*'s Ausspruch zu kennzeichnen vermeint, von dem Dunkel, in das die Anfänge, der Ursprung von Recht und Geschichte gehüllt sind, gleichwie die der natürlichen Organismen, »denn die Natur verhindert solchermaßen das frühe Zergliedern des Entstehenden, das die Entfaltung stören könnte«, — nach dieser Analyse einer Auffassung, die dem Verfasser durchaus unhaltbar erscheint, geht er über zur eingehenden Erörterung der Werke und Auffassung des größtlebenden Rechtsgelehrten Englands Sir Henry Sumner *Maine*, dem diese Arbeit gewidmet ist, sowie der Eindrücke und Anregungen, welche dieselben, gegenüber der Unzulänglichkeit der oben gekennzeichneten Auffassung, in ihm hervorrufen mußten. Zwei Prinzipien und Tendenzen durchziehen nämlich alles Denken und Schaffen Maine's. Zuerst: die Anwendung der *indischen* Analogien auf die gesamten Anfänge und Residuen der primitiven Rechts- und Gesellschaftsgebilde. Dann die Hervorkehrung der grundlegenden Bedeutung der *Dorfgemeinde*, insbesondere ihrer *indischen Gemeinschaftsform*, als den Urtypus, gleichsam als Urzelle der ersten staatlichen und gesellschaftlichen Organismen. Der Zauber der indoarischen Idee — dessen allgemein literarische Bedeutung *Lánczy* skizziert — hatte auch den Verfasser ergriffen; doch mußte er aus dem Studium dieser altindischen Institutionen, die sich übrigens teilweise selbst unter der englischen Herrschaft bis auf unsere Tage erhalten haben, bald ersehen, daß auch hier das letzte Wort des Rätsels nicht zu finden sei, daß die indische Dorfverfassung bereits ein fortgeschritteneres Stadium bedeute, und daß zurückzugreifen ist auf ursprünglichere Gebilde, auf Faktoren elementarischer Natur.

Wir können die einzelnen Sätze dieser Deduktion an dieser Stelle nicht weiter verfolgen. Nach einem Satze Maine's ist das Privateigentum in seiner gegenwärtigen Gestaltung entstanden durch die allmählige Auswicklung der besonderen Rechte des Individuums aus den ineinandergeflossenen Rechten der Gemeinschaften (Communities). Verfasser erweitert nun diesen Satz, und substituiert für das engere »Recht des Individuums«, das Individuum, die Individualität selbst; — gleichsam die Substanz für die Akzidenz. Das Recht aber gilt bloß als Korollar der Individualität. Nicht bloß das »Recht« hat sich hinauszuschälen aus diesem Zustande der Gemeinschaft, — das Individuum, »die Individualität selbst muß sich allmählig entfalten aus jenem unorganischen, massenartigen Zustande der unbestimmten und einförmigen Gemeinschaft«.

Erklärt doch Maine selbst (Ancient Law), »daß die Rechtswissenschaft nicht kompetent sei, diese Fragen zu beantworten, ohne Zuhilfenahme anderer Wissenschaften«. Dr. *Lánczy* betrachtet dies gleichsam als die Sanktion des Meisters zu dem Vorgehen, auf welches ihn das bisherige Ergebnis seiner Spekulation dialektisch hingedrängt hat. So wie mit den Begriffen des Individuums der Individualität operiert wird, bedarf es der philosophischen Begründung und Erklärung. So kam es, daß Verfasser die *Spencersche Formel der Evolution* zu Hilfe nehmen mußte. Der Verfasser legt diese Formel der exakten Philosophie des näheren dar. Zu welchem Ende, mit welchem Resultate Dr. *Lánczy* diese positivische Formel, — welche physisch-organischen Vorgängen entlehnt, bloß für physisch-organische Erscheinungen zu gelten scheint — auf die »hyperorganischen« Gebilde der menschlichen Gesellschaft, auf die Erscheinungen des Geistes anwendet: das haben wir bereits Eingangs dieses Resumées angedeutet.

Hier hält jedoch der Verfasser inne auf der nicht ungefährlichen Bahn abstrakter Spekulation. Da es ihm nicht um Resultate abstrakter Philosophie, sondern praktischer Gesellschaftswissenschaft zu tun ist, verfolgt er diese Frage der Entfaltung der Individualität nicht weiter auf dem ideellen Gebiete, etwa der Erkenntnis- und Persönlichkeitstheorien, sondern sucht jene großen *realen* Kategorien, in welchen sich das Wesen und die Entwicklung der Individualität tatsächlich am schärfsten ausprägt. Es sind dies die beiden Kategorien von *Familie* und *Eigentum*, jene »vornehmlichsten Offenbarungsformen, in welchen die Besonderheit der Individualität in der *Gesellschaft* den prägnantesten Ausdruck gewinnt. Von dem Grade *ihrer* exakten Bestimmtheit hängt der Grad scharfer Bestimmtheit der gesamten Individualität ab«. Da Familie und Eigentum die einschneidendsten Beziehungen, Eigenschaften, Korollarien des Individuums bilden, so stehen dieselben auch *miteinander* im engsten Konnex, sind daher entwicklungsgeschichtlich untrennbare Begriffe. Die reale Entfaltung des Individuums in der sozialen Entwicklung ist daher an diesen beiden Faktoren zu ermessen. Hiermit ist nunmehr die Verbindung dieses Ideenganges mit dem Problem der *Dorfgemeinschaft* gegeben. Wie Familie und Eigentum die bestimmenden, realen Kategorien der Individualität darbieten, so bilden sie auch den Inhalt, welcher die Dorfgemeinschaft erfüllt. *Ihre* ersten Gestaltungen lassen auch die Dorfgemeinschaften erstehen, bestimmen ihre Arten, ihre Bedeutung.

Verfasser geht nun zur detaillierenden Darstellung der ursprünglichsten Familien- und Eigentumsverhältnisse über, und zwar in zwei besonderen Abschnitten, von deren Einzelheiten wir hier gänzlich absehen müssen. Sie bilden gleichsam den Körper der Studie. Er legt hierfür die ethnographischen Angaben und Resultate zu Grunde, welche die moderne soziologische Literatur —insbesondere die englische — gesammelt hat aus der Beobachtung der Sitten und Gebräuche noch lebender oder erloschener wilder Stämme Afrikas, Amerikas und Australiens.

Dr. *Lánczy* scheint der Theorien *Lubbock*'s und des Amerikaners *Morgan* folgend, anzunehmen, daß die Erscheinungen, welche das Leben dieser niedrigsten Volksstämme darbietet, die unterste Stufe *aller Zivilisation überhaupt* bezeichnen, *da wesentlich dieselben Erscheinungen in den Anfängen jeglicher Kultur und allen Völkerlebens, in den Denkmälern der ältesten indoarischen, griechisch-lateinischen, germanischen, keltischen usw. Zivilisation,* richtiger in der Periode ihres niedrigsten Barbarismus sich widerspiegeln. Der Verfasser widmet dieser Seite der Frage in einem Vorworte, das eigentlich ein Nachwort ist, da es nach der Publizierung dieser Studie geschrieben wurde, eine besondere Betrachtung, unverkennbar apologetischer Natur. Er mochte wohl selbst gefühlt haben, daß hier der kontroverseste, wundeste Punkt seiner Ausführungen liegt, und die *Universität, die Verallgemeinerung* jener oben angedeuteten Resultate der neuesten soziologischen Literatur will uns auch jetzt noch höchst problematisch erscheinen.

Vom literarischen Standpunkte aus, dürfte das Kapitel über die Familie vom größten Interesse sein. Denn es enthält die Reassumierung und Charakteristik einer Reihe von Theorien und Hypothesen, die auf dem Kontinente noch minder bekannt, in die Literaturen desselben noch wenig eingedrungen sind. Leider, daß dies in einer so knappen, gedrängten Weise geschieht — wahrscheinlich aus Rücksichten der formalen Raumesökonomie —, welche der leichten Übersichtlichkeit der Materie entschieden Abbruch leistet. An einer Stelle verwahrt er sich übrigens gegen eine rückhaltslose, unbedingte Annahme »dieser subtilen, feinnuancierten und so klar übersichtlichen Theorien« dem Chaos der ursprünglichen Konsanguinitäts- und Familienverhältnisse gegenüber. Allerdings handelt es sich ihm bloß um die Gewinnung von Resultaten allgemeinster Natur, um seinen Theorien Beweiskraft zu verleihen. Es gilt ihm zu beweisen, daß die Stämme auf den unteren Stufen der Entwicklung sich noch in jenem »vegetativen« Stadium geschlechtlicher Verbindungen *nach Gruppen* befanden, daß selbst die »patriarchalische« Familie Maine's das Produkt einer sehr späten und relativ hohen Entwicklung ist, daß die Individualität sich noch nicht soweit entfaltet hat, um auch nur annähernd zur Begrenzung der monogamen Familie zu führen, oder, um in dem Spencerschen Dialekt des Verfassers zu sprechen: »die Wirksamkeit der Differenzierung ist durch die Gruppen und Klassen hindurch noch nicht bis zur sozialen Einheit (unit), zur Entfaltung der selbständigen Individualität gelangt«.

In dem Abschnitte über das *Eigentum* trachtet Dr. *Lánczy* auf Grund der aus dem großen Spencerschen Sammelwerke »Descriptive Sociology« entlehnten Daten über die Besitz-, Ackerbau- und Wohnungsverhältnisse, den Parallelismus des ursprünglichen Eigentums mit dem Gemeinschaftssystem der Familie herzustellen. Für den Juristen dürfte dieser Teil von größtem Interesse sein. Es wird versucht, eine gewisse Stufenleiter herzustellen von der niedrigsten Stufe, wo selbst die Vorstellung des Eigentumes noch vollkommen mangelt,

bis zu den entwickelteren Formen eines Besitzes der gentilen Gemeinschaft, bis zur höchsten Form einer Verteilung nach der engeren Familie, ja selbst bis zur Statuierung eines gewissen individuellen Nutznießungsrechtes.

Auch hier tritt als schöpferisches Element die große Triebkraft, »das Walten der Differenzierung« auf. So wie sich aus der formlosen, homogenen Masse des gesamten Volksstammes *die Gemeinschaft der Geschlechter, die gentile Kommunität der Blutsverhältnisse sowohl als des Besitzes* absondert, entsteht die erste Formation einer ländlichen Gemeinschaft. Das indogermanische Marksystem, jene »Gemeindewirtschaft der indischen Reisfelder« ist daher dem Verfasser bereits ein fortgeschrittenes Stadium, eine Entwicklungsphase, doch nicht der Typus des Ursprungs. Den sieht Verfasser in jener engeren Gemeinschaft, als dessen Abbild und Prototyp ihm die alleinstehenden Gemeinschaftsbauten Mittel-Amerikas im Pueblo von Taos und im Cañon des Rio de Chaco gelten, welche die intimste, vollkommenste Gemeinschaft aller Verhältnisse und Bedingungen dieses dürftigen primitiven Lebens darstellen.

In dem letzten Abschnitt der »Schlußfolgerungen« faßt nunmehr Verfasser die *prinzipiellen* Resultate der bisherigen Darstellung zusammen und unternimmt eine gewisse Nutzanwendung derselben. Der Leser merkt erst jetzt, daß das lange Ausholen einem kräftigen Schlage gegolten hat, und die strenge Objektivität der Darstellung in eine polemische Spitze ausläuft. Es galt eben zu beweisen, wie »es aus der Natur der Dinge fließe, daß, wo weder die sich selbstbewußte Individualität, noch die jene Individualität ausprägende Familienstruktur, noch das mit der monogamen Familie verbundene Eigentum vorhanden sind, dort notwendigerweise *nichts anderes* als die vollkommenste Gemeinschaft herrschen kann« . . . Die Gemeinschaft ist daher das natürliche Medium, die adequate Sphäre der primitiven Menschheit . . . Sie ist eine ethnische Notwendigkeit; eine natürliche Entwicklungsphase, welche der Mensch und die ursprüngliche Gesellschaft durchschreiten *muß*, um das Niveau höherer, geklärter Phasen zu erreichen.

Von diesen Sätzen ausgehend unterzeichnet nun Dr. *Lánczy* die gesamte Argumentation der modernen sozialistisch angehauchten Schulen, welche eine Begründung des gemeinschaftlichen Besitzes und Aufhebung des Privateigentums (speziell am Boden) fordern, einer scharfen Kritik. Er wendet sich insbesondere gegen *Laveley*, indem er die prinzipiellen Schlußresultate seiner bedeutenden Arbeit »La Propriété et ses formes primitives« eingehend analysiert. Es gilt ihm eben jenes Argument dieser Schulen zu vernichten, wonach sie aus den Gemeinschaftsgebilden der Urzeiten und Urzustände, die kommunistischen Traumgebilde einer fernen Zukunft, der höchsten Entwicklungsstadien begründen wollen, — indem er darzutun versucht, daß die primitive Gemeinschaftsform keine spontane und auch keine in sich naturgemäß abgeschlossene war, sondern bloß *der niedrigste Anfang*, der Zustand zähester Primitivität, gleichzeitig aber auch *tiefen Elends*. Denn aller wahre Fortschritt der

Menschheit besteht eben in der Hebung und scharfbegrenzten, in sich vollendeten Entfaltung der Individualität, des Individuums und seiner Lebensbedingungen und Rechte, wenn auch in weitangelegten Gemeingebilden konzentriert. In *diesem Sinne* will Verfasser die Entwicklung der Dorfgemeinschaft bei den hervorragendsten Völkern und Kulturtypen verfolgen, doch erklärt er, infolge äußerer Umstände wenig Hoffnung zu besitzen, daß er seine weit angelegten Pläne jemals wird realisieren können, und aus diesem Grunde entschloß er sich denn auch jene im Jahre 1878 geschriebene »Einleitung« zu veröffentlichen.

Wir wollen nunmehr zum Schluß die Tendenz und den Charakter der besprochenen Arbeit kurz resumieren.

Als ihr praktischer Zweck will uns die Widerlegung jener sozialistisch-historischen Anschauung und Argumente scheinen.

Von literarisch-wissenschaftlichem Standpunkte ist der Versuch von größtem Interesse, die Spencersche Entwicklungsformel auf ein positives Problem der Sozialwissenschaft konsequent anzuwenden, die Entwicklung einer sozialen Institution, Formen des Völkerdaseins, denen in letzter Linie auch eine ethnisch-geistige Bedeutung innewohnt, aus jener positivistischen Formel zu erklären.

Endlich läßt sich der stark subjektive Zug, der unter dem Gewande wissenschaftlicher, ja nahezu realistischer Objektivität diese Schrift durchweht, nicht verkennen. Sie scheint geschrieben zu sein, um jene obenerwähnte Auffassung des Verfassers vom Ringen des Kollektivismus und Individualismus zu erhärten, und der folgenden Anschauung die reale Unterlage zu bieten: »Die Schwingenschläge der Individualität, wie sie sich den erstarrenden Fesseln des Kollektivismus zu entwinden sucht; die vis inertiae der Masse, ihre Gravitations-, Widerstands- und Niederhaltungsgewalt, — hierin sehe ich das Problem der Geschichte: den eigentlichen Gegenstand des Kampfes, welchen die Menschheit durch die Geschichte hindurch fortführt.«

Es will uns dünken, als ob Verfasser — der sich in seiner wissenschaftlichen und publizistischen Tätigkeit immer mit dem Staate befaßt hat — gleich allen, die sich eingehend und kontinuierlich mit dieser Materie beschäftigen, den Drang in sich fühlte, sich über die Fragen der *Freiheit* und der freien Individualität auszusprechen. Nur scheint er zur Darlegung seiner diesbezüglichen Ideen einen neuen Weg eingeschlagen zu haben: indem er statt der hergebrachten Form eines diskursiven Aufsatzes »On Liberty« den Versuch unternahm, seine Ideen in der realen Form von Institutionen und Sachdarstellungen auszugestalten. Diese Selbständigkeit in der Auffassung und Beleuchtung der einschlägigen Fragen mag auch die größere Ausführlichkeit dieser Anzeige halb entschuldigen halb rechtfertigen.

(Ungarische Revue, 1881: 251—258.)

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 341—363

GESCHICHTE DER FELDGEMEINSCHAFT IN UNGARN

KÁROLY TAGÁNYI

I.

Der Begriff der Feldgemeinschaft ist in der Wissenschaft erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts bekannt. Auch vordem glaubten manche, daß der Grundbesitz bei allen Völkern ursprünglich gemeinsam gewesen und nur schrittweise Individualbesitz geworden sei. Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung konnte aber die Frage erst geworden sein, nachdem durch Olufsen 1821 in Dänemark und fast gleichzeitig mit ihm durch andere in Rußland[1] die Feldgemeinschaft als noch zu Recht bestehende Institution entdeckt wurde und unmittelbar untersucht werden konnte.

Wir Ungarn haben bisher aus unserem eigenen Material zur Klärung dieser hochwichtigen Frage noch nichts beigetragen. Der berühmte belgische Nationalökonom De Laveleye hat nach dreißigjährigen Forschungen in einem umfangreichen Werke[2] die Daten über Feldgemeinschaft aus allen Zeitaltern und aus den verschiedensten Völkerschaften der Erde zusammengetragen, aber die ungarländischen Daten suchen wir — die südslawische Hauskommunion ausgenommen — vergeblich darin. Auch bei uns suchten schon einige den Ursprung des Grundbesitzes in der Feldgemeinschaft, doch erscheint dies nur als eine, im Nebel der Vorzeit tappende *Theorie* in unseren juristischen, nationalökonomischen und historischen Werken — die konkreten Daten[3] haben vollständig gefehlt.

Unterstüzt durch die Fingerzeige der ausländischen Analogien, ist es mir gelungen, *diese Daten* zu sammeln, teils in bereits publizierten, teils aber in

[1] Die Entdeckung der russischen Feldgemeinschaft — des sogenannten »*Mir*« wird gewöhnlich Haxthausen zugeschrieben, doch hat *Sobjestianskij* in seinem »Ucenija o nacionalnych osobennostyach. Charkow, 1892« nachgewiesen, daß schon im Jahre 1828 der Pole Lelewel und 1839 der Russe Chomjákoff sich mit dieser Frage befaßten, während Haxthausen's Buch bekanntlich erst 1847 erschienen ist.

[2] De la propriété et de ses formes primitives. Paris, 1891. 4. Aufl.

[3] In diesem Punkte sind uns die Siebenbürger Sachsen zuvorgekommen. Der unlängst verstorbene, hochverdiente sächsische Geschichtsschreiber *Friedrich Teutsch* hat noch im Jahre 1883 im »Archiv des Vereines für Siebenbürgische Landeskunde« (p. 526—591) unter dem Titel »Beiträge zur alten Geschichte des Schenker Stuhles *und der Markgenossenschaft im Sachsenlande*« eine sehr interessante Studie mit mehreren Dokumenten veröffentlicht, welche auf Grund unbezweifelbarer Belege die Feldgemeinschaft in Ungarn — wenn auch genug befangen als speziell sächsische Institution — *zuerst* konstatiert.

noch nicht bekannten historischen Materialien. Diesmal beschränke ich mich auf das allerste Bedürfnis, indem ich vor allem die Absicht habe, die geographische Ausbreitung der ungarischen Feldgemeinschaft, d. h. deren Platz in Raum und Zeit zu bestimmen.

Wie bei den meisten Fragen der Kulturgeschichte müssen wir auch hier von den gegenwärtigen Zuständen ausgehen, um an die noch sichtbaren Erscheinungen, die unserer Zeit zunächst liegenden, reicheren und klareren Daten knüpfend, nach und nach in das Verständnis der je älteren, desto dunkleren und wortkargeren Denkmäler einzudringen.

In unserer Zeit ist es ein allgemeines Streben, den Grundbesitz je unbeschränkter und personeller zu gestalten. Beim ungarischen Grundbesitz gelangte dieses Prinzip mit der größten Konsequenz zur Geltung, juristisch in der Aufhebung der Aviticität, wirtschaftlich in der Kommassierung. Aber selbst bei den Kommassierungen sehen wir die vollständige wirtschaftliche Unabhängigkeit des Grundbesitzes erst in neuester Zeit konsequent durchgeführt, indem die Landgüter nach Möglichkeit tatsächlich in *einem* Stücke kommassiert werden. Die früheren Kommassationen haben besonders die gewesenen Bauernlehensgüter, oft 2—3-, ja sogar auch 4fach zerstückelt. Welch großen Fortschritt aber auch dies schon in bezug auf die wirtschaftliche Selbständigkeit bedeutet, zeigt der Zustand der in unserem Vaterlande noch immer zahlreichen nichtkommassierten Landgüter. Geht man in solch eine nichtkommassierte Gemarkung, so sieht man nur dünne und lange Landstreifen sich hinziehen, die sich wie ein Spinnennetz ineinander flechten; da liegen die zu einem Besitzkomplex gehörenden Felder und Wiesen nicht in 3—4, sondern in 10—20—30—40 etc. Teile zerstückelt in der Gemarkung umher und manches Stück hat nicht einmal den Umfang eines halben Jochs.

Bei solcher Lage der Dinge kann natürlich das Prinzip der Zeit, die wirtschaftliche Freiheit, nicht zur Geltung gelangen, denn je kleinere und je mehr Teile jemand in einer Gemarkung besitzt, umso mehr ist er auf andere angewiesen, denn damit er selbst *und* seine Nachbarn fortkommen, müssen sie allesamt in allen Details der Wirtschaft übereinstimmen, weil die individuelle Freiheit nicht nur den fremden, sondern auch den eigenen Wohlstand vernichten kann. In solchen Gemarkungen ist die Bewirtschaftung nur bei dem sogenannten »Dreischfelder-System« möglich, laut welchem die Bewirtschaftung nur nach der, durch die ganze Gemarkung gemeinschaftlich in voraus bestimmte Ordnung erfolgen kann, was also im Gegensatze zur wirtschaftlichen Freiheit *Flurzwang* (rotation obligatoire, run-rig) genannt wird. Noch viele Gemeinden unseres Vaterlandes stehen unter diesem Zwange, das größte Übel aber ist, daß derselbe bisher sozusagen nur durch den Usus geregelt war und viele sich ihm — zu nicht geringem Schaden der Gemeinden — entziehen wollten, wodurch neuerlich die Gesetzgebung zur Schaffung des Gesetzes über »Landwirtschaft und Feldpolizei« veranlaßt wurde.

Indem das neue Gesetz für diese Gemeinden den Flurzwang obligat vorschreibt, bietet es sicherere Lebensverhältnisse, als die bisherigen waren, weningstens für die Zeit, bis die Kommassation auch hier möglich sein wird. Hinsichtlich unseres wirtschaftlichen Fortschrittes ist dies natürlich im höchsten Maße wünschenswert, — doch können wir auch unsererseits die Lehren nicht entbehren, welche aus diesen Zuständen für die Kulturgeschichte des ungarischen Bodens abzuleiten sind. Denn je jeder nichtkommassierten Gemarkung liegt ein Stück Geschichte offen vor uns, in seiner Bewirtschaftungsordnung, seinen Aufteilungen, Fluren, Parzellen, in der Ausdehnung, Benennung derselben usw. Ethnographen und Historiker müssen sich beeilen, bevor noch diese Spuren des urmagyarischen Wirtschaftslebens infolge der Kommassation von der Erde verschwinden. Denn wenn diese auch nur dem Fortschritte hinderlich sind und gar keinen Sinn mehr haben, so muß es doch eine Zeit gegeben haben, wo eine so zugrundeparzellierte Gemarkung mit ihrem Flurzwange das Zweckmäßigste zu sein schien.

Wie also sind diese Gemarkungen entstanden? Bisher glaubten wir, daß der Grundbesitz durch die Jahrhunderte währenden Teilungen, Schenkungen, Käufe, Täusche, Verpfändungen, Erbschaft usw. so sehr verkleinert worden sei. Es ist aber auffallend, daß bei diesen Parzellen bezüglich der Ausdehnung überall eine gewisse Regelmäßigkeit zu beobachten ist ,— doch wenn man diese Erklärung für die adeligen Güter noch gelten lassen wollte, für den Grundbesitz der Lehensbauern, die doch ein kaum nennenswertes Verfügungsrecht besaßen, ist dieselbe überhaupt ungenügend.

Die Zerstreutheit der Bauernlehen und den damit zusammenhängenden Flurzwang finden wir schon im Urbarium Maria Theresia's und in den damals angelegten Grundbüchern und Feldmarklandkarten. Doch ist die Zerstreutheit zweifellos nicht eine Folge des Urbariums, sondern reicht in eine weit ältere Zeit zurück. Denn der Zweck der Regelung des Urbariums war nicht irgendeine Kommassation, sondern die Schaffung ständiger Grundkomplexe. Die Lage der äußeren Gebühren der Bauernlehen in der Gemarkung erlitt keine Veränderung; nur wo sich hie und da im Sinne des nach den einzelnen Gemeinden festgestellten Schlüssels etwas mehr oder weniger Feld vorfand, wurde davon für eine andere Parzelle entsprechend weggenommen oder von einer anderen Parzelle entsprechend dazugegeben.

Doch auch schon der Umstand, daß im Lande die Notwendigkeit einer Ordnung des Grundbesitzes im allgemeinen überhaupt vorhanden war, kann mit Recht unsere Aufmerksamkeit erregen. Warum war diese Ordnung notwendig? Eine Antwort auf diese Frage finden wir bereits in den allgemein bekannten Instruktionen für die zur Regelung des Urbariums entsendeten Kommissäre.[4]

[4] Constitutio rei urbarialis regni Hungariae, Vienna 1817, p. 4. und 385.

In der Erklärung zu Kap. I. § 2. Punkt 5 heißt es, daß hie und da zu den Lehenshausplätzen nicht *ständige* Ackerfelder und Wiesen ausgeschieden sind, *sondern solche Jahr für Jahr zur Aufteilung gelangen.* Kap. II. § 3. Punkt 9 sagt noch deutlicher: für den Fall, daß irgendwo die Lehensbauern ständig zugewiesene Ackerfelder und Wiesen nicht besäßen, *sondern dieselben Jahr für Jahr untereinander durch das Los verteilen würden*, haben die Kommissäre die jedem einzelnen bei der letzten Verlosung zugefallenen Grundstücke zu konskribieren.

Wovon aber hier die Rede ist, ist ja doch die *Feldgemeinschaft selbst*! und zwar deutlich umschrieben und mit unzweifelhafter Glaubwürdigkeit festgestellt! Nun ist es verständlich, daß zur Zeit Maria Theresia's die allgemeine Regelung der Grundstücke notwendig war — weil in einem Teile des Landes die Feldgemeinschaft herrschte, d. h. der Personalbesitz, der westeuropäische Begriff von Grund und Grundeinheit vollkommen unbekannt war. Die Zerstreutheit der Grundkomplexe und der damit verbundene Flurzwang stammen aus der Feldgemeinschaft. Man braucht nur an die Instruktion für die Kommissäre zur Regelung des Urbariums zurückzudenken: daß die Ackerfelder und Wiesen der Lehensbauern so zu konskribieren sind, wie sie jedem einzelnen *gelegentlich der letzten Verlosung* zugefallen waren. Unsere kommassierten Gemarkungen zeigen also auch noch heute das Bild der letzten Aufteilung, als ob dieselbe — gestern geschehen wäre.

II.

Somit wissen wir bestimmt, daß in Ungarn vor den 60—80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, das heißt bis zur Regelung des Urbariums die Feldgemeinschaft in vielen Gegenden noch gebräuchlich war. Dies ist aber nur eine allgemeine Bestimmung; die Einzelheiten mit spezifizierter Anführung der betreffenden Ortschaften finden wir in den der erwähnten Zeit zunächst liegenden großen Landeskonskriptionen[5] vom Jahre 1715 und 1720, aufnotiert.

Die Konskription geschah nach der *damaligen* Komitatseinteilung, weshalb wir ebenfalls nach Komitaten der Verbreitung der Feldgemeinschaft nachforschen wollen, indem wir die erwähnten Aufzeichnungen gelegentlich durch Daten anderer Herkunft ergänzen. Doch ziehen wir zur Vermeidung aller Mißverständnisse nur die *vollkommene* Feldgemeinschaft in Betracht, das heißt diejenige, wo sowohl die Ackerfelder als auch die Wiesen, samt allen übrigen Gütern gemeinsam waren, erstrecken uns also nicht auf die Gemeinsamkeit der Wiesen, Weiden und Wälder für sich, da doch dieselbe bei den zwei letzteren noch bis auf den heutigen Tag keine Seltenheit ist.

Im Komitate Abauj wird nur von einer Ortschaft Szántó, im Komitate Zemplén aber von 11 Ortschaften erwähnt, daß daselbst die jährliche Auftei-

[5] Diese Konskriptionen werden im Staatsarchiv aufbewahrt.

lung üblich war. Die jährliche Aufteilung geschah durch das Los, was die alte ungarische Sprache unter dem Namen »*Pfeilwerfen*« oder »*Pfeilziehen*« (nyílvetés, nyílvonás) kennt, weshalb unsere Angaben den ausgelosten Teil kurzweg »*Pfeil*« (nyíl oder nyílas), den ganzen zur Verlosung gelangenden Grundbesitz aber »*Pfeifeld*« (nyílföld) oder, weil dies Eigentum des Dorfes war, »*Pfeilfeld des Dorfes*«, »*Teilungsfeld des Dorfes*«, »*Gemeinsames Feld des Dorfes*«, den erhaltenen Teil selbst aber »*Pfeil des Dorfes*« nennen.

Die Größe des »Pfeiles« war selbstverständlich in jeder Gemarkung, meistens sogar in jedem Jahre eine andere. Das Interessanteste aber ist, daß es in Zombor außer den Pfeilfeldern noch ein sogenanntes »*Freies Feld*« gab, in welchem dann jeder ohne alle Aufteilung oder Auslosung soviel ackern konnte, als ihm nur beliebte, das heißt, er übte das Recht der ersten Besitzergreifung.

Im Komitate Bereg war die Feldgemeinschaft nur an wenig Orten, im Komitate Szabolcs dagegen schon auf einem viel größeren Gebiete, und zwar die ganze Theiß entlang und in der Nyírség, verbreitet. In den meisten Orten benützte jeder Landwirt das Ackerfeld, wie auch die Wiesen des Dorfes dem Pfeil entsprechend (»a falu szántóföldét úgy kaszálóját is minden gazda ember nyilas osztás szerint uzuálta«). Wo aber größere Gemarkungen waren, erhielt mit Beseitigung der Aufteilung und Verlosung jedermann der Reihe nach soviel Feld, als er bebauen und entsprechend Steuer zahlen konnte, denn der Boden war gleichmäßiger und so sehr *gut*, daß derselbe Acker ohne Unterbrechung 6—7 Jahre hindurch benützt werden konnte.

Die Städte des gewesenen Hajdukendistriktes bebauen auch 6—7 Jahre lang die Acker und die jährliche Aufteilung samt Auslosung war bei ihnen gebräuchlich. Bei dieser Form der Feldgemeinschaft gibt es keine Zelgen (calcatura) d. h. ständig fixierte Gebiete für die Herbst- und Frühlingssaat und für Brachfeld, welche in der Benützung von Jahr zu Jahr wechseln würden. Ja noch mehr, es gibt keine besonderen Äcker oder Wiesen oder Weiden, darum wird jedem zuerst *Grasfeld* zugeteilt. Die Gemeinde wählt sich alljährlich ein anderes Stück Grasfeld aus (»eligit sibi certam partem territorii«) und verteilt dies im Herbst oder im Frühling unter die Bewohner durch das Los oder auch ohne dasselbe. Das Resultat ist dann nun, daß die Saaten in der ganzen Gemarkung nach allen Richtungen hin verstreut liegen und nicht nebeneinander in Zelgen verteilt. Und weil derselbe Acker 5—6 oder 7 Jahre lang ohne Unterbrechung benützt wird und mancher Acker früher, mancher später erschöpft ist, manche sogar verlassen werden, so geraten auf dieselben Gewanne Saaten, Wiesen und Brachfeld in der buntesten Weise nebeneinander. Der berühmte deutsche Agrarhistoriker Hanssen[6] befaßte sich ausführlich mit dieser Art von Wirtschaft und nennt sie treffend »Feldgraswirtschaft«. Nach-

[6] Agrarhistorische Abhandlungen, Leipzig, 1880. I. 125—131.

dem aber hier vom Gesichtspunkte der Feldgemeinschaft das Wesen der Sache darin liegt, daß in Ermangelung von Zelgen, die Bearbeitung von Jahr zu Jahr immer auf einen anderen Teil der Gemarkung wandert und oft soweit vom Dorfe wegzieht, daß da nur eine meierhofartige Bewirtschaftung möglich ist, wollen wir diese nach dem Beispiele des Ethnographen George Gomme[7] wandernde, oder noch ausdrücklicher Nomadenfeldgemeinschaft benennen.

Im Borsoder Komitate bestand die Feldgemeinschaft in der ganzen Gegend um Miskolc, die Stadt Miskolc selbst mitgerechnet, ja sogar noch in 20 sogenannten Kurial-Ortschaften, wo nämlich ausschließlich nur Adelige wohnten. Teilweise war die jährliche Losverteilung im Gebrauch, wo aber die Gemarkung größer war, herrschte die eben geschilderte Nomadenfeldgemeinschaft. In den Komitaten Heves und Külsőszolnok finden wir vom Fuße der Mátra an bis ans Komitat Csongrád überall gemeinschaftliche Gemarkungen. In den ebenen Teilen des Komitates Bihar finden sich die meisten in Feldgenossenschaft lebenden Gemeinden, bei welchen zumeist die jährliche Aufteilung durch das Los gebräuchlich war; in Sáránd allein wurde nur die eine Zelge aufgeteilt, der andere war ständig nach den Hufen parzelliert.

In Inánd und Rábé gab es wegen der großen Ausdehnung der Gemarkung keine Zelgen und jeder ackerte dort, wo und soviel als ihm beliebte (»agri non sunt sub calcaturis, sed quoniam esset amplum territorium, ubi quantum cui placet ibi arare potest«) und derselbe Acker wird mehrere Jahre hindurch ohne Unterbrechnug benützt, d. h. das Recht der ersten Besitzergreifung wird geübt.

Um vieles detailliertere Daten besitzen wir zur Feldgemeinschaft der Stadt Debrecen und zwar vom Jahre 1571 an bis zur Regelung des Urbariums.[8] Die Konskription stellt uns hier bereits ganz lebhaft die charakteristischen Züge der Nomadenfeldgemeinschaft dar. Zelgen, Äcker getrennt von Wiesen und Weiden gibt es nicht. (»Separatim puri agri arabiles et per se pro sola duntaxat calcatura destinata et distincta prata, prout alibi non dentur.«) Hier aber findet die Aufteilung der Äcker nicht jährlich, sondern jedes siebente Jahr statt und dieser Zyklus hängt mit der Bearbeitung des Bodens zusammen, indem in das verteilte Feld im ersten Jahre Hirse oder Mais, im zweiten Frühlings-, im dritten und vierten Herbstsaaten, im fünften und sechsten Jahre Gerste oder Hafer gesät werden, bis der Acker vollkommen erschöpft ist. Solche Felder läßt man dann 12—15 Jahre lang, oft sogar noch länger ruhen. Die Aufteilung geschieht durch das Losziehen nach Häusern, doch in der Weise, daß zuerst die einzelnen Gassen durch ihre Vertrauensmänner losen und welche Gasse das erste Los gezogen hat, erhält vor den anderen Äcker, in dem als Zyclus bezeichneten Teil der Gemarkung. Diese Felder heißen »dem Haus

[7] The Village Community. London, 1890. p. 145—156.

[8] Außer den Konskriptionen vgl. *Kolozsvári und Óváry* Corpus Stat. Hung. Municipalium. Budapestini. Editio Ac. Sc. Hung. III. S. 55, 568, 677, 682—84, 693, 701, 706, 716, 720, 781—86. Auf diese unerschöpfliche Fundgrube wollen wir besonders hinweisen, um sie nicht schriftweise zitieren zu müssen.

gebührende« Felder. Die Felder jener 12 Puszten, welche zur Stadt gehörten, wurden gegen einen jährlichen Pachtschilling auch auf ähnliche Weise verteilt. Die Stadt besaß aber auch solche Felder, wo lange Zeit das Recht der ersten Besitznahme gültig war, was wir aus den beschränkenden Verordnungen wissen, mit welchen die Stadt dies zeitweise regelte und welche sich nur darauf beziehen können. In einem Beschlusse vom Jahre 1588 z. B. heißt es, »niemand, der ackern will, soll mehr als ein Joch in Angriff nehmen dürfen . . . ein anderes Joch Feld soll er nicht pflügen, bis er mit dem ersten nicht vollkommen fertig ist.« Oder ein Statut vom Jahre 1673: »wer ein Brachfeld nimmt oder ein Grasfeld einpflügen will, kann es bearbeiten soviel er will, *unterbricht er aber die Bearbeitung, so kann jeder das Grundstück an sich nehmen, der früher dazu kommt.*« Dies war das Gesetz der ersten Besitznahme, überall auf der ganzen Welt und nach Karelin[9] in Sibirien noch bis auf den heutigen Tag in großem Maße verbreitet. Bei der Zunahme der Bevölkerung aber sind auch diese Felder in eine 7jährige Verteilung geraten. Gelegentlich der Regelung des Urbariums im Jahre 1774 wurde die Gemarkung Debrecens *zum erstenmal* in Zelgen geteilt, doch ist es bemerkenswert, daß damals nur »dem Haus gebührende« bleibend nach den einzelnen Jahren aufgeteilt wurden.

In Jazygien war überall die jährliche Verteilung durch das Los üblich, aber in der großen Kunság konnte nach der deutlichen Angabe der Konskription vom Jahre 1720 jeder, der ein Grasfeld zum erstenmal einpflügt, dasselbe sozusagen als sein Eigen betrachten (»ubi quis primam cespitis araturam faceret, eandem terram quasi pro sua reputaret«), was nicht anderes bedeuten kann, als die erste Besitznahme. Im Komitate Békés konstatiert die Konskription vom Jahre 1720, daß es im ganzen Komitate wegen der großen Gemarkungen nirgends Zelgen, oder nach Hausgründen ständig aufgeteilte Äcker gibt. Was nun die hier gebräuchliche Feldgemeinschaft betrifft, war dieselbe nach allen Anzeichen (»agros juxta praxim loci pro lubitu eligere ac ubi melius placeret usuare et colere solerent«) die erste Besitznahme. In den Komitaten Arad, Csanád, Csongrád, Bács-Bodrog und Baranya hat jeder (»ubi quantum si poterit adaptare agros«) vom Rechte der ersten Besitznahme Gebrauch gemacht. Ebenso war im Komitate Tolna, trotzdem sich hier bereits Zelgen finden, fast in jeder Gemeinde die erste Besitznahme (»quivis eligit sibi agrum«) gültig; im Komitate Fehér dagegen war die Feldgemeinschaft in 14, im Komitate Győr an 2 Orten bekannt. Im Komitate Komárom lebten die Einwohner nur in Ujgyalla in Feldgemeinschaft, weil die im ganzen erst seit 2 Jahren dort ansässig waren und da der Grundherr sie noch nicht eingeteilt hatte, gebrauchten sie untereinander die Verteilung durch das Los. Vom Komitate Pest sagt die allgemeine Beschreibung aus dem Jahre 1720, daß es hier zum größten Teil zu den Hausgründen gehörige ständige Gebühren nicht gibt, sondern daß

[9] A. Karelin, Obscinnoje Vladjenije v Rossii. St. Petersburg, 1893. S. 187—206.

dieselben von den Bewohnern jährlich, oder in 2, 3 usw. Jahren aufgeteilt werden. Die gemeinsamen Gemarkungen finden wir alle diesseits der Donau. In den städten Kecskemét, Nagykőrös, Cegléd und Pest herrschte überall die erste Besitznahme (»ubi quis cepit campum in agrum convertere« oder »agri . . . sunt mutationi et variationi progenio et nutu cujusvis substrati«). Auch die Felder der Stadt Pest waren ungeteilt und seine Gemarkungen konnte jeder nach Belieben (»ubi quis in campum invenit aptiorem et alicujus spei terram libere erga vires suas excolit et inseminat«) frei benützen.

Nach alledem hat also vor der Regelung des Urbariums in den angeführten Komitaten, Städten und Dörfern auf allen Lehensgütern, und wie wir gesehen haben, teilweise sogar auf adeligen Besitzungen die Feldgemeinschaft geherrscht, d. h. man hat daselbst außer den Hausgründen (Wohnhaus, sonstige Baulichkeiten, Garten usw.) kein Personalbesitztum gekannt. Versucht man nun diese Ortschaften auf der Landkarte zu fixieren, so findet man trotz der Mangelhaftigkeit unserer Daten ein genug zusammenhängendes Territorium, wobei es besonders überraschen muß, daß die Grenzen desselben im großen und ganzen mit jenem Teil des Landes zusammenfallen, welcher nach der Schlacht bei Mohács anderthalb Jahrhunderte lang unter türkischer Oberhoheit stand.

Aus diesem Umstand drängt sich unwillkürlich die Frage hervor, ob die ungarische Feldgemeinschaft nicht etwa in näherem Konnex mit der Türkenherrschaft war. Auf den Fortbestand der Feldgemeinschaft war die Türkenherrschaft ohne Zweifel von Einfluß, aber eine tiefere Wirkung läßt sich ihr kaum zuschreiben, denn wenn auch an vielen Orten die ursprüngliche Einwohnerschaft verschwunden ist, sind doch die Ackersleute und Viehzüchter geblieben; finden wir also die Nachkommen derselben in Dorfgemeinschaften organisiert und gar unter so primitiven Formen wie das Recht der ersten Besitznahme oder die Nomadenfeldgenossenschaft, so ist sicher anzunehmen, daß diese Institutionen um vieles älteren Datums sind.

Doch wollen wir nicht nur aus der Natur der Sache, sondern auch aus unmittelbaren und vollkommen zweifellosen Daten die Tatsache verfechten, daß die ungarische Feldgemeinschaft kontinuierlich bis in die Urzeit zurückreicht. Am besten dient uns dazu Siebenbürgen, wo bekanntlich — eine kurze Zeit und ein sehr geringes Terrain ausgenommen — *die Türken nicht geherrscht haben.*

III.

In bezug auf Siebenbürgen wird unsere Aufmerksamkeit schon bei den heutigen Zuständen durch zwei Umstände erweckt: erstens, daß wir hier den größten Teil der nicht kommassierten Güter finden, zweitens, daß nach dem

letztjährigen Ausweise[10] die meisten Gemeindegüter des Landes gerade auf Siebenbürgen fallen.

Das Verhältnis der nicht kommassierten Güter zur Feldgemeinschaft ist bereits oben klargelegt worden, doch kann bezüglich des Gemeindevermögens kein Zweifel bestehen, daß dasselbe aus der Feldgemeinschaft hervorgegangen ist, denn wo wir auch königliche Donationen, Schenkungen, Täusche, Verpfändungen usw. finden, da handelt es sich immer nur um Hochgebirge, Wälder, Wiesen, und Gewässer, deren Nutzen naturgemäß nur gemeinschaftlich genossen werden konnte. Wo aber der Gemeinbesitz aus entsprechenden Urkunden nicht nachgewiesen werden kann, müssen wir notwendigerweise die Feldgemeinschaft voraussetzen. Die »Gemeinde« ist nämlich als Rechtsperson ein neuerer Begriff. Vordem hat die Gesamtheit der Mitglieder die Gemeinde selbst ausgemacht und diese war darum von jener nicht zu trennen. Findet sich also auch ein privilegiertes Gemeindegut, so kann man sicher annehmen, daß das ursprünglich den Gemeindemitgliedern gehörte und die Gemeinde selbst erst auf Grund der Feldgemeinschaft Rechtsnachfolger werden konnte. Doch konnte das Gemeindegut nur als solches dem Grundherrn gegenüber in seiner Integrität verbleiben, denn wo bestimmte Grundeinheiten und den Gründen entsprechende Feldgebühren fixiert waren, blieben alle übrigen Liegenschaften nur insolange Eigentum der Gemeinde, als es dem Grundherrn nicht beliebte, sein Eigentumsrecht geltend zu machen. Bei der Feldgemeinschaft aber, wo es eine erbliche Teilung überhaupt nicht gab, war das Eigentumsrecht der Grundherrn — besonders mehreren Teilhabern gegenüber — viel weniger sicher, während umgekehrt die Gemeinde, da sie doch in der Manipulation der Gemeingüter eine viel wichtigere Rolle spielte als der Grundherr, ihre eigenen Rechte auf Tradition und Usance gestützt, erfolgreicher zu verteidigen verstand. Ist also in Siebenbürgen Gemeingut im größten Maße geblieben, so muß eben auch dort die Feldgemeinschaft am längsten geblüht haben.

Diese Folgerung wird auch durch den Umstand erhärtet, daß es in Siebenbürgen niemals eine Regelung des Urbariums gegeben hat, denn im Jahre 1819/20 wurden wohl die Lehensgüter konskribiert, der Reichstag 1846/7 hat auch den Gesetzentwurf[11] über die Regelung des Urbariums gebracht, doch hat es dann begreiflicherweise an einer Durchführung desselben gefehlt, so daß ohne jeden Übergang die Grundentlastung durchgeführt wurde. Um wie vieles aber die Regelung des Urbariums in Siebenbürgen notwendiger war als in Ungarn, zeigt sich schon daraus, daß der Begriff der Grundeinheit in Ungarn am Ende des vorigen Jahrhunderts nur in einem geringen Teile unbekannt war, während diesbezüglich in Siebenbürgen noch bis 1820, nach damaligen Konskriptionen[12] die vollkommenste Begriffslosigkeit geherrscht hat. Die Kon-

[10] Ausweis des kön. ung. Ackerbauministeriums vom Jahre 1893.
[11] Dósa, Erdélyhoni Jogtudomány, II. 197—213.
[12] Belege im Ung. Staatsarchiv.

skriptionen vermögen nur an verschwindend wenig Orten geregelten Grundbesitz nachzuweisen, denn meistens erklärten die Lehensbauern auf die Frage, wie groß eine ganze Hufe sei, daß sie davon keine Ahnung hätten (sessionis qualitas ignota et indefinita).

In der für die Durchführung dieser Urbarial-Konskription erlassenen Instruktion, welche mit der bereits zitierten Instruktion der Maria Theresia in vielem übereinstimmt, begegnen wir auch dem Fragepunkt, ob die den Lehensbauern nach ihrem Hausgrunde gebührenden Felder ständig sind, oder jedes Jahr neuerlich aufgeteilt werden? Auch hier haben die Kommissäre die Weisung, daß, falls die Felder, Wiesen usw. hier gewohnterweise jährlich durch das Los aufgeteilt werden sollten, jedem einzelnen die im letzten Jahre zugefallenen Grundstücke konskribiert werden. Wir könnten also diesen Konskriptionen vom Jahre 1819/20 die Feldgemeinschaft ebenso sicher nachweisen, wie wir dies aus der ungarländischen Konskription, vom Jahre 1715/20, getan haben. Doch steht uns glücklicherweise noch ein viel vollständigeres und an abwechslungsreichen Daten ergiebigeres Material zur Verfügung, mit welchem sich die siebenbürgische Feldgemeinschaft illustrieren läßt. Denn den Wert der Konskriptionen mußte man besonders darin erblicken, daß die Feldgemeinschaft durch alle Gemeinden in einer uns so nahe liegenden Zeit, nachgewiesen erscheint. Wir haben aber noch ältere Angaben zur Verfügung; z. B. in der Gemarkung der Stadt Felvinc gibt es erst seit den 40-er Jahren persönliches Eigentum! In einer Appellation gegen die damals durchgeführte, endgültige Aufteilung, lesen wir, daß in Felvinc »alle Felder und Wiesen der Gemarkung ohne Anspruch auf erblichen Besitz zeitweilig benützt worden sind«.

Überhaupt ist in unserem Vaterlande das klassische Land der Feldgemeinschaft Siebenbürgen, nicht nur weil diese hier am längsten geherrscht, sondern hier auch die weiteste Verbreitung gefunden hat. Hier nun ermangeln wir selbst solcher Daten nicht, aus welchen der allgemeine Bestand der Feldgemeinschaft für ganz Siebenbürgen nachgewiesen werden kann. Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Einführung eines neuen Steuersystems vorbereitet wurde, erschienen im diesbezüglichen Kommissionsentwurf die Armen immer als »pauperes (vulgo die keinen verlosten Hausgrund haben)« bezeichnet. Als Ergänzung dazu finden wir in der Instruktion für die siebenbürgische Steuerkonskription den Punkt: »Man soll fragen, wie viel Bauernhausgründe es in dem Dorfe gibt, nach welchen man Äcker, Wiesen und Wälder zu verlosen pflegt«; den die Verlosung bezeichnenden Ausdrücken »nyilas«, »nyilas házhely« begegnen wir auch in den siebenbürgischen Gesetzen. Den wichtigsten Beleg aber finden wir in der Approbata Constitutio Teil III., Art, 29 »über die Art des Besitzes der Dörfer«, deren einschlägiger Teil auf Grund des Gesetzartikels IX vom Jahre 1640[13] geschaffen wurde. Es ist hier von jenen

[13] SZILÁGYI SÁNDOR, Erd. országgyűlési emlékek. Bd. X. 368—9.

Dörfern die Rede, welche mehrere Grundherren hatten und die es sich seit einiger Zeit zur Gewohnheit machten, auf ihren Gründen soviel Lehensleute als nur möglich, anzusiedeln; besaß nun einer in einem Dorfe z. B. nur 4 Gründe, auf welchen er 10 Lehensleute angesiedelt hatte, so wollte er »die gemeinschaftliche Gemarkung des Dorfes« 10 Lehensleuten entsprechend genießen, gerade so, wie einer der tatsächlich 10 Hausgründe besaß. Folglich wurde das Gesetz geschaffen, »daß an solchen Orten Wiesen, Wälder und Äcker im Verhältnisse der Anzahl und Größe der antiqua sessio verteilt werden sollen und jeder mit seiner rata portio auch contentus sein soll«.

Die allgemeine Bedeutung dieser auf das ganze Siebenbürgen sich erstrekkenden Verfügungen tritt noch deutlicher hervor, wenn wir der Verbreitung der Feldgemeinschaft schrittweise von Gebiet zu Gebiet nachforschen. Die meisten Daten besitzen wir von der Feldgemeinschaft im Székler Lande, doch hat hier, wie überall, wo die Gemeinden nicht unter grundherrlicher Hoheit standen, die Feldgemeinschaft einen so typischen Charakter angenommen und stand mit dem ganzen Rechtssystem und der sozialen Entwicklung in solch innigem Zusammenhanger, daß es sich wohl der Mühe lohnt, darüber gelegentlich in einer besonderen Studie des ausführlicheren zu ergehen. Bis dahin wollen wir nach den Bestimmungen des englischen Agrarhistorikers Seebohm[14] die Feldgemeinschaft jener Dörfer, welche unter grundherrischer Hoheit nicht standen, Geschlechtsfeldgemeinschaft, jene der grundherrlichen Gemeinden aber Dorfgemeinschaft nennen. Doch muß hier bemerkt werden, daß diese Unterscheidung die Technik der Feldgemeinschaft nicht berührt, indem die letztere in ihrer äußeren Erscheinung überall dieselben Formen angenommen hat. Von diesem Gesichtspunkte aus wird übrigens das Székler Land am allgemeinsten durch die Daten charakterisiert, welche in den von den Székler Stuhlbezirken an die siebenbürgische Regierung laut Zirkular-Verordnung Nr. 581 vom Jahre 1795 unterbreiteten Berichten enthalten sind. In dieser Zirkularverordnung hatte die Regierung sämtliche Jurisdiktionen aufgefordert, über die bei ihnen bei der Verteilung der gemeinschaftlichen Gebiete (terrena communia) üblichen Vorgänge Bericht zu erstatten.

Leider haben außer einigen Städten nur die Székler Stuhlbezirke eine meritorische Antwort erteilt. Die Antwort des Stuhlbezirkes Maros lautet: »Der Gemeinbesitz wird bei uns gewöhnlich verteilt, teils zeitweilig, teils für immer«. Die zeitweilige Aufteilung geschieht in der Weise, daß die Kompetenten bei der Verlosung 4, 2 oder auch 1 Teil erhalten. »Diese Teile können, ob sie nun 1 Jahr lang oder länger benützt werden, niemals erblich sein.« Háromszék berichtet, daß daselbst eine endgültige Aufteilung der Gemarkung niemals geschehen ist: »wo eine solche vorkam, galt dieselbe immer nur für

[14] Frederic Seebohm, The English Village Community. London, 4. Aufl. S. 181—245.

Jahre und niemals für immer«. Csík—Gyergyó—Kászonszék: »Die Adeligen haben 2 Teile, Primipilen und Trabanten 1 Teil, die Bauern ½ Teil«, auch Aranyosszék hat keine Kenntnis von einer endgültigen Felderverteilung. Auch hier erhielten die einzelnen Rangklassen ad personas et capita 2 Teile, 1 oder ½. Das merkwürdigste ist aber, daß nicht nur die einzelnen Dörfer gemeinschaftliche Felder hatten, sondern auch Aranyosszék selbst, welche nur von den Stuhlinwohnern gemeinschaftlich benützt werden konnten. Dieser gemeinsame Grundbesitz von Aranyosszék hieß Pusztabogát und erstreckte sich 1720 auf ein Gebiet von ½ Meile in der Länge und eine ¼ Meile in der Breite, durchaus gutes Acker- und Wiesenland, welches von 8 umliegenden Ortschaften kultiviert wurde und wo noch im Jahre 1828 das Recht der ersten Besitzergreifung herrschte. Jeder konnte soviel okkupieren, als ihm beliebte, doch durfte er es nicht verkaufen und wenn er es 3 Jahre lang unbearbeitet ließ »und ein anderer früher seinen Pflug ansetzen konnte«, so war jener ausgeblieben. Aus dem Bericht von Udvarhelyszék ist bezüglich der Feldaufteilung nichts zu ersehen, daß aber die Verteilung durch das Los auch hier allgemein üblich war, erhellt aus dem Statutum vom Jahre 1727, nach welchem bei Prozessen wegen aufgeteilter Felder eine Appellation nicht zulässig war. Auch von der Feldgemeinschaft der Székler Städte, besonders Marosvásárhely, besitzen wir sehr viel interessantes Material, doch können wir bei demselben eben wegen seiner Reichhaltigkeit nicht länger weilen.

Bezüglich der Feldgemeinschaft im *Sachsenlande* genügt es wohl, auf die bereits zitierte grundlegende Studie des Bischofs *Teutsch* zu verweisen, da dieselbe das ganze sächsische Gebiet umfaßt; hervorzuheben ist hier nur, daß auch im Sachsenlande hatten die einzelne Stühle sogenannte »Freythüm«-er mit dem Rechte der ersten Besitznahme.

In dem Distrikt von Fogaras wird durch das Statut vom Jahre 1690 angeordnet, daß die ausgelosten (ex sortitione) Felder überall von gleichem Umfange seien. Im Komitate Hunyad aber muß im Jahre 1796 die Feldgemeinschaft noch eine so allgemeine gewesen sein, daß das Komitat auf eine Anfrage der Regierung über den Begriff »antiqua sessio«, die Antwort geben konnte, daß zum Beweise der ererbten Sessionen der Nachweis jährlicher Zuerteilungen durch das Los genüge. Auch von Seiten der Städte Vajdahunyad und Déva werden ausgeloste Felder erwähnt; im Komitate Felső-Fejér läßt sich die Feldgemeinschaft nur in 4 Dörfern konstatieren. In einer Steuerkonskription des Komitates Alsó-Fejér vom Jahre 1721 ist der Umfang der durch das Los verteilten Felder (agri et prata sorte dividendi) nach Gemeinden ausgewiesen, doch sind diese Felder — genug bezeichnend für ihren Bestand — zum allergrößten Teile durch die Gemeinde wegen Schulden an die Grundherrschaft verpfändet; stellenweise sind sie auch bis auf bescheidene Reste ganz verschwunden. Überhaupt war die Feldgemeinschaft in den Städten sehr beliebt, doch hatte die Bürgerschaft fortwährend mit dem Adel zu tun, der auch an

den ausgelosten Feldern seinen Anspruch haben wollte, so hat das Komitat 1694 im Gyulafejérvár bestimmt, daß »an den jährlich zur Verteilung gelangenden Feldern dieser Stadt auch der Adel partizipiere«. Mußte doch der Fürst selbst 1593 in Borbánd anordnen, daß sein dortiger pixidarius ebenso ein Los erhalte, wie jeder andere. In Vizakna im Jahre 1583 aber konnte der Zwist wegen der durch das Los verteilten Felder zwischen Adel und Bürgerschaft nur durch die Intervention des Fürsten Siegmund Báthory ausgeglichen werden.

Nicht ohne Interesse ist auch der Bericht von Vízakna aus dem Jahre 1796, nach welchem aus den gemeinschaftlichen Gemarkungen jeder Ungar als Stammbürger anderthalbmal so viel Feld bekommt als ein Wallache, da der nur ein Libertinus ist. Lange Zeit hindurch hat hier sogar der königliche Fiskus, so wie in Henningfalva bis zum Jahre 1698 das Kollegium von Nagyenyed nur so viel ausgelostes Feld erhalten, wie die Bauern selbst. Im Komitate Küküllő ist die allgemeine Verbreitung der Feldgemeinschaft durch die Komitatsbeschlüsse von 1733 und 1679 hinlänglich erwiesen, ebenso im Komitate Torda in den Konskriptionen von 1544 und 1732. In der Stadt Torda läßt sich die Feldgemeinschaft von 1616 bis 1757 fast ohne Unterbrechung verfolgen.

Aus den Angaben können wir folgern, daß hier die Nomadenfeldgemeinschaft geherrscht hat. Jahr für Jahr war ein anderes Stück der städtischen Gemarkung zur Verteilung bestimmt und da niemand von diesen Grundstücken etwas sein Eigen nennen konnte, mußte Emerich Tököly 1697 seinem Verwalter auftragen, dafür zu sorgen, daß bei der Verteilung von Feldern in Torda ihm ebensoviel zukomme, wie dort üblich ist.

Im Komitate Kolozs haben wir für die allgemeine Verbreitung der Feldgemeinschaft in den Komitatsbestimmungen von 1710, 1713 und 1725 genügende Belege. In der Ortschaft Magyarvalkó gab es 1800 nur mehr 1 Stück Acker und etwa 10 Stück Wiesengrund als Verlosungsgebiet. Die Ortschaft hat — wie die Zeugenaussage lautet — diese Grundstücke jährlich verteilt und zwar mittels »Loszettel«, welche von den Mitgliedern der Kommune aus einem Topfe gezogen wurden. Bei der Respektierung dieser ältesten Form der Verlosung kann es nicht Wunder nehmen, daß in der Stadt Kolozsakna selbst der Fiskus an der Feldgemeinschaft beteiligt war, doch genoß derselbe den Vorzug, sich zur Zeit des Ackerns das Territorium nach Belieben auswählen zu können, während zur Verlosung nur mehr der Rest gelangte. Auch in Klausenburg (Kolozsvár) ist die Feldgemeinschaft nachweisbar, in älterer Zeit sogar das Recht der ersten Besitznahme, denn im Jahre 1607 begegnen wir der Klage, daß jedermann »propria authoritate« die städtischen Felder allerorten in Anspruch nimmt, — man erwartet darum eine rechtliche Verteilung durch das Munizipium; zehn Jahre später heißt es in einer Zeugenaussage, daß jeder, welcher ein Wiesenstück aufackert, kann dasselbe zu dreimaliger Aussaat ohne Mietzins benützen, später aber als Eigentum auf rechtlichem Wege reklamieren könne.

Im Komitate Doboka und Belső-Szolnok haben wir auch in vielen Dörfern die Feldgemeinschaft, am interessantesten aber in der Stadt Dés, da wir daselbst aus den Jahren 1725, 1748 und 1769 die Listen der auf 12 Jahre gültigen Aufteilung der gemeinschaftlichen Felder besitzen. Die noch übrigen Teile von Siebenbürgen, das sogenannte Partium, erwähnen Fälle von Feldgemeinschaft in Kővárvidék laut Urteil vom Jahre 1683, im Komitate Zaránd, besonders in den Teilen, die später dem Komitate Arad angeschlossen wurden (Nomadenfeldgemeinschaft); im Komitate Kraszna 1594, Közép-Szolnok 1568, endlich auch in Máramaros, welches bekanntlich während des selbständigen siebenbürgischen Fürstentumes immer dorthin gehörte, nach Angaben von 1622 und 1680.

Dieses reiche Material[15] berechtigt uns zu der Behauptung, daß die Feldgemeinschaft weder in Siebenbürgen, noch in Ungarn infolge der Türkenherrschaft oder sonst von heute auf morgen entstanden ist. Nicht eben die ungeheuere Anzahl der Daten beweist uns die allgemeine Verbreitung der Feldgemeinschaft, sondern auch das noch gewichtigere Moment, daß die Feldgemeinschaft auch im Brennpunkt der Zivilisation, nämlich in den Städten überall festen Fuß gefaßt hat. Es läßt sich also nicht bezweifeln, daß die ersten Anfänge dieser Institution in der Urzeit unseres Landes zu suchen sind.

IV.

Nun wollen wir auf das Mittelalter zurückgreifen, wo aber die Quellen bei weitem nicht so reichlich fließen, als in späterer Zeit, denn die noch unbehobenen Schätze der ungarländischen Archive sind so enorm groß, daß auch wir uns mit dem bisher publizierten Urkundenmaterial begnügen mußten; doch genügt dies zu reicher und bisher jedenfalls neuer Ausbeute.

Die auf die Feldgemeinschaft bezüglichen und besonders die der Arpadenzeit angehörigen massenhaften Daten, sind bisher der Aufmerksamkeit unserer Geschichtsschreiber entgangen, was in erster Linie sich daraus erklärt, daß diese Institution in unseren Urkunden eine ganz eigene Terminologie hat, so daß in den meisten Fällen einige spezielle Ausdrücke oft ganz umständliche Angaben enthalten. Glücklicherweise unterstützt uns hier die Analogie der englischen[16] mittelalterlichen Feldgemeinschaft, welche der unserigen am meisten ähnlich ist, sowohl bei der Erklärung dieser eigentünlichen Ausdrücke, als auch der durch dieselben bezeichneten Dinge.

[15] Das Original dieser Abhandlung (Magyar Gazdaságtörténelmi Szemle 1894, 4. und 5. Heft) bietet die genauesten Nachweise für alle oben angeführten Fälle.

[16] Außer dem o. a. bahnbrechenden *Seebohm* ist für die Terminologie besonders hervorzuheben *Vinogradoff* »Villainage in England« Oxford, 1892 (ungemein reich an Urkunden).

Von größter Wichtigkeit sind vor allem die ungarischen Ausdrücke »fyu«, »fyuketel« und »fyunwztas«, welche sich in unseren lateinischen Urkunden des Mittelalters finden. Vorerst ein Fall für den letzterwähnten Ausdruck. Nachdem im Jahre (1297) der Erzdechant Kolin seinen Gutanteil in Sásdi verkauft hat, gibt das Kapitel von Veszprim nicht nur als Beglaubigungsort, sondern auch als Grundherr seine Zustimmung mit dem Vorbehalt des Rechtes, daß »alle dortige Lehensleute unserer Diözese (ecclesie nostre familys) insofern sie Felder, Weingärten oder sonstige Kompetenzen gemischt, wie man bei uns zu sagen pflegt, als fyunwztas *(mixtim,* quod vulgo *Fyunwztas* dicitur) besitzen würden, dieselben auch in Zukunft behalten«. Das lateinische Zeugnis stellt also dem geheimnisvollen ungarischen Ausdrucke das lateinische Mixtim gleich, dessen ursprüngliche Bedeutung keiner weiteren Erläuterung bedarf, doch ist die Beziehung auf Äcker und andere Besitzgegenstände ohne wirtschaftliche Kenntnisse nicht ganz verständlich. »Mixtim« können nur nicht kommassierte Güter Gegenstand des Besitzes bilden, wenn nämlich die einzelnen Bestandteile zwischen fremden Besitzungen verstreut umherliegen; übrigens galt auch der dem Mixtim gleichgestellte Ausdruck elegyes in Siebenbürgen als terminus technicus für Gemengelage. Daß dieses letztere nur aus der Feldgemeinschaft hervorgehen konnte, beweisen auch die Ausdrücke: »Inter terras et alia jura aliorum hominum mixtim sitas« oder »cum terris ac alys juribus eorum que hactenus mixtim vel privatim pacifice tenuerunt«, ferner »preter terram Castri Banya que mixtim et pro indiviso possidebantur per eos« und »terras . . . pro indiviso ammixitas« u.v.A.

Freilich genügt die Feldgemeinschaft zu konstatieren, der Ausdruck Mixtim allein noch nicht, doch wenn wir weitere Belege haben wollen, genügt uns schon von dem rätselhaften Worte fyunwztas die zweite Hälfte, welche »wztas« nichts anderes als unser heutiges osztás = Teilung ist, der Begriff Teilung aber im Zusammenhange mit dem bereits oben erklärten Mixtim nur Feldgemeinschaft voraussetzen läßt. Somit bieten uns die bereits zitierten Ausdrücke mit fyu die ursprünglichste Terminologie der alten ungarischen Feldgemeinschaft.

Was aber mag dieses fyu sachlich und sprachlich in der Feldgemeinschaft bedeuten? Wir wissen bereits, daß bei der jährlichen Verteilung der Gemarkung, sofern diese zeitweilig geschah, jedermann von jedem Gewanne einen gleichen Teil erhielt. Nun mußte freilich die Gleichheit dieser Teile auch sichtlich für die Dauer der Bearbeitung bezeichnet und gesichert werden. Die Russen[17] scheiden zu diesem Zwecke die einzelnen Parzellen durch tief geackerte Furchen ab, doch hat man sich auch hier, ebenso wie in Deutschland[18] und England[19] fast ganz allgemein durch einen neutralen Streifen Landes von 1—2

[17] KARELIN, L. c. S. 35, 60, 61.
[18] HANSSEN, II. 309, 321. u. ff.
[19] SEEBOHM 2, 4, 19, 119, 381. (Zu S. 4 sogar Zeichnung.)

oder auch mehr Schrittbreite Grasrain oder Tründelschlag (englisch lynch oder balk) geholfen, folglich waren die verteilten Feldstücke, so lange sie bearbeitet wurden, durch grasbewachsene Streifen getrennt und kenntlich gemacht. Unser rätselhaftes fyu ist demnach nichts anderes, als dieses Gras (heute fű) und das fyunwztas heißt buchstäblich: Teilung durch das Gras (fűn oder füvönosztás), mithin die klassische Bezeichnung der ursprünglichsten Feldgemeinschaft in Ungarn. Nur hat das Gras hier eine ungewöhnlich große Bedeutung, da es das provisorische Besitzrecht des Einzelnen vertritt im Gegensatze zu den ständigen Grenzzeichen (Steine, Bäume, Hügel, Gräben), welche dauernden Besitz bedeuten. Unwiderleglich erwiesen zeigt sich uns dies auch in der Tatsache, daß die Teilung durch Gras in allen mittelalterlichen amtlichen Äußerungen als Fachausdruck vorkommt, ja sogar ins lateinische übersetzt wurde, wodurch Bezeichnungen, wie »herbali« oder »erbali discinccione«, »erbaliterali divisa«, »mediantibus erbalibus divisionibus«, »herbales divisiones«, »sub herbali divisione«, »per herbas divisa«, »per erbas adjacentibus«, »cum herbis divitur« »per herbas dividitur«, »mixtim et herbaliter«, »dividendo per jugera seu per Erbas« usw. entstanden sind, deren Verständnis dem Leser aber nur durch die Vorstellung der Feldgemeinschaft möglich wird,wie denn die Herausgeben älterer Urkunden oft auf ganz verzweifelte Lesarten verfallen sind (»perjuga seu per hubas« statt des jetzt ganz verständlichen »per jugera seu per Erbas« oder statt »limitationes herbales« recht erfindungsreich »verbales«).

Immerhin sind die Schwierigkeiten dieser Terminologie noch nicht ganz beseitigt. Im Jahre 1294 wiederholte der Iudex-Curiae aus der ihm vorgelegten Urkunde vom Jahre 1272 den Ausdruck »cum herbis« mit den Worten »mixtim quod vulgariter *fyu* dicitur«, was schon nicht überraschen kann, da wir die Identität der Begriffe cum herba mixtim und fyu bereits kennen, doch gebraucht eine Urkunde von 1248 anstatt des Ausdruckes fű (Gras) das lateinische funiculus (Strick), später finden wir sogar für Losverteilung gemeinschaftlicher Felder den Ausdruck fyuketel (Grasstrick) gebraucht, wonach also Gras, Abgrenzung durch Gras und Grasstrick identische Begriffe sind, der Strick selbst aber unverständlich bleibt. Daß Stricke zur Abgrenzung der Felder allgemein gebräuchlich waren, ist bekannt; doch gehört dies durchaus nicht hierher, denn aus der angeführten Urkunde vom Jahre 1248 erfahren wir, daß die Lehensleute der Königin, des Abtes von Pannonhalma und der Tempelherrn ein Landstück gemeinschaftlich benützt haben, die drei Grundherren aber darin überein gekommen sind, von den vierzig fűkötél (Grasstricken) des ganzen Besitztums den Lehensleuten der Königin sechse zu überlassen. Bei der Feldverteilung sind bekanntlich in Ungarn ebenso, wie anderwärts, Stricke zu 6, 10, 12, 24, 30 usw. Klaftern und niemals längere verwendet worden, wenn also in der zitierten Urkunde die Gemarkung des Dorfes Szőllős mit 40 Grasstricken angegeben ist, läßt sich doch vernünftigerweise unmöglich annehmen, daß hier von einem zur Feldmessung bestimmten Stricke die Rede sein sollte,

der ja bei höchster Berechnung kaum einige Joch Feldes ergeben würde. Im Regestrum von Várad, aus der Zeit des Andreas II., lesen wir, daß jemand im Dorfe Deudas ein Grundstück hat von einem funiculus im Umfange eines halben Pfluges, da aber ein Pflug in der Arpadenzeit 120—150 Joch betrug, mußte der genannte Anspruch auf 60—75 Joch nach einem Strick haben. Die Gemarkung des Dorfes Deudas war aber gemeinschaftlich, folglich mußte er den berechneten Umfang an Feldern mixtim mit anderen Besitzern, nicht aber in einem Stücke haben, woraus es sich ergibt, daß hier unter dem lateinischen funiculus, wie unter dem magyarische fűkötél, nicht der zur Aufteilung von Feldstücken benützte Strick, sondern vielmehr der Verlosungsteil zu verstehen ist, welcher eine gewisse Anzahl zerstreut liegender Felder »in idea«, dem eigentlichen Strick entsprechend, als Verband verbinden sollte. Auch in der Feldgemeinschaft von Wales umfaßt das »tie« als Verband 12 Joch. Daher kommt es auch, daß während des Mittelalters die Behörden die Besitzungen der in Feldgemeinschaft lebenden nur in Nummern (numerus jugerorum) oder Teilen (pars) ausdrücken, die Grenzen aber nicht bestimmen und beschreiben konnten und höchstens nur die verstreut liegenden Parzellen anzuführen vermögen. Dafür finden wir aber in unseren Urkunden neben diesen schwer zugänglichen Fachausdrücken und Begriffen noch viele andere, deutlichere Ausdrücke und Beziehungen auf die Feldgemeinschaft.

Der klarste Ausdruck findet sich, so oft für gemeinschaftliche Gemarkungen oder Besitzungen der Ausdruck communis gebraucht ist, was aber unsere Gelehrten hartnäckig nur auf die Gemeinschaft der Wälder und Wiesen verstehen wollen, während doch bei einem Vergleich der angeführten ungarländischen und siebenbürgischen Daten mit den mittelalterlichen die Feldgemeinschaft in unserer Geschichte als eine ununterbrochene Kette erscheint, deren alleräußerste Glieder vom Nebel der Vorzeit unkenntlich gemacht sind.

In all den Komitaten und Gegenden unseres Vaterlandes, wo wir von unserem Jahrhunderte rückgreifend bis zur Schlacht von Mohács einzelne Daten angeführt haben, können wir die Feldgemeinschaft während des ganzen Mittelalters nachweisen, oft sogar auch für dieselbe Gemeinde. Z. B. im Jahre 1354 im Komitate Szabolcs (3 Ortschaften), 1337: in Makó, 1318: Berne in Siebenbürgen (Zimmermann, Urkundenbuch, I. S. 333); circa 1284: Raab; um 1280 Komitat Pest; 1209—1235 Szabolcs, Mocs bis 1641, andere bis zur Konskription von 1715/20 nachweisbar.

Dies ist aber eher nur ein Kuriosum. Die Feldgemeinschaft ist eine solche Institution, daß sie an einzelne Ortschaften nicht gebunden werden kann und wenn wir es doch tun, so sind wir dazu gezwungen, wenn uns irgendwo Angaben von allgemeiner Gültigkeit fehlen. Wenn wir übrigens wo immer die Feldgemeinschaft an 1—2 Orten nachweisen können, so war dieselbe ganz zweifellos nicht nur dort, sondern auch auf einem größeren Territorium verbreitet, denn nirgends war sie ja eine Neuerung, sondern nur eine im Schwinden begrif-

fene primitive Institution. Folglich läßt sich die Kontinuität am besten beweisen, wenn wir, in der Geschichte schrittweise zurückgehend, die Feldgemeinschaft auf immer größeren Gebieten ausgebreitet finden. Z. B. von der Schlacht bei Mohács zurückdatierend: im XV. Mahrhundert die Komitate Preßburg, und Zala, im XIV. Jahrhundert Vas, Hont, Szatmár, Veszprém, Und, Sáros-Krassó, Temes, Somogy, Liptó; XIII. Jahrhundert (nach dem Einfalle der Tataren): Szepes, Esztergom, Sólyom, Bars, Nógrád, Gömör; XIII. Jahrhundert (vor dem Einfalle der Tataren): Nyitra, Mosony, Turóc und Sopron, — folglich *mußte die Feldgemeinschaft noch am Anfang des XIII. Jahrhunderts im ganzen Lande allgemein verbreitet gewesen sein.*

Noch wirksamer wird uns die allgemeine Verbreitung des gemeinsamen Besitzes entgegentreten, wenn wir die Entwicklung der Besitzverhältnisse bei uns näher betrachten. Der adeligen Güter gab es bekanntlich zweierlei, den größten Teil bildeten die Urbarialgüter, bestehend aus den Sessionen der Bauern und den dazu gehörigen auswärtigen Feldern, in unverhältnismäßig geringerem Teile aus den ebenfalls von Bauern bearbeiteten aber durchaus vom Adel verwalteten sogenannten Allodialgütern. In all diesen Gütern hat der Adel sowohl nach Werbőczi, als unseren sämtlichen Gesetzen unmittelbares Eigentumsrecht, doch ist uns dieser Grundsatz nur aus dem römischen und Feudalrechte überkommen, während die Praxis sich ganz anders gestaltete und darum auch auf einen ganz anderen Ursprung hinweist.

Wir haben bereits gesehen, daß die Feldgemeinschaft auch unter der Feudalherrschaft allgemein verbreitet war, woraus es sich naturgemäß ergibt, daß dies ursprünglich in allen Gemeinden der Fall sein mußte; in vielen Ortschaften ist sogar, trotzdem mehrere Grundherren vorhanden waren, die Gemarkung der Gemeinde noch lange Zeit hindurch unaufgeteilt geblieben, denn noch in den Teilungsbriefen des XIV. Jahrhunderts ist die Formel ganz gewöhnlich, daß die teilenden adeligen Parteien die Äcker und sonstigen Gründe der Gemeinde überlassen (»terras arabiles usw. ad communem usum deputassent«) und nur die »loca sessionalia« unter sich verteilen. Es fehlt uns aber auch nicht an Beispielen dafür, daß auch Adelige in Feldgemeinschaft lebten, was sich bei rein adeligen Gemeinden ganz von selbst versteht, wo die adeligen Einwohner ihre Felder nach Art der Bauern selbst bearbeiteten; daß aber die adelige Einwohnerschaft der Siebenbürgischen Städte, wie bereits erwähnt, mit den Bürgern gleichberechtigt an der Benützung der Gemarkung partizipiert, läßt sich nur daraus erklären, daß wir es hier mit einem ursprünglich bürgerlichen Elemente zu tun haben, welches erst später den Adel erhielt. Dasselbe beboachteten wir auch in den Dörfern und zwar in immer größerem Maße, je weiter wir in die ältere Zeit zurückgehen. Wir meinen hier nicht die Fälle, daß ein Edelmann auf einer Bauernsession wohnt und infolge dessen an der Aufteilung der gemeinsamen Gründe mit den übrigen Dorfbewohnern selbstverständlich partizipiert; wir kennen ja auch Fälle, daß sogar die Dienst-

leute der Herrschaft einen »Pfeil« erhielten. Das merkwürdigste ist aber doch, daß der Grundherr selbst mit seinen eigenen Bauern die Feldgemeinschaft aufrechterhält. Die Gemeinde teilt ihm ebenso, wie den Bauern, sein Stück Land zu, im ganzen mit dem Unterschiede, daß ihm nach seinem Adelsbrief zweimal soviel gebührt, als dem Lehensbauern nach seiner Session. Anderswo freilich ließ die Gemeinde dem Grundherrn noch vor der Losverteilung freie Wahl, anfangs wohl nur bis zu einer gewissen Anzahl von Joch, später aber ganz unbeschränkt. Solche Felder fielen in der ersten Zeit nach der Ernte wieder der Gemeinde zu und waren, gleich den Feldern der Bauern dem allgemeinen Flurzwange unterworfen, bis sie nach und nach zu adeligen Erbgütern wurden. Auch die Konskription im Komitate Szabolcs vom Jahre 1715 erhebt fortwährend die Beschwerde, daß die Grundherren die größten und besten Teile der Gemarkung für sich behalten. Im allgemeinen kommt das daher, daß die Gemeinde- und Urbarialfelder zumeist im nördlichen Teile der Gemarkung liegen, während die südlicher gelegenen sonnigeren Felder unter dem Vorwand der Feldgemeinschaft von den Grundherren in Anspruch genommen wurden. Dies ist der Ursprung der adeligen Allodialgüter, welche anfangs überall Kommunaleigentum der Gemeinde waren. Diese wirtschaftliche Verbindung des Grundherrn mit seinen Lehensbauern weist auch noch auf jenen älteren und primitiveren Zustand zurück, wo der Adelige nur ein gewöhnliches Mitglied der Gemeinde war, wie jeder andere, und sich erst nachträglich von diesem Verband lösen konnte. Die überzeugendsten Beispiele für diese Loslösung sehen wir dort, wo die Rangverhältnisse der Bevölkerung am längsten homogen geblieben sind, d. h. in Oberungarn, in den Komitaten Liptó, Túróc, Zólyom usw., hier datiert der Adel und zwar auch nur der lokale Servitutsadel aus dem XIII. Jahrhundert und ist mit geringen Ausnahmen aus dem eingeborenen Bauernstande hervorgegangen. Wenn also ein solcher Adeliger geschaffen wird, wird das von ihm bis dahin benützte Grundstück aus der Dorfgemeinschaft ausgeschieden, in ein Stück kommassiert, mit Marksteinen versehen und so mit dem Besitztum des Betreffenden zusammen von der Gemeinde getrennt. Doch finden wir ja im allgemeinen während des ganzen XIII. Jahrhunderts, sozusagen die ganze Nation, die verschiedensten gesellschaftlichen Klassen und Stände des Landes in den Banden der auf Feldgenossenschaft fußenden Gemeinden bunt durcheinander gewürfelt. Magnaten, Kleinadel, sämtliche kirchliche Korporationen entweder selbst, oder in der Person ihrer Lehnsleute mit dem Hofgesinde und den verschiedensten Würdenträgern und Dienstleuten: Kämmerern, Waffenträgern, Küchenmeistern, Stallknechten, Fischern, Köchen, Jägern, Falknern, Sauhirten, Spielleuten usw. oder mit den Burgleuten und Burgknechten und diese wieder unterreinander gruppierten sich in den verschiedensten Stellungen und Rangklassen nach Dorfgemeinschaften, ihre Besitzungen mit inbegriffen, natürlich ohne individuelles Eigentum zu kennen und die Gemarkung gemeinschaftlich benützend. Daher kommt es,

daß die Könige Andreas II. und besonders Béla IV. bemüht waren, wenigstens dem Königtume eigene Besitzungen und Burggebiete auszuscheiden. Darum wurden in alle Gegenden des Landes königliche Kommissäre entsendet, die in erster Linie die Besitzungen der Privatleute von jenen der Burg- und königlichen Bediensteten, sowie die Güter dieser nach Rang und Stellung jedes Einzelnen absonderten, die unter dem Schutze der Feldgemeinschaft usurpierten oder verdunkelten Besitzrechte untersuchten und die entsprechenden Besitzanteile mit Grenzzeichen versehen kommassierten, oder über dieselben, wenn der Betreffende mit seinen bisherigen Genossen die Feldgemeinschaft aufrecht zu erhalten wünschte, ihm zum immerwährenden Zeugnisse seines Rechtes eine Urkunde ausstellten. Diese Arbeit der königlichen Kommissäre nahm fast ein halbes Jahrhundert in Anspruch. Sie haben nicht der Feldgemeinschaft, sondern dem Zusammensein der heterogenen Elemente ein Ende gemacht, aber auch das nur sehr im allgemeinen, da sie dieses an vielen Orten weiter zu belassen gezwungen waren. Die Burgleute, sowie die des Königs, waren so sehr an die gemeinschaftliche Benützung der ganzen Gemarkungen gewöhnt, daß sie, falls größere Partien — so klagten sie den Kommissären — bleibend ausgeschieden werden sollten, allesamt zu Grunde gehen müßten.

Es ist dies nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß bei der schütteren Bevölkerung von damals und dem Mangel an Kapital die Felder nur mit gemeinsamen Kräften konnten bearbeitet werden, die Früchte der Arbeit, wie die Personen selbst, nur von der Gemeinde Schutz zu erwarten hatten. Solche Gemeinden waren eigentlich nichts anderes, als Gesellschaften, welche sich aus den verschiedensten Elementen zur gemeinschaftlichen Ausnützung der Felder gebildet hatten und darum lateinisch »consortium« oder »societas« hießen. Zur Zeit der Tatareninvasion z. B. haben sich drei adelige Grundherren des Komitates Zala, die ihrer geringen Anzahl wegen Bedenken hegten, samt ihren Feldern den Grenzern von Karka angeschlossen und mit ihnen lange Zeit in Gemeinschaft gelebt. In Zsörk (Komitat Veszprém) haben die adeligen Grundherren 1284 einen Städter unter sich aufgenommen und mit ihm derart Gemeinschaft gepflegt, daß sie ihm von drei Gütern den sechsten, von einem aber den vierten Teil käuflich überließen und diese Gemarkungen dann gemeinschaftlich bestellten. Darum ist auch zum Eintritte eines neuen Mitgliedes immer die Zustimmung der ganzen Gemeinde nötig. Als z. B. 1271 ein Probst zu Veszprém seine dortige Kurie mit 100 Joch Feld einem Verwandten schenkte, erschien zur Übergabe die gesamte Bevölkerung der Stadt und erkannte den Betreffenden feierlich als Mitglied der Gemeinde und als Genossen an. Doch fehlte es auch an Schattenseiten nicht. Die überwiegende Mehrheit der Daten zeigt deutlich, daß sehr bald vollkommene Unsicherheit der persönlichen Freiheit und ein bodenloses Chaos der Eigentumsrechte eingetreten sind. Das Regestrum von Várad aus der Zeit Andreas II. wimmelt von solchen Fällen. Da nämlich in solchen Gesellschaften, welche in Feldgemeinschaft lebten, niemand ein

Eigentum hatte, sondern nur das Recht auf ein Grundstück von gewißer Größe, dieses Recht aber nicht urkundlich war, sondern nur im Bewußtsein der Gemeindemitglieder lebte, ist es natürlich, daß die Gesellschaft, wenn sie sich eines Unbequemen entledigen wollte, ihm einfach nur aufzudisputieren brauchte, daß er nicht hierher gehöre. Ein solcher hieß »Extorris« (»ohne Land«), sicherlich vom lateinischen »terra«, denn das Gegenteil war »conterraneus«, d. h. welcher mit anderen von Rechts wegen in Feldgemeinschaft lebt. Umgekehrt war es nicht selten, daß die Bauern einer Gemeinde, wenn sie fremde Güter zu den ihrigen scharren wollten, nur zu behaupten brauchten, daß der adelige Besitzer jener Güter derselben Herkunft sei wie sie, und der betreffende hatte kaum ein Rechtsmittel zu seiner Verteidigung; die Richter selbst mußten wohl das Gottesgericht anrufen.

Doch kann dieses Bild des sozialen Lebens nur die Entwicklung einer späteren Zeit, es mußte die Entartung der ursprünglichen Form gewesen sein, sonst hätte es sich ja in diesem Zustande so lange nicht erhalten können. Die Gemeinden des XIII. Jahrhunderts stellen sich uns als Organisation zur gemeinschaftlichen Nutznießung der Felder dar, doch das Feld selbst erscheint erst viel später als Bindeglied unter den Gemeindemitgliedern. Es gab eine Zeit, wo nicht Grund und Grundbesitz an sich, sondern nur die darauf lebenden Menschen einen Wert repräsentierten. Darum schenken unsere Könige in den Stiftungsurkunden und Schenkungsbriefen des XII. und XI. Jahrhunderts immer nur — meistens auch namentlich angeführte — Knechte. Was denn sonst noch? Genügte es doch damals, den Namen des Dorfes und des Knechtes zu kennen, Felder gab die Gemeinde her. Oder wenn auch bei solchen Schenkungen hie und da ein Besitz vorkommt, so ist dieser entweder ein »predium«, d. h. in damaligem Sinne ein Dorf, welches samt seiner ganzen Gemarkung verschenkt wurde, so daß es später mit den Leuten eines anderen Grundherrn in Feldgemeinschaft überhaupt nicht mehr treten konnte; oder ist es nur ein Stück Land von 1—2—3 etc. Pflugen, als offenbar ein Besitzanteil: der »Pfeil« des betreffenden Knechtes. Und in welchem Maße damals das Besitzrecht nicht auf dem Grundbesitz, sondern auf der Person beruhte, dafür bietet die Besitzbestätigungsurkunde (literae confirmatoriae) des Arader Capitels pro 1197 einen interessanten Beleg. In dieser Urkunde werden die kirchlichen Lehensleute bei jedem Dorfe ebenfalls namentlich angeführt, doch nach den Namenslisten heißt es: »Jeder einzelne von diesen hat mit den Bauern des Dorfes gemeinsam ein Los, und wenn ihre Zahl vermehrt wird, müssen auch die Losen entsprechend vermehrt werden« (Unusquisque istorum sortem habet cum villanis et si numerus ipsorum creverit, crescunt et sortes). Das Schicksal der kirchlichen Güter hing davon ab, ob die Anzahl der Knechte auf einem Orte zunahm oder nicht, denn wenn ein Knecht ohne Nachkommen starb, so verlor die Kirche in dem betreffenden Orte auch ihren Besitz. So gingen viele Kirchengüter verloren, denn eine große Anzahl der in dem Stiftungsbrief angeführ-

ten Dörfer findet sich späterhin nicht mehr unter den Besitzungen der betreffenden Kirche.

Und in dieser Zeit hatte niemand das Recht, an die Stelle der verstorbenen Hüfnern andere anzusiedeln, da die Vereinigung zu Gemeinden noch immer nach der Abstammung von einem gemeinschaftlichen Ahne geschah. Da konnte dann Freiheit, Rang, Stellung, Besitzrecht des Individuums bequem durch die Gemeinde von Generation zu Generation in Evidenz gehalten werden. Der Dokumente bedurfte man nicht, denn ebenso wie in der Familie, hat auch in der Gemeinde das Bindeglied zwischen den Gemeindemitgliedern nicht der Grundbesitz, sondern die Blutsverwandtschaft gebildet. Dahin ist auch der Ursprung der Feldgemeinschaft selbst zurechtzuführen, denn erst nach endgültiger Ansiedlung konnte die Wichtigkeit des Bodens hervortreten,[20] bei uns aber war damals noch die Nomadenfeldgemeinschaft in ihrer Urform üblich, wo nämlich der Feldbau in den ungeheuren Gemarkungen mitsamt der ganzen Dorfbewohnerschaft von Stelle zu Stelle wanderte, denn dies ist der Sinn des Gesetzes, durch welches Ladislaus der Heilige verfügte, daß die Dörfer sich nicht zu sehr von ihren Kirchen entfernen.

Somit war der Boden nichts, der Mensch alles, aber nicht das Individuum, sondern die kompakt geschlossene Körperschaft der von einem Ahn Abstammenden. Hat sich doch selbst der König lange Zeit hindurch nicht König *von* Ungarn, sondern nur König *der* Ungarn (nicht *Magyarország* királya, sondern a *magyarok* királya) genannt.[21] Denn was »das Reich« (ung. *ország*) damals war, zeigt uns recht deutlich der ursprüngliche Sinn des Wortes. Es ist bereits erwiesen, daß *ország* = *úrság* ist.[22] Das Wort ist aber auch ins polnische übergegangen u. zw. in einem Sinne, welcher uns ein noch klareres Bild von der ursprünglichen Funktion des Wortes gibt. Dort bedeutet es »Begleitung, Gefolge« (Miklosich, Etym. Wörterb. d. slaw. Sprachen, 1886. p. 226), mithin war das »Reich« ursprünglich nichts anderes, als *das Gefolge des Herrn, des Königs*. Und tatsächlich finden wir unsere Könige des XII. und XI. Jahrhunderts von ihren Comes, Gespänen, sozusagen von ihrem Gesinde umgeben. Aus diesem ständigen Gefolge erwuchsen später die obersten Reichswürden: der Reichspalatin, Iudex Curiae usw.

Und wo war damals die Nation (ung. *nemzet*)? Schon der Ursprung des Wortes zeigt, daß es damals nur Geschlechter *(nemzetség)* gegeben hat: die

[20] Vgl. die brillante Behandlung dieses Gedankens bei *Sumner Maine* »Early History of Institutions«. London, 1875. Kap. III.

[21] In England war König Johann der erste, der sich am Ende des XII. Jahrhunderts König von England nannte. S. *Sumner Maine*, l. c. S. 73. — Es ist mir wohlbekannt, daß auf authentischen, aber nicht Originalurkunden »Rex Hungariae« vorkommt, doch halte ich dies für eine Entstellung des ursprünglichen »Rex Hungarorum«, denn auf Siegeln begegnen wir ausschließlich dieser Bezeichnung. Vgl. *Fejérpataky* »Kálmán király oklevelei« und besonders seine Studie in *Turul*, 1892. p. 133—8.

[22] Vgl. Bernhard Munkácsi in Ethnographia 1893. 7—8. Heft.

Nachkommen der Eroberer des Landes, die ihrer gemeinsamen Herkunft entsprechend in kleinere und größere, geschlossene Gruppen getrennt waren. Daß diese in Feldgemeinschaften lebten, hat man bei uns schon früher anerkannt, doch mit der Rolle derselben wollen wir uns bei anderer Gelegenheit, nämlich bei der Untersuchung der Feldgemeinschaft unter den Geschlechtern uzw. im Zusammenhang mit dem ursprünglichen Volksrechte der Magyaren befassen.

In unserem Vaterlande ist aber die Institution der Feldgemeinschaft noch älter als die Landnahme, nachdem die Ungarn hier Slawen vorgefunden haben und es von allen slawischen Völkern erwiesen ist,[23] daß sie anfangs in Feldgemeinschaft gelebt haben. Hyginus, der römische Nationalökonom, erwähnt, daß Kaiser Trajan den Veteranen des römischen Heeres in Pannonien auch Felder gegeben hat, wofür jochweise ein gewisser Pachtzins entrichtet wurde. Der bereits zitierte englische Agrarhistoriker Seebohm aber hat nachgewiesen,[24] daß die Veteranen auf all diesen Pachtgütern in Feldgemeinschaft gelebt haben. Dasselbe wissen wir auch von den, den Römern unterworfenen Barbarenvölkern; von den in unserem Vaterlande an der Donau seßhaten Geten[25] singt schon Horatius (Od. III. 23.):

Et rigidi Getae
Immetata quibus *jugera* liberas
Fruges et cererem ferunt;
Nec *cultura* placet longior *annua*
Defunctusque laboribus
Aequali recreat sorte vicarius.

Die markenlosen Feldstücke mit dem Jahr für Jahr wechselnden Landbau sind ein klarer Hinweis auf die Nomadenfeldgemeinschaft der Geten.

Weiter reichen unsere Daten nicht zurück, doch haben wir unseren Zweck erreicht, in dem Glauben, daß es uns gelungen ist, für unser Vaterland von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit die Kontinuität der Feldgemeinschaft nachzuweisen.

[23] Vgl. PERVOLF: »Slavjane, ich vzaimnija otnosenija i svjazi«. Warschau. 1886. I. 111—125. S. und KOVALEVSKIJ, »Pervobitnoje Pravo«. Moskau. 1886. I. p. 1—89.
[24] L. c. p. 272—289.
[25] LAVELEY l. c. p. 87.

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 365—386

DER GÜTERVERKEHR IN DER URGESELLSCHAFT

POLEMISCHE BEMERKUNGEN UND ERGEBNISSE

BÓDOG SOMLÓ

1. Angeblich tauschlose Stämme

Die fundamentale Tatsache, die uns als Ausgangspunkt dienen muß, ist, daß alle hier untersuchten Stämme einen Güterverkehr kennen und zwar sowohl den Tausch von Stamm zu Stamm, wie auch einen Güterumlauf innerhalb des Stammes. Ab und zu hören wir wohl von Stämmen, die den Tausch angeblich nicht gekannt hätten. Bei GRIERSON finden wir eine kleine Zusammenstellung solcher Angaben. So fand COOK, daß die Australier keine Idee von Tausch hätten. Dasselbe bekundet DAMPIER ebenfalls für Australien, LE VAILLANT für die Hottentotten, WALLIS für die Eingeborenen nördlich von Magellan-Straits, HERRERA für jene Eingeborenen Amerikas, mit denen ALONSO DE OJEDA und AMERIGO VESPUCCI zuerst in Berührung kamen, LABILLARDIERE für die Eingeborenen der Salomon-Inseln.[1] Es hat sich aber für alle diese Stämme herausgestellt, daß die betreffenden Angaben falsch waren. Es ist daher ein Fehler, wenn sich manche Autoren, wie z. B. B. HERBERT SPENCER und auch CH. LETOURNEAU durch derlei oberflächliche Angaben irreführen lassen,[2] oder wenn A. COSTE behauptet, daß der Tauch von allen sozialen Erscheinungen zuletzt auftritt und sich am spätesten entwickelt.[3] Soweit wir die soziale Entwicklung zurückverfolgen können, finden wir auch eine Güterzirkulation. Dieselbe entwickelt sich parallel mit den übrigen Gebieten des sozialen Lebens.

Wir kamen diesbezüglich zu einem ziemlich ähnlichen Resultat, wie GRIERSON in seinem Büchlein: *The Silent Trade*, in welchem er behauptet, daß der Gebrauch, in der Erwartung einer entsprechenden Erwiderung Geschenke zu machen, beinahe universal zu sein scheint; und daß es viele

[1] GRIERSON, *The Silent Trade*, S. 20—21, wo auch die bezüglichen Quellenangaben zu finden sind. — Vgl. auch A. SARTORIUS VON WALTERSHAUSEN, *Die Entstehung des Tauschhandels in Polynesien*, Zeitschr. f. Sozial. u. Wirtschaftsgeschichte, IV, 1896, S. 5—9.

[2] CH. LETOURNEAU, *L'Évolution du Commerce*, Paris, 1897, S. 6, 10, 24. — HERBERT SPENCER, *The Principles of Sociology*, London, 1897, III, 380—381.

[3] ADOLPHE COSTE, *L'Expérience des peuples*, Paris, 1900, S. 197.

Fälle gibt, in denen zwischen Geber und Nehmer eine Verständigung darüber besteht, daß ein Äquivalent zu geben sei. Es wird allerdings von einigen Stämmen behauptet, daß sie keine Idee von Handel hätten; doch ist zu bemerken, daß in manchen dieser Fälle die Angaben widersprechend sind und daß in sämtlichen Fällen eine derartige Behauptung nicht mehr bedeutet, als daß gewisse Europäer nicht im Stande waren, mit gewissen Wilden einen Handel anzuknüpfen. Es kann ganz gut möglich sein, daß diese Zurückweisung nicht auf Unkenntnis des Handels, sondern auf Furcht, auf Verdacht oder auf Mißverständnis beruht hat. Es kann ein Wilder gerne bereit sein, mit einem Stammesangehörigen zu handeln, während er jedwede Verbindung mit einem unbekannten Fremden zurückweist.[4]

2. Der Geschenktausch

Wir fanden nicht bloß, daß der Tausch allen diesen primitiven Völkern bekannt ist, sondern auch, daß ein beträchtlicher Güterverkehr sowohl zwischen Stämmen, als auch zwischen Individuen desselben Stammes stattfindet. Diese Güterzirkulation geschieht allerdings nicht immer in der uns geläufigen juristischen Form des Tausches. Doch ist die juristische Form, in welcher sich die Güterzirkulation vollzieht, nur von sekundärer Bedeutung. Ich finde, daß man diesen juristischen Formen von jeher zu viel Bedeutung beigemessen hat. Daraus, daß sich die bei uns bestehende juristische Form des Tausches bei diesen Völkern nicht vorfand, schloß man, daß bei ihnen die Tatsache des Güteraustausches überhaupt fehle. Man fand allerdings die Geschenksform, doch da dieselbe in unserem wirtschaftlichen Leben von keiner besonderen Bedeutung ist, so übertrug man auch diese Auffassung auf die Primitiven und legte auch ihren Geschenksgeschäften keine Bedeutung bei. Nebenbei bemerkt, ist die Bezeichnung dieser Rechtsgeschäfte der Primitiven als Geschenke gar nicht richtig. Es handelt sich hier weder um unser Geschenk, noch um unseren Tausch, sondern um ein Rechtsgeschäft, das mitten zwischen unserem Geschenk und unserem Tausch steht. Es ist ein fest umschriebenes, nach bestimmten Regeln zu vollziehendes Rechtsgeschäft, das die Urform unseres Geschenkes und unseres Tausches bildet. Diese beiden haben sich im Laufe der Entwicklung erst aus dieser Urform herausdifferenziert. In der ursprünglichen Undifferenziertheit stecken noch beide Formen; es ist daher ganz irreführend, wenn wir diese Transaktion als Geschenk bezeichnen. Dieses Rechtsgeschäft sieht insofern dem Geschenke ähnlich, als es von Haus aus eine einseitige Gabe ist, der ein einseitiger Empfang entspricht und als die Größe dieser Gabe, so wie das Geben überhaupt, dem einseitigen Entschlusse

[4] GRIERSON, *The Silent Trade*, 39—40.

des Gebers entspringt. Es nähert sich jedoch dem Tausche insofern, als dieses Geben in Erwartung einer Gegengabe geschieht und zu einer solchen gewöhnlich auch strengstens verpflichtet. Über den Wert der Gabe und über den der verpflichtenden Gegengabe bestehen feste Usancen. Es ist daher zutreffend dieses Rechtsgeschäft Geschenktausch zu nennen.[5]

Wichtiger als diese Form, ist die Tatsache, daß dieses Rechtsgeschäft bei all diesen Völkern stark verbreitet ist und eine große wirtschaftliche Bedeutung für sie hat, indem es einen bedeutenden Güterverkehr vermittelt.

3. Zum Ursprung der Kastenbildung

Die Tatsachen des Stammestausches und der sich aus derselben ergebenden Stammesarbeitsteilung, sowie die gegenseitige Abhängigkeit der Stämme voneinander, gewinnen an Bedeutung, wenn wir sie mit einer andern noch allgemeiner bekannten Tatsache in Zusammenhang und Kombination bringen. Wir wissen, daß die Integration der primitiven sozialen Verbände zu höheren Einheiten eine überall auf der Erdrunde mit der gleichen Regelmäßigkeit wiederkehrende Erscheinung ist. SPENCER konnte sogar den Nachweis liefern, daß sich höhere soziale Gebilde niemals aus der einfachen Erweiterung und Fortbildung der primitivsten entwickeln, sondern daß hierzu immer eine Zusammensetzung aus mehreren niederen notwendig ist.[6] Die Art und Weise, auf welcher diese Integration zu Stande kommt, kann eine sehr verschiedene sein. An einem Orte ist es ein friedlicher Zusammenschluß benachbarter Stämme im ständigen Verteidigungskrieg gegen einen übermächtigen Feind, an einer anderen Stelle führt die fortgesetzte Unterjochung der Stämme zu einer solchen Neubildung. Stellen wir uns nun vor, was die notwendige Konsequenz sein muß, wenn eine derartige Integration zwischen solchen Stämmen zu Stande kommt, die zur Zeit ihrer Unabhängigkeit verschiedene Stammesgewerbe entwickelt und eine Stammesarbeitsteilung hervorgebracht haben, wie wir solches für Australien, Zentralbrasilien, für die Indianer Nordamerikas gesehen haben und wie das ja übrigens eine häufige Erscheinung ist. Die Stammesgewerbe würden hierdurch mit einem Schlage zu verschiedenen Gewerben innerhalb der neuen sozialen Einheit; die verschiedenen Stämme zu differenzierten Elementen einer größeren Gesellschaft mit nunmehr ausgeprägter innerer Arbeitsteilung, die auf früheren Stufen in solchem Maße nicht zu finden ist. Die größere soziale Einheit läge somit samt der durch sie bedingten,

[5] Präzis schreibt BEROLZHEIMER, *System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie*, München, 1907, Bd. IV, S. 223: »Die Grundlage des Austausches ist die Darreichung eines Geschenks mit der Erwartung des Gegengeschenks«. Ganz unzutreffend ist es hingegen, wenn aus der Form des Geschenktausches der Schluß gezogen wird, »daß der Tausch auf dieser Stufe noch den unmittelbaren Rapport zwischen Leistung und Gegenleistung und damit den Begriff des Wertes gänzlich vermissen lasse«. Zeitschr. d. Ges. Erdk., Berlin, XXXI, 181.

[6] SPENCER, The Principles of Sociology, London, 1904, I. 543.

stärkeren Differenzierung in den noch selbständigen Stämmen mit verschiedenen Stammesgewerben fertig ausgebildet da und harrte bloß des nebensächlichen äußeren Umstandes, der einmal in dieser, ein anderesmal in jener Form die Integration zustande bringt. Es wäre doch sonderbar, wenn sich diese Kombination der oben erwähnten und so bekannten Tatsachen nicht häufig vollzogen hätte, und es wäre zu untersuchen, ob und wo und mit was für Folgeerscheinungen sich eine solche tatsächlich vollzogen hat. Auch wäre zu untersuchen, ob unter diesem Gesichtspunkte nicht manche Einrichtungen, wie z. B. die der Kastenbildung, eine einfache Erklärung fänden.

Dieser Zusammenhang ist auch von anderer Seite bereits angedeutet worden. So schreibt RATZEL: »Inner-Afrika hat seine Dörfer von Eisenschmieden, ja von solchen, die nur Wurfmesser verfertigen, Neu-Guinea seine Töpferdörfer, Nordmerika seine Pfeilspitzen-Verfertiger. Daraus entstehen die merkwürdigsten sozialen und politischen Sondergruppen, die aus Zünften Kasten und aus Kasten bevorrechtete Schichten in einem Volk werden.«[7]

Und H. PANCKOW bemerkt dazu: »Eins scheint allen Beispielen dieser frühesten gewerbsmäßigen Sonderung gemeinsam zu sein: die Verschiedenheit nach Berufsarten fällt mit Stammesunterschieden zusammen. Für den Schmied ist in dieser Hinsicht schon die Tatsache bezeichnend, daß er zumeist wandernd seinem Gewerbe obliegt. Auch die erwähnten Nilpferd-jäger stehen in rassenmäßigem Gegensatz zu der umwohnenden und beherrschenden Bevölkerung, sind kleiner und dünkler als ihre Herren. Auf den Fidschi-Inseln werden die Gewerbe der Schiffer, Fischer, Zimmerleute und Köche von bestimmten Stämmen betrieben. Am oberen Sambesi sind die Masupia-Fischer und -Jäger im Dienst der Barotse (RÉCLUS: Nouvelle Géographie Universelle, XI, 669). Unter den Dienst- und Tributpflichtigen der Tuareg (RÉCLUS, 840) haben die einzelnen Stämme getrennte Arbeitsleistungen zu Gunsten des beherrschenden Volkes übernommen.«[8]

»Wie erklärt sich nun dieses eigentümliche Zusammentreffen in allen den angeführten Fällen? Nun, der Weg zur Lösung des Problems ist, wie ich meine, deutlich gewiesen. Wenn man bedenkt, daß Krieg, Frauenraub und Kinderraub fast jedes Naturvolk mit zahlreichen stammesfremden Sklaven-Elementen durchsetzt haben, und gleichzeitig festhält, daß ausgedehnte Sklavenarbeit am ursprünglichsten und entscheidendsten auf die stufenmäßige und allmähliche Auflösung der alten vielseitigen Wirtschaftsweise und die Herausbildung gesonderter Berufszweige eingewirkt hat, verliert jene Tatsache sicherlich ihr befremdendes Gepräge. Auch wird es oftmals der langsamen Abbröckelung von der geschlossenen Hauswirtschaft gar nicht bedurft haben, sondern die Unterjochung und gewaltsame Einführung fremder Volkselemente,

[7] RATZEL, Völkerkunde, I. 81.

[8] H. PANCKOW, Betrachtungen über das Wirtschaftsleben der Naturvölker, Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin, XXXI, S. 186—187.

mit ihren abweichenden Kenntnissen und Kunstfertigkeiten hat unmittelbar der Entstehung selbständiger Erwerbsarten gedient. Auf jeden Fall aber erscheint der an der Stammesart haftende Beruf als echte Übergangsbildung und charakteristisches Anfangsstadium der volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung.«[9]

4. Der stumme Handel

Nach einer verbreiteten Ansicht wird der sogenannte stumme Handel als die Urform des Tausches angesehen. »Das Tauschgeschäft, das älteste aller Umsatzgeschäfte, erscheint in seiner ältesten Form — schreibt Post — als Realtausch ohne Anwesenheit der Beteiligten. Jeder Teil legt die Ware, die er zu vertauschen wünscht, an bestimmten Orten nieder, welche der andere Teil in Abwesenheit jenes wegnimmt und eine Tauschware dafür hinlegt. Dabei gibt es bestimmte Gebräuche, welche den friedlichen Verkehr einleiten und durch welche die Parteien sich vergewissern, daß eine Willenseinigung über den Tausch vorhanden ist.«[10] Ch. Letourneau sieht im stummen Handel jene Urform, aus welcher er sogar den Geschenktausch abzuleiten versucht.[11]

Unsere Untersuchung zeigt dagegen, daß im stummen Handel durchaus nicht die Urform des Tauschverkehrs erblickt werden darf. Wir sahen, daß der stumme Handel gerade bei den primitivsten Stämmen sehr wenig vorbereitet ist. Von den untersuchten Stämmen kennen diese Form des Tausches nur die Weddahs. Aber wir erfuhren auch, daß der stumme Handel auf Ceylon eine uralte, Jahrtausende lang bestehende und recht allgemeine Einrichtung ist. Griechen, Perser, Araber und Chinesen standen zu Ceylon in Handelsbeziehungen und bedienten sich des stummen Handels, als eines Ceylon'schen Gebrauches. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der stumme Handel der Weddahs keine Ureinrichtung dieses Stammes, sondern eine von den Nachbarstämmen übernommene ist, und somit können wir behaupten, daß sich der stumme Handel in den von uns untersuchten primitivsten Stämmen als autochthone Tauschform überhaupt nicht vorfindet. Für unsere Annahme, daß der stumme Handel nicht als Urform des Tausches angesehen werden darf, ist

[9] Panckow, Ebenda. — Die hier angedeutete Auffassung wird in einer kürzlich erschienenen Arbeit: René Maunier's, Vie religieuse et vie économique, La division du travail, Paris, 1908 (Extrait de la Revue Internationale de Sociologie, S. 42—49) eingehend ausgeführt. »La division du travail entre les clans conduit directement aux castes. Il suffit pour cela que le clan spécialisé, perdant son caractère familial, se dissémine et s'éparpille« (S. 38). — Die interessante Schrift Maunier's berührt auch manche andere der von mir erörterten Fragen, doch kam sie mir leider zu spät in die Hand, — die vorangehenden Teile meiner Arbeit waren bereits gedruckt, — als daß ich sie hätte berücksichtigen können. Schon die nachdrückliche Betonung des Zusammenhanges zwischen den religiösen und den wirtschaftlichen Einrichtungen auf den primitivsten Kulturstufen (siehe bei mir S. 45—46), wie insbesondere die Untersuchung des Totemismus vom wirtschaftsgeschichtlichen Standpunkt aus, hätten mir Anknüpfungspunkte an die Ausführungen Maunier's geliefert.

[10] Post, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz, II, 628.

[11] Ch. Letourneau, L'Évolution du Commerce, Paris, 1897, S. 529.

weiterhin die Tatsache von Bedeutung, daß, während diese Einrichtung bei den allerprimitivsten Stämmen als autochthoner Gebrauch überhaupt nicht vorkommt, derselbe im übrigen eine sehr weite Vorbereitung fand. GRIERSON hat in seiner umfassenden Untersuchung dieser Frage den Nachweis geliefert, daß der stumme Handel keine vereinzelte Absonderlichkeit dieses oder jenes Volkes bietet, sondern eine Institution von sehr ausgedehnter Verbreitung ist. GRIERSON sammelte Berichte über mehr als 40 Stämme, die sich dieser Form des Tausches bedienen: Es befinden sich darunter Stämme am nördlichen Eismeer, Lappen, Nordgermanen, Äthiopen, Ägypter, Carthager, Lybier, Stämme im Kongogebiet, verschiedene andere Afrikaner, Stämme in Indien, Mexiko, San-Salvador, Newfoundland, Loanda etc.[12] Wenn sich unter den von GRIERSON gesammelten Daten auch solche über ganz primitive Stämme finden — außer den Weddahs kommen hier nur die Kubus auf Sumatra und die Akkas im belgischen Kongogebiet in Betracht — so ist dabei zu bemerken, daß es sich immer um Fälle handelt, in welchen diese Primitiven mit höherstehenden Völkern in Handelsbeziehungen gelangt sind.[13] Unter den massenhaften Daten hingegen, die von Tauschbeziehungen der allerprimitivsten Stämme untereinander zu berichten wissen, ist der stumme Handel gänzlich unbekannt. Es ist demnach hinreichend bewiesen, daß der stumme Handel nicht die Urform des Tausches bildet, sondern einer bereits höheren Entwicklungsstufe des Güteraustausches angehört.[14] Es zeigt sich hier das Fehlerhafte der landläufigen ethnologischen Methode, die ohne eine Klassifikation der Gesellschaftstypen auszukommen wähnt und einfach dasjenige, was besonders primitiv zu sein scheint, für ein Merkmal der Urgesellschaft annimmt. Man dachte sich: es kann doch nicht primitiveres geben, als wenn zwei Parteien, die miteinander in Tauschbeziehungen treten wollen, sich nicht einmal persönlich aneinander herantrauen, sondern die Waren hinlegen und davonlaufen, und man stellte folglich, — ungeachtet dessen, bei was für Völkern diese Art des Tausches vorkommt — dieselbe an die Spitze der Entstehung der Tauschbeziehungen. Man sieht, wie notwendig es ist, sich behufs der Rekonstruktion der uns noch zugänglichen Urgesellschaft auf die allerniedrigsten Stämme zu beschränken. Nebenbei ist die Annahme, daß der stumme Handel die Urform

[12] GRIERSON, The Silent Trade, 41—50.

[13] »Der afrikanische Pygmäe, wie der Wedda auf Ceylon lebt in engster Anlehnung an seinen großwüchsigen Nachbarn und tauscht ständig die Produkte der Jagd und des Waldes, Fleisch, Felle und Honig, gegen die Erzeugnisse des Hackbaues und der Industrie ein. Es findet eine Art von Völker-Symbiose statt, bei der in der Tat in mehr oder minder planmäßiger Weise fortlaufende Überschüsse für den gegenseitigen Austausch erzeugt werden». H. PANCKOW, Betracht. Über d. Wirtschaftsleben d. Naturvölker Ztsch. d. Ges. f. Erkd. Berlin, XXXI, 183.

[14] Bereits SCHURTZ (Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes, Weimar, 1898, S. 71) weist, allerdings nur ganz kurz und nebenbei, auf die Möglichkeit hin, daß der stumme Handel eine Rückbildung aus entwickelteren Zuständen sei. »Ob diese Form unmittelbar aus dem Kriege hervorgeht oder eine für sich bestehende Art der Anbahnung von Verkehers-Beziehungen ist soll hier dahingestellt bleiben: es ist gar nicht unmöglich, daß sie stellenwiese auch eine Rückbildung aus entwickelteren Zuständen ist.«

der Tauschbeziehungen darstelle, auch an und für sich keine sehr glückliche. Denn es läßt sich gar nicht vorstellen, wie ein Volk, dem der Tausch nicht schon etwas geläufiges wäre, überhaupt zum stummen Handel gelangen könnte. Erst muß doch der Tausch bekannt sein, damit man zu gerade dieser speziellen Form desselben gelangen könne. Der Tausch kann sich doch unmöglich zuerst zwischen solchen Stämmen ausgebildet haben, die sich nicht zu begegnen wagten.

Da wir es beim stummen Handel nicht mit einer Einrichtung zu tun haben, die der Urgesellschaft, im oben angegebenen Sinne des Wortes, angehört, liegt auch keine nähere Veranlassung für uns vor, dem Ursprunge dieser Einrichtung nachzugehen. Die Frage liegt bereits außerhalb des Bereiches unserer Untersuchung, die nur auf die ersten nachweislichen Anfänge der Güterzirkulation Bezug hat.

Wir deuten deshalb hier nur nebenbei auf den einzigen Pfad, der von den primitivsten Zeiten zum stummen Handel hinüberzuführen scheint. Wir erinnern an die Ngia-ngiampe in Australien.[15] Zwei Kinder je eines Stammes werden durch gewisse Zeremonien einander gänzlich entfremdet. Dieselben dürfen nicht miteinander sprechen, einander nicht berühren, einander nicht nahekommen. Solche Personen sind ängstlich bemüht, voneinander fernzubleiben. Sobald sie dann erwachsen sind, werden sie die Agenten, durch welche die betreffenden Stämme ihren Tausch betreiben. GRIERSON, dem diese Tatsache nicht unbekannt geblieben ist, hat über dieselbe weiter nichts zu bemerken, als daß es klar sei, daß diese Art des Tausches mit dem stummen Handel nichts zu tun habe.[16] GRIERSON neigt vielmehr zu der Ansicht, der stumme Handel sei eine Erfindung, um bei Transaktionen mit fremden Stämmen die Sicherheit zu gewährleisten.[17] Es ist das eine jener scheinbar so nahe liegenden

[15] Siehe oben S. 28.

[16] GRIERSON, The Silent Trade, S. 61, Anmerk.

[17] Ibid, 64—66. Ganz ähnlich erklärt den stummen Handel auch PANCKOW, l. c. 183: »Offenbar hat das Schutzmotiv, das ja auf niederen Kulturstufen eine so überaus weitreichende und tiefgreifende, das Leben in allen seinen Verhältnissen beherrschende Macht bildet, — auch auf die äußere Form dieses Handels bestimmend eingewirkt.« Noch mißglückter ist die fernere Bemerkung PANCKOW's (ebenda): »Wo derselbe (der stumme Handel) außerhalb des Pygmäen-Gebiets angetroffen wird, kommt aber auch etwas Rudimentäres in ihm zum Ausdruck. — Der stumme Tauschhandel bietet in seiner scheuen nächtlichen Weise Anklänge und Erinnerungen an Raub und Diebstahl dar.« Auch A. SARTORIUS VON WALTERSHAUSEN (Die Entstehung des Tauschhandels in Polynesien. Zeitschr. f. Soz. u. Wirtschaftsgesch. IV, 1896, S. 51, ff.) gelangt zu ähnlichen Ergebnissen: »Die Ursache dieses Verhaltens ist das gegenseitige Mißtrauen, das Feinde gegen einander zeigen. Wenn der Frieden geschlossen ist, so wird getauscht; sobald aber die Völker wieder sich trennen, so werden sie sich wieder fremd und feindlich. Das Bedürfnis zum Verkehr ist aber nun geweckt und man möchte ihn fortsetzen und den Krieg zugleich ausschließen. Daher nähert man sich wohl mit der Ware, aber schließt den persönlichen Verkehr aus. Es ist charakteristisch, daß der Handel völlig ehrlich betrieben wird, so lange bis in der stummen Weise eine Einigung erzielt worden ist — denn anders könnte er nicht fortgesetzt werden — dagegen die Händler aneinander persönlich sich nicht heranwagen, ebenso wenig wie sie der eigenen Leidenschaft beim Anblick der Feinde trauen.«

rationalistischen Erklärungen, die aber gewöhnlich recht fern von der Wahrheit bleiben. Das geübte Auge DURKHEIM'S wird sich wohl kaum täuschen, wenn er gegenüber den Ausführungen GRIERSON'S meint, daß die Zeremonien des stummen Handels »sichtlich religiösen Ursprunges sind. Zwei Individuen, die dazu verhalten sind, nicht miteinander zu sprechen, sich nicht zu sehen, oder die nur durch Vermittler verkehren können, sind doch augenscheinlich für einander tabuiert. Der Ort, an dem sie sich begegnen, ist selbst auch heilig, daher die Neutralität, die er genießt. Es bleibt zu untersuchen, woher sowohl diese Beziehungen, wie der Ort dieses heiligen Charakters teilhaftig werden.« DURKHEIM will keine Lösung dieser Frage geben, er will bloß andeuten, wie das Problem zu stellen sei.[18]

DURKHEIM scheint mit dieser Problemstellung das Richtige getroffen zu haben, und die Heranziehung der australischen Ngia-ngiampe zur Erklärung des Ursprunges des stummen Handels scheint uns einen weiteren Schritt auf diesem richtigen Weg zu bedeuten. Denn die religiösen Zeremonien sind beim Tauschverkehr der Ngia-ngiampe ganz dieselben, die für den stummen Handel typisch sind. Die beiden Ngia-ngiampe führen den Tausch ebenfalls stumm aus, ohne miteinander zu sprechen, ohne einander zu berühren, ja sie dürfen einander nicht einmal nahe kommen. Daß sich die Parteien außerdem auch nicht einmal sehen, ist auch für den stummen Handel nicht immer eine unerlässliche Bedingung.[19] Vergegenwärtigen wir uns hinter jedem der beidem Ngia-ngiampe, die auf den Ausgang des Tausches begierigen übrigen Stammesangehörigen, die ja gewöhnlich tatsächlich nicht sehr weit entfernt warten werden, so ist die Konstellation dem typischen Bild des stummen Tausches auf das Haar ähnlich.

5. Abgaben-Leistungen

Außer dem Güterverkehr, der sich im Wege des Geschenktausches vollzieht, und der auch nicht ganz spontan, sondern ein durch die Sitte mehrweniger bindender ist, haben wir für diese Völker noch eine zweite Art des Binnenverkehres der Güter zu verzeichnen, welche in der Leistung gewisser durch den Gebrauch streng vorgeschriebener Angaben besteht. Die verschiedenen Formen dieser verpflichtenden Tribute haben wir zur Genüge kennen gelernt. Der Mann hat gewisse materielle Verpflichtungen seinen Weibern, diese ihrem Manne gegenüber; die Väter und Mütter ihren Kindern, diese ihren Eltern gegenüber; der Schwiegersohn dem Schwiegervater und der Schwiegermutter gegenüber, weniger häufig auch der Schwiegervater dem Schwiegersohne gegenüber, überhaupt jedermann einer streng bezeichneten Reihe von

[18] E. DURKHEIM, L'Année Sociologique. Paris, 1905. VIII, 485.
[19] GRIERSON, l. c., S. 47—50.

Verwandten, manchmal sogar sämtlichen Gruppengenossen gegenüber; oft auch die Stammesgenossen dem Angesehensten gegenüber und wieder die Angesehenern und Reichern allen Stammesgenossen gegenüber; manchmal eine fest bezeichnete Klasse des Stammes in fest umschriebenen Beziehungen einer anderen Klasse gegenüber, endlich die jüngeren Leute gewissen Älteren gegenüber. Diese Tributverpflichtungen sind alle zwingender Natur und können in den verschiedenartigsten juristischen Formen auftreten: Einmal ist es eine Verpflichtung zur Liberalität, die aber ebensogut die Erfüllung einer äußeren Vorschrift, wie die Erfüllung eines inneren Zwanges ist; ein andermal ist es eine elterliche oder Kindespflicht; wieder ein andermal sind es religiöse Zeremonien, in deren Form sich gewisse Abgaben vollziehen. Manche haben anläßlich der Heirat, manche vor der Heirat, manche nach der Heirat stattzufinden, manche dieser Formen kommen anläßlich eines Todesfalles, andere anläßlich Erlegung gewisser Beutearten oder anläßlich gewisser Versammlungen, gewisser Zeremonien oder in sonstiger Weise durch den Gebrauch kasuistisch umschriebener Fälle vor.

Als eine besonders interessante und seitens der Soziologie bisher gänzlich unbeachtete Erscheinung des primitiven Güterverkehres muß ich die lebhaftere Güterzirkulation hervorheben, die sich um den Häuptling entwickelt. Wir sahen, daß im Dieri-Stamme einzelne eine große Menge Eigentums, allerlei Waffen, Schmucksachen, etc., anhäufen, um sie dann wieder an hervorragende Häupter von Stammesklassen weiterzugeben und auf diese Weise ihr eigenes Ansehen zu erhöhen.[20] Besonders bei den entwickelteren Stämmen Südost-Australiens, die auch ein entwickelteres Häuptlingstum aufweisen, beginnt ein lebhaftes Geben und Bekommen um den Häuptling herum.[21] Auch von den armseligen Feuerländern erfuhren wir, daß sie manchmal Feste geben, bei denen der Wirt bedient und sich höchst generös zeigt.[22] Bei den Andamanen-Insulanern wird der Chef unter anderem auch mit Rücksicht auf seine Freigebigkeit bestimmt, andererseits erhält er Gaben und Dienstleistungen.[23] Noch deutlicher prägt sich diese Tatsache aus, sobald wir zu etwas höher stehenden Völkern vorschreiten. Die Häuptlinge der Brasilianer, die VON DEN STEINEN erforschte, erhalten Gaben, haben aber auch ihrerseits Freigebigkeit zu bekunden.[24] Und bei den Indianern Nordamerikas sahen wir wieder dasselbe. Der einzige Zweck der Anhäufung eines Überschusses ist die Verausgabung desselben, um dadurch an Prestige zu gewinnen.[25] Die Tatsache die uns aus dem Ausüben des Geschenktausches und aus diesen Angaben oder Tribut-Verpflichtungen entgegentritt, in welcher juristischer Form sie auch erscheinen mögen, ist

[20] Siehe oben, S. 35.
[21] Oben, S. 38.
[22] Oben, S. 89.
[23] Oben, S. 99.
[24] Oben, S. 147—148.
[25] Oben, S. 149.

die, daß diese Völker einen entwickeltes Stammen- und Binnengüterverkehr haben und daß wir uns von ihrer Wirtschaft keine richtige Vorstellung machen können, ohne auf diesen zu achten. Sie besitzen ein ganzes System einer Güterzirkulation, das von der Soziologie bisher nicht genügend beachtet wurde.

6. Güterverkehr ohne Arbeitsteilung

Man geht gewöhnlich von der Annahme aus, daß ein Güterverkehr nur auf Grund von Arbeitsteilung möglich sei. Wo keine Arbeitsteilung besteht, wo also Alle dasselbe produzieren, dort gibt es ja nichts zu tauschen, dort ist keine Veranlassung für eine Güterzirkulation vorhanden. Da nun bei den am tiefsten stehenden Völkern die Arbeitsteilung, besonders die intratribale, im grossen und ganzen auf die geschlechtliche beschränkt ist, so meinte man, es könne hier auch keinen anderen Güterverkehr geben als den zwischen Mann und Frauen. »Innerhalb des Stammes, wo alle Hausstände das gleiche produzieren und im Notfalle einander aushelfen, überschüssige Vorräte aber nicht anders zu verwerten sind, als durch den Konsum, ist so kein Anlaß, Güter gegen speziellen Entgelt von Wirtschaft zu Wirtschaft zu übertragen, außer etwa beim Frauenkauf und bei der Entrichtung von Gaben an den Medizinmann, den Sänger, den Tänzer und den Spielmann — die einzigen Personen, welche eine Art von abgesondertem Beruf betreiben.«[26]

Die Tatsachen beweisen hingegen, daß die Güterzirkulation durchaus nicht ausschließlich an die Arbeitsteilung gebunden ist, daß sich vielmehr die Entwicklung der Arbeitsteilung nicht ohne vorangegangenen Güterumlauf verstehen läßt. Erst dadurch, daß ein fortwährender Güteraustausch zustande kommt, erwachsen die da und dort erscheinenden Differenzen zur Arbeitsteilung. Der Güteraustausch ist die primäre, die daraus resultierende Arbeitsteilung die sekundäre Erscheinung.

Die Güterzirkulation beginnt demnach durchaus nicht erst dort, wo es streng geschiedene Arbeitsteilung, also verschiedene Berufe, spezielle Gewerbe gibt. Wir sahen in der Urgesellschaft ein bereits kompliziertes System der Güterzirkulation, ohne daß es gesonderte Gewerbe und Lebensberufe gibt. Man könnte nicht einmal sagen, daß sich die intensivste Zirkulation gerade an jenen Stellen zeigte, wo die weitgehendste Geschiedenheit der Funktionen zu konstatieren ist. Die entwickeltste Arbeitsteilung in der Urgesellschaft ist sicher die zwischen den Geschlechtern bestehende, doch findet durchaus nicht gerade zwischen den Geschlechtern der regste Güteraustausch statt, sondern dies ist vielmehr zwischen den männlichen Gruppengenossen der Fall, unter denen es fast gar keine Arbeitsteilung gibt. Wir müssen uns demnach mit der

[26] Karl Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft, 5-e Auflage, Tübingen, 1906, S. 62.

Tatsache vertraut machen, daß Gruppengenossen, die alle ganz dieselben produktiven Funktionen verrichten und zwischen denen sich noch keine Arbeitsteilung herausgebildet hat, trotzdem die produzierten Güter einander in bestimmter Weise regelmäßig zukommen lassen.

BEROLZHEIMER nimmt ebenfalls eine Kulturstufe an, auf welcher es innerhalb der eigenen Horde keinen Austauschverkehr gibt, und führt den Mangel eines solchen Verkehrs darauf zurück, daß der Einzelne keine für den Tausch geeigneten Güter als Sondereigentum besitzt. »Zeiten junger Rechtskultur kennen Sondereigenschaften des Einzelnen nur an Kleidung, Waffen, Schmuck und allenfalls noch an dem, was sich auf den persönlichen Schutzgeist bezieht. Demgemäß ist der Austauschverkehr der eigenen Horde so gut wie ausgeschlossen; es fehlt sowohl der Anreiz, fremdes Gut zu erhalten, wie die Möglichkeit, eigenes wegzugeben. Was dem einzelnen gehört, braucht er auch; was der einzelne erwerben könnte, dafür hat er kaum Verwendung. Der Austauschverkehr kann daher nur durch das Zusammentreffen mit fremden Stämmen zu Entstehung gelangt sein.«[27]

Die oben angeführten Tatsachen widersprechen auch dieser Argumentation, denn sie beweisen, daß die Tatsache eines Güteraustausches und nochmehr die Tatsache eines Güterumlaufes bereits innerhalb der primitivsten unter den uns noch zugänglichen Gemeinschaften tatsächlich vorkommt und sogar eine bedeutende Rolle spielt.

7. Die Stufe der individuellen Bedürfnisbefriedigung

Nach der herrschenden Ansicht böte uns die Urgesellschaft das Bild einer tauschlosen Wirtschaft. Die diesbezüglichen Meinungen gehen erst bei der Begründung dieser Ansicht auseinander. Nach dem einen Extrem gibt es in der Urgesellschaft keine Güterzirkulation, weil die Urzeit überhaupt keine materiellen, wirtschaftlichen Zusammenhänge zwischen den Individuen kennt. Jedes Individuum steht wirtschaftlich gänzlich isoliert für sich da. Nach dem anderen Extrem ist in der Urgesellschaft kein Raum für die Güterzirkulation und namentlich keiner für einen Tauschverkehr, weil die primitive Gruppe die engste Wirtschaftsgemeinschaft darstellt. Der Urkommunismus läßt keinen Raum für einen Güteraustausch.

Das eine Extrem bezüglich des Güterverkehrs der Urgesellschaft bietet uns BÜCHER in den beiden ersten Kapiteln seiner Entstehung der Volkswirtschaft: Der wirtschaftliche Urzustand und Die Wirtschaft der Naturvölker. BÜCHER stellt sich den wirtschaftlichen Urzustand als eine Stufe der individuellen Nahrungssuche vor:[28] »Streicht man aus dem Leben des Buschmanns

[27] BEROLZHEIMER, System der Rechts- u. Wirtschaftsphilosophie, IV, 221—223.
[28] BÜCHER, Entstehung der Volkswirtschaft, 5. Aufl. S. 27.

oder Wedda den Feuergebrauch, Bogen und Pfeil, so bleibt nichts mehr übrig, als ein Leben, das in der individuellen Nahrungssuche aufgeht. Jeder und jede verzehrt roh, was sie mit den Händen erhaschen oder mit den Nägeln aus dem Boden scharren: niedere Tiere, Wurzeln, Früchte. Bald schart man sich zu kleinen Rudeln oder größeren Horden zusammen; bald trennt man sich wieder, je nachdem die Weide oder der Jagdgrund ergiebig ist. Aber jene Vereinigungen werden nicht zu Gemeinschaften; sie erleichtern dem einzelnen nicht die Existenz.«[29] »Jedes Individuum verzehrt sofort, was es findet; eine gemeinsame Haushaltung gibt es ebensowenig als ein Haus.«[30] Zum Beweis der Existenz dieser angeblichen Stufe der individuellen Nahrungssuche, legt BÜCHER besonderes Gewicht auf die Tatsache, daß es bei manchen Stämmen keine gemeinsamen Mahlzeiten »in der Familie« gibt. »Jedes Individuum ißt für sich abgewendet von den übrigen, und es gilt für unanständig, andere beim Mahle zu stören oder in Gegenwart fremder Speise zu sich nehmen.« Ferner bildet innerhalb der Familie beinahe jeder Gegenstand das individuelle Eigentum eines Familiengliedes.[31] »So gewiß es ist, daß an solchen Dingen die ersten Begriffe von Mein und Dein sich entwickeln, so zahlreich sind die Beobachtungen, welche darauf hindeuten, daß diese Begriffe an dem Individuum haften bleiben und mit ihm untergehen. Der Besitz sinkt mit dem Besitzenden ins Grab, dessen persönliche Ausstattung er im Leben war.«[32] »Von einem gemeinsamen Haushalt der Familie kann nicht wohl die Rede sein. Überall zeigen sich noch tiefe Risse und dem Individuum ist ein wirtschaftliches Sonderdasein gewahrt, das uns fremdartig anmutet. So sehr man sich wird hüten müssen, über dieser Vereinzelung die zusammenfassenden Momente des Arbeitens und Sorgens für einander zu übersehen, und so wenig man die zentrifugalen Kräfte, welche hier walten, übertreiben darf, so wird sich doch nicht leugnen lassen, daß sie alle auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführen, auf die durch Jahrtausende von allen diesen Völkern geübte individuelle Nahrungssuche.«[33,34]

Als Begleiterscheinungen dieser Wirtschaftsstufe einer individuellen Nahrungssuche, die wohl bezeichnender Stufe der individuellen Bedürfnisbefriedi-

[29] BÜCHER, Entstehung der Volkswirtschaft, 26.
[30] Ibid., 10.
[31] Ibid., 32—35.
[32] Ibid., 23.
[33] Ibid. 37—38.
[34] Sehr schwankend ist die Stellungnahme H. SCHURTZ's zu dieser Theorie, Urgeschichte der Kultur, Leipzig u. Wien, 1900, S. 212—213. — H. PANCKOW (Betrachtungen über das Wirtschaftsleben der Naturvölker, Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin, XXXI, 178—180) schließt sich der Auffassung BÜCHER's an. »Der Tausch ist noch kein konstitutives Element der Wirtschaftsordnung, die Produktion steht ausschließlich im Dienst des Eigenbedarfs; die Wirtschaft darf als tauschlos und autonom gelten.« Wobei auch der Fehler begangen wird, daß der Tausch als die einzige Art des Güterumlaufes angesehen wird. Selbst wenn wir die Urwirtschaft als tauschlos betrachten dürfen, könnten wir sie deshalb noch nicht als autonom und ausschließlich in Diensten des Eigenbedarfes stehend ansehen. Das bedeutende System der Abgaben-Leistungen wird hier, wie gewöhnlich, ganz außer acht gelassen.

gung genannt werden könnte, nimmt BÜCHER eine Familienverfassung an, nach welcher bei diesen Völkern eine über das bloße Paarungsverhältnis hinausgehende lebenslängliche Gemeinschaft zwischen Mann und Weib besteht, »während auf der anderen Seite nicht in Abrede gestellt werden kann, daß jene schwachen Menschen-Gruppen bei Nahrungsmangel leicht sich trennen oder daß sich wenigstens einzelne Glieder von ihnen abscheiden. Dauernder ist die Gemeinschaft nur zwischen Mutter und Kind.« Ferner hält es BÜCHER für vollkommen falsch, wenn man »den Wilden schlechthin ein Übermaß von religiösen Wahnvorstellungen zuschreibt und meint, daß mit der Annäherung an den Naturzustand immer mehr geglaubt werde.« »Ihr Geist ist auf Gegenstände beschränkt, die sich hören, sehen und fühlen lassen« zitieren dem gegenüber BÜCHER aus BURTON.

»Dasselbe also, was das Tier treibt, die Erhaltung des Daseins, ist auch der maßgebende instinktive Antrieb des Naturmenschen. Dieser Trieb beschränkt sich räumlich auf das einzelne Individuum, zeitlich auf den Augenblick der Bedürfnisempfindung. Mit anderen Worten: der Wilde denkt nur an sich, und er denkt nur an die Gegenwart. Was darüber hinausliegt, ist seinem Geistesleben so gut wie verschlossen. Wenn deshalb viele Beobachter ihm einen grenzenlosen Egoismus, Hartherzigkeit gegen seinesgleichen, Begehrlichkeit, Diebssinn, Trägheit, Sorglosigkeit in Hinblick auf die Zukunft, Vergeßlichkeit vorwerfen, so liegt das darin, daß Mitgefühl, Gedächtnis, Schlußvermögen noch völlig unentwickelt sind.«[35]

Es ist wohl nicht nötig, viele Worte darüber zu machen, wie unzutreffend dieses BÜCHER'sche Bild des sozialen Urzustandes im allgemeinen ist. Es ist hierauf bereits von anderer Seite zur Genüge hingewiesen worden.[36] Ich kann mich hier füglich auf die spezielle Frage der Stufe einer individuellen Nahrungssuche beschränken.[37]

Von einer solchen Stufe wissen wir ganz sicher gar nichts und haben kein Recht, eine solche anzunehmen. Freilich gibt es eine scharf geschiedene Arbeitsteilung zwischen den Geschlechten. Aber die Weiber haben überall pflanzliche Nahrung an den Mann abzugeben und genießen häufig etwas von der durch den Mann erbeuteten tierischen Nahrung. Die Jugend hat Gaben an das Alter zu entrichten. Die Verteilung der Jagdbeute ist eine streng geregelte Ange-

[35] BÜCHER, 13—15.

[36] L. WODON, Sur quelques Erreurs de Méthode dans l'étude de l'Homme Primitif, Travaux de l'Institut Solvay de Sociologie. Fascicule 4, Bruxelles, 1906. — S. R. STEINMETZ, Classification des types sociaux, L'Année Sociologique, III, 1900, S. 101.

[37] Das Fehlerhafte der diesbezüglichen Darstellungen BÜCHER's beeinträchtigt natürlich keineswegs das nicht zu unterschätzende Verdienst, das er sich durch die systematische Heranziehung der ethnologischen Daten zur Schaffung eines weiten wirtschaftsgeschichtlichen Ueberblickes erworben hat. Wenn sich in seiner großzügigen Zusammenfassung auch manches findet, was durch die Spezialforschung korrigiert werden muß, so bleibt es doch immerhin BÜCHER's Verdienst, die Nationalökonomie mit den Gesichtspunkten, die die Wirtschaft der Naturvölker bietet, bereichert zu haben.

legenheit. Da gibt es nun gar verschiedene Abgabeverpflichtungen an die Familien der Frauen, an Mitglieder der eigenen Familie, an Mitglieder gewisser Stammesklassen etc. Diese Nahrungssuche ist alles, nur individuell abgeschlossen ist sie nicht.

Allerdings zeigt sich die Familie nicht als geschlossene Konsumtions-Einheit. Doch ist dies noch kein Beweis einer einstigen Individual-Wirtschaft. Mann und Weib sind ja gewöhnlich stammesfremd. Daß sie vielerorts keine gemeinsamen Mahlzeiten haben, ist vielleicht eher durch die Exogamie bedingt, als ein Überbleibsel einer individuellen Nahrungssuche. Daß dem so ist, beweist am klarsten, daß nicht sämtliche Stammesgenossen einander bei den Mahlzeiten zu meiden haben. In Australien muß sogar ein großer Teil der Nahrung im Lager genossen werden und nicht von jedem Einzelnen für sich. Auch essen gerade in Australien Frauen und Kinder mit den Männern zusammen, zum mindesten am Herbert River.[38] Für die Botokuden sind gemeinsame Mahlzeiten der Stammesgenossen belegt.[39] Bei den Feuerländern essen Weiber und Kinder mit den Männern zusammen.[40] Auch hörten wir bereits über die Feuerländer: »Wie überfüllt auch eine Hütte sei und wie beschränkt auch die Nahrung, über die man verfügt, der neue Ankömmling kann immer sicher sein, einen Platz am Herd und einen Teil des Essens zu bekommen.«[41] Bei den Andamanen-Insulanern werden den Gästen Speisen vorgesetzt,[42] das Kochen betrachten sie als Weiberpflicht, auch haben die Weiber Wasser und gewisse Nahrungsmittel für den Familiengebrauch herbeizuschaffen.[43] Die Mahlzeiten werden von allen Familienmitgliedern gemeinschaftlich eingenommen. Ein verheirateter Mann darf jedoch niemals mit anderen Frauen als mit denen seines eigenen Haushaltes zusammen essen, es sei denn, dass er bereits vorgeschrittenen Alters ist. Die unverheirateten Leute haben ihre Mahlzeiten gesondert im Kreise ihres betreffenden Geschlechtes einzunehmen. Ehemänner können aber mit anderen Ehemännern und Junggesellen zusammen essen. Kinderlose Witwer oder Witwen essen gewöhnlich mit den Unverheirateten ihres Geschlechtes.[44] Die Negritos der Philippinen haben gemeinschaftliche Mahlzeiten.[45] Bei den Buschmännern wird alle Beute ohne Zank gemeinsam verzehrt,

[38] Lumholz, Réponse au Questionnaire, Bulletin de la Société d'Anthropologie, Bd. XI, S. 649.

[39] Ehrenreich, Ueber die Botokudos, Zeitschrift f. Ethnologie, 1887, Bd. XIX, S. 31. — Ph. M. Rey, Étude anthropologique sur les Botocudos, Paris, 1880, S. 79.

[40] M. Hyades, Ethnographie des Fuégiens, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, 1887, X. 328.

[41] Hyades et Deniker, Mission scientifique du Cap Horn 1882—1883, Tome VII, Anthropologie, Ethnographie, 1891, S. 243. Vgl. auch Fitzroy, Narrative of the Voyages of the Adventure and Beagle, London, 1839, II. 190.

[42] Man, Andam. and Nic. Obj., 94.

[43] Man, Aborig. Inhab., 327—328. — Man, Andam. and Nic. Obj., 286.

[44] Man, Aborig. Inhab., 344—354.

[45] P. Felipe Calayag y Clemente, Vida de los Aitas o Negritos y las circunstancias de sus personas, Casa Paroquial de Bosoboro, 1877. — Zitiert bei Schadenberg, Ueber die Negritos der Philippinen, Zeitschr. f. Ethn., 1880. Bd. XII, 134.

was sich allerdings bloß auf die Jagdgenossen, also auf die Männer beziehen mag.[46] Wir erfahren aber auch, daß die Frauen der Buschmänner die Horde mit Früchten, Wurzeln, Knollen, kleineren Tieren zu versorgen haben.[47] Bei den Balala-Buschmännern kochen Mann und Weib ihre Nahrung zwar gesondert, doch wenn es einen Topf zu leeren gibt, so versammelt sich die ganze Gemeinschaft.[48] Bei den Seri-Indianern ist die Pelikan-Jagd ein wohlorganisierter kollektiver Prozeß zum mindesten halbzeremoniellen Charakters. »Der Schlächterei folgt ein großes Fressen, bei welchem die halbverhungerten Familien die weichen Teile im Dunkeln verschlingen und lärmend zechen, bis sie der Schlaf überkommt.«[49] Diese kollektive und halbzeremonielle Form der Jagd ist die eigentlich gebilligte, nur wenn dieselbe unausführbar wird, weil sich der Stamm in kleine Familien oder Banden zerstreut, findet eine individuelle Art des Jagens statt. Wenn sie ergiebig ist, so geschieht die Verzehrung der Beute trotzdem auf dieselbe Weise, wie bei der kollektiven und halbzeremoniellen Jagd.[50] Das Privileg des Essens und des Trinkens folgt in der Reihenfolge des Seniorats. Es ist die Pflicht der ersten Person bei einem Mahle, dafür zu sorgen, daß für die unter ihr stehenden genügend übrig bleibe.[52]

Bei den Weddahs ist der Mann verpflichtet, seine Familie zu erhalten, während Witwen von der Gemeinschaft erhalten werden und von allem ihren Teil bekommen.[52]

Es hat demnach wohl nicht viel Beweiskraft für eine angebliche Stufe der individuellen Nahrungssuche, wenn Bücher eine Menge verschiedener Stämme zitiert, bei denen Männer und Weiber gesondert essen müssen, streng geschiedene Arbeitskreise haben und da und dort das eine Geschlecht die vom anderen zubereitete Nahrung nicht berühren darf.[53] Da die soziale Ureinheit nicht durch Mann und Weib gebildet wird, so ist diese Untersuchung ohnedies nicht im richtigen Geleise. Selbst bei Stämmen, wo Mann und Weib keine gemeinsamen Mahlzeiten haben, ist dies die Regel für gewisse andere Gruppen der Stammesangehörigen. Und von entscheidender Bedeutung ist, daß gerade die am tiefsten stehenden Völkerschaften von dieser strengen Scheidung am wenigsten wissen. Die Zurückverfolgung der menschlichen Entwicklung, soweit sie

[46] MEITCHNIKOFF, Bushmen et Hottentots, Bulletin de la Soc. Neuchâteloise de Géographie, 1889—1890, V. 81.

[47] PASSARGE, Die Buschmänner der Kalahari, Berlin, 1907, 57—58.

[48] FEATHERMAN, Social History of the Races of Mankind, First Division, Negritians, London, 1885, 529.

[49] W.-I. MCGEE, The Seri Indians, Washington, 1898, I. 190.

[50] Ibid., 197. u. 201.

[51] Ibid., 272—273.

[52] TENNENT, Ceylon, II, 441, 444—445.

[53] Auch THONNAR (Essai sur le système économique des primitifs, 9—12.) legt viel Gewicht auf die Tatsache, daß sogar die Individuen innerhalb der beiden Geschlechter die Nahrung isoliert zu sich nehmen. Hiezu bemerkt F. SIMIAND sehr richtig in L'Année Sociologique, VI. 485: »Ce fait important, cet isolement économique complet (dont peut-être il y aurait beaucoup à tirer ou à induire, s'il est vraiment primitif) n'est pas suffisamment analysé. Ses tribus ne sont peut-être pas d'ailleurs à un stade tout primitif.«

auf positiver Grundlage möglich ist, deutet nicht in die Richtung einer Stufe der rein individuellen Bedürfnisbefriedigung, denn so sollte die Bücher'sche individuelle Nahrungssuche eigentlich heißen, da es ja bei ihm nicht bloß auf eine individuelle Nahrungssuche, sondern auch auf ein individuelles und austauschloses Verzehren der gefundenen Nahrung ankommt.

BÜCHER sieht in den gesonderten Mahlzeiten und Arbeitsgebieten der Geschlechter bei verschiedenen Völkerschaften Überbleibsel einer einstigen individuellen Bedürnisbefriedigung. Sollen aber diese Tatsachen als Überbleibsel einer solchen Stufe angesehen werden können, so müßten sie gerade bei den allerprimitivsten, dem Urzustande am nächsten stehenden Stämmen am deutlichsten ausgeprägt sein. Es ist sehr gewagt, Einrichtungen einer höheren Stufe für Überbleibsel einer durch gar nichts bezeugten hypothetischen Ur-Stufe zu betrachten, wenn die primitivsten Völker nichts hiervon bekunden, und besonders, wenn jene fraglichen Einrichtungen auf hundert andere Weisen erklärt werden können.[54] Es ist dabei in Betracht zu ziehen, daß im Stamme der Arunta der Mann nicht in Gegenwart jener Verwandten seiner Weiber essen darf, die er nach Stammessitte mit Nahrung zu versorgen hat.[55] Das sind aber immer Mitglieder einer fremden Stammesklasse. Dagegen sehen wir gerade bei höherstehenden Stämmen, z. B. bei den Karayastämmen am Rio Araguaya, die bereits Ackerbau treiben und der Töpferei kundig sind, daß jeder von dem anderen abgewendet für sich ißt. Wer dagegen verstößt, muß sich den Spott der übrigen gefallen lassen.[56] Da diese Sitte auf höheren Stufen häufig ist, während gerade die primitivsten Stämme nichts davon wissen, kann sie nicht als Überbleibsel aus einer Zeit der gesonderten Nahrungssuche betrachtet werden.

Man sieht hier sehr deutlich, wie unzutreffend jene landläufige ethnologische Methode ist, von der schon oben die Rede war, und die auch BÜCHER bewußt befolgt. Wenn man auf diese Weise aus der riesigen Datenmasse einfach herausgreifen darf, was einem primitiv zu sein scheint, oder gar das und jenes einfach für eine Überbleibsel einer hypothetischen Ur-Stufe erklären darf, ohne jede vorhergehende allgemeinere Einteilung der Völker, dann läßt sich mit der Ethnologie alles beweisen, und dann kommt es trotz der ausgiebigsten Datenverwendung eigentlich doch nicht darauf an, was die Tatsachen

[54] Vgl. über diese unzulässige Konstruktion von »Ueberbleibseln« L. WODON: Sur quelques erreurs de méthode dans l'étude de l'homme primitif. Travaux de l'Institut de Sociologie Solvay, Notes et Mémoires, fascicule 4, Bruxelles, 1906, S. 9—11. Vgl. ferner über die Bedeutung der von BÜCHER herangezogenen geschlechtlichen Arbeitsteilung und der häufig gesonderten Mahlzeiten der Geschlechter die treffenden Bemerkungen WODON's l. c., S. 18—26.

[55] SPENCER and GILLEN, The Native Tribes of Central Australia, S. 469.

[56] P. EHRENREICH, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, Veröffentlichungen aus dem königl. Museum f. Völkerkunde, Berlin, 1891, S. 17.

sagen, sondern darauf, was wir a priori für wahrscheinlich halten. Es ist sicher, daß wenn wir die wirtschaftliche Entwicklung zurückverfolgen, der Weg, den die Güter von der Produktion bis zur Konsumtion zurückzulegen haben, immer kürzer wird; es liegt demnach nahe, sich einen Urzustand vorzustellen, in dem die produzierten Güter überhaupt gar keinen Weg von der Produktion zur Konsumtion haben, einen Zustand in dem Produktion und Konsumtion im selben Individuum zusammenfallen, wo es überhaupt gar keine Zirkulation der Güter gibt, also einen Zustand der rein individuellen Bedürfnisbefriedigung oder der individuellen Nahrungssuche, wie ihn BÜCHER nennt. Was kann es denn noch einfacheres, noch primitiveres geben, als wenn jeder einzelne sofort roh verzehrt, was er erhascht, wenn nur ein tierischer Instinkt der Bedürfnisbefriedigung besteht, der sich räumlich auf das einzelne Individuum und zeitlich auf den Augenblick des Erbeutens beschränkt? Dieses Bild der Urwirtschaft ist aber rein spekulativ, es ist nicht die einfachste Art der menschlichen Wirtschaft, die tatsächlich bestanden hat, sondern es ist die einfachste, die primitivste Wirtschaft, die sich denken läßt. Die primitivste menschliche Wirtschaft muß aber durchaus nicht von der denkbar primitivsten ihren Ausgang genommen haben.

Der weitere Vorgang bei dieser Methode ist nun, daß alles mögliche aus der ungeheueren Rumpelkammer der ethnologischen Datenmengen, was sich irgendwie als Beleg für diesen denkbar primitivsten Zustand verwenden läßt, hervorgeholt und schön zu einem Gesamtbild aneinander gereiht wird. Da man sich nicht auf die tatsächlich allerprimitivsten Völker zu beschränken braucht, die einem »das Gesichtsfeld verengern«, so findet sich Material genug, das sich in eine »ideelle Verknüpfung« bringen läßt.

BÜCHER hält gerade diesen Weg für den richtigen. Er nennt zwar als Vertreter der niedrigst stehenden Menschen: Botocudos, Buschmänner, Batua, Mincopie, Äta, Australier, Tasmanier, Feuerländer und er hat auch darin Recht, daß es schwer zu entscheiden wäre, welchen unter diesen Völkern der Preis der Wildheit zuzuerkennen ist, und daß wir demnach darauf verzichten müssen, diesen Urzustand an dem Beispiel eines bestimmten Volkes zu verdeutlichen. Dagegen hätten wir nach seiner Ansicht »mehr Aussicht auf wissenschaftlichen Nutzen, wenn wir versuchen, die gemeinsamen Charakterzüge der niedrigst stehenden Menschen zusammenzustellen, um von ihnen aus zu einem Bilde der Anfänge der Wirtschaft und Gesellschaftsbildung zurückzugelangen. Es ist aber dabei durchaus nicht nötig, daß wir uns auf die vorhingenannten Vertreter niederster Lebensweise beschränken; denn jede derartige Abgrenzung würde Einwände gegen sich herausfordern und das Gesichtsfeld verengern. Überdies bedingen einander die verschiedenen Elemente geistiger und materieller Kultur keineswegs in der Weise, daß alle gleichen Schrittmaßes miteinander sich entwickeln müßten und so finden wir Züge, die nur der ältesten Art der Lebensführung entsprungen sein können, fast bei allen Naturvölkern. Die

Sammlung und ideelle Verknüpfung dieser Züge aber muß unsere erste Aufgabe sein.«

Auf Grund der Lebensführung fast sämtlicher Naturvölker den wirtschaftlichen Urzustand rekonstruieren zu wollen, ist unbedingt bedenklich. Wenn sich auch gegen jede Abgrenzung der allerprimitivsten Einwände erheben lassen, so ist doch die gänzliche Unterlassung aller derartigen Abgrenzungen am allerwenigsten einwandfrei. Natürlich entwickeln sich nicht alle Elemente der geistigen und der materiellen Kultur gleichen Schrittmaßes, doch besteht immerhin eine gewisse Korrelation der verschiedenen Kulturelemente, so daß wir jedenfalls weniger darauf rechnen können, die Merkmale des Urzustandes bei höher stehenden Völkern anzutreffen, als bei tiefer stehenden. Die ideelle Verknüpfung solcher Merkmale ist ein gar zu hypothetisches Ding. Mit einer solchen Methode kommt man dann auf Grund von Merkmalen, welche bereits entwickelteren Naturvölkern entnommen sind, zur Annahme eines Urzustandes der individuellen Nahrungssuche, von dem bei den am niedrigsten stehenden gar nichts vorhanden ist.

8. Die Anfänge des Erbrechtes

In ähnlicher Weise entstand die verbreitete Annahme, daß auf den untersten Kulturstufen das Vererben von Privateigentum überhaupt nicht vorkomme. Die Begriffe von Mein und Dein bleiben, wie auch BÜCHER annimmt, am Individuum haften und gehen mit ihm unter. »Der Besitz sinkt mit dem Besitzenden ins Grab, dessen persönliche Ausstattung er im Leben war.«[57]

Auch WILUTZKY betont, daß in der ältesten Zeit die Vorstellung, nach welcher die Einzelhabe am Leibe des Einzeleigentümers hafte und daher mit ihm untergehe, den Gedanken an den Übergang dieser Habe auf einen Erben grundsätzlich nicht aufkommen ließ.[58] Man denkt sich dabei, daß man die Entwicklung des Erbrechtes doch sicherlich nicht weiter zurückführen kann, als auf enie Stufe, auf der es überhaupt noch gar nicht existierte. Wie sich die Wirtschaft nach dieser Ansicht bei ihrer Zurückverfolgung in die »Nicht-Wirtschaft« verläuft, so können wir das Erbrecht bis auf das vollkommene Fehlen jeglichen Erbrechtes zurückverfolgen. Folglich: wo wir den Gebrauch antreffen, daß dem Verstorbenen sein Hab und Gut mit ins Grab gegeben wird, seine Hütte zerstört oder verlassen wird etc., dort wären wir auf die älteste Stufe gestoßen, und wenn wir trotzdem eine evident höher stehende Gesellschaft vor uns haben, so hätten wir es einfach mit einem »Überbleibsel« aus der ältesten Zeit zu tun.

[57] BÜCHER, Entstehung der Volkswirtschaft, S. 10.
[58] WILUTZKY, Vorgeschichte des Rechts, II, 166.

Nach der von uns befolgte Methode fragt es sich hingegen: wie steht es um das Erbrecht auf der uns noch zugänglichen tiefsten Stufe der sozialen Entwicklung? Da müssen wir nun wieder daran erinnern, daß in den zentralaustralischen Stämmen Warramunga, Walpari, Wulmala, Tjingilli, Umbaia und Binbinga sämtliche Sachen eines verstorbenen Mannes in den Besitz von Männern seiner Töchter übergehen, daß mit anderen Worten alles von jener Stammeshälfte geerbt wird, der seine Mutter angehörte. Die Weiber erben bloß die Grabstöcke. Die Erben haben die geerbten Sachen gewöhnlich an andere Genossen zu verteilen. Wir erinnern daran, daß auf dieser Basis bei Todesfällen eine regelmäßige Zirkulation von Gütern zwischen den verschiedenen Stammesgruppen stattfindet: Im Warramunga-Stamme gehen z. B. die Sachen eines Tjunguri auf einen Thakomara über; die eines Thakomara auf einen Thapanunga, die eines Thapanunga auf einen Tjambin und die eines Tjambin auf einen Tjunguri.[59]

Auch bei den Botokunden werden Waffen und Geräte dem Toten nicht mit ins Grab gegeben.[60] Bei den Feuerländern verteilen die Verwandten des Verstorbenen alles, was er besaß, unter seine Freunde.[61] Bei den Andamanen-Insulanern geht Hab und Gut des Verstorbenen auf seinen nächsten Verwandten über, der die geerbten Sachen binnen kurzem an Freunde verteilt. Bei den Negritos erben Weib und Kinder.[63] Über das Erbrecht der Seris, der Weddahs und der Tasmanier bin ich nicht unterrichtet. Von den hier untersuchten Stämmen fand ich nur bei den Buschmännern den Brauch, daß dem Toten all sein Hab und Gut mit ins Grab gegeben wird.[64]

Unter solchen Umständen scheint es uns recht fraglich, ob wir das Untergehen sämtlichen Privateigentums mit dem Besitzer noch ohne weiteres ales. den primitivsten Zustand, welcher dem Entstehen des Erbrechtes vorangegangen sei, betrachten dürfen. Es scheint vielmehr wahrscheinlich, daß die weitgehende Totenfurcht, die mit dem erst in späteren Zeiten zur vollen Ausbildung gelangten Geisterglauben einhergeht, und mit ihr die völlige Vernichtung aller Habseligkeiten eines Verstorbenen einer bereits etwas höheren Stufe angehören.

9. Über den Urkommunismus.

Nach der entgegengesetzten Ansicht kann von einem Güterverkehr der Urgesellschaft infolge des dort herrschenden Kommunismus keine Rede sein. So spricht z. B. ENGELS von einer »ursprünglichen kommunistischen

[59] Siehe oben S. 65.
[60] Siehe oben S. 80.
[61] Siehe oben S. 90.
[62] Siehe oben S. 100.
[63] Siehe oben S. 108.
[64] Siehe oben S. 117.

Gesamthaushaltung«. Nach seiner Ansicht ist »die Haushaltung kommunistisch für mehrere, oft viele Familien«. »Auf früheren Stufen können nur gelegentliche Austausche stattfinden; besondere Geschicklichkeit in der Verfertigung von Waffen und Werkzeugen kann zu vorübergehender Arbeitsteilung führen. — Keinesfalls konnte auf dieser Stufe ein anderer Tausch als der innerhalb des Stammes entstehen und dieser blieb ausnahmsweises Ereignis.« Erst die Ausbildung von Hirtenstämmen führt zum intertribalen Tausch.[65] Auch LETOURNEAU führt unter anderen Ursachen auch den Kommunismus für die Unmöglichkeit des Tausches in der Urgesellschaft an: »L'ethnographie comparative nous montre, que dans les clans primitifs où tout est encore à tous, le commerce est inconnu.«[66] Oder wie LAFARGUE sich ausdrückt: »Der Kommunismus war die Wiege der Menschheit; das Werk der Zivilisation war, diesen primitiven Kommunismus zu zerstören.«[67]

Aus den im obigen angeführten ausführlichen Darlegungen geht hervor, daß auch mit dem Schlagworte Kommunismus die uns bekannte primitivste Stufe der Wirtschaft nicht besonders glücklich gekennzeichnet ist. Es handelt sich hier vielmehr bloß um streng vorgeschriebene und durchaus nicht immer gleiche Verteilungen von gewissen Nahrungsmitteln für gewisse Stämme, wobei für ungeteiltes Privateigentum an anderen Gebrauchsgegenständen ein weiter Raum bleibt. Keinesfalls ist dieser sogenannte Kommunismus ein Hindernis des Güterverkehrs der betreffenden Stämme, sondern er ist gerade im Gegenteil ein bemerkenswertes Beispiel des primitiven Güterumlaufes, ja er vollzieht sich manchmal sogar in der Form von Tauschgeschäften, welche nach der Sitte bindend sind. Immerhin kommt die Auffassung der primitivsten Wirtschaft als Urkommunismus, wenn auch höchst unpünktlich, noch immer der Wahrheit näher, als die Ansicht von der rein individuellen Wirtschaftstufe.

Natürlich, vergleichen wir die Anfänge der Güterzirkulation mit dem Verkehr der modernen Gesellschaften, so ergibt sich eine ungeheuer gesteigerte Bedeutung des Austausches. Der moderne Mensch produziert beinahe ausschließlich nur für fremde Bedürfnisse, und der Austausch der Produkte geschieht durch eine lange Kette vermittelnder Tauschgeschäfte. Es ist ein langer Weg, auf dem das Produkt in der modernen Gesellschaft vom Produzenten zum Konsumenten gelangt. Ganz im Gegensatz hierzu produziert der Mensch der Urgesellschaft in viel größerem Maße zu eigenem Gebrauch, und der Weg, den seine Produkte im Falle eines Austausches vom Produzenten zum Konsumenten zurückzulegen haben, ist gewöhnlich ein kurzer. Die

[65] FRIEDRICH ENGELS, Der Ursprung der Familie, des Privateigentumes und des Staats, 2. Aufl. Stuttgart, 1886, S. 20, 122—123. — Für die Irrigkeit der Ansicht eines urgesellschaftlichen Kommunismus vgl. H. PANCKOW, Betrachtungen über das Wirtschaftsleben der Naturvölker, Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin, 1895, XXI, 188—190.

[66] CH. LETOURNEAU, L'évolution du Commerce, Paris, 1897, S. V. (Préface) 25 und 527.

[67] PAUL LAFARGUE, The Evolution of Property, London, 1905, S. 43.

Produkte gehen ziemlich unmittelbar vom Produzenten zum Konsumenten über. Nur dürfen wir diese Entwicklungstendenz nicht weiter zurück projizieren und dieselbe als Grundlage der Konstruktion einer Urgesellschaft benützen, in welcher es überhaupt gar keinen Güterumlauf, sondern eine rein individuelle Bedürfnisbefriedigung gegeben hätte. Daraus, daß sich die Bedeutung der Güterzirkulation immer mehr vermindert, je mehr wir uns der Urzeit nähern, darf nicht darauf geschlossen werden, daß sich diese Verminderung bis zum völligen Verschwinden fortsetzen würde, wenn uns unsere Kenntnisse ein weiteres Zurückgehen gestatten würden.

In Anschluß an BÜCHER behauptet auch A. THONNAR: »Si l'on va au fond des choses, à leur essence, on peut dire que le cycle économique entier de la production à la consommation s'accomplit dans la parenté. — Le système économique primitif consiste essentiellement dans la production collective d'un groupe plus ou moins nombreux pour la consommation des ses membres. La parenté, telle est l'institution nécessaire à la vie journalière de l'individu; sans elle, le primitif ne peut subsister. L'échange, dans la vie normale de ces sociétés, est un fait purement accidentel; il s'y effectue au hasard des circonstances, sans certitude et sans absolue nécessité.«[68]

Diese Darstellung ist insoferne unpünktlich, als die innerhalb des Stammes vor sich gehende Produktion nicht einfach als kollektiv bezeichnet werden kann, da die Produkte zunächst in das Privateigentum des Produzenten übergehen und teilweise vom Produzenten konsumiert werden, teilweise aber erst durch den Geschenktausch und durch die Abgabe-Verpflichtungen an bestimmte Individuen zum Konsumenten gelangen.

Man kann daher behaupten, daß die Güterzirkulation innerhalb der Gruppe, die uns als zusammengesetzte wirtschaftliche Einheit gegenübertritt, etwas zum normalen Verlauf des täglichen Lebens Gehöriges ist.

Da wir die Produktion der Gruppe nicht einfach als eine kollektive abtun können, so ist es ungenau, wenn wir uns um die Güterwanderungen innerhalb dieser Gruppe von Individuum zu Individuum nicht kümmern. Diese Gruppe, die uns als eine nach außen mehr-weniger abgeschlossene Wirtschafts-Einheit gegenübertritt und die von den verschiedenen Autoren bald als Stamm, bald als Klan oder Verwandtschaft und am häufigsten als Familie bezeichnet wird, ist ein kompliziertes Gebilde, das sich aus verschiedenen Produktions- und Konsumtionseinheiten zusammensetzt. Erstens sind die einzelnen Individuen als solche Einheiten zu betrachten, aus denen sich die höhere Wirtschaftseinheit der Gruppe zusammensetzt. Ferner kommen die im heutigen Sinne genommenen Familien (d. h. Mann, Weiber und kleine Kinder) als Ansatz zu einer speziellen Wirtschaftseinheit in Betracht. Die Familie bildet zwar hier nichts weniger als eine geschlossene Hauswirtschaft, aber sie zeigt doch immer-

[68] ALBERT THONNAR, Essai sur le système économique des primitifs, Bruxelles 1901, XIII.

hin einen noch engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß und eine engere wirtschaftliche Abhängigkeit der Individuen, als die Gruppe, die die Familien als höhere Wirtschaftseinheit umspannt.

Von einer kollektiven Produktion kann auch für die Familie keine Rede sein. Auch innerhalb der Familie stehen die Individuen als individuelle Produzenten da, die nur gewisse von der Sitte streng umschriebene Teile ihrer Produktion an ebenfalls bestimmte Familienmitglieder abzugeben haben.

Die Urwirtschaft läßt sich also weder mit der Annahme einer individuellen Nahrungssuche, noch mit dem Schlagwort Kommunismus oder kollektive Produktion abtun. Wir dürfen weder ein wirtschaftlich isoliertes Individuum, noch eine Gruppe wirtschaftlich gänzlich verschmolzener Individuen als unterste Stufe annehmen, sondern wir haben es bereits auf der uns zugänglichen untersten Stufe mit einer zusammengesetzten Wirtschafts-Gruppe zu tun, die aus gegenseitig abhängigen wirtschaftenden Individuen und kleineren Wirtschaftsgruppen besteht und die uns das Ursystem der Güterzirkulation darstellt.

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 387—4

BIOGRAPHISCHE DATEN

ALMÁSY, György (Kétegyháza, 1864. — Graz, 1933.):

Asienforscher, zoologischer und ethnographischer Sammler. Studierte Rechtswissenschaft an der Grazer Universität. 1897 reiste er über die Dobrudscha und kehrte mit einer wertvollen ornithologischen Sammlung heim. 1900 erste Asienreise. Entdeckte die Umgebung des Ili-Flusses und klärte die dritte, bis dahin völlig unbekannte Gebirgskette des Tiën-Schan auf. Die zoologischen Ergebnisse seiner Reise sind um 20 000 Tierarten (zum größten Teil Vögel), darunter auch neuentdeckte Arten. Während seiner zweiten Asienreise nach Nordchina erforschte er die geographischen, geologischen, meteorologischen, ethnographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieses Gebietes.

Hauptwerke:
Madártani betekintés a román Dobrudzsába (Ornithologischer Einblick in die rumänische Dobrudscha). Budapest 1898.
Utazásom orosz Turkesztánba (Meine Reise nach Russisch-Turkestan). Budapest 1901.
Vándorutam Ázsia szívébe (Meine Reise ins Herz von Asien). Budapest 1903.

Literatur:
AGÁRDI Ferenc: *Almásy György Kirgizisztánban.* In: *A nagyvilág magyar vándorai* (György Almásy in Kirgisistan. In: Ungarische Wanderer des Weltalls). Budapest 1955.

ARANY, János (Nagyszalonta, 1817. — Budapest 1882.):

Dichter. Seit 1840 Vizenotar in Nagyszalonta, nebenbei auch Landwirt. In Nagyszalonta lernte er Englisch und studierte die griechischen Klassiker. 1845 schrieb er das satirische Epos: »Az elveszett alkotmány« (Die verlorene Konstitution). Dieses Epos wurde zu Beginn des Jahres 1846 mit dem für das komische Epos ausgeschriebenen Preis der Kisfaludy-Gesellschaft gekrönt. Sein Epos »Toldi« ist — gleichfalls wie Petőfi's »János vitéz« (Johannes, der Held) — ein Meisterwerk der »volkstümlichen« realistischen Epik. 1847 gewann er mit dem »Toldi« einen Preis, und auch die Freundschaft von PETŐFI. Diese Freundschaft und deren Erinnerung begleitete ihn sein ganzes Leben lang und wurde ihm zur ständigen Anregung. Im Jahre 1848 Redakteur der Zeitschrift »Nép Barátja« (Freund des Volkes), deren Aufgabe die Orientierung des Bauerntums war. Im Frühjahr 1848 war er als Referendar des Innenministeriums zuerst in Debrecen, später in Pest tätig. Er hat den Freiheitskampf aus vollem Herzen begrüßt. Als der Kampf verloren ging, verlor er seine Stellung und auch seine Wohnung in Nagyszalonta. Ein halbes Jahr lang lebte er als Hauslehrer bei der Familie TISZA in Geszt. Im Herbst 1851 wurde er Lehrer des evangelisch-reformierten Kollegiums in Nagykörös. Die dort verbrachten Jahre entfalteten seine Dichtung in vollem Glanze. In seinen historischen Balladen wies er auf die ruhmvolle ungarische Vergangenheit hin; auch sein episches Werk »Nagyidai cigányok« (Die Zigeuner von Nagyida) hat er hier gedichtet. Hier begann er sich mit theoretischen, ästhestischen und literaturhistorischen Problemen zu befassen (»A magyar nemzeti versidomról« — Über die ungarische Versbildung, 1854; »Naív eposzunk« — Das ungarische Naivepos, 1858). 1860 übersiedelte er, als Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft nach Pest, wo er eine literarische Zeitschrift (»Szépirodalmi Figyelő« — Belletristischer Beob-

achter; später »Koszorú« — Kranz) gründete. In dieser Zeit übersetzte er Shakespeare's »Sommernachtstraum«, »Hamlet« und »König Johann«. Seine sogenannte Hunnenmäre »Buda halála« (Der Tod des Hunnenfürsten Buda) ist 1864 als erster Teil einer geplanten Hunnentrilogie erschienen, deren weitere Teile aber nicht verwirklicht wurden. Im folgenden Jahre hat er — wegen seiner unsicheren materiellen Lage — die Stellung des Sekretärs der Akademie der Wissenschaften übernommen. Er vertrat diese Stelle von 1870 bis 1879 als Generalsekretär. Während dieser Zeit übertrug er die Komödien des Aristophanes ins Ungarische (1871—74), und ließ seine sämtlichen Gedichte erscheinen (»Összes költeményei«, 1867). Viermal wurde ihm der Großpreis der Akademie zugeteilt. Er hatte auch eingehende musikalische Interessen; die Musik spielte in seinem Lebenswerk und in seiner Dichtungstheorie gleichfalls eine leitende Rolle.

Hauptwerke:
Arany János összes munkái (Sämtliche Werke von János Arany) I—VIII. Budapest 1884—85; Budapest 1951. (Kritische Ausgabe der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.)
Arany János népdalgyűjteménye — kiadta Gyulai Ágost és Kodály Zoltán (Die Volksliedersammlung von János Arany, herausgegeben von Ágost Gyulai und Zoltán Kodály) Budapest 1952.

Literatur:
Viski, Károly: *Arany népe — Arany tárgyi néprajzának vázlata* (Das Volk von János Arany — Grundriß der materiellen Volkskunde Arany's). Nagyvárad 1919.
Voinovich, Géza: *Arany János életrajza* (Biographie von János Arany). I—III. Budapest 1929—38.

Arany, László (Nagyszalonta 1844 — Budapest 1898):

Sohn des Dichters János Arany; Dichter, Übersetzer, nationalökonomischer und politischer Schriftsteller. Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Studierte in Pest Rechtswissenschaft. Direktor der Ungarischen Bodenkreditanstalt. Als 18jähriger veröffentlichte er seinen ersten Band: »Eredeti népmesék«. Gyűjtötte Arany László (Originelle Volksmärchen, gesammelt von László Arany). Er hat Gedichte von Lermontow und Puschkin, dann Shakespeare's und Molière's Theaterstücke ins Ungarische übertragen. 1872—83 redigierte er mit Pál Gyulai 3 Bände der »Magyar Népköltési Gyűjtemény« (Ungarische Volksdichtungssammlung). 1887—92 Abgeordneter des ungarischen Landtags.

Hauptwerke:
Arany László összes művei, közrebocsájtja Gyulai Pál (Sämtliche Werke von László Arany, veröffentlicht von Pál Gyulai). I—V. Budapest 1901.

Literatur:
Somogyi, Sándor: *Arany László*. Budapest 1956.

Asbóth, Oszkár (Újarad 1852 — Budapest 1920):
Linguist, Universitätsprofessor, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Doktor der Philologie in Göttingen 1875. Mehrere Studienreisen nach Rußland (1882, 1889). Professor der slawischen Sprache und Literatur in Budapest. Begründer der ungarischen Slawistik und der russischen sprachwissenschaftlichen Forschungen in Ungarn. Bahnbrecher der Erforschung der slawischen Lehnwörter der ungarischen Sprache.

Hauptwerke:
Szlávság a magyar keresztény terminológiában (Das Slawentum in der ungarischen christlichen Terminologie). Budapest 1884.
Gyakorlati orosz nyelvtan (Praktische Grammatik der russischen Sprache). Budapest 1888.
Kurze russische Grammatik. Leipzig 1889.
Szláv jövevényszavaink I. (Die slawischen Lehnwörter der ungarischen Sprache I.). Budapest 1907.

ÁLMOS (819—895):

Vater von Árpád, einer der ungarischen Fürsten im 9. Jahrhundert. Den Chroniken nach wurde er in Siebenbürgen getötet. Nach heidnischer Überlieferungen war er der Sohn des Turul-Vogels.

Literatur:
GYÖRFFY, György: *Krónikáink és a magyar őstörténet* (Unsere Chroniken und die ungarische Urgeschichte). Budapest 1948.

ÁRPÁD (?—907?):

Fürst der Ungarn zur Zeit der Landnahme. Als Feldherr drängte er mit seinen Truppen 895 durch den Paß von Verecke in den Karpatenbecken hinein, das war der Anfang der Landnahme. Er wurde bei der Quelle des Ofener Baches beerdigt. An dieser Stelle wurde von seinen christlichen Nachfolgern die Kirche Fehéregyháza erbaut.

Literatur:
GYÖRFFY, György: *Kurszán és Keve vára.* In: *Tanulmányok a magyar állam eredetéről* (Die Burg von Kursan und Keve. In: Studien über die Entstehung des ungarischen Staates). Budapest 1960.

BALASSA, József (Baja 1864 — Budapest 1945):

Philolog, Universitätsprofessor. Doktor der Philologie an der Universität zu Budapest. 1920—40 Redakteur der Zeitschrift »Magyar Nyelvőr«. Befaßte sich hauptsächlich mit Phonetik und Dialektenforschung; hat mehrere Schulbücher verfaßt; auch für Deutschsprachige hat er eine deutsch geschriebene ungarische Grammatik unter Mitwirkung von Lipót PÁLÓCZY veröffentlicht (Berlin 1911).

Hauptwerke:
A fonetika elemei (Elemente der Phonetik). Bp. 1904.
A magyar nyelvjárások osztályozása és elemzése (Klassifizierung und Analyse der ungarischen Dialekte). Budapest 1891.
A magyar nyelv életrajza (Biographie der ungarischen Sprache). Budapest 1937.
A magyar nyelv könyve (Das Buch der ungarischen Sprache). Budapest 1943.

Literatur:
BEKE, Ödön—BENEDEK Marcell—TURÓCZI-TROSTLER József:
Emlékkönyv Balassa Józsefnek, a Magyar Nyelvőr szerkesztőjének 70. születése napjára, műveinek bibliográfiájával (Festschrift zum 70. Geburtstag von József Balassa, Redakteur der Zeitschrift »Magyar Nyelvőr«, mit einer Bibliographie seiner Werke). Budapest 1934.

BARNA, Ferdinánd (Nagykároly 1825 — Budapest 1895):

Linguist, Übersetzer, Bibliothekar, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Studierte Philosophie und Rechtswissenschaft. Nach 1849 Advokat. Er hat die Umorganisierung der Széchényi-Bibliothek nach dem Beispiel der Münchener Staatsbibliothek durchgeführt. Befaßte sich mit finnish-ugrischen Studien, übersetzte die Kalevala und auch Galeotto's Werk über die Regierungszeit des Königs Matthias.

Hauptwerke:
A finn költészetről (Über die finnische Dichtung). Budapest 1873.
A votják nép múltja és jelene (Vergangenheit und Gegenwart der Wotjaken). Budapest 1885.

BARÓTI SZABÓ, Dávid (Barót 1739 — Virt 1819):

Dichter, Übersetzer, Jesuit. Stammte aus einer adeligen Familie des Szeklerlandes. Nach Auflösung des Jesuitenordens Lehrer in Kassa und Komárom. In Kassa gründete er gemeinsam mit BATSÁNYI und KAZINCZY die Zeitschrift »Magyar Múseum«. Einer der

Dichter der adelig-nationalistischen Bewegung; er hat die griechisch-römische Versform in die ungarische Dichtung eingeführt. Seine linguistische und dichtungs-methodische Diskussion mit József RÉVAI ist berühmt.

Hauptwerke:
Baróti Szabó Dávid költeményes munkái (Poetische Werke von Dávid Baróti-Szabó). Kassa 1789.
Magyarság virágai (Blumen des Ungartums). Komárom 1803.

Literatur:
ARANY, János: *Prózai dolgozatai* (Prosaische Aufsätze von János Arany). Budapest 1879.

BÁLINT, Gábor (Szentkatolna 1844 — Kolozsvár 1913):

Linguist, Universitätsprofessor in Budapest. Mit Unterstützung der ungarischen Akademie studierte er die mongolische Sprache in Kasan und in Mongolien. Von 1887 an lehrte er in Athen arabische und türkische Sprachen. 1895—96 nahm er an einer Expedition nach Asien teil. Ungarischer Bahnbrecher der Kunstsprache Esperanto.

Hauptwerke:
Kazáni tatár nyelvtanulmányok (Studien über die Sprache der Tataren von Kasan). Budapest 1875—77.
A honfoglalás revíziója (Revision der Landnahme). Kolozsvár 1901.

BÁTKY, Zsigmond (Kocs 1874 — Budapest 1939):

Ethnograph. Studierte an der Budapester Universität Geographie und wurde 1900 Doktor der Philosophie. Von 1896 an Mitarbeiter der Ethnographischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums, später arbeitete er in der Bibliothek dieser Abteilung. Von 1919 an Leiter der Ethnographischen Abteilung als Regierungskommissar, 1920 zum Direktor derselben ernannt. 1926—34 Redakteur der Zeitschrift »Néprajzi Értesítő«.

Hauptwerke:
Útmutató néprajzi múzeumok szervezésére (Wegweiser zur Organisierung volkskundlicher Museen). Budapest 1906.
Magyarország néprajza (Die Volkskunde Ungarns). Budapest 1905.
Magyarországi tűzhelyek és háztípusok (Ungarische Feuerstellen- und Haustypen). Néprajzi Értesítő. 1930.
Das ungarische Bauernhaus. Ungarische Jahrbücher, 1938.

Literatur:
GUNDA, Béla — KROMPACHER Bertalan — SZENDREY Ákos: *Bátky Zsigmond irodalmi munkássága* (Bibliographie der Werke von Zsigmond Bátky) Néprajzi Értesítő 1939.

BEREGSZÁSZI NAGY, Pál (Nagymuzsaly 1750 — Beregvégardó 1828):

Linguist, Professor der Universität von Erlangen, lehrte morgenländische Sprachen. Später Rektor der Hochschule in Sárospatak. Orthologe, Gegner der Spracherneuerung und der finnisch-ungrischen Sprachverwandtschaftstheorie. In seinen lateinisch und deutsch abgefaßten Aufsätzen hat er die ungarische Sprache mit der türkischen bzw. persischen Sprache vergleichtet.

Hauptwerke:
Comparatio linguae Turcicae cum Hungarica. Erlangen, 1794.
Versuch einer magyarischen Sprachlehre mit einiger Hinsicht auf die türkische und andere morgenländische Sprachen. Erlangen, 1797.

Literatur:
IMRE, Sándor: *Beregszászi Nagy Pál élete és munkái* (Leben und Werke von Pál Beregszászi Nagy). Budapest 1880.

BÉL, Mátyás (Orsova 1684 — Pozsony 1749):

Evangelischer Geistlicher und Geschichtsschreiber, Professor, in ganz Europa berühmter Wissenschaftler. Studierte in Halle, dann wurde er Kaplan, Rektor des Gymnasiums, später Direktor des Lycaeums in Pozsony. 1723 wurde der Entwurf seines ganz Ungarn umfassenden und eingehend besprechenden Werkes bekannt. Ethnographische, geographische, historische, linguistische und sonstige wissenschaftliche Forschungsarbeiten auf dem ganzen Gebiete Ungarns. Er hat sich mit der Frage der finnisch-ugrischen Sprachverwandtschaft und mit der Runenschrift befaßt. Redakteur und Verleger der ersten ungarischen Zeitung.

Hauptwerke:
Notitia Hungariae novae historico-geographica . . . Wien 1735—42.

Literatur:
HAAN, Lajos: *Bél Mátyás*. Budapest 1879.

BIRÓ, Lajos (Tasnád 1856 — Budapest 1931):

Entomologe, Ethnograph. Studierte Theologie in Debrecen und Budapest, bald hörte er aber mit diesen Studien auf und wurde Lehrer in Sátoraljaújhely. 1880—1886 provisorischer Phylloxerenbeauftragter des Entomologischen Institutes. Sein spärliches Einkommen verwendete er auf seine Sammlungsreisen. 200 000 Exemplare seiner Sammlung wurden von der zoologischen Sammlung des Nationalmuseums angekauft. Mit diesem Geld hat er eine naturwissenschaftliche Sammlungsreise nach Deutsch-Neu-Guinea unternommen, wo er 6 Jahre verbrachte. Seine Arbeitsberichte wurden in der Zeitschrift »Természettudományi Közlöny« veröffentlicht (1896—1900). Er hatte auch ethnologische Sammeltätigkeit ausgeübt. In Neu-Guinea hat er 6000 ethnographische Gegenstände gesammelt. Aus Neu-Guinea heimgekehrt arbeitete er von 1903 bis zu seinem Tode als ehrenamtlicher Custos der Tierabteilung des Ungarischen Nationalmuseums.

Hauptwerke:
Hét év Új-Guineában (Sieben Jahre in Neu-Guinea). Budapest 1923.
Új-Guineai utazásom emlékei (Erinnerungen meiner Reise nach Neu-Guinea). Budapest 1932.

Literatur:
Biró Lajos német-új-guineai (berlinhafeni) néprajzi gyűjtésének leíró jegyzéke (Katalog der ethnographischen Sammlungen von Lajos Biró in Berlinhafen in Neu-Guinea), Budapest 1899.
Biró Lajos német-új-guineai (Astrolabe-öböl) néprajzi gyűjtéseinek leíró jegyzéke (Katalog der ethnographischen Sammlungen von Lajos Bíró in der Astrolabebai, Neu Guinea) I—III. Bp. 1899—1901. (Ethnographische Sammlungen des Ungarischen Nationalmuseums, 1—3.)
ASZTALOS, Sándor: *Bíró Lajos a nagy magyar utazó* (Der große ungarische Forschungsreisende, Lajos Bíró). Budapest 1953.
Opuscula ethnologica memoriae Ludovici Biró sacra. Redegunt: Tibor BODROGI et Lajos BOGLÁR. Budapest 1959.
PETUR, László. *Egyszemélyes expedíció — regényes életrajz* (Die Einmannexpedition — Ein Lebensroman). Budapest 1963.

(Padányi) BÍRÓ, Márton (Padány 1693 — Veszprém 1762):

Kirchlicher Schriftsteller, Bischof von Veszprém (Transdanubien). Entschlossener Kämpfer der Gegenreformation und der feudalen Kirche in Transdanubien. Sein gegen den Protestanten geschriebener Flugblatt wurde auch von der Königin Maria Theresia verboten. Er hatte großen Anteil an der maßenhaften Ansiedelung der Deutschen in Ungarn.

Hauptwerk:
Epistola pastoralis. o. O. 1755.

BONFINI, Antonio (Ascoli 1434 — Buda 1503):

Italienischer Historiker des Humanismus. 1484 Vorleser der Königin Beatrix in Buda. Öfter reiste er auch von Buda nach Italien. Seine Werke haben uns wichtige Daten über die Regierungszeit des Königs Matthias geliefert.

Hauptwerk:
Rerum Ungaricum decades . . . — első teljes kiadása (die erste vollständige Ausgabe), SAMBUCUS, Basel 1568.

Literatur:
KARDOS, Tibor: *A magyarországi humanizmus kora* (Das Zeitalter des ungarischen Humanismus). Budapest 1955.

BUDENZ, József (Rasdorf 1836 — Budapest 1892):

Ungarischer Linguist von deutscher Herkunft, Universitätsprofessor, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Studierte in Marburg und Göttingen und befaßte sich mit griechisch-lateinischer und vergleichender indogermanischer Philologie. 1858 kam er auf Einladung Paul HUNFALVY's nach Ungarn, um die ungarische Sprache zu studieren. 1860 Professor in Pest, von 1861 Bibliothekar der ungarischen Akademie der Wissenschaften. Studierte die türkischen und die finnisch-ugrischen Sprachen. Von 1872 Leiter des Lehrstuhles für vergleichende altaistische Sprachwissenschaft. Er hat sich um die Rechtfertigung der Verwandtschaft der ungarischen und finnisch-ugrischen Sprachen große Verdienste erworben. Führte eine lange Diskussion mit VÁMBÉRY bezüglich des Problems der finnisch-türkischen Verwandtschaft.

Hauptwerk:
Magyar—ugor összehasonlító szótár (Vergleichendes ungarisch—ugrisches Wörterbuch). Budapest 1873—81.

Literatur:
Budenz-Album. Munkái teljes jegyzékével (Budenz-Album — Mit einer vollständigen Bibliographie seiner Werke). Budapest 1884.

CZUCZOR, Gergely (Andód 1800 — Pest 1866):

Dichter, Linguist, Benediktiner, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. 1845—66 Redakteur des akademischen Wörterbuchs in Győr.

Hauptwerke:
Népies költeményei (Volkstümliche Gedichte). Pest, 1857.
CZUCZOR—FOGARASI: *A magyar nyelv szótára* (Wörterbuch der ungarischen Sprache). I—VII. Pest 1862—1874.

Literatur:
KOLTAI, Virgil: *Czuczor Gergely élete és munkái* (Leben und Werke von Gergely Czuczor.) Budapest 1885.
GYÖRGY, Zsigmond: *Czuczor Gergely pályája* (Lebenslauf von Gergely Czuczor). Kolozsvár 1903.

CSÁKY, Albin, Graf (Korompa 1841 — Budapest 1912):

Politiker, Minister, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (1891). Im Jahre 1865 Mitglied des ungarischen Abgeordnetenhauses. Seit 1884 hat er für die kirchenpolitischen Reformen gekämpft. (Einführung der obligatorischen bürgerlichen Ehe und der staatlichen Matrikelführung, Rezeption der israelitischen Religon usw.) 1888—94 Minister für Religions- und Unterrichtswesen. Seit 1889 Vorsitzender der Regierungspartei. 1900—1906 und 1910—12 Vorsitzender des Oberhauses.

DANKOVSZKY, Gergely Alajos (Telejes, 1784 — Pozsony 1857):

Linguist, Professor der Urgeschichte. Von 1808 an hielt er 42 Jahre lang Vorlesungen aus der griechischen Sprache auf der Akademie in Pozsony. Er hat sich mit den Verbindungen der slawischen und griechischen Sprache befaßt. Die meisten Wörter des ungarischen Sprachschatzes hat er aus dem Slawischen abgeleitet. Sich auf Ferenc KRESZNERICS stützend hat er das etymologische Wörterbuch der ungarischen Sprache zusammengestellt, allerdings mit zahlreichen bestrittenen Etymologien. Auf die ungarisch-slawischen Beziehungen vor der Landnahme hat er richtig hingewiesen.

Hauptwerke:
A magyar nemzet maradéka az ősi lakhelyekben (Überreste des ungarischen Volkes in den Ursiedlungen). Pozsony, 1826.
Magyaricae linguae lexicon critico-etymologicum . . . Pressburg, 1833.

EÖTVÖS, József, Baron (Buda 1813 — Pest 1871):

Schriftsteller, Dichter, Reformpolitiker, großer realistischer Romanist Ungarns. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Reisen in der Schweiz, in Deutschland, Holland, England, Frankreich. 1840 Redakteur der Zeitschrift »Budapesti Szemle«. Mitglied des ersten ungarischen Ministeriums in 1848. Von 1867 an Minister für Kultus und Unterrichtswesen. Vorsitzender der Kisfaludy-Gesellschaft und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Hauptwerke:
Reform. Lipcse (Leipzig), 1840.
Báró Eötvös József összes munkái (Gesammelte Werke des Barons József Eötvös). I—XIV. Budapest 1886.

Literatur:
FERENCZI, Zoltán: József Eötvös. Budapest 1903.
SŐTÉR, István: József Eötvös. Budapest 1953.

EÖTVÖS, Károly (Mezőszentgyörgy 1842 — Bp. 1916):

Schriftsteller, Publizist, Advokat.

Hauptwerke:
Utazás a Balaton körül (Reise um den Plattensee). I—II. Budapest 1901.
Magyar alakok — Kortársrajzok (Ungarische Gestalten — Zeichnungen über Zeitgenossen). Budapest 1904.
Eötvös Károly Munkái (Die Werke von Károly Eötvös). I—XXIV. Budapest 1901—9.

ERDÉLYI, János (Kiskapos 1814 — Sárospatak 1868):

Dichter, Kritiker, Ästhet, Philosoph, Sammler der Volksdichtung. Studierte von 1835 an Rechtswissenschaft. Von 1834 an befaßt er sich regelmäßig mit Kritiken und Dichtungen. 1841 das Advokatendiplom erworben, nachher reiste er in West- und Mittel-Europa und in Italien herum. Von 1842 an Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft, 1843—60 Sekretär derselben. Seine Antrittsvorlesung über die Volksdichtung gehalten, seither befaßte er sich mit der Sammeltätigkeit. 1848—49 Direktor des Nationaltheaters. Von 1851 an Professor der Ästhetik und Philosophie in Sárospatak.

Hauptwerke:
Népdalok és mondák (Volkslieder und Sagen). I—III. Pest 1846—48.
Magyar közmondások könyve (Das Buch der ungarischen Volkssprüche). Pest 1851.
A bölcsészet Magyarországon (Die Philosophie in Ungarn). Pest 1875.

Literatur:
SŐTÉR, István: *Nemzet és haladás* (Nation und Fortschritt). Budapest 1964.

FÁBIÁN, István (Tamási 1809 — Győr 1871):

Linguist, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Hauptwerke:
Finn nyelvtan (Grammatik der finnischen Sprache). Pest 1859.

FENICHEL, Sámuel (Nagyenyed 1868 — Stephansort, Neu-Guinea 1893):

Archäologe, Ethnograph, Naturwissenschaftler. Von 1888 an Preparator der Veterinärhochschule in Bukarest. Ab 1889 Mitarbeiter des rumänischen archäologischen Museums ebenda. Bei den Ausgrabungen in Dobrudscha wurde er mit dem Münchner Ornithologen A. GRUBAUER bekannt, mit dem er 1891 auf eine Sammlungreise nach Neu-Guinea aufbrach. Bald blieb er allein und lebte bis zum Tode in der Gegend der Astrolabe-Bai, wo er hauptsächlich ethnologisches — auch naturwissenschaftliches Material — sammelte. Seine Sammlung wird im Ethnographischen Museum von Budapest aufbewahrt.

Literatur:
Fenichel Sámuel ornitológiai gyűjtése az új-guineai Finisterre-hegységben. Feldolgozta MADARÁSZ, Gyula (Die ornithologische Sammlung von Samuel Fenichel aus dem Finisterre-Gebirge in Neu-Guinea. Bearbeitet von Gyula Madarász. Aquila, 1894.
BODROGI, Tibor: Fenichel Sámuel. Ethnographia 1954.

FOGARASI, János (Felsőkésmárk 1801 — Budapest 1878):

Jurist, Linguist, Lexikograph, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Anhänger der Lehre von der Verwandtschaft der ungarischen und der mongolischen Sprache. Nach dem Tode CZUCZOR's beendete er das Werk allein.

Hauptwerk:
CZUCZOR—FOGARASI: *A magyar nyelv szótára* (Wörterbuch der ungarischen Sprache). I—VI. Pest, 1862—71.

Literatur:
SZARVAS, Gábor: *A magyar nyelv szótára* (Das Wörterbuch der ungarischen Sprache). Budapest 1880.

GAÁL, György (Pozsony, 1783 — Wien 1855):

Schriftsteller. Sein wichtigstes wissenschaftliches Werk ist die erste ungarische Volksmärchensammlung.

Hauptwerk:
Märchen der Magyaren. Wien, 1822.

Literatur:
HORVÁTH, János: *A magyar irodalmi népiesség Faluditól Petőfiig* (Die Volkstümlichkeit in der ungarischen Literatur von Faludi bis Petőfi). Budapest 1927.

GOLDZIHER, Ignác (Székesfehérvár 1850 — Budapest 1921):

Orientalist, Universitätsprofessor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Studierte in Budapest, Berlin, Leyden, Leipzig. In 1873—74 Reise nach Syrien, Ägypten und Palästina. Mitglied der Berliner, St. Petersburger, Göttinger, Amsterdamer und Koppenhagener Akademie. Der größte Semitist seiner Zeit. Er hat die moderne, mit kritischen Methoden arbeitende Islamkunde begründet.

Hauptwerke:
Der Mythos bei den Hebräern . . . Leipzig 1876.
Az iszlám (Der Islam). Budapest 1881.

A pogány arabok költészetének hagyománya (Dichterische Überlieferungen der heidnischen Araber). Budapest 1893.
Abhandlungen der arabischen Philologie. I—II. Leyden 1897—99.
A zsidóság lényege és fejlődése (Das Wesen des Judentums und seine Entwicklung). I—II. Budapest 1919.

GYARMATHI, Sámuel (Kolozsvár 1751 — Kolozsvár 1830):

Linguist und Arzt. 1795—96 in Göttingen als SCHLÖZER's Schüler, befaßte sich mit finnisch-ugrischen Forschungen. 1787 wird er Arzt des Komitats Hunyad in Déva. Als Professor des evangelisch reformierten Kollegiums von Zilah wurde er pensioniert. Begründer der vergleichenden ungarischen Linguistik. Einfluß auf Miklós RÉVAI.

Hauptwerke:
Okoskodva tanító magyar nyelvmester (Erklärend unterrichtender ungarischer Sprachlehrer). I—II. Kolozsvár und Szeben 1794.
Affinitas linguae hungaricae cum lingua fennicae originis grammatice demonstrata. Göttingae 1799.
Vocabularium . . . Bécs 1816.

Literatur:
NAGY, Ottó: *Gyarmathi Sámuel élete és munkássága* (Leben und Werke von Sámuel Gyarmathi) Kolozsvár 1944.
ZSIRAI, Miklós: *A modern nyelvtudomány magyar úttörői* (Ungarische Bahnbrecher der modernen Sprachwissenschaft). Budapest 1952.

GYULAI, Pál (Kolozsvár 1826 — Budapest 1909):

Literaturhistoriker, Schriftsteller, Universitätsprofessor. Kritiker, Dichter und Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Leitende Persönlichkeit der revolutionären Strömung. Von 1850 an Kritiker in Pest; 1855—56 Reise nach Wien, München und Paris. Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft. 1873 Redakteur der Zeitschrift »Budapesti Szemle«, von 1875 Redaktur der »Olcsó könyvtár« (Pfennigbibliothek). Seine wichtigste Tätigkeit fiel auf die Literaturhistorik und Kritik. Redakteur der ungarischen Volksdichtungssammlung (»Magyar Népköltési Gyűjtemény« I—XIV).

Hauptwerke:
Összes munkái (Gesammelte Werke von Pál Gyulai). I—V. Budapest 1902.

Literatur:
PAPP, Ferenc: Gyulai Pál I—II. Budapest 1935, 1941.

HEINRICH, Gusztáv (Pest 1845 — Budapest 1922):

Literaturhistoriker, Universitätsprofessor, Miglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Studierte in Leipzig und Wien. 1867—75 Gymnasiallehrer in Budapest; 1871 Privatdozent der deutschen Literatur. 1878—1905 Professor der Budapester Universität. 1891—94 Vorsitzender des Rates für Unterrichtswesen. 1903—4 Rektor der Budapester Universität. 1905—20 Generalsekretär der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Von 1882 Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft. Redakteur der 1904—12 in 3 Bänden erschienenen Universalen Literaturgeschichte.

Hauptwerke:
A német irodalom története a XVII. sz. végéig (Deutsche Literaturgeschichte bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts). I—II. Budapest 1886—89.
Magyar elemek a német költészetben (Ungarische Elemente in der deutschen Dichtung). Budapest 1909.

Literatur
PETZ, Gedeon: *Heinrich Gusztáv*, Egyetemes Philologiai Közlöny. 1922.
SCHÖPFLIN, Aladár: *Heinrich Gusztáv*, Nyugat. 1922.

HELTAI, Gáspár (Nagydisznód oder Nagyszeben 1490 oder 1510 — Kolozsvár 1574):

Protestantenprediger, Drucker, Schriftsteller. Stammte aus einer siebenbürgischen Sachsenfamilie. In Kolozsvár hat er die ungarische Sprache erlernt, bekannte sich zur evangelischen Konfession, studierte an der Wittenberger Universität. Von 1544 Priester der sächsischen Kirchengemeinde in Kolozsvár. Übertrat 1599 zu den Unitariern. 1550: Gründung der Druckerei in Kolozsvár. Diese Druckerei spielte in der Schaffung des einheitlichen ungarischen Rechtschreibens eine entscheidende Rolle. Heltai hat fast die ganze Bibel übersetzt, außerdem ethische und gesellschaftshistorische Skizzen verfaßt. Sich auf das Werk BONFINI's gestützt hat er die erste zusammenhängende ungarische Geschichte in ungarischer Sprache geschrieben.

Hauptwerke:
Száz fabula . . . (Hundert Fabeln). Kolozsvár 1566.
Chronica az Magyaroknak dolgairól . . . (Chronik der ungarischen Geschichte). Kolozsvár 1575.

Literatur:
NEMESKÜRTY, István: *A magyar szépprózа születése* (Das Entstehen der ungarischen Belletristik). Budapest 1963.

HENSZLMANN, Imre (Kassa 1813 — Budapest 1888):

Architekt, kunsthistorischer Schriftsteller, Universitätsprofessor, Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften, 1843 Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft. Studierte in Pest und Wien Medizin, in Italien Kunsthistorie und Archäologie. 1848 neben Ferenc PULSZKY Pressereferent in Wien. Fuhr 1849 nach London und Paris, wo er sein erstes Werk über Architektur und Baugeschichte mit französischer Unterstützung veröffentlicht wurde. Von 1878 an Professor der Kunstgeschichte und der klassischen Archäologie an der Budapester Universität. Gründete 1843 in Leipzig eine deutschsprachige Zeitschrift (»Vierteljahrschrift von und für Ungarn«) zur Unterstützung und Popularisierung der Reformopposition. Verdienste um die Entdeckung ungarischer Kunstdenkmäler und ihre Restauration.

Hauptwerke:
Théorie des proportions appliquées dans l'architecture . . . des rois égyptiens . . . Paris 1861.
Kassa városának ó-német stylű templomai (Die Kirchen altdeutschen Stils der Stadt Kassa). Pest 1864.
A székesfehérvári ásatások eredménye (Erfolge der Ausgrabungen in Székesfehérvár). Pest 1864.
Pécsnek középkori régiségei (Mittelalterliche Denkmäler der Stadt Pécs). I—II. Pest 1869.
Magyarország ó-keresztyén, román és átmeneti stylű műemlékeinek rövid ismertetése (Kurzer Bericht über die Denkmäler des altchristlichen, romanischen, und Übergangstils in Ungarn). Budapest 1876.

Literatur:
KORACH, Rezső: *Henszlmann Imre művészeti elmélete* (Die Kunsttheorie von Imre Henszlmann). Budapest 1902.
ZÁDOR, Anna: *Henszlmann Imre emlékezete* (Das Gedächtnis von Imre Henszlmann). In: Magyar Tudomány, 1964.

HERMAN, Ottó (Breznóbánya 1835 — Budapest 1914):

Naturwissenschaftler, Ethnograph, Politiker. Seine Studienzeit verbracht in Miskolc, und von 1853 an der Politechnischen Schule in Wien. Seine Interessen wiesen auf die naturwissenschaftliche Richtung hin. Entscheidende Rolle spielte in seinem Leben K. BRUNNER von WATTENEYKK, von dem er den ersten Anstoß in der Ethnographie erhielt. 1863 stellte er sich als Freiwilliger für den Freiheitskampf in Polen. 1864 ist das Anfangsjahr seiner museologischen Beziehungen: in Kolozsvár wurde er Konservateur unter der Leitung des Sámuel BRASSAI. Die Naturwissenschaftliche Gesellschaft beauftragt ihn über die Spinnarten Ungarns ein Werk zu schreiben, womit seine eigent-

liche wissenschaftliche Laufbahn beginnt. Von 1875 in der zoologischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums angestellt; zwei Jahre später hat er die Zeitschrift »Naturwissenschaftliche Hefte« gegründet, welche er 10 Jahre lang redigierte.1879—86 Abgeordneter mehrerer Städte als Mitglied der Liberalpartei. 1888 Studienreise nach Norwegen, wo er die Zugvögel zu beobachten beabsichtigte. Hat 1891 mit seiner Abgeordnetentätigkeit aufgehört. Damit begann die Periode seiner bedeutenden Werke. Seine Interessen erweiterten sich auch auf die Gebiete der Ethnographie des Ungarntums, er hat sich besonders mit den sogenannten »Urbeschäftigungen« (Fischerei, Hirtenleben), weiter mit dem Bauwesen und mit Philologie befaßt. Sein Interesse breitete sich auf das Gebiet der Archäologie aus. Die ersten Schritte der Erforschung des »Urmenschen« sind in Ungarn mit seinem Namen engst verknüpft. Begründer des ethnographischen Materials der Milleniums Ausstellung.

Hauptwerke:
Magyarország pók-faunája (Ungarns Spinnen-Fauna). I—III. Budapest 1876—79 (bilinguisch).
A magyar halászat könyve (Buch der ungarischen Fischerei). I—II. Budapest 1887—88.
Az ősfoglalkozások. Halászat és pásztorélet (Die Urbeschäftigungen. Fischerei und Hirtenleben). Budapest 1898.
A magyar pásztorok nyelvkincse (Sprachschatz der ungarischen Hirte). Budapest 1914.

Literatur:
Eckhardt, László: Die Ornitologen Mitteleuropas. Giessen 1964.
Lambrecht, Kálmán: *Herman Ottó élete* (Ottó Herman's Leben). Budapest 1934, 1939.
Madarassy, László: *A pásztorélet tudományos fölfedezése* (Die wissenschaftliche Entdeckung des Hirtenlebens). Budapest 1927. Sonderdruck aus der Zeitschrift »Kócsag«.
Kósa, László—Keve András—Farkas Gyula: *Herman Ottó* In: *A múlt magyar tudósai* (Die ungarischen Gelehrten der Vergangenheit). Red.: Gyula Ortutay. Budapest 1971.

Herrmann, Antal (Brassó 1851 — Szeged 1926):

Ethnograph, Universitätsprofessor. Studien in Wien, Kolozsvár und Budapest. Von 1883 im hauptstädtischen Pädagogium Professor der deutschen Sprache und Literatur. 1898 Professor der Ethnographie an der Universität Kolozsvár. 1887 begründet unter Mitwirkung von Lajos Katona und Henrik Wlislocki die Zeitschrift »Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn«; Begründet 1889 mit Paul Hunfalvy die Ungarische Ethnographische Gesellschaft. Ausgezeichneter Organisateur, Begründer mehrerer Museen in Siebenbürgen. Führte selbst hauptsächlich die folkloristischen Forschungen unter den Zigeunern, Armeniern und Sachsen, hat Balladenforschungen veröffentlicht.

Hauptwerke:
A hegyek kultusza Erdély népeinél (Der Kult der Berge bei den Völkern Siebenbürgens). Kolozsvár 1893.
A Magyarországban 1893-ban végrehajtott cigányösszeírás eredményei — Feldolgozta és az általános jelentést írta Hermann Antal (Die Ergebnisse der Zusammenschreibung der Zigeuner Ungarns im Jahre 1893 — Bearbeitet und den allgemeinen Bericht geschrieben von Antal Herrmann). Budapest 1895.

Literatur:
Kós, Károly: *Hermann Antal* in: Anuarul Muzeului Etnografic al Transilvaniei 1957—58. Cluj, 1958.

Hopp, Ferenc (Fulnek 1833. — Budapest 1919):

Kunstsammler. Hat 1882—1914 in die Erde fünfmal bereist, in diesen Reisen hauptsächlich ostaisatische, chinesische und in erster Linie japanische Raritäten angekauft. 1919 übergab er seine Sammlung dem ungarischen Staate unter der Bedingung, daß die im Besitz des Staates sich befindenden ostasiatischen Kunstschätze mit seiner Sammlung vereinigt werden sollen. Das neue 1924, eröffnete Ostasiatische Museum trägt auch heute seinen Namen.

Literatur:
Felvinczi Takács, Zoltán: *Hopp Ferenc.* In: Új Idők, 1933.

Hornyánszky, Viktor (Hegyeshalom 1828 — Budapest 1882):

Druckereiinhaber und Publizist. Bis 1850 war er als Lehrer in Hegyeshalom tätig. Publizist der Pester Zeitung. Gründet 1862 seine eigene Druckerei. Einer der Begründer und bis zu seinem Tode Vorsitzender der Unterstützungsvereinigung der Pester Drucker. Redakteur und Verleger des Evangelischen Wochenblattes. Seine Söhne (Ernő und Viktor) haben die Druckerei zur wissenschaftlichen Druckerei erweitert. Verfasser eines deutsch abgefaßten geographischen Lexikons.

Hauptwerke:
Geschichte von Ungarn. Pest, 1852.
Geographisches Lexikon des Königreichs Ungarn. Pest, 1857—58.

Horváth, István (Székesfehérvár 1784 — Pest 1846):

Historiker und Linguist. Studierte an der Budapester Universität, von 1830 Professor ebenda. Redakteur der Zeitschrift »Tudományos Gyűjtemény«.

Hauptwerke:
Nagy Lajos és Hunyadi Mátyás híres magyar királyoknak védelmeztetése a nemzeti magyar nyelv ügyében (Die Beschützung der berühmten ungarischen Könige Ludwigs des Großen und Matthias Hunyadi in der Angelegenheit der ungarischen Nationalsprache). Pest 1815.

Literatur:
Zsilinszky, Mihály: *Horváth István.* Budapest 1884.

Hunfalvy, Pál (Nagyszalók 1810 — Budapest 1891):

Linguist, Ethnograph, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Studierte in Miskolc und Késmárk Philosophie, Rechtswissenschaft und Theologie. Wurde 1838 Advokat, Lehrte 1842 im Kollegium zu Késmárk Rechtswissenschaft, von 1846—47 Direktor der Hochschule; 1848—49 Mitglied des ungarischen Landtags. Lebte nach der Niederlage des Freiheitskampfes zurückgezogen. 1850 wurde ihm Amnestie erteilt. Von 1851 Hauptbibliothekar der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Seit 1842 Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft. Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften im Auslande. Begründet 1856 die erste ungarisch erscheinende philologische Zeitschrift »Magyar Nyelvészet«, später Redakteur der Zeitschrift »Nyelvtudományi Közlemények«. Erster Vorsitzender der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft (1889—1891).

Hauptwerke:
Egy vogul monda (Eine wogulische Sage). Pest 1859.
Finn olvasmányok (Finnische Lesestücke). Pest 1861.
A kondai vogul nyelv (Die Sprache der Konda-Wogulen). Pest 1872.
Az északi osztják nyelv (Die Sprache der nördlichen Ostjaken). Budapest 1875.
Utazás a Balti-tenger vidékén (Studienreise auf der Küste des Baltischen Meeres). Budapest 1875. I—II.
Magyarország Ethnographiája (Die Ethnographie von Ungarn). Budapest 1876.
A székelyekről (Über die Székler). Budapest 1880.
Die Ungarn oder Magyaren. Teschen 1881.
Az oláhok története (Die Geschichte der Walachen). I—II. Budapest 1894.

Literatur:
Hunfalvy-Album — szerkesztette Simonyi Zsigmond (Hunfalvy-Album, Bearbeitet von Zsigmond Simonyi). Budapest 1891.
Ortutay, Gyula: *A két Hunfalvy,* In: *Írók, népek, századok* (Die Brüder Hunfalvy, In: Schriftsteller, Völker, Jahrhunderte). Budapest 1960.

IMRE, Sándor (Hegykőpályi 1820 — Hódmezővásárhely 1900):

Literaturhistoriker, Linguist, Universitätsprofessor, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft. Spracherneuerer, Sprachhistoriker. Hat sich als Literaturhistoriker hauptsächlich mit der Volksdichtung befaßt.

Hauptwerke:
Magyar mondattan (Ungarische Satzlehre). Debrecen 1861.
A népköltészetről és a népdalról (Über die Volksdichtung und das Volkslied). Budapest 1900.

IPOLYI, Arnold (Ipolykeszi 1823 — Nagyvárad 1886):

Folklorist, Kunsthistoriker, Bischof von Nagyvárad. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Theologische Studien in Esztergom und Wien. Begann er 1846 auf das Preisausschreiben der Kisfaludy-Gesellschaft — sich auf ein ausgedehntes Sammlernetz stützend — die Elemente und Spuren der ungarischen Urreligion zusammenzusuchen und zu bearbeiten, hat die Systematisierung dieser Elemente unternommen. Antal CSENGERY hat die theoretischen und methodologischen Fehler dieser Bearbeitung scharf kritisiert. Nachher fing er an, sich mit der Kunsthistorie zu befassen. 1862 entdeckten Arnold IPOLYI, Ferenc KUBINYI und Imre HENSZLMANN die Überreste der Sg. Corvinen in Konstantinopel. Spielte bei der Gründung der Ungarischen Historischen Gesellschaft eine große Rolle. Ab 1878 auch Vorsitzender des Landesunterrichtsrates. 1886 wur-Bischof von Nagyvárad. Einen Teil seiner kunsthistorischen Sammlung schenkte er der Bildergallerie der ungarischen Széchényi Nationalbibliothek.

Hauptwerke:
Magyar Mythologia (Die ungarische Mythologie). Pest 1854.
Besztercebánya város műveltségtörténeti vázlata (Kulturgeschichtliche Skizze der Stadt Besztercebánya). Budapest 1874.
Ipolyi Arnold népmesegyűjteménye. Szerk. KÁLMÁNY Lajos (Die Volksmärchensammlung von Arnold Ipolyi, Red. von Lajos KÁLMÁNY). Budapest 1914.

Literatur:
ORTUTAY, Gyula: *Ipolyi Arnold.* In: *Irók, népek, századok* (Arnold Ipolyi. In: Schriftsteller, Völker, Jahrhunderte). Budapest 1960.
KOVÁCS, Ágnes: *Ipolyi Arnold folklórgyűjteménye a Néprajzi Múzeum kéziratgyűjteményében* (Arnold Ipolyi's Folkloresammlung im Archiv des Ethnographischen Museums). Néprajzi Értesítő, 1956.

ISTVÁNFFY, Gyula (Miskolc 1863 — Miskolc 1921):

Ethnograph. Von 1881 Lehrer in Nagyenyed. Sammelte Volksmärchen und hat sich hauptsächlich mit der Erforschung des Palozentums befaßt.

Hauptwerk::
Palóc néprajzi tanulmányok (Ethnographische Studien über die Palozen). Budapest 1894.

Literatur:
BODGÁL, Ferenc: *Istvánffy Gyula,* Ethnographia 1964. Nr. 3.

JANKÓ, János (Pest 1868 — Borszék 1902):

Ethnograph. Studierte Geographie an der Budapester Universität. Nach seinen Studienreisen in Italien und Nordafrika besuchte er die geographischen und ethnographischen Institute Englands und Frankreichs. Bis 1894 Assistent im Geographischen Institut, dann Mitarbeiter der Ethnologischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums, bald zu dessen Direktor ernannt. Nachdem er das Museum für Völkerkunde in Berlin besichtigte, bereiste er Ungarn wiederholt, und hat das ethnographische Dorf der millenarischen Ausstellung aufgestellt. Besuchte im Jahre 1896 im Auftrage von

Jenő ZICHY die ethnographischen Sammlungen Rußlands (Moskau, St.-Petersburg, Nischni-Nowgorod). Fuhr als Mitglied der dritten Zichy-Expedition 1898 nach dem Kaukasus. Nach dem Studieren des Schwarzen-Meergebietes und der Wolga-Gegend trennte er sich in Tobolsk von der Expedition und weilte 3 Monate lang an den Ufern des Ob und des Irtis unter den Wogulen. Nach Ungarn heimgekehrt schrieb er sein bedeutungsvolles Werk über die Fischerei.

Hauptwerke:
Kalotaszeg magyar népe (Das ungarische Volk von Kalotaszeg). Budapest 1892.
Torda, Aranyosszék, Torockó magyar (székely) népe (Das ungarische (Székler-) Volk von Torda, vom Gebiete Aranyos und von Torockó). Budapest 1893.
A magyar halászat eredete (Herkunft der ungarischen Fischerei). In: *Zichy Jenő gróf harmadik ázsiai utazása* (Dritte asiatische Forschungsreise des Grafen Eugen Zichy I., Budapest 1900.)
A balatonmelléki lakosság néprajza (Ethnographie der Bevölkerung bei dem Plattensee). Budapest 1902.

Literatur:
BALASSA, Iván: *Jankó János.* In: *A múlt magyar tudósai*, szerk.: ORTUTAY Gyula (János Jankó In: Die Gelehrten der ungarischen Vergangenheit, Red. von Gyula Ortutay). Budapest 1975.
SIRELIUS, U. T.: *János Jankó 13/III. 1868. — 28. VII. 1902.* Suomen Museo 1902.

JANUS PANNONIUS (János Csezmicei) (Csezmice 1434 — Medvevára, Kroatien 1472):

Dichter des Humanismus, Bischof von Pécs. Elf Jahre lang in Italien. Studierte in Verona und Padua. Heimgekehrt weilte er am Hofe des Königs Matthias, wurde dann Domherr in Nagyvárad, später von 1465 Bischof von Pécs. An der Verschwörung gegen Matthias teilgenommen, flüchtete er nach Medvevára, wo er auch gestorben ist. Er hat in lateinischer Sprache gedichtet.

Hauptwerke:
Jani Pannonii Poemata I—II. (Zum Druck vorbereitet von Sámuel TELEKI). Utrecht 1784.

Literatur:
HUSZTI, József: *Janus Pannonius.* Pécs 1931.
KARDOS, Tibor: *Janus Pannonius bukása* (Der Fall von Janus Pannonius). Budapest 1935.

JEKELFALUSSY, József (Rimaszombat 1849 — Budapest 1901):

Statistiker, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Studierte Rechtswissenschaft und Statistik. Von 1871 Mitarbeiter des Staatlichen Statistischen Amtes. Später (1892) Direktor desselben, nebenbei Redakteur der Zeitschrift »Közgazdasági Szemle«.

Hauptwerke:
A községek háztartása és pótadójuk 1881 (Wirtschaftsführung der Gemeinden und ihr Gemeindezuschlag im Jahre 1881). Budapest 1883.
Hazánk bűnügyi statisztikája (Die Kriminalstatistik Ungarns) 1873—80. Budapest 1883.
Magyarország háziipara az 1884. év elején (Das Hausgewerbe Ungarns zu Beginn des Jahres 1884). Budapest 1885.

JOANNOVICS, György (Temesvár 1821 — Budapest 1909):
Politiker, Schriftsteller, Linguist. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Hauptwerke:
Szórendi tanulmányok (Studien über die Wortfolge). Budapest 1887.

JULIANUS, der Mönch (? — nach 1237):

Dominikaner. Ging im Auftrage des Königs Béla IV. nach Osten, die dort gebliebenen Ungarn zu suchen. Bringt die erste Nachricht der Tatareninvasion mit. An der Wolga (»Ethyl«) hat er tatsächlich Ungarn gefunden. Der Bericht über seine erste Reise, den er für den Papst abgefaßt hatte, ist eine wichtige literaturhistorische Quelle. In: *Scriptores rerum Hungaricarum* (Red. SZENTPÉTERY Imre. II. Bp. 1938. unter dem Titel: *De facto Hungariae Magnae*).

Literatur:
GYÖRFFY, György: *Krónikáink és a magyar őstörténet* (Unsere Chroniken und die Urgeschichte der Ungarn). Budapest 1948.

KATONA, István (Bolyk 1732 — Kalocsa 1811):

Jesuit, Geschichtsschreiber. Professor an der Universität in Nagyszombat, später in Budapest. Unter der Regierungszeit Josef des II. Bibliothekar des Erzbischofs von Kalocsa.

Hauptwerke:
Historica Critica Regnum Hungariae. I—XLII. Pest 1779—1817.

Literatur:
FEJÉR, Gregorius: *Memoria Stephani Katona.* Buda 1838.

KATONA, Lajos (Vác 1862 — Budapest 1910):

Folklorist, Literaturhistoriker, Universitätsprofessor. 1885—87 Student und Freund von Hugo SCHUCHARDT an der Grazer Universität. 1891—92 Redakteur der »Ethnographia«. Seine Hauptaufgabe war die vergleichende Volksmärchenforschung. Von 1900 war er Privatdozent für vergleichende Literaturgeschichte an der Budapester Universität; 1902—4 Redakteur der Zeitschrift »Egyetemes Filológiai Közlöny«. Befaßte sich im zweiten Abschnitt seiner Tätigkeit hauptsächlich mit literaturhistorischen Problemen. Von 1909 bis zu seinem Tode Professor für ungarische Literaturgeschichte an der Budapester Universität. Unter Mitwirkung von Ferenc SZINNYEI hat er eine, in deutscher Sprache abgefaßte ungarische Literaturgeschichte veröffentlicht (Leipzig 1911).

Hauptwerke:
A népmesékről (Über die Volksmärchen). Pécs 1889.
Temesvári Pelbárt példái (Die Gleichnisse von Pelbárt Temesvári). Budapest 1902.
Alexandriai Szent Katalin legendája (Die Legende der Heiligen Katharina von Alexandrien). Budapest 1903.
A Teleki-codex legendái (Die Legenden des Teleki-Kodex). Budapest 1904.
Petrarca. Budapest 1907.
Gesta Romanorum (übersetzt von János HALLER, herausgegeben von Lajos KATONA). Budapest 1900.

Literatur:
CSÁSZÁR, Elemér: *Katona Lajos* I—II. Budapest 1912.
BÓKA, László: *Arcképvázlatok és tanulmányok* (Porträtskizzen und Aufsätze). Budapest 1962.

KAZINCZY, Ferenc (Érsemlyén 1759 — Széphalom 1832):

Schriftsteller, leitende Persönlichkeit der zeitgenössischen ungarischen Literatur und der Bewegung der Spracherneuerung. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Studierte 1769 im Kollegium zu Sárospatak. Von 1784 Mitglied einer Freimaurerloge. Unter Mitwirkung von BATSÁNYI und BARÓTI SZABÓ hat er 1788 die erste ungarische Literaturzeitschrift »Magyar Museum« gegründet. Verliert 1791 seinen Posten. Schloß sich 1794 der ungarischen Jakobinerbewegung an, deshalb verhaftet und zum Tode verurteilt. Das Todesurteil wurde auf lebenslängliche Gefängnisstrafe umgewan-

delt. Gefangenschaft in Spielberg, Obrovic und Kufstein. Ein Bericht über diese Jahre ist sein Werk »Fogságom naplója« (Tagebuch meiner Gefangenschaft), welches erst 100 Jahre später erscheinen durfte. 1801 wieder frei. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit, befaßte sich mit Landwirtschaft. Nach seiner Heimkehr kämpfte er für die Spracherneuerung und für das Umorganisieren des literarischen und politischen Lebens. Die bekannten Schriftsteller und auch die Anfänger hat er mit seinen Briefen aufgesucht, ihnen seine Ratschläge erteilt. Sein ausgedehnter Briefwechsel ersetzte die fehlende literarische Zeitschrift. Sein Briefwechsel wurde zwischen 1890—1960 in 23 Bänden herausgegeben.

Hauptwerke:
Kazinczy Ferenc munkái (Die Werke von Ferenc Kazinczy). I—IV. Pest 1814—16.
Kazinczy Ferenc eredeti munkái (Die originellen Werke von Ferenc Kazinczy. Gesammelt von József Bajza und Ferenc Toldy). I—V. Pest 1836—45.

Literatur:
Toldy, Ferenc: *Kazinczy Ferenc és kora* (Ferenc Kazinczy und sein Zeitalter). Pest 1859.
Jancsó, Elemér: *Kazinczy Ferenc útja a jakobinus mozgalom felé* (Der Weg Ferenc Kazinczys zur Jakobinerbewegung). Budapest 1956.

Kazinczy, Gábor (Berettő 1818 — Bánfalva 1864):

Schriftsteller, Politiker, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. 1848 Abgeordneter des Landtags. Nach dem Zusammenbruch des Freiheitskampfes wurde ihm Amnestie erteilt. Bedeutend als Veröffentlicher historischer Quellen.

Hauptwerke:
Szerelem könyvei (Bücher der Liebe). Sárospatak 1835.
Finn népmesék (Finnische Volksmärchen). Pest 1856.
Molière vígjátékai (Die Komödien von Moliere). I—II. Red. von — —. Pest 1836.

Literatur:
Gál, János: *Kazinczy Gábor írói és politikai működése* (Schriftstellerische und politische Tätigkeit von Gábor Kazinczy). Budapest 1918.
T. Erdélyi, Ilona: *Az ifjú Magyarország és Kazinczy Gábor* (Das junge Ungarn und Gábor Kazinczy). Budapest 1965.

Kálmány, Lajos (Szeged 1852 — Szeged 1919):

Sammler der Volksdichtung und Volkssprache. 1875 zum katholischen Priester geweiht. Wegen seines unbeugsamen Charakters und weil er mit den Bauern sympathisierte, stand er fortdauernd in Zwietracht mit seinen kirchlichen Obrigkeiten. Wurde in der Umgebung der Stadt Szeged von Dorf zu Dorf versetzt, endlich wurde er 1894 Pfarrer in Csanádapáca. Übersiedelte nach seiner Pensionierung wieder nach Szeged (1910), damit er sich völlig den Wissenschaften übergeben könne. Bahnbrecher der modernen ungarischen Folkloristik.

Hauptwerke:
Koszorúk az Alföld vad virágaiból (Kränze aus den Feldblumen der Großen Ungarischen Tiefebene). I—II. Arad 1877—78.
Szeged népe (Das Volk von Szeged). I—III. Arad 1881—82, Szeged 1891.
Hagyományok (Überlieferungen). I. Vác II. Szeged 1914.
Kálmány Lajos népköltési hagyatéka (Volksdichterischer Nachlaß von Lajos Kálmány). I—II. Red. Gyula Ortutay, Budapest 1952., 1954.

Literatur:
Péter, László: *Kálmány Lajos — bibliográfiával* (Lajos Kálmány. Mit einer Bibliographie seiner Werke). Budapest 1952.

KELETI, Károly (Pozsony 1833 — Budapest 1892):

Statistiker, erster Direktor des Statistischen Landesamtes, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Mitarbeiter der Bodenkreditanstalt. Bank-, Zoll-, Geld- und Gewerbestatistische Mitteilungen. Ab 1867 Leiter der statistischen Abteilung des Finanzministeriums, aus der 1871 das Statistische Landesamt entstand, erster Direktor desselben bis zu seinem Tode. 1869 Vertreter Ungarns an dem internationalen, statistischen Kongreß in Haag. Auf seine Anregung wurde der Kongreß in 1876 in Budapest veranstaltet. Organisateur und Leiter der ungarischen statistischen Aufnahmen. Sein Hauptwerk ist die Durchführung der Volkszählung in den Jahren 1870 und 1880.

Hauptwerke:
A magyar mezőgazdaság (Die ungarische Landwirtschaft). Pest 1867.
A statisztika hivatalos és tudományos művelése (Amtliche und wissenschaftliche Statistik). Pest 1868.
Hazánk és népe (Ungarn und sein Volk). Pest 1871.
Magyarország statisztikája (Die Statistik Ungarns). Budapest 1874.
A gyakorlati statisztika kézikönyve (Handbuch der praktischen Statistik). Budapest 1875.
Nemzetiségi viszonyok Magyarországon az 1880. évi népszámlálás alapján (Verhältnisse der Nationalitäten in Ungarn auf Grund der Volkszählung im Jahre 1880). Budapest 1881.
Ungarn im Weltverkehr. Budapest 1885.
Magyarország élelmezési statisztikája physiologiai alapon (Die Ernährungsstatistik Ungarns auf physiologischer Grundlage). Budapest 1887.

Literatur:
JEKELFALUSSY, J.: *Emlékbeszéd Keleti Károly fölött* (Nekrolog über Károly Keleti). Budapest 1893.

KERESZTY, István (Pest 1860 — Budapest 1944):

Musikkritiker, Komponist, Biograph. Hat an der Budapester Universität Philologie studiert und wurde zuerst Gymnasiallehrer. Von 1844 an Mitarbeiter der Ungarischen Nationalbibliothek. Neben seiner bibliographischen Tätigkeit schrieb er auch musiktheoretische und literaturhistorische Werke. Mehrere Operntexte ins Ungarische übertragen (Tannhäuser, Parsifal).

Hauptwerke:
A magyar és a magyarországi sajtó a Múzeumban 1705—1849 (Die ungarische und die ungarländische Presse in dem Museum 1705—1849). Magyar Könyvszemle 1914.
A magyar és a magyarországi időszaki sajtó időrendi áttekintése 1705—1867 (Chronologische Bibliographie der ungarischen und ungarländischen periodischen Schriften 1705—1867). Budapest 1916.

KISFALUDY, Károly (Tét 1788 — Pest 1830):

Schriftsteller, Dramen- und Novellendichter, Dichter, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. An der Wiener Kunstakademie lernte er Malerei und Kupferstich. Lebte ab 1817 in Pest. 1819 begann seine erfolgreiche Laufbahn als Dramendichter. Leitende Persönlichkeit des geistigen Lebens in Pest, seinen Namen hat die Kisfaludy-Gesellschaft aufbewahrt.

Hauptwerke:
Minden munkái — összeszedte TOLDY Ferenc (Sämtliche Werke, gesammelt von Ferenc Toldy) I—X. Buda 1831

Literatur:
BÁNÓCZY, József: *Kisfaludy Károly élete és munkái* (Leben und Werke von Károly Kisfaludy I—II. Budapest 1882—3.
SZINNYEI, Ferenc: *Kisfaludy Károly.* Budapest 1927.

KOMÁROMI CSIPKÉS, György (Komárom 1628 — Debrecen 1678):

Reformierter Prediger, kirchlicher und linguistischer Schriftsteller. Studierte an der Universität von Utrecht. Die 1677 gedruckte Bibliographie seiner Werke zählt 61 Bände. Das wichtigste unter diesen ist seine Bibelübertragung (erschienen in Leiden 1718). Hat eine lateinisch abgefaßte ungarische, und auch eine englische Literaturgeschichte geschrieben.

Hauptwerke:
Hungaria illustrata. Utrecht 1655.
Angliana Specilegium. Debrecen 1664.

KONT, Ignác (Tét 1856 — Paris 1912):

Universitätsprofessor. 1880 Doktor der Philologie. Übersiedelte 1882 nach Paris. Ab 1892 Privatdozent in Paris, 1902 Professor für ungarische Literatur an der Sorbonne.

Hauptwerke:
La Hongrie littéraire et scientifique. Paris 1896.
Histoire de la littérature hongroise. Paris 1900.
Un poète hongrois. Michel Vörösmarty (1800—1855). Paris 1903.
Geschichte der ungarischen Literatur. Leipzig 1906.
Bibliographie française de la Hongrie. Paris 1913.

Literatur:
KISS, Sándor: *Kont Ignác.* Debrecen 1935.

KŐRÖSI, Henrik (Nagykőrös 1859 — Budapest 1930):

Lehrer, Schriftsteller. Ab 1866 Gymnasiallehrer in Budapest. 1895 Studienreise nach London und Paris. 1897 als Schulinspektor im Ministerium für Unterrichtswesen an dem Organisieren der neuen staatlichen Volksschulen, der Analphabetenkurse und der Jugendbibliotheken tätig. Ab 1913 Redakteur der Zeitschrift »Néptanítók Lapja« (Blatt der Volkslehrer). Veröffentlichte pädagogische Fachaufsätze, verschiedene Werke für die Jugend und schrieb Filmdrehbücher.

Hauptwerke:
A magyar népmesék anyagáról (Über die ungarischen Volksmärchen). Budapest 1889.
Pedagógiai kalauz (Pädagogischer Führer). Budapest 1900.
Népoktatásunk nemzetközi megvilágításban (Der ungarische Volksunterricht aus internationalem Blickpunkt betrachtet). Budapest 1911.

KRESZNERICS, Ferenc (Iváne 1766 — Ság 1832):

Schriftsteller, Linguist, Lehrer, römisch-katholischer Priester, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Studierte in Pozsony Philosophie und Theologie. Er lehrte Philosophie in Szombathely. Ab 1812 Pfarrer in Ság. Mit großem Eifer hat er Sprichwörter, Redensarten und Idiome gesammelt. Bis zum Erscheinen des großen Wörterbuches der Ungarischen Akademie der Wissenschaften war sein ungarisch—lateinisches Wörterbuch die weitverbreitetste ungarische Wortschatzsammlung.

Hauptwerke:
Magyar szótár gyökérrenddel és deákozattal (Etymonologisches ungarisch—lateinisches Wörterbuch). I—II. Buda 1831—32.

Literatur:
SZILASY, János: *Das Leben von Ferenc Kresznerics.* Pest 1832.
GÁLDI, László: *A magyar szótárirodalom a felvilágosodás korában és a reformkorban* (Die ungarische Wörterbuchliteratur in der Epoche der Aufklärung und der Reforme). Budapest 1957.

KRIZA, János (Nagyajta 1811 — Kolozsvár 1875):

Unitarischer Bischof, Sammler der Volksdichtung, Dichter, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Studierte in Kolozsvár und Berlin. Ab 1861 unitarischer Bischof in Kolozsvár. Ab 1840 sammelte er die Volksgedichte der Székler. Sein Hauptwerk ist Vadrózsák (1863): eine Sammlung der Volkslieder, Tanzsprüche, Rätsel, Volksmärchen, mit einem Dialektenwörterbuch und mit einem Aufsatz über die Sprache der Székler. Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft.

Hauptwerk:
Vadrózsák (Wilde Rosen). I—II. Herausgegeben von ARANY László—GYULAI Pál. Budapest 1882.

Literatur:
ORTUTAY, Gyula: *Kriza János* In: *Írók, népek, századok* (Schriftsteller, Völker, Jahrhunderte). Budapest, 1960.

KUBINYI, Ferenc (Videfalva 1796 — Videfalva 1874):

Paleontologe, Politiker. Hat an der Begründung der Naturhistorischen Gesellschaft teilgenommen. Im Freiheitskampf Anhänger von Kossuth. Hat sich neben der Paleontologie auch mit Geologie und Archäologie befaßt.

Hauptwerke:
Petényi Salamon élete és hátrahagyott munkái (Leben und nachgelassene Werke von Salamon Petényi). Pest 1864.

Literatur:
GEDULY, Ferenc. *Kubinyi Ferenc.* In: Archäológiai Értesítő 1874.

KUNOS, IGNÁC (Hajdusámson 1860 — Budapest 1945):

Philolog, Turkologe, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Studierte an der Budapester Universität. Ab 1885 lebte er 5 Jahre lang in Konstantinopel. In diesen 5 Jahren bereiste er Ägypten, Smyrna, Klein-Asien und die Balkan-Halbinsel und hat bis dann unbekanntes türkisches Volksdichtungsmaterial gesammelt. Wurde 1890 an der Budapester Universität zum Privatdozenten habilitiert, ebenda zum Professor der türkischen Sprache und Literatur ernannt. Gleichzeitig hat er auch an dem orientalischen Kursus der Handelsakademie Vorlesungen über die türkische Sprache gehalten. Ab 1899 Direktor der neuorganisierten Handelsakademie. 1900 redigiert er mit Bernát MUNKÁCSI die neugegründete Zeitschrift Keleti Szemle.

Hauptwerke:
Ozmán-török népköltési gyűjtemény (Sammlung der Volksdichtung der Osman-Türken). I—II. Budapest 1887—89.
Török népmesék (Türkische Volksärchen). Budapest 1889.
Kisázsiai török nyelv (Die türkische Sprache Klein-Asiens). Budapest 1890.
Kisázsiai török nyelvjárások (Türkische Dialekte Klein-Asiens). Budapest 1892.
Naszreddin Hodzsa tréfái (Die Scherze des Hodscha Nassreddin). Budapest 1899.
Schejk Sulejman effendi's Tschagataj-osmanisches Wörterbuch. Budapest 1902.
Ada-Kalei török népdalok (Türkische Volkslieder aus der Insel Ada-Kale). Budapest 1906.
Türkische Volksmärchen aus Ada-Kale. Leipzig—New York 1907.
Beiträge zum Studium der türkischen Sprache und Literatur. Leipzig—New York 1907.
Halk edebiandi numuneleri. Turkee Ninniler. Stambul 1925.

LÁNCZY, Gyula (Pest 1850 — Budapest 1911):

Historiker, Universitätsprofessor. Ab 1886 in Kolozsvár, später in Budapest. Begrün— der der ungarischen Soziologie.

Hauptwerke:
A történelmi módszerről (Über die historische Methodik). Budapest 1885.
A magyarság az Árpádok korában (Das Ungartum zur Zeit der Árpáden). Budapest 1897.

II. László király (1131 — 1163):

1162—63 König von Ungarn. Sohn des Königs Béla II. Nach Byzanz geflüchtet. Ist 1162 als Gegenkönig aufgetreten, wurde vom Erzbischof von Kalocsa gekrönt. Der Erzbischof von Esztergom hat ihn dafür exkommuniziert.

Mailáth, János Graf (Pest 1786 — Starhemberg (Bayern) 1855):

Studierte Philologie und Rechtswissenschaft, war Konzipist in der Hofkanzlei in Wien, später Sekretär in derselben. 1839—48 Redakteur des deutschsprachigen Taschenbuches »Iris«. Anhänger der Habsburger gegen Kossuth; wegen finanzieller Sorgen ist er auch n den Dienst der Wiener Geheimpolizei eingetreten.

Hauptwerke:
Magyarische Sagen und Märchen. Brünn 1825.
Geschichte der Magyaren. I—V. Wien 1828—31.
Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. I—III. Hamburg 1834—42.

Literatur:
Kolos, István.: *Mailáth János gróf* (Graf János Mailath). 1786—1858. Budapest 1938.
Pukánszky, Béla: *A mai német irodalom* (Die deutsche Literatur von heute). Budapest 1914.

Mátyás (Matthias) König (Kolozsvár 1443 — Wien 1490):

Ungarischer König (1458—90). Wurde 1469 von den Tschechen zum König gekrönt. Sein königlicher Hof, sein Palast in Visegrád, seine Bibliothek waren berühmt. In Buda hat er auch eine Buchdruckerei und eine Sternwarte gegründet.

Literatur:
Mátyás király. — Szerk.: Márki Sándor (König Matthias, Red. von.: S. Márki). Budapest 1900.
Elekes, Lajos: *Mátyás és kora* (König Matthias und sein Zeitalter). Budapest 1958.

Munkácsi, Bernát (Nagyvárad 1860 — Budapest 1937):

Linguist und Ethnograph, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. 1880 bewanderte die Dörfer der Csángos und erforschte ihre Bräuche und Sprache. 1886 ermöglichte ihm die Unterstützung der Akademie eine Studienreise zu den Wotjaken und Tschuwaschen von Simbirsk. Weilte 1888—89 unter den Wogulen in Westsibiren. 1890 Schulinspektor der israelitischen Glaubensgemeinde in Budapest. Redakteur der Zeitschrift »Ethnographia«. 1900 gründet er mit Ignác Kúnos die Zeitschrift »Keleti Szemle«. Sammelte 1915—18 in Gefangenenlagern unter Wotjaken und Osseten linguistisches und volkskundliches Material. In Antal Reguly's Nachlaß hat er die wogulischen Texte enträtselt, hat zahlreiche linguistische und volkskundliche Aufsätze veröffentlicht.

Hauptwerke:
A moldvai csángók nyelvjárása (Dialekt der Moldauer Csángós). Budapest 1881.
Votják népköltészeti hagyományok (Überlieferungen der wotjakischen Volksdichtung). Budapest 1887.
A magyar népies halászat műnyelve (Die Fachsprache der volkstümlichen ungarischen Fischerei). Ethnographia, 1893.
A votják nyelv szótára (Wörterbuch der wotjakischen Sprache). Budapest 1892—96.
Vogul népköltési gyűjtemény (Sammlung der wogulischen Volksdichtung). I—VI. Budapest 1914.

Literatur:
Zsirai, Miklós: *Finnugor rokonságunk* (Unsere finnischugrische Verwandtschaft). Budapest 1937.
Munkácsi, Noémi: *Egy nagy magyar nyelvész* (Ein großer ungarischer Linguist). Budapest 1943.

Nádasdy Tamás (?, 1498 — Egervár 1562):

Großgrundbesitzer, Palatin, Obergespan, Landsrichter, Banus von Kroatien. Eifriger Unterstützer der Reformation. Hat auf seinem Grundbesitz eine Druckerei aufgestellt, dort wurde das Neue Testament von János Sylvester herausgegeben.

Literatur:
Horváth, Mihály: *Nádasdy Tamás élete* (Das Leben von Tamás Nádasdy). Buda 1838.
Komoróczy, György: *Nádasdy Tamás és a XVI. századi magyar nagybirtok gazdálkodása* (Tamás Nádasdy und die Wirtschaftsführung des Großgrundbesitzes in Ungarn im XVI. Jahrhundert). Budapest 1932.

Otrokocsi Fóris, Ferenc (Otrokocs 1648 — Nagyszombat 1717):

Theologe und Linguist. Studierte in Sárospatak und an der Universität zu Utrecht. 1674 wurde mit allen evangelisch-reformierten Geistlicher Ungarns vom Preßburger Gerichtshof zu Galeerenhaft verurteilt, aber bald befreit und besuchte dann Westeuropa. Heimgekehrt beabsichtigte er die katholischen und protestantischen Kirchen zu vereinigen, Trat später zum katholichen Glauben über, in Rom weiterstudiert, wurde dann Custos des Archivs in Nagyszombat. Wollte die ungarisch-jüdische Sprachverwandtschaft beweisen.

Hauptwerk:
Origines Hungaricae. Franeker 1693.

Literatur:
Fallenbüchl, Ferenc: *Otrokocsi Fóris Ferenc élete és irodalmi működése* (Das Leben und das literarische Wirken von Ferenc Fóris Otrokocsi). Esztergom 1899.

Petőfi, Sándor (Kiskőrös 1823 — Fehéregyháza 1849):

Revolutionär, Dichter. War auch Statist und Diener im Nationaltheater, bewanderte zu Fuß ganz Ungarn, war Wanderkomödiant, Soldat, Übersetzer, Redakteur, Kopist, Organisator von Dichterkreisen, usw. Führende Persönlichkeit der 1848-er Revolution in Pest. In der Schlacht von Segesvár gefallen. Zwischen 1848—1960 sind 700 Gedichte von ihm in 50 Sprachen, in rund 20 000 Übersetzungen erschienen. Bis heute ist er der am öftesten, und in den meisten Exemplaren veröffentlichter ungarischer Dichter.

Hauptwerke:
Petőfi Sándor összes művei (Sämtliche Werke von Sándor Petőfi). I—VII. Kritische Ausgabe der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Budapest 1951—64.

Literatur:
(Einige Namen derer, die sich mit ihm in eingehenden Aufsätzen befaßten: Baron József Eötvös, Pál Gyulai, János Erdélyi, Endre Ady, János Horváth, Frigyes Riedl, Gyula Illyés, József Révai, József Túróczy-Trostler, István Sőtér, Lajos Hatvany, István Békés, András Dienes, Pál Pándi.
Jókai, Mór: *Politikai divatok* (Politische Moden). Pest 1862.
Harsányi, Zsolt: *Az üstökös* (Der Komet). I—II. Budapest 1932.

Ranschburg, Gusztáv (Győr 1866 — Budapest 1944):

Antiquar. Lernte in Wien im Antiquariat von Gilhofer-Ranschburg, Eröffnete 1885 sein eigenes Antiquariat in Budapest. Hat noch in demselben Jahre den 1. Katalog

seines Antiquariats veröffentlicht; die letzte Nummer erschien (Nr. 166) 1946. In diesem Katalog hat er die von seinem Laden zum Kauf angebotenen Posten: historische Quellenschriften und Aufsätze aufgenommen von 1920 an, hat auch die Titeln des internationalen Materials aufgenommen.

RÉTHY, László (Szarvas 1851. — Arad 1914.):

Numismatiker, Ethnograph, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (1892). Befaßt sich an den Universitäten zu Kraków, Budapest und Wien mit slawistischen, sanskritischen und armenischen Sprachstudien, und nimmt auch die Studien der mohammedanischen Numismatik auf. Ab 1881 in der Münzen- und Archeologischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums tätig. 1900 Privatdozent an der Universität zu Budapest. Nahm 1885 an einer Expedition auf der Balkan-Halbinsel teil. Von dieser Reise heimgekehrt schrieb er sein Werk: »Az oláh nyelv és nemzet megalakulása« (Entstehen der Walachischen Sprache und des Wlachischen Volkes), Budapest 1887.

Hauptwerke:
Corpus nummorum Hungariae. I—II. Budapest 1889—1907.
Magyar pénzverő izmaeliták és Bessarábia (Ungarische Ismaeliten als Münzenpräger und Bessarabien). Ars 1880.

Literatur:
SCHÖPFLIN, Aladár: *Réthy László.* Nyugat, 1914.
HARSÁNYI, Pál.: *Réthy László emlékezete* (Zum Gedächtnis von László Réthy. Numismatische Mitteilungen, 1915.

RÓMER, Flóris Ferenc (Pozsony 1815 — Nagyvárad 1889):

Archäologe, Kunsthistoriker, Universitätsprofessor, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Trat 1830 in den Benediktinerorden ein. Ab 1839 lehrte er im Gymnasium zu Győr die lateinische Sprache und Naturwissenschaften. Führte ab 1842 in Győr die naturwissenschaftliche Ausbildung der Schüler des Benediktinergymnasiums. 1845 hielt er naturwissenschaftliche Vorlesungen an der Hochschule in Pozsony. Aktiver Teilnehmer des ungarischen Freiheitskampfes, deshalb auf 8 Jahre einigerkerkert. Wurde nach seiner Entlassung 1854 Lehrer und Erzieher. Übersiedelte 1861 nach Pest, wurde Custos des Archivs der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, seit 1868 Professor der Archeologie an der Universität. Ab 1869 Custos der archeologischen Sammlungen des Ungarischen Nationalmuseums. 1861—68 Redakteur der Zeitschrift »Győri Történeti és Régészeti Füzetek«, 1868—72 Redakteur der Zeitschrift »Archeologiai Értesítő«, 1864—73 Redakteur der Zeitschrift »Archèológiai Közlemények«. Dank seiner Bestrebungen wurde der VIII. Internationale Kongreß der Archäologen und Anthropologen 1867 in Budapest veranstaltet. Einer der Begründer der ungarischen Archäologie. Begründer der Ungarischen Historischen Gesellschaft.

Hauptwerke:
Pozsony régészeti műemlékei (Die archäologischen Denkmäler der Stadt Pozsony). Pozsony 1856.
Műrégészeti kalauz különös tekintettel Magyarországra (Archäologischer Führer mit besonderer Rücksicht auf Ungarn).Pest 1866.
A régi Pest (Das alte Pest). Pest 1872.
Résultats généraux du mouvement archéologique en Hongrie. Budapest 1878.

Literatur:
HAMPEL, József: *Rómer Flóris emlékezete* (Gedenkrede über Flóris Rómer). Budapest 1891.
FRAKNÓI, Vilmos: *Rómer Flóris emlékezete* (Gedenkrede über Flóris Rómer).
KUMLIK, Emil: *Rómer Flóris élete és működése* (Leben und Tätigkeit von Flóris Rómer). Pozsony 1907.
KANOZSAY, M.: *Rómer Flóris emlékezete* (Gedächtnis von Rómer Flóris). Budapest 1957.
HALÁSZ, Zoltán: *Históriák a magyar régészet történetéből* (Aus der Geschichte der ungarischen Archäologie). Budapest 1964.

SCHWICKER, József (Újbesnyő 1839 — Budapest 1902):

Pädagoge, Publizist, Politiker. 1869 Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Buda. Ab 1873 Professor der deutschen Literatur und Sprache in Budapest. Abgeordneter des ungarischen Landtags. Hat zahlreiche deutsch abgefaßte popularisierende und pädagogische-belletristische Werke veröffentlicht.

Hauptwerke:
A temesi bánság története (Geschichte des Temeser Banats). Nagybecskerek 1861.
A szerbek politikai története Magyarországon (Politische Geschichte der Serben in Ungarn). Budapest 1880.
Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Wien 1881.

SEMSEY, Andor (Kassa 1833 — Budapest 1923):

Naturwissenschaftler, Mineraloge, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Studierte Rechtswissenschaft und Landwirtschaft, bereiste die landwirtschaftlich entwickelten Staaten Europas. 1866 hat er seine ausgedehnten Landgüter verpachtet, und sein Einkommen (über 2 Millionen) zur Unterstützung der wissenschaftlichen Forschungen verwendet. Für seine Verdienste wurde er an den Universitäten zu Budapest und Klausenburg mit Ehrendiplom ausgezeichnet.

Hauptwerke:
Szilágysomlyói harmadkori kövületek (Versteinerungen aus der Tertiärzeit von Szilágysomlyó). Budapest 1877.
A Magyar Nemzeti Múzeum meteoritgyűjteménye (Die Meteoritensammlung des Ungarischen Nationalmuseums). Budapest 1886.

Literatur:
ILOSVAY, Lajos: *Semsey Andor tiszteleti tag emlékezete* (Zum Gedächtnis von Andor Semsey) Budapest 1925.

SOMLÓ, Bódog (Pozsony 1873 — Kolozsvár 1920):

Rechtswissenschaftler, Universitätsprofessor. Hat in Kolozsvár, Leipzig und Heidelberg studiert. Privatdozent an der Universität zu Kolozsvár (Rechtsphilosophie und Politik). Ab 1899 Professar an der Rechtswissenschaftlichen Akademie zu Nagyvárad. Zwischen 1918—19 Professor des internationalen Rechtes in Budapest. Hat an der Gründung der Gesellschaftswissenschaftlichen Gesellschaft teilgenommen.

Hauptwerke:
Törvényszerűség a szociológiában (Gesetzmäßigkeit in der Soziologie). Budapest 1898.
A nemzetközi jog bölcseletének alapelvei (Grundprinzipien der internationalen Rechtsphilosophie). Budapest 1898.
Zur Gründung einer beschreibenden Soziologie. Berlin 1909.
Juristische Grundlehre. Berlin—Leipzig 1927.

Literatur:
MOÓR, Gyula. *Somló Bódog.* Budapest 1921.

SZALAY, Imre, Baron (Wien 1846 — Gainfarn Österreich 1917):

Museologe, kunsthistorischer Schriftsteller. Ab 1869 im Kultus- und Unterrichtsministerium als Ministerialrat tätig. Wurde 1894 zum Direktor des Ungarischen Nationalmuseums ernannt, bis 1916. Viele Aufsätze in den Zeitschriften »Művészi Ipar« und »Századok« veröffentlicht.

Hauptwerke:
A Magyar Nemzeti Múzeum alapítása és fejlődése (Gründung und Entwicklung des Ungarischen Nationalmuseums). Budapest 1902.

TELEKI, Sámuel, Graf (Sáromberke, 1845 — Budapest 1916):

Afrikaforscher. Studierte Naturwissenschaft an den Universitäten von Göttingen und Berlin. 1881 Abgeordneter des ungarisechen Landtags. 1886 reiste er in Begleitung des Marineoffiziers Lajos HÖHNEL nach Afrika. 1887 erreichten sie den Kilimandscharo. Bereiste als erster das Kenia-Gebirge, und entdeckte 1888 die zwei großen Salzseen Afrikas, den Rudolfsee und den Stefaniasee, so wie den Höhnelvulkan. Kehrte 1889 nach Ungarn zurück. Seine Afrika-Expedition ist von großer Bedeutung. Während seiner 3000 Kilometer langen Reise hat er viele bis dahin weiße Flecken auf der Karte von Afrika erforscht. Die Geschichte der Expedition zum Rudolf- und Stefaniasee hat HÖHNEL abgefaßt (Budapest 1892).

Literatur:
Gróf Teleki Sámuel kutatásai Afrikában (Forschungen des Grafen Sámuel Teleki in Afrika). Földrajzi Közlemények, 1889.
BENDEFFY, László: *Magyar utazók Afrikában* (Ungarische Forschungsreisende in Afrika). Budapest 1934.
HALÁSZ, Gyula: *Öt világrész magyar vándorai* (Ungarische Wanderer der fünf Kontinente). Budapest 1936.
CHOLNOKY, Jenő: *Teleki Sámuel útja Kelet-Afrikában* (Die Reise von Sámuel Teleki in Ostafrika). Budapest 1937.

VERANTIUS (VERANCSICS), Faustus (Sebenico 1551 — Venedig 1617):

Bischof. Der erste, der sich mit der lateinsprachigen ungarischen Literatur befaßt hatte. Studierte in Pozsony und Padova. Kehrte 1571 nach Ungarn zurück, 1579 Burgkapitän von Veszprém, Hofrat. 1594 in Venedig in einen Priesterorden eingetreten. Sein fünfsprachiges Wörterbuch ist in Venedig erschienen.

Hauptwerke:
Dictionarium quinque nobilissimarum Europae linguarum latinae, italicae, germanicae, dalmaticae e hungaricae. Venetiis 1595.
Machinae Novae Fausti Verantii. Venetiis 1616.

Literatur:
LOSY-SCHMIDT, Ede: *Verantius Faustusról és Machinae Novae c. munkájáról* (Verantius Faustus und sein Werk »Machinae Novae«) In: Magyar Mérnök- és Építész Egylet Közleményei, 1925.

VIKÁR, Béla (Hetes, 1859 — Dunavecse 1945):

Ethnograph, Übersetzer, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (1911). Studierte 1877—84 Literaturwissenschaft und Philologie an der Budapester Universität. 1889 Angestellter, später Leiter des Stenographischen Büros des ungarischen Landtags bis 1921. 1889 Studienreise nach Finnland; Beginn der Übersetzung des Kalevala (erschienen i. J. 1909). Übersetzungen aus deutscher, englischer, grusischer, estnischer, norwegischer Sprache. Seit 1895 sammelte er als erster Volksmusik mit Phonograph. Von 1896 an Generalsekretär der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft. Begründer der »Lafontaine-Gesellschaft«. Seine Phonograph-Aufnahmen von Béla BARTÓK abgeschrieben.

Hauptwerke:
A regös ének (Spielmannslieder). Budapest 1907.
Kalevala (Übersetzung). Budapest 1909.

Literatur:
VARRÓ, István: *A hetvenéves Vikár Béla* (Béla Vikár der siebzigjährige). Századunk, 1929.
BALASSA, József: *Vikár Béla.* Magyar Nyelvőr, 1934.
KOROMPAY, Bertalan: *Vikár Béla.* Nyelvtudományi Közlemények, 1950.
KODÁLY, Zoltán: *Emlékezés Vikár Bélára* (Erinnerungen an Béla Vikár). Budapest 1964.

VÖRÖSMARTY, Mihály (Pusztanyék 1800 — Pest 1855):

Lyriker und Dramendichter, der größte ungarische Romantiker, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Erste Gedichte i. J. 1823 erschienen, seit 1825 im ganzen Lande berühmt durch sein Epos über die ungarische Landnahme »Zalán futása« (Flucht des Zalán). Mehrere Epen und zahlreiche lyrische Gedichte. 1827—32 Redakteur der Zeitschrift »Tudományos gyűjtemény«; in den Jahren 1833, 1838, 1841 mit verschiedenen Preisen der Akademie ausgezeichnet. Einer der Begründer der Kisfaludy-Gesellschaft. Mehrere romantische Tragödien. 1837 wurde das neue Nationaltheater mit seinem Drama eröffnet. Politische Aufsätze und theoretische Studien über Dramaturgie. Unbeugsamer Anhänger von Lajos KOSSUTH.

Hauptwerke:
Minden munkái (Sämtliche Werke). I—III. Hrsg: József BAJZA—Ferenc TOLDI. Pest 1833.
Összes munkái (Sämtliche Werke). I—XII. Pest 1884. Hrsg.: Pál GYULAI.

Literatur:
GYULAI, Pál: *Vörösmarty életrajza* (Biographie von Mihály Vörösmarty). Pest 1866.

XÁNTUS, János (Csokonya 1825 — Bp. 1894):

Ethnograph, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Nahm an den ungarischen Freiheitskämpfen teil, wurde bei Érsekújvár gefangen genommen und in die Burg Königgrätz gespeert. 1850 über England in die Vereinigten Staaten geflüchtet, wo er topographische Aufnahmen machte (1853 Texas, 1855 Kansas, 1857 Südkalifornien); sammelte auch zoologisches und botanisches Material für die Smithsonian Institution in Washington. Unternahm 1858—61 meteorologische Beobachtungen auf dem Stillen Ozean. Kehrte 1861 nach Ungarn zurück, reiste aber wegen der damaligen politischen Lage schon im nächsten Jahre in die Vereinigten Staaten zurück, wo er als Sekretär des Marineministeriums in Washington arbeitete; wurde später als Konsul nach Mexiko geschickt. Kehrte 1864 endgültig nach Ungarn zurück. Er nahm an der Gründung des Tiergartens in Pest teil. 1868 nahm er im Auftrag der ungarischen Regierung an einer Expedition nach Südost-Asien teil. Von 1872 Custos der Ethnographischen Abteilung, 1873 Direktor derselben.

Hauptwerke:
Xántus János levelei Északamerikából (Die Briefe von János Xántus aus Nordamerika). Pest 1858.
A közoktatási miniszter megbízásából 1869—70-ben Keletázsiában ... gyűjtött ... népismereti tárgyak leíró sorozata (Beschreibendes Verzeichnis der in den Jahren 1869—70 im Auftrage des Ministers für Kultus und Unterricht in Ostasien gesammelten ethnographischen Gegenstände). Pest 1871.
Vezető a Magyar Nemzeti Múzeum népismereti gyűjteményében (Führer durch die ethnographische Sammlung des Ungarischen Nationalmuseums). Budapest 1874.
Néhány hét Ceylon szigetén (Einige Wochen auf der Insel Ceylon). Budapest 1877.
Úti emlékek Singapore és vidékéről (Reiseerinnerungen an Singapore und seine Umgebung). Győr 1879.
Borneo szigetén (Auf der Insel Borneo). Győr 1879.

Literatur:

MOCSARY, Sándor: *Emlékbeszéd Xántus János levelezőtagról* (Gedenkrede über János Xantus, Korrespondierendes Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften). Budapest 1899.
MADDEN, Henry N.: *Xantus: Hungarian naturalist in the pioneer West.* Paolo Alto 1949.
SÁNDOR, István: *Xantus János.* Acta Ethnographica 1953.
SÁNDOR, István: *Xantus János amerikai néprajzi tanulmányai* (Ethnographische Studien von János Xantus in Amerika) Néprajzi Értesítő 1957.
KÖNNYÜ, László: *John Xantus Hungarian geographer in America.* Köln 1965.

*

ABERCROMBY, John: (Aberdeen, 1780 — Edinbourgh, 1844) Arzt, Philantrope.
AENEAS SYLVIUS (Enea Silvio de Piccolomini, oder PIUS II.) (Corsignano, 1405 — Ancona, 1464). Papst.
ARISTOTELES: (Stagira, Macedonien, ? — Chakis, 384. v. Chr.). griechischer Philosoph.
ASCOLI, Graziadio: (Görz, 1829 — Mailand, 1907). italianischer Philologe.

BAER, Charles Ernest, von: (Estonie, 1792 — Dorpat, 1876): dt. Naturforscher und Reisender.
BAYER, Jean: (Bavière, 1572 — Augsburg, 1625).dt. Astronom.
BENEDICT XIV.: geb: Propero LAMBERTINI (Bologna, 1675 — ebd. 1758). Papst: 1740—58.
BENFEY, Theodor: (Nörten, 1809 — Göttingen, 1881). dt. Sanskritist, Sprach- u. Märchenforscher.
BLUMENBACH, Johann Friedrich: (Gotha, 1752 — Göttingen, 1840) dt. Prof. der Medizin.
BOPP, Franz: (Mainz, 1791 — Berlin, 1867). dt. Sprachforscher.
BURTON, Richard, Francis: (Herford, 1821 — Triest, 1890). engl. Reisender.
BÜCHER, Karl: (bei Linung, 1847 — Leipzig, 1930) dt. Nationalökonom.

CALEPINUS, Ambroise: CALEPINO oder DA-CALE-PIO: (Bergamo, 1435 — ebd. 1511).
CARPINI, Giovanni Plano, de: (bei Perugia, 1182—Antivari, Bar 1252). Franziskanermönch.
CASTREN, Matthias Alexander: (Tervola, 1813 — Helsingfors, 1852). Finn. Sprachforscher u. Ethnologe.
CHAMBERLAIN, Houston Stewart: (Porthmouth, 1855 — Bayreuth, 1927). Schriftsteller, Kulturphilosoph.
CHRISTIAN, VII. (Koppenhagen, 1749 — Rendsburg, 1808). König von Dänemark.
COMENIUS, Amos: Johann: (Niwniz, 1592 — Amsterdam, 1670). Geistlicher u. Volkserziecher, Bischof.
COMPARETTI, Domenico: (Rom, 1835 — Florenz, 1927).
COMTE, Isidore; Marie-Auguste, Françoise-Xavier: (Montpellier, 1798 — Paris, 1857). Begründer der Soziologie. fr. Philosoph.
COX, George William, Sir: (Benares, Indien, 1827 — Walmer, 1902).
CURTIUS, Ernst: (Lübeck, 1814 — Berlin, 1896). dt. Archeologe u. Historiker.

DARWIN, Charles Robert: (Shrewsbury, 1809 — Down, 1882).
DURKHEIM, Emile: (Épinal, 1858 — Paris, 1917). fr. Soziologe.

EDISON, Thomas Alva: (Milan, USA 1847, — West Orange, 1931).
EHRENREICH, Alexander: (Pozsony, 1784 —?, nach 1825).
EICHHORN, Johann Gottfried: (Dörrzimmer, 1752 — Göttingen, 1827). dt. Orientalist u. Geschichtsschreiber.
ENGEL, Jean-Christian: (Lőcse, 1770 — Vienne, 1814). ung. Historiker.
ENGELS, Friedrich: (Bremen, 1820 — London, 1895).

FIRDUSI, Abul-Kászim Manszur: (Sádab, um 940 — ?, ?). persischer Dichter.
FISCHER, Karl: (Darmstadt, 1840 — Helle, 1906). Geschichtsschreiber u. Pädagoge.
FUTTERER, Karl: (Stockach, 1866 — Illenau, 1906). dt. Geologe u. Asienreisender.

GABELENTZ: (Postwitz, 1840 — Berlin, 1893). dt. Sprachforscher.
GRIMM, Jacob: (Hanau, 1785 — Berlin, 1863).

HAGEN, Frederich, Henri von der: (Schmidelberg, 1780 — Berlin. 1856).
HARTMANN, Robert: (Blankenburg, 1832 — Neu-Babelsberg, 1893). dt. Anthropologe u. Ethnograph.
HEDIN, Sven: (Stockholm, 1865 — ebd. 1952). schwedischer Asienforscher.
HELL, Maximilian, — Miksa —: (Selmec, 1720 — Wien, 1892). Jesuit. u. Astrologe.
HERAKLIUS (Heraklios): oströmischer Kaiser. Herrschte von 600 bis 628.
HERBART, Johannes Friedrich: (Oldenburg, 1766 — Göttingen, 1841.)
HERBERSTEIN, Sigmund: (Wippach, 1486 — Vienne, 1566). österr. Baron, Geschichtsschreiber, Schriftsteller u. Diplomat.
HERDER, Johann Gottfried von: (Mohrungen, 1744 — Weimar, 1803.)
HERODOTUS: (Helikarnassos, 485 v. Christ. — Thurii od. Athéne, um 425.) gr. Geschichtsschreiber; »Vater der Geschichte«.
HOMMEL, Fritz: (Ansbach, 1854 — München, 1936). Dt. Orientalist.
INNOCENTIUS, IV.: Papst 1243—54.

IVAN, der Schreckliche, IV., Wassiljewitsch: (?, 1530 — St. Petersburg, 1584). Russischer Zar 1533—84.

JONES, William: (London, 1746 — Kalkutta, 1794). Englischer Orientalist.
JORDANES (Jordanis): (?, um 500 — nach 551, ?). Geschichtsschreiber.
JOSEPH, Karl, Ludwig: (Pozsony, 1833 — Fiume, 1905). Österr. Erzherzog u. ung. Herzog; Heerführer der königl. ung. Armee.

KLAPROTH, Heinrich Julius: (Berlin, 1783 — Paris, 1835.) Deutscher Orientalist u. Reisender.
KOHLER, Reinhold: (Weimar, 1830 — ebd. 1892.) Dt. Literaturhistoriker und Volkskundler.
KROHN, Julius: (Wiborg, 1835 — bei Wiborg, 1888.) Finn. Folklorist.
KTESIAS: lebte um 370 v. Chr., gr. Geschichtsschreiber aus Knydos. Er schrieb — u. a. — die 23 Bücher »Persika«.
KUHN, Adalbert: (Königsberg, 1812 — Berlin, 1881). Dt. Indogermanist und Mythologe. »Vater« der linguistischen Paleontologie.

LABILLARDIÈRE, Jacques-Julian HOUTOU DE: (Alençon, 1755 — Paris, 1834.) Fr. Reisender und Botaniker.
LAVELEY, Emile Louis Victor, baron DE: (Bruges, 1822 — Doyon, 1892.) Soziologe, Nationalökonome.
LEIBNITZ, Gottfried Wilhelm: (Leipzig, 1646 — Hannover, 1716). Philosoph, Matematiker, Physiker, Techniker, Jurist, Geschichts- und Sprachforscher.
LENORMANT, Charles: (Paris, 1802 — Athènes, 1859). Fr. Archeologe, Geschichtsforscher.
LETOURNEAU, Charles Jean Marie: (Auray, 1831 — Paris 1902.) Fr. Anthropologe.

MAINE, Henry Sumner, Sire: (Kelso, 1822 — Cannes, 1888). Engl. Jurist.
METHODIUS von Olympos): (?, ? — um 311). Wahrscheinlich freier christlicher Lehrer (Bischof?), Schriftsteller.
MEYER, Eduard: (Hamburg, 1855 — Berlin, 1930). Historiker.
MIKLOSICH, Franz-Xavier, Ritter, von: (Luttenberg, 1813 — Wien 1891). Begründer der modernen Slawistik.
MORGAN, Lewis Henry: (Aurora, 1818 — Rochester, 1881).
MUNZIGER, Werner: (Olten, 1832 — N-O Ethiopien, 1875). Sprachforscher.
MÜLLER, Friedrich Max: (Dessau, 1823 — Oxford, 1900).

OESTERLEY, Charles Frederic Guillaume: (Göttingen, 1805 — Hannover, 1891). Dt. Maler
ONCKEN, Wilhelm: (Heidelberg, 1838 — Giessen, 1905). Dt. Historiker.

PALACKÝ, František: (Hotzendorf, 1798. — Prag, 1876). Tschech. Historiker und Politiker.
PASSARGE, Siegfried: (Königsberg, 1867 — Bremen, 1958). Dt. Geograph.
PAULUS, Diakonus: (?, um 720 —?, um 797). Geschichtsschreiber.
PERCY, Thomas: (Bridgenorth, 1729 — Dromore, 1811).
PESCHEL, Oskar: (Dresden, 1826 — Leipzig, 1875). Dt. Geograph.
PETRARCA (Petrazzo FRANCESCO): (Arezzo, 1304 — bei Padua, 1374). Ital. Dichter, Humanist u. Philologe.
POST, Albot Hermann: (Breneb, 1839 — ebd. 1895.) Dt. Jurist.
PRZEWALSKIJ, Nikolai Michail (Kimborovo, 1839 — Karakol [heute Przewalsk], 1888). Russ. General u. Asienforscher.
PUCHTA, Georg Friedrich: (Cadolzburg, 1798 — Berlin, 1846). Dt. Jurist.

RADLOFF, Wilhelm, Wasilii Wasiliewitsch: (Berlin, 1837 — Petrograd, 1918).
RASTISLAW (Rostislav): Fürst des Großmährischen Reiches. Starb um 870.
RECLUS, Elisée: (Sainte Foy la Grande, 1830 — Thorhout, 1905). Fr. Geograph.
RUDBECK, Olav: (Vasteras, 1630 — Uppsala, 1702). Schw. Botaniker, Geschichtsforscher, Mediziner.

SARTORIUS, — Freiherr von Waltershausen —, Wolfgang: (Göttingen, 1809 — ebd. 1876). Dt. Geologe und Professor.
SCHAFARIK, Paul Joseph: (Kobelarowa, 1795 — Prag, 1861). Tschech. Archäologe u. Philologe.
SCHLÖZER, August Ludwig: (Gaggstadt, 1735 — Göttingen, 1809). dt. Historiker.
SCHOTT, Wilhelm: (Mayence, 1807 — Berlin, 1889). Dt. Orientalist.
SCHUCHARD, Hugo: (Gotha, 1842 — Graz, 1922). Österr. Sprachforscher.
SCHULLERUS, Adolf: (Fogaras, 1864 — Hermannstadt, 1928). Evang. Theologe, Germanist u. Volkskundler.

SCOTT, Walter Sire: (Edinbourg, 1771 — bei Melrose, 1832). Schottischer Dichter.
SMIRNOFF, Ivan Nikolaiewitsch: (Arina, 1856 — Kazan, 1904).
SPENCER, Herbert: (Derby, 1820 — Brighton, 1903).
STEINTHAL, Heymann: (Gröbzig, 1823 — Berlin, 1899). Dt. Sprachforscher u. Philosoph.
SWATOPLUK: Fürst des Großmährischen Reiches. Starb um 894.

VESPUCCI, Amerigo: (Florence, 1451 — Seville, 1512). Ital. Seefahrer. Auch in spanischem Dienst.
VITRUV (Vitruvius POLLIO): Militärtechniker u. Ingenieur in der Zeit von CAESAR und AUGUSTUS.

WELSKER, Frederic Theophil: (Grunberg, 1784 — Bonn, 1866). Dt. Archeologe u. Philologe.
WESSELOFSKY, Aleksandr Nikolaiewitsch: (Moskau, 1838 — St. Petersburg, 1906). Russ. Literaturhistoriker. Begründer der anthropologischen Forschung.
WLASSICS Gyula, Baron (Zalaegerszeg, 1852 — Budapest 1924). Ung. Politiker.
WUNDT, Wilhelm: (Neckerau, 1832 — bei Leipzig, 1920). Dt. Ethnologe.

Ursprünglicher Erscheinungsort der Studien

ALMÁSY, György: Zentralasien, die Urheimat der Turkvölker. In: Keleti Szemle, 1901. 179—207. pp.

HERMANN, Antal: Als Vorwort. In: Ethnol. Mitteilungen aus Ungarn. 1887. 1—6. pp.
HERMANN, Antal: Die ethnographische Gestaltung der Bevölkerung Ungarns. In: Ethnol. Mitteilungen aus Ungarn. 1896. 74—80. pp.
HUNFALVY, Pál: Ethnographie von Ungarn. Bp. 1887. XI—XIII; 29—35 und 375—378. pp.
HUNFALVY, Pál: Die ungarische Sprachwissenschaft. (Historischer Überblick). In: Literarische Berichte aus Ungarn. 1887. 75—106. pp.

JANKÓ, János: A magyar halászat fejlődésének története. (Geschichte der Entwicklung der magyarischen Fischerei.) In: A magyar halászat eredete (ZICHY Jenő gr. előzetes beszámolójával); ZICHY Jenő gr. harmadik ázsiai utazása. I. Bp.—Leipzig. 1900.

KATONA, Lajos: Allgemeine Charakteristik der magyarischen Folklore. In: Ethnol. Mitteilungen aus Ungarn. 1887. 7—12. pp.
KATONA, Lajos: Ethnographia, Ethnologia, Folklore. In: Ethnol. Mitteilungen aus Ungarn. 1891. 43—51 és 244—253. pp.
KATONA, Lajos: Die Literatur der magyarischen Volksmärchen. In: Keleti Szemle. 1901. 138—143 und 283—289. pp.
KELETI, Károly: Die Volkszählung vom Jahre 1880 und deren Ergebnisse in Ungarn. In: Ungarische Revue. 1881. 113—139. pp.
KONT, Ignác: Der Ursprung der Dorfgemeinschaft. In: Ungarische Revue. 1881. 251—258. pp.
KUNOS, Ignác—MUNKÁCSY Bernát: Notre programme. In: Keleti Szemle. 1900. 6—12. pp.

MUNKÁCSY, Bernát: Bericht über meine Linguistische Studienreise im Lande der Wogulen. In: Ungarische Revue. 1889. 370—399 és 588—611. pp.

PULSZKY, Ágost: The Societies in History In: Theory of Law and Civil Society. London, 1888.

SOMLÓ, Bódog: Polemische Bemerkungen und Ergebnisse. In: Der Güterverkehr in der Urgesellschaft (SOMLÓ). Bruxelles—Leipzig—Paris. 1909. 153—178. pp.

TAGÁNYI, Károly: Geschichte der Feldgemeinschaft in Ungarn. In: Ungarische Revue. 1895. 103—127. pp.

VIKÁR, Béla: Le recueil phonographique des chansons en Hongrie. In: Ethnol. Mitteilungen aus Ungarn. 1907. 5—8. pp.

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Tomus 27 (1—4), pp. 415—422

DAS ECHO AUF DIE »ETHNOLOGISCHEN MITTEILUNGEN AUS UNGARN« IN DER ZEITGENÖSSISCHEN AUSLÄNDISCHEN PRESSE

1. Jahresbericht für Germanische Philologie, IX. (1887) 113—114:

Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. Zeitschrift für die Volkskunde der Bewohner Ungarns und seiner Nebenländer. Redigiert und herausgegeben von Prof. dr. Anton Herrmann. 1. Jahrg., 1. Heft. Budapest, Selbstverlag. 123 sp. fol. 2 m.

Das neue Unternehmen will die Volksüberlieferungen der verschiedenen in Ungarn vereinigten Nationen sammeln und auch die Nachbarländer in Betracht ziehen. Das erste Heft zeigt ein reiches und verständig aufgefaßtes Material von Märchen, Sagen, Volksliedern, Gebräuchen usw. in phonetischer Wiedergabe mit deutscher Übersetzung. Namentlich der Herausgeber zeigt sich in der weitschichtigen Literatur der europäischen Volkskunde sehr belesen (vgl. unten no. 241). Aus den deutsche Überlieferungen betreffenden Artikeln nenne ich noch: s. 84 f. *E. Stodola,* Kinderpredigt (Ofen). 85 *E. Lindner,* Segen (Zips).

2. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 3. Deutsches Literaturblatt,. Nr. 138 1888. München, Freitag, 18. Mai. 2020. p.:

Gustav Meyer:

Eine neue Zeitschrift für Volkskunde

Bei verschiedenen Gelegenheiten habe ich in diesen Blättern meinem Bedauern darüber Ausdruck zu geben, daß keine deutsche Zeitschrift vorhanden ist, welche speziell der Volkskunde gewidmet ist. Fast alle anderen Lande Europas, auch kleinere, sind uns darin voraus. Nun ist eine im Erscheinen begriffen, aber — in Ungarn. Dieses Nachbarland, wo die Kisfaludy-Gesellschaft seit langem auch in dieser Hinsicht wohltätig wirkt, ist uns nun sogar mit der Herausgabe einer folkloristischen Zeitschrift in deutscher Sprache zuvorgekommen. Man hat von ihr, obwohl bereits zwei reichhaltige Hefte vorliegen, bei uns noch kaum Notiz genommen. Und doch verdient sie warme Teilnahme im höchsten Grad. Sie ist die Schöpfung eines unbemittelten Privatmannes. Ohne Unterstützung einer Akademie oder einer gelehrten Gesellschaft nur durch die Uneigennützigkeit eines Druckereibesitzers gefördert hat ein Privatmann dieses Unternehmen ins Leben gerufen. Er schickt die Zeitschrift gratis an alle Ethnologen, deren Adressen ihm zugänglich sind, nur von öffentlichen Anstalten wünscht und erwartet er, daß sie auf dieselbe abonnieren. Das ist eine ideale Auffassung der Wissenschaft, wie sie am Ende des 19. Jahrhunderts nicht allzu häufig ist, ich fürchte nur, der Zeitschrift wird deshalb kein allzu langes Leben beschieden sein.

Die »Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn. Zeitschrift für die Volkskunde der Bewohner Ungarns und seiner Nebenländer. Redigiert und herausgegeben von Prof. Dr. Anton Herrmann« bieten in ihren zwei bis jetzt vorliegenden Heften ungemein viel des Merkwürdigen und Interessanten. Ungarn ist ja, bei dem bunten Völkergemisch, das

hier neben und durch einander lebt, ein ungewöhnlich dankbarer Boden für den vergleichenden Ethnologen. Die Zusammenstellung »heimischer Völkerstimmen«, welche jedes der beiden Hefte bringt, umfaßt Volkslieder der Ungarn, Spaniolen, Rumänen, Deutschen, Wenden, Rutenen, Slowaken, Serben, Kroaten, Zigeuner, Italiener. Dabei sind die Armenier nicht mit berücksichtigt, welchen eine Mitteilung über eine armenische Hochzeit gewidmet ist. Mit den Deutschen beschäftigen sich Aufsätze über das deutsche Weihnachtsspiel unter den Zipsern, über das Sebastianspiel, über die Herkunft der Székler. Das Slawentum ist ferner durch bosnische Lieder vertreten, welche die HH. J. S. Krauss und J. v. Asboth mitgeteilt haben, sowie durch Beiträge zum serbischen Vampyrglauben. Hr. v. Wlislocki steuert aus seinen reichen Sammlungen Zauber- und Besprechungsformel der transsylvanischen und südungarischen Zigeuner mit. Andere Beiträge gehen von der blossen Mitteilung von Material weiter zur vergleichenden Behandlung desselben, so besonders die Beiträge zur Vergleichung der Volkspoesie vom Herausgeber, welche einige in der Volksdichtung besonders beliebte Themata mit ausgedehnter Belesenheit durch eine große Anzahl von Literaturen verfolgen. Auch die noch nicht vollendete Besprechung der von Frau Emmy Schreck übersetzten finnischen Märchen von Hrn. Dr. Katona in Fünfkirchen bringt, besonders aus magyarischen Quellen, inhaltsreiche vergleichende Bemerkungen. Auch der einleitende Aufsatz desselben vielversprechenden jungen Gelehrten »Allgemeine Charakteristik des magyarischen Folklore«, ist reich an neuen und fruchtbaren Gesichtspunkten.

Eine Übersicht über den Inhalt einschlägiger und verwandter Zeitschriften Ungarns und der anderen Länder, die mit den zunehmenden Verbindungen des Herausgebers gewiß noch vollständiger werden wird, sowie bibliographische Beigaben erhöhen den Wert der »Ethnologischen Mitteilungen«. Hier ist die Einteilung getroffen, daß über den Inhalt ungarischer Zeitschriften in deutscher Sprache berichtet wird, während über diejenigen ausländischer Blätter in einem ungarischen Beiblatt den Landsleuten des Herausgebers Mitteilung gemacht wird. Die Beifügung dieses in ungarischer Sprache geschriebenen, wenig umfangreichen Beiblattes ist wohl eine Konzession an die nationale Empfindlichkeit der Magyaren. Die internationale Wissenschaft kann es Hrn. Professor Herrmann nicht genug Dank wissen, daß er für seine Zeitschrift eine Sprache gewählt hat, auf deren Kenntnis er bei allen Folkloristen mit einer gewissen Berechtigung rechnen darf. Von solcher vorurteilslosen Anwendung einer unserer Kultursprachen, zu welchen ich vorläufig außer Deutsch immer bloß noch Englisch, Französisch und Italienisch rechne, kann man am sichersten Heilung der volapükistischen Epidemie erwarten. Mir scheint Volapük die bornierten Nationalitätsschranken, statt sie niederzuwerfen, nur noch mehr zu befestigen.

Man verzeihe, daß ich die ernsthafte Empfehlung eines wertvollen Unternehmens durch die Anspielung auf etwas durchaus nicht Ernsthaftes entstellt habe. Die »Ethnologischen Mitteilungen« sind auch in Deutschland allseitiger Teilnahme wert, möge sie ihnen wenigstens in dem Maße zuteil werden, daß der Herausgeber einige Ermutigung zur Fortführung seiner Arbeit findet.

(Graz)

3. **Deutsches Literaturblatt**, Gotha. 11. Jg. No. 9. 26. Mai 1888. 42. p.:

Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. Wenn ich mir gestatte, über eine neue ungarisch—deutsche Zeitschr. ausführlicher zu berichten, so möge die hohe Bedeutung dieses Unternehmens mich rechtfertigen. Professor Herrmann in Budapest, einer der tüchtigsten ungarländischen Ethnologen, ging schon lange mit dem Plane um, eine Zeitschrift für die Fachkreise des Auslandes herauszugeben, welche die Hauptaufgabe haben sollte, »die Kenntnis des vaterländischen 'Folklore', der so bedeutsamen und wichtigen Offenbarungen der Volksseele heimischer Völkerschaften zu ermitteln«. Selbstverständlich ist die Zeitung in deutscher Sprache redigiert, und es kann nach dem Erscheinen der ersten reichhaltigen Nummer mit bestem Wissen und Gewissen gesagt werden, daß der gelehrte Herausgeber und Leiter der »Ethnologischen Mitteilungen« den höchsten Erwartungen entsprochen; ja selbst das Laienpublikum könnte mit größtem Interesse den Äußerungen der Volksseele lauschen, wie sie uns hier geboten werden. Der Verf. stellt sich die Aufgabe vor allem charakteristische und bedeutende ungedruckte Erzeugnisse der Volksdichtung (Lieder, Balladen, Sprüche) in kritisch redigiertem mundartlichem Text der betreffenden Originalsprache samt deutscher Übersetzung zu bringen, sowie

Verdeutschung besonders vorzüglicher Volksdichtungen überhaupt, Volksüberlieferungen, Volksglauben und Gebräuche, auf Ungarn Bezügliches in der Dichtung und Tradition anderer Völker. Ferner: Dialektstudien (besonders über die weniger bekannten Mundarten der Zigeuner, Armenier, Bulgaren, Wenden, Albanesen, Móczen usw.), Ethnologie der Völker, die einst hier gelebt haben, in vergleichender Behandlung, Bibliographie und kritische Besprechung der ungarischen und der auf Ungarn bezüglichen ausländischen neuen und älteren ethnologischen Literatur. Auch Proben aus solchen Werken heimischer Kunstdichter, in denen sich die Volksseele besonders unmittelbar und der eigentlichen Volkspoesie kongenial offenbart, Musikbeilagen (unedierte Original-Volksmelodien, Sing- und Tanzweisen) und so bald als möglich erläuternde Illustrationen sollen gegeben werden. Das Programm ist ein reichhaltiges, ein schönes; und auf die Frage, ob auch die Durchführung eine entsprechende sein wird, gibt uns die erste Nummer die befriedigendste Antwort, aus deren Inhalt wir noch einiges mitteilen: Allgem. Charakteristik des magyarischen Folklore; Beiträge zur Vergleichung der Volkspoesie; Märchenhort; Der Mond im ungar. Volksglauben; Über den Ursprung der rumänischen Sprache; Finnische Märchen; Sammlungen rutenischer Volkslieder; Zauber- und Besprechungsformeln der transsylvanischen Zigeuner; Das geistliche Weihnachtsspiel unter den Zipser Deutschen; Heimische Völkerstimmen (Ung., Rum., Dtsch, Wendisch, Rutenisch, Slowakisch, Serbisch — mit entsprechenden deutschen Übersetzungen) usw. Ein herzliches Glück auf! dem schönen Unternehmen.

(K. Schrattenthal)

4. The Saturday Review, Aug. 11. 1888. 177—178. pp. No. 1711. Vol. 66. (Registered for transmission abroad.)

Hebrew-spanish songs

The Ethnologische Mittheilungen, edited and published by Professor Dr. Anton Hermann in Budapest, is far more attractive to the general reader than its title would indicate, since it is chiefly filled with folklore of the most varied kinds from the German, Hungarian, Slavonian, Gipsy, Roumain, and other races of the Austrian Empire, which is said to include tribes or communities speaking fourteen languages. Among other contributions, not the least interesting are songs of the Spaniolen, or Spanish Jews, of whom a few small settlements exist in Southern Hungary . . .

5. Mélusine. Revue de Mythologie, littérature populaire, traditions et usages. Fondée par Henri Gaidoz et E. Rolland 1877—1887. Dirigée par Henri Gaidoz. Tome IV. no. 9. 1888. sept. 5. 210—211 pp.:

Nous saisissons cette occasion pour annoncer l'apparition de deux autres revues de folklore. L'un d'entre elles est particulièrement la bienvenue: ce sont les Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn que M. Anton Hermann publie à Buda—Pest cette revue est, comme la revue américaine, une publication considérable par son cadre et ses matériaux, et elle nous ouvre aussi tout un monde, l'Europe orientale représentée presque entière dans l'état composite de la Couronne de Saint Étienne. M. Hermann donne dans sa revue un nombre considérable de matériaux dans les diverses langues des peuples de la Hongrie, avec traduction allemande, et, souvent, il les groupe comme nous par «enquête», ce qui en augmente l'intérêt. Il donne en même temps, au point de vue de l'ethnographie et du folklore, le sommaire des revues, qui paraissent en Hongrie, et nous avons constaté, non sans quelque surprise, que nos études sont poursuivies en Hongrie avec la plus grande activité. Malheureusement presque tout cela est écrit dans les langues qui nous sont inaccessibles, et nous ne pouvons que regretter l'abandon de l'ancienne langue scientifique et internationale, le latin. Aussi souhaitons-nous succès et longue vie à l'excellente revue de M. Anton Hermann, qui nous fera connaître, par l'intermédiaire de l'allemand, une partie de ces trésors.

H. Gaidoz

6. Deutsche Literaturzeitung, 1889. Nr. 6. 9. Febr. 206. p.: *Ethnologische Mitteilungen* aus Ungarn.

Der durch zahlreiche ethnologische und folkloristische Arbeiten bekannte und verdiente Herausg. hat mit dieser Zeitschrift den großen Schritt gemacht, zum ersten Male der wissenschaftlichen Welt zu zeigen, ein wie reichhaltiges und dankbares Gebiet auch die europäische Ethnologie darstellt, wenn man nur versteht so recht ins volle Menschenleben zu greifen. Allerdings gibt es auch wenig Länder, in denen dieses Menschenleben so vielgestaltig und interessant ist, als gerade Ungarn mit seinen Zigeunern, Ruthenen, Rumänen, Serben, Slowaken, Zipser und anderen Deutschen, Spaniolen und Wenden. Dem kühnen Unternehmen wollen wir das beste Gedeihen und vor allem jenes Maß von öffentlicher und staatlicher Unterstützung wünschen, dessen jede ähnliche Zeitschrift zu gedeinlicher Entwicklung bedarf.

7. Litterarischer Merkur, Kritisches und bibliographisches Wochenblatt. IX. Jg. Nr. 25., 22. Juni 1889. Weimar:

Um ein halbes Jahr älter als Dr. Veckenstädts Zeitschrift* sind die »Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn«. Zeitschrift für die Volkskunde der Bewohner Ungarns und seiner Nebenländer. Redigiert und herausgegeben von Prof. Dr. Anton Herrmann. I. 1887. II. 1888. Budapest Atilla utcza 47. Herrmann beschränkt sich wohl auf ein engeres Gebiet als Veckenstädt, doch die Mittel und die Ziele sind dieselben. Und wie unendlich reiche Ausbeute gewährt das Völkergemisch des weiten Ungarlandes für die ethnographische Forschung! Diese Zeitschrift ist im Ungarlande und von der gesamten ausländischen Fachpresse mit ungeteiltem Beifalle aufgenommen worden. In Ungarn hat Herrmann einen geradezu kolossalen Erfolg errungen, indem er eine Gesellschaft für Völkerkunde in Budapest zu Stande brachte, die im ersten Monate ihres Bestehens schon über fünfhundert Mitglieder zählte. Hier haben sich die glänzendsten Namen versammelt, Männer die auch im Auslande als Forscher geschätzt werden. Herrmanns Zeitschrift entspricht, wie es sich zeigt einem wirklichen Bedürfnisse. Der Hauptteil der Zeitschrift ist deutsch, der kleine Schlußteil magyarisch. Die Zweisprachigkeit ist eine Konzession an den ungarischen Patriotismus. Obwohl ich selber ein ungarischer Bürger bin, kann ich diese Nachgiebigkeit nicht billigen. Eine internationale Wissenschaft muß sich immer und unbedingt einer Weltsprache als Mediums bedienen.

Der Inhalt der Herrmann'schen Zeitschrift ist so wertvoll und reich, daß ich in Verlegenheit geraten würde, müßte ich hier jedes einzelne Stück besonders anzeigen. Auf drei Arbeiten mache ich aber namentlich aufmerksam, auf die: Allgemeine Charakteristik des magyarischen Folklore von L. Katona, auf die vier Beiträge zur Vergleichung der Volkspoesie (I. Und wenn der Himmel papieren wär'! II. Liebesprobe. III. Liebe wider Freundschaft und IV. Vergiftung) von Herrmann auf die: Zauber- und Besprechungsformeln der transsilvanischen und ungarischen Zigeuner von H. von Wlislocki. Eine Spezialität der Zeitschrift bilden die: Heimischen Völkerstimmen (ungarische, spaniolische, rumänische, deutsche, wendische, ruthenische, slowakische, kroatische, serbische und zigeunerische lyrische Volkslieder). Das ist eine Sammlung der lieblichst duftenden und farbenprächtigsten Blüten im Zaubergarten der Volksseele.

Fasse ich mein Urteil über beide Zeitschriften zusammen, so muß ich gestehen, daß sie den besten ausländischen Fachzeitschriften für Volkskunde in jeder Hinsicht als ebenbürtig an die Seite gestellt werden dürfen und daß beide dem gesteckten Ziele: die Wissenschaft der Volkskunde auf deutschem Boden zu neuer Blüte und neuem Gedeihen emporzuheben, im vollsten Maße und mit dem ernsten Rüstzeug der Forschung glücklich zustreben und das Ziel auch erreichen werden. (Dr. Fr. S. Krauß)

8. Neue Freie Presse, Wien, Mittwoch, 4. Oct. 1893. No. 10 459. S. 4.:

— In unserer mit literarischen Festschriften so freigebigen Zeit kann es nicht überraschen, daß sich Leute finden, die eine Zeitschrift herausgeben, von der jede Nummer eine Festnummer ist, oder besser, so genannt zu werden verdient. Freilich müssen

* Zeitschrift für Volkskunde. Leipzig.

außerordentlich günstige Umstände zusammenwirken um dies auf die Dauer durchzuführen. Dies trifft tatsächlich bei den »Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn« zu, einer Zeitschrift für die Völkerkunde Ungarn und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder, die unter dem Protektorate und der Mitwirkung des Herrn Erzherzog Joseph erscheint und von Prof. Dr. Anton Herrmann in Budapest redigiert und herausgegeben wird. Wir halten uns berechtigt, zu behaupten, daß der eigentliche Redakteur der Ethnologischen Mitteilungen der Herr Erzherzog selber ist; denn erstens ist er ein geschulter Ethnograph und Sprachgelehrter von Bedeutung und in seinem Spezialfache, im »Gypsy Lore« der Zigeuner-Erforschung international als Autor anerkannt, und zweitens konnte es nur ihm wie noch Niemandem vorher, selbst keiner Gesellschaft, endlich gelingen, die ausgezeichnetsten und gediegensten Ethnographen und Folkloristen Österreich—Ungarns zu einträchtlicher Arbeit an einem Unternehmen zu vereinigen. Ethnographen sind meist von einem stolzen Selbstbewußtsein erfüllt, das an Unverträglichkeit streift, und dazu von einer Empfindlichkeit, die an die Blume Noli me tangere erinnert. Diesmal fanden sich alle Häupter zusammen. H. Vámbéry, I. Goldziher, F. S. Krauß, Aurél v. Török, L. Katona, H. Wlislocki, B. Munkácsi, G. Kunos, K. Pápai, L. Kálmány, A. M. Marienescu, L. Rethy und A. Herrmann, nebst noch einigen Anderen. Redaktionsmitglieder sind H. v. Wlislocki, Katona, v. Török und Krauß. Erzherzog Joseph eröffnet mit einem 5 Seiten umfassenden Aufsatze: »Mitteilungen über die in Alcsut angesiedelten Zeltzigeuner«, den Reigen vortrefflicher Einzelstudien. In gedrängter Kürze, gleichsam Auszüge aus einem großen Werke darbietend, werden uns da ausgezeichnete Nachrichten, sachverständige und neue Beobachtungen über das Volkstum der Zigeuner in ihrem Übergange vom Vagantenleben zur bäuerlicher Seßhaftigkeit zugeführt. Dieser Beitrag würde jeder ethnographischen Zeitschrift zur Zierde gereichen. An zweiter Stelle behandelt v. Török den paläolithischen Fund aus Miskolc und die Frage des diluvischen Menschen in Ungarn, indem er hierbei die bisherigen Methoden prähistorischer Forschung einer zersetzenden Kritik unterzieht. Inhaltlich viel Neues und formell viel Anziehendes enthalten die darauf folgenden »Neuen Beiträge« zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen des fleißigen und hochverdienten Zigeunerkenners H. v. Wlislocki. Der scharfsinnige Ethnograph der Südslawen, der Pfadfinder unter den Folkloristen, F. S. Krauß, der auch der Satiriker unter den Ethnographen ist, liefert an vierter Stelle ein bulgarisches Guslarenlied aus Bosnien über König Matthias und Peter Geréb. Es ist dies auch ein wertvoller Beitrag zur Geschichte Ungarns; die den serbischen Text des Liedes begleitende Verdeutschung ist prächtig und würdig der gehaltvollen Einleitung. Diese Artikel werden im zweiten Hefte fortgesetzt, das ferner noch folgende Studien bringt: v. Munkácsi: Über die heidnische Religion der Wogulen; v. Kálmány: Kosmogonie in der magyarischen Volksüberlieferung; Pápai: Südostjakische Heldensage; Szongott: Märchen Siebenbürger Armenier; Jannsen: Estnische Volksmärchen; Sztanko: Ungarische Volksweisen; Versényi: Deutsche Kinderreime und unter anderm auch eine äußerst merkwürdige, von A. Herrmann mitgeteilte Zigeunersage aus neuerer Zeit, welcher der Herr Erzherzog Joseph von der mythenbildenden Zigeunerphantasie einverleibt worden ist. Es ist dies wieder einmal ein klassisches Beispiel, daß die Gesetze, nach welchem Mythen entstehen, ihre fortzeugende Kraft unter gegebenen Verhältnissen immer betätigen. Einer redaktionellen Mitteilung zufolge soll sich die Zeitschrift unter anderen auch zu einem Organ internationaler Zigeunerkunde ausgestalten. Es sind hinreichende Bürgschaften vorhanden, daß auch dieser Teil des erweiterten Programmes eine wissenschaftlich befriedigende Erledigung erlangen wird.

9. AM UR-QUELL (Monatschrift für Volkskunde) Hrsg. von Friedrich S. Krauß. IV. Band. VI. Heft. 1893. Hamburg. 151—2.:

Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. Geben wir uns keiner Selbsttäuschung hin, sondern gestehen wir es offen und unumwunden ein, daß Volkskunde noch gegenwärtig in Europa eine der unpopulärsten und am wenigsten beachteten Wissenschaften ist. Die Ursache ist leicht herauszufinden. Die Volkskunde hat bisher weder Würden noch Auszeichnungen und Pfünden schon gar nicht zu verteilen. Sie ist trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Stoffe, die unmittelbar dem Leben entnommen sind, eine gar trockene Disziplin, zumal da ihr Vorwurf immer und immer nur das »Volk« ist, das noch vor wenigen Jahrzehnten den privilegierten Klassen gegenüber nur für eine Nulle angesehen wurde. Die Volksforscher sind sozusagen die Sozialdemokraten in der Wissenschaft. Sie sind die

Neuerer, die Umstürzler, die Zweifler, die »dilettantischen« Vielwisser, die Verächter der schulmäßigen »historischen Kritik«, sie sind Naturwissenschaftler, die sich nicht entblöden, den Herrn der Schöpfung, den Menschen, so zu betrachten, wie man sonst nur die Tierwelt in ihrem Leben und Treiben beobachtet und beschreibt. Es kling daher gleich einer wunderbaren Mähr, daß ein Mitglied unseres höchsten Herrscherhauses an unseren Bestrebungen innigsten Anteil nimmt, der mit landüblichem Protektorate nicht verwechselt werden darf. Seine K. und K. Hoheit, der Herr Erzherzog Josef ist, wie keiner sonst, ein echter Volkforscher und Spezialist auf dem Gebiete der Sprache und des Volkstums der Zigeuner, die er nicht bloß zu erforschen, sondern auch sozial zu heben bemüht ist. Für die Pflege der Volkskunde im Ungarlande ist Seiner Hoheit wissenschaftliche Richtung ein Glück zu nennen. Daß die Ethnol. Mitteilungen unseres Freundes Prof. Herrmanns neu aufleben, ist auch nur der Huld Seiner Hoheit zu verdanken. Und diese Zeitschrift verdiente eine Weiterführung. Zu ihrer Empfehlung verfaßte Se. Hoheit »Mitteilungen über die in Alcsut angesiedelten Zeltzigeuner«, die in einfacher Zwangslosigkeit eine Reihe vortrefflicher Beobachtungen darbieten. An zweiter Stelle bespricht von Török, ein gewiegter Anthropolog, den paläolithischen Fund aus Miskolc und die Frage des diluvischen Menschen in Ungarn (eine bedeutsame Kritik bisheriger Methode); darauf folgen vom Mitredakteur Dr. von Wlislocki Beiträge zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen (recht reichhaltig und belehrend) und vom Referenten ein seltsames bulgarisches Guslarenlied aus Bosnien, das die Schlacht am Rabfluß behandelt. Zum Schluß vom Herausgeber ein lat. Dokument zur Geschichte der Zigeuner und Besprechungen von Wlislocki, Katona und Herrmann. Der Anfang ist vielverheißend. Jetzt, wo wir ungarische Folkloristen einen Führer haben, werden wir auf der betretenen Bahn beharrlich vorwärts schreiten.

KRAUSS

10. Dreptotea, 1894. febr. 21.: auf einer Zeitungsausschmitt ohne Nummer

»Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn«.

Din interesanta revista pentru istoria popoarelor Ungariei şi totodata organ pentru istoria generala a ţiganilor, a aparut brosura a 5—6 pro August 1893. Aceasta revista scoasa la indemnul şi sub protecţiunea Alteţii Sale Archiduceloisic şi redigeta şi edata de prof. Dr. Anton Hermann in Budapesta, este din cele mai interesante.

11. Herrn Prof. Dr. A. HERRMANN,
Direktor der Zeitschrift
Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn

Roma, 20 Giulio 1893

Egregio Signore,

Prima di pubblicare un'opera sulle voci o gridate dei venditori ambulanti e sui ciarlatani odierni di Roma che sto per terminare, vorrei corredarla di note e raffronti colle voci e coi ciarlatani di altri luoghi e di altri tempi.

Fo pieno calcolo sulla Sua squisita bonta e sul sagace interessamento che Ella prende a qualunque cosa possa venire in aiuto degli studie e Le sarei veramente grato, se Ella volesse darmi notizia di libri, stampe, voci manoscritti ecc., che potessero giovarmi all'uopo. Quanto ai libri e ai manoscritti La prego volermi dare le indicazioni che mi permetto notare qui solto.

Perdoni il disturbo e con ringraziamenti anticipati
Mi creda

Suo
Giulio Canestrelli
Sottobibliotecario della Biblioteca
Vittorio Emanuele.

12. H. HUBSCHMANN, Universitätsprofessor, Straßburg. 18. Sept. 1894.

Verehrter Herr Professor!

Von dem Orientalistenkongresse in Paris zurückkehrend finde ich hier den 5. Band der Ethnologischen Mitteilungen vor und beeile mich Ihnen für die Übersendung meinen wärmsten Dank auszusprechen. Ich konnte erst flüchtig darin herumblättern, bin aber erstaunt über die Reichhaltigkeit und Fülle des hier gebotenen. Mich hat manches interessiert, sprachlich am meisten das Armenische und die deutschen Volksdialekte, sachlich am meisten Ihre Abhandlung über die ethnographische Gestaltung der Bevölkerung Ungarns. Welche Menge interessanter Nationalitäten birgt ihr Land in sich! Kein Wunder, daß hier die ethnologische Forschung blüht, die ja nur das tägliche Leben des eigenen Volkes zu beobachten braucht, während sie bei uns in die Ferne schweifen muß. *Ein* Bedauern habe ich nur allen diesen Dingen gegenüber: daß ich als Laie kein sicheres Urteil darüber habe und nie recht weiß, was richtig und falsch, was zu behalten oder zu vergessen ist. Denn so nahe sich Linguistik und Ethnologie stehen, so ist doch der reine Linguist noch längst nicht Ethnolog und umgekehrt. Doch danke ich immerhin für die Unterhaltung und Anregung, die das Werk mir gewährt und werde mich sehr freuen, wenn ich einmal ... etwas zur Förderung Ihrer Bestrebungen tun könnte.

Inzwischen mit bestem Dank und vorzüglicher Hochachtung,
Ihr ergebener

H. Hubschmann

13. Zeitschrift für Ethnologie, 1896. S. 56.: Max Bartels.

Die unter der Redaktion von Anton Herrmann stehenden Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn haben sich in ihren drei ersten Bänden eine solche Anerkennung der Fachkreise erworben, daß es überflüssig erscheinen möchte, auf sie hier noch einmal hinzuweisen, wenn nicht über der hohen Protektion, deren sie sich jetzt zu erfreuen haben, mit dem neuen Band, dessen Hefte 1—10 bereits erschienen sind, sich wichtige Neuerungen vollzogen hätten ...

Eine reiche Zahl von Abbildungen, zum Teil auf besonderen Tafeln, ist der Zeitschrift beigegeben. Sie bieten ein reiches volkskundliches Material. Wir wünschen der Zeitschrift in dem neuen Gewande ein rüstiges Fortschreiten und einen weiten Leserkreis. Mögen sich unsere Freunde in Rußland ein Beispiel daran nehmen und auch ihre wichtigen Arbeiten aus der Landessprache wenigstens in Auszügen einer der vier Hauptsprachen Europas weiteren Kreisen zugänglich machen.

14. Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. No. 108. Samstag, 12. Sept. Abends. 1903. 434—435.:

... Bei der Jugend der anthropologischen und ethnologischen Wissenschaften ist es die erste Aufgabe und auch noch weiter, obgleich das 19. Jahrhundert in dieser Beziehung mit großem Eifer und Fleiß gesammelt hat, eine der Hauptaufgaben, das Material für die wissenschaftliche Bearbeitung zusammenzutragen. Wenn auch unser Erfahrungsinhalt auf anthropologischem, ethnographischem und urgeschichtlichem Gebiete bereits ein derartiger ist, daß er allgemeine Schlüsse gestattet, so bleibt doch noch viel zu tun übrig, und große Verdienste kann sich hier die Lokalforschung erwerben. Ein Unternehmen, das derartigen Bestrebungen in sehr beachtenswerter Weise Vorschub leistet und viel wertvolles Material in seinen Spalten aufgespeichert hat, sind die seit 1887 in Budapest erscheinenden: *Ethnographischen Mitteilungen aus Ungarn.*

Die Zeitschrift, die von ihrem Leiter, der als Forscher auf dem Gebiete sich eines bedeutenden Rufes und eines weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgehenden Ansehens zu erfreuen hat, auch seinerzeit ins Leben gerufen worden ist und seither in

zwanglosen Heften erschienen ist, hat es gegenwärtig bis zur 5. Lieferung des 6. Bandes gebracht. Bei der Masse von Stoff soll in Zukunft das Tempo des Erscheinens der Zeitschrift beschleunigt und diese von nun an regelmäßiger herausgegeben werden. Das interessante und wertvolle Material, das Ungarn und Siebenbürgen mit seinen Nebenländern in so reichem Maße bietet, den Fachkreisen des Auslandes bekannt zu geben, ist vor allen Dingen die Aufgabe, die sich die Zeitschrift gestellt hat, was man nur mit Dank anerkennen muß. In erster Linie steht die »Volkskunde«, die man so recht in deutschem Selbstbewußtsein mit dem schönen barbarischen Namen »Folklore« zu bezeichnen liebt, stehen die bedeutsamen und wichtigen Offenbarungen der Volksseele der zahlreichen Völkerschaften des betreffenden Gebietes, die ebenso mongoloider wie negroider Abstammung sind, uralaltaischer wie arischer Herkunft, magyarischen und slawischen, wie germanischen und romanischen Blutes. Hier ist die Zeitschrift vor allen Dingen bestrebt, zuverlässiges und charakteristisches Material zu sammeln und mitzuteilen, dann wünscht sie aber auch aus idealen, völkerbeglückenden Beweggründen, wie der Herausgeber hervorhebt: »die brüderliche Eintracht, die gegenseitige Sympathie, Liebe und Achtung der Volksstämme Ungarns zu fördern, indem sie in einer allen Gebildeten des Reiches verständlichen Sprache des Poetische, das Edle und Ideale in jeder Volksseele hervorhebt und darauf hinweist, daß alle Volkszweige dieses durch die heilige Stefanskrone beschirmten Vaterlandes durch die Jahrhunderte der gemeinsamen geographischen und historischen Verhältnisse und der intimsten Wechselwirkungen zum Teil noch ethnologisch verflochten, sich zu einer im Völkerwalde deutlich abgegrenzten, mächtig grünenden, zusammenstrebenden Baumkrone vereinigen.« Auch für Ungarn ist es höchste Zeit, daß das volkskundliche Material gesammelt und dem Studium gesichert werde, denn viele wertvolle Äußerungen der Volksseele sind bereits durch die Kultur unwiederbringlich verloren gegangen und der »Dampfpflug der Civilisation« rodet immer mehr davon aus, so daß es auch hier, wie überall auf unserem kleinen Planeten, die höchste Zeit ist, die letzten Reste den kommenden Generationen zu erhalten. Ist der Stoff erst gesichert, dann bleibt immer noch Zeit, ihn zu sichten und zu erläutern. Bei der großen Bedeutung Ungarns und Siebenbürgens für die Urgeschichte soll auch hinfür besondere Rücksicht auf die prähistorische Forschung gelegt, und die Ergebnisse dieser in besonderen, zwanglosen Heften zur Mitteilung gelangen.

INHALT

G. Zsigmond: Einleitung 3
P. Hunfalvy: Ethnographie von Ungarn 21
P. Hunfalvy: Die ungarische Sprachwissenschaft 33
K. Keleti: Die Volkszählung vom Jahre 1880 und deren Ergebnisse in Ungarn 57
J. Schwicker: Die Bevölkerung von Budapest 73
A. Herrmann: Als Vorwort 83
L. Katona: Allgemeine Charakteristik des magyarischen Folklore 89
P. Hunfalvy: Über die ungarische Fischerei 95
J. Jankó: Geschichte der Entwicklung der magyarischen Fischerei 107
A. Herrmann: Die ethnographische Gestaltung der Bevölkerung Ungarns 135
B. Munkácsi: Bericht über meine linguistische Studienreise im Lande der Wogulen 151
L. Katona: Ethnographie, Ethnologie, Folklore 201
B. Vikár: Über meine Studienreise in Finnland 219
J. Jankó: Die ethnographische Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums 223
I. Kunos—B. Munkácsi: Notre programme 237
L. Katona: Die Literatur der magyarischen Volksmärchen 243
Gy. Almásy: Zentralasien, die Urheimat der Turkvölker 253
B. Vikár: Le recueil phonographique des chansons populaires en Hongrie 275
A. Pulszky: The Societies in History 279
I. Kont: Der Ursprung der Dorfgemeinschaft 333
K. Tagányi: Geschichte der Feldgemeinschaft in Ungarn 341
B. Somló: Der Güterverkehr in der Urgesellschaft 365
Biographische Daten 387
Ursprünglicher Erscheinungsort der Studien 414
F. Winkler: Das Echo auf die »Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn« in der zeitgenössischen ausländischen Presse 415

Printed in Hungary

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója
A kézirat nyomdába érkezett: 1978. I. 16.

Műszaki szerkesztő: Botyánszky Pál
Terjedelem: 37 (A/5) ív

78.5392 Akadémiai Nyomda, Budapest – Felelős vezető: Bernát György

The Acta Ethnographica publish papers on ethnographical subjects in English, German, French and Russian.

The Acta Ethnographica appear in four parts of varying size, making up volumes of 400 to 500 pages. In general, one volume appears yearly.

Manuscripts should be addressed to

Acta Ethnographica, Budapest 502, Postafiók 24.

Correspondence with the editors or publishers should be sent to the same address.

Subscription: $ 36.00 a volume.

Orders may be placed with "Kultura" Foreign Trading Company (1389 Budapest 62, P.O.B 149. Account No. 218-10990) or its representatives abroad.

Les Acta Ethnographica paraissent en français, allemand, anglais et russe et publient des mémoires du domaine des sciences ethnographiques.

Les Acta Ethnographica sont publiés sous forme de cahiers qui seront réunis en volumes de 400 à 500 pages. Il parait, en général, un volume par an.

Les manuscrits doivent être à l'adresse suivante:

Acta Ethnographica, Budapest 502, Postafiók 24.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement: $ 36.00 par volume.

On peut s'abonner à l'Enterprise du Commerce Extérieur « Kultura » (1389 Budapest 62, P.O.B. 149. Compte-courant No. 218-10990) ou chez représentants à l'étranger.

«*Acta Ethnographica*» издает трактаты по области этнографической науки на русском, немецком, английском и французском языках.

«*Acta Ethnographica*» выходят в брошюрах переменного объема (12—15 печатных листов), несколько выпусков объединяются в одном томе.

Ежегодно предвидено издание одного тома.

Предназначенные для публикации авторские рукописи следует направлять по адресу:

Acta Ethnographica, Budapest 502, Postafiók 24.

По этому адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации. Подписная цена — $ 36.00 за том.

Заказы принимает предприятие по внешней торговле «Kultura» (1389 Budapest 62, P.O.B. 149. Счет банка № 218—10990) или его заграничные представительства и уполномоченные.

Reviews of the Hungarian Academy of Sciences are obtainable at the following addresses:

AUSTRALIA
C.B.D. LIBRARY AND SUBSCRIPTION SERVICE, Box 4886, G.P.O., *Sydney N.S.W. 2001*
COSMOS BOOKSHOP, 135 Auckland Street, *St. Kilda (Melbourne), Victoria 3182*

AUSTRIA
GLOBUS, Höchstädtplatz 3, *1200 Wien XX*

BELGIUM
OFFICE INTERNATIONAL DE LIBRAIRIE, 30 Avenue Marnix, *1050 Bruxelles*
LIBRAIRIE DU MONDE ENTIER, 162 Rue du Midi, *1000 Bruxelles*

BULGARIA
HEMUS, Bulvar Ruszki 6, *Sofia*

CANADA
PANNONIA BOOKS, P.O. Box 1017, Postal Station "B", *Toronto, Ontario M5T 2T8*

CHINA
CNPICOR, Periodical Department, P.O. Box 50, *Peking*

CZECHOSLOVAKIA
MAD'ARSKÁ KULTURA, Národní třida 22, *115 66 Praha*
PNS DOVOZ TISKU, Vinohradská 46, *Praha 2*
PNS DOVOZ TLAČE, *Bratislava 2*

DENMARK
EJNAR MUNKSGAARD, Norregade 6, *1165 Copenhagen*

FINLAND
AKATEEMINEN KIRJAKAUPPA, P.O. Box 128, *SF-00101 Helsinki 10*

FRANCE
EUROPERIODIQUES S. A., 31 Avenue de Versailles, *78170 La Celle St.-Cloud*
LIBRAIRIE LAVOISIER, 11 rue Lavoisier, *75008 Paris*
OFFICE INTERNATIONAL DE DOCUMENTATION ET LIBRAIRIE, 38 rue Gay-Lussac, *75240 Paris Cedex 05*

GERMAN DEMOCRATIC REPUBLIC
HAUS DER UNGARISCHEN KULTUR, Karl-Liebknecht-Strasse 9, *DDR-102 Berlin*
DEUTSCHE POST, ZEITUNGSVERTRIEBSAMT, Strasse der Pariser Kommüne 3—4, *DDR-104 Berlin*

GERMAN FEDERAL REPUBLIC
KUNST UND WISSEN, ERICH BIEBER, Postfach 46, *7000 Stuttgart 1*

GREAT BRITAIN
BLACKWELL'S PERIODICALS DIVISION, Hythe Bridge Street, *Oxford OX1 2ET*
BUMPUS, HALDANE AND MAXWELL LTD., Cowper Works, *Olney, Bucks MK46 4BN*
COLLET'S HOLDINGS LTD., Denington Estate, *Wellingborough, Northants NN8 2QT*
WM. DAWSON AND SONS LTD., Cannon House, *Folkestone, Kent CT19 5EE*
H. K. LEWIS AND CO., 146 Gower Street, *London WC1E 6BS*

GREECE
KOSTARAKIS BROTHERS, International Booksellers, 2 Hippokratous Street, *Athens-143*

HOLLAND
MEULENHOFF-BRUNA B.V., Beulingstraat 2, *Amsterdam*
MARTINUS NIJHOFF B.V., Lange Voorhout 9—11, *Den Haag*
SWETS SUBSCRIPTION SERVICE, 347b Heereweg, *Lisse*

INDIA
ALLIED PUBLISHING PRIVATE LTD., 13/14 Asaf Ali Road, *New Delhi 110001*
150 B-6 Mount Road, *Madras 600002*
INTERNATIONAL BOOK HOUSE PVT. LTD., Madame Cama Road, *Bombay 400039*
THE STATE TRADING CORPORATION OF INDIA LTD., Books Import Division, Chandralok, 36 Janpath, *New Delhi 110001*

ITALY
EUGENIO CARLUCCI, P.O. Box 252, *70100 Bari*
INTERSCIENTIA, Via Mazzé 28, *10149 Torino*
LIBRERIA COMMISSIONARIA SANSONI, Via Lamarmora 45, *50121 Firenze*
SANTO VANASIA, Via M. Macchi 58, *20124 Milano*
D. E. A., Via Lima 28, *00198 Roma*

JAPAN
KINOKUNIYA BOOK-STORE CO. LTD., 17-7 Shinjuku-ku 3 chome, Shinjuku-ku, *Tokyo 160-91*
MARUZEN COMPANY LTD., Book Department, P.O. Box 5056 Tokyo International, *Tokyo 100-31*
NAUKA LTD., IMPORT DEPARTMENT, 2-30-19 Minami Ikebukuro, Toshima-ku, *Tokyo 171*

KOREA
CHULPANMUL, *Phenjan*

NORWAY
TANUM-CAMMERMEYER, Karl Johansgatan 41—43, *1000 Oslo*

POLAND
WĘGIERSKI INSTYTUT KULTURY, Marszałkowska 80, *Warszawa*
CKP I W ul. Towarowa 28 *00-958 Warsaw*

ROUMANIA
D. E. P., *Bucureşti*
ROMLIBRI, Str. Biserica Amzei 7, *Bucureşti*

SOVIET UNION
SOJUZPETCHATJ — IMPORT, *Moscow*
and the post offices in each town
MEZHDUNARODNAYA KNIGA, *Moscow G-200*

SPAIN
DIAZ DE SANTOS, Lagasca 95, *Madrid 3*

SWEDEN
ALMQVIST AND WIKSELL, Gamla Brogatan 26, *101 20 Stockholm*
GUMPERTS UNIVERSITETSBOKHANDEL AB, Box 346, *401 25 Göteborg 1*

SWITZERLAND
KARGER LIBRI AG, Petersgraben 41, *4011 Basel*

USA
EBSCO SUBSCRIPTION SERVICES, P.O. Box 1943, *Birmingham, Alabama 35201*
F. W. FAXON COMPANY, INC., 15 Southwest Park, *Westwood, Mass, 02090*
THE MOORE-COTTRELL SUBSCRIPTION AGENCIES, *North Cohocton, N. Y. 14868*
READ-MORE PUBLICATIONS, INC., 140 Cedar Street, *New York, N. Y. 10006*
STECHERT-MACMILLAN, INC., 7250 Westfield Avenue, *Pennsauken N. J. 08110*

VIETNAM
XUNHASABA, 32, Hai Ba Trung, *Hanoi*

YUGOSLAVIA
JUGOSLAVENSKA KNJIGA, Terazije 27, *Beograd*
FORUM, Vojvode Mišiča 1, *21000 Novi Sad*

31. I. 1979 HU ISSN 0001—5628 Index: 26.009